Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises

An Hand der Schriften Ernst Moritz Arndts

und

gleichzeitlicher wie neuerer Parallelbelege

dargestellt

von

Dr. Kurt Heckscher

*

In zwei Teilen

Martin Riegel, Verlag, Hamburg
1925

Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises

An Hand der Schriften Ernst Moritz Arndts

und

gleichzeitlicher wie neuerer Parallelbelege

dargestellt

von

Dr. Kurt Heckscher

*

Erster Teil

Darstellung an Hand der Schriften Ernst Moritz Arndts

Martin Riegel, Verlag, Hamburg
1925

Alle Rechte vorbehalten
einschließlich des Uebersetzungsrechts
Copyright 1925
by Martin Riegel / Hamburg 13

*

Druck von Lehmann & Bernhard
Schönberg (Mecklb.)

Meinen Eltern
zum Dank

Abkürzungen der benutzten Arndtschen Schriften

Da wir eine kritische Gesamtausgabe der Werke Arndts nicht besitzen, mußten die Originalausgaben herangezogen werden. Bei Schriften, die in mehreren Auflagen herausgekommen sind, wurde auf die Ausgabe letzter Hand zurückgegangen. Die im „Wächter" und den „Schriften" gesammelten Einzelwerke wurden in diesen benutzt. Hinsichtlich der Gedichte mußten, da die „Vollständige Sammlung" von 1860 nur etwa zwei Drittel der Gedichte Arndts enthält (Lange 139), bei solchen, die nicht in ihr enthalten sind, die älteren Sammlungen benutzt werden. Für die nicht immer leichte Beschaffung des Materials bin ich der Staats- und Universitätsbibliothek zu Hamburg zu Dank verpflichtet.

AA Ansichten und Aussichten der Teutschen Geschichte. Erster Theil. Leipzig 1814.
AS Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache. Rostock und Leipzig 1805.
B Blütenlese aus Altem und Neuem. Leipzig 1857.
BE Blätter der Erinnerung, meistens um und aus der Paulskirche in Frankfurt. Leipzig 1849.
BF Briefe an Freunde. Altona 1810.
BfF Briefe an eine Freundin. Hrg. von Eduard Langenberg. Berlin 1878.
BfM Briefe an Johanna Motherby von Wilh. v. Humboldt und Ernst Moritz Arndt. Hrg. von Heinrich Meisner. Leipzig 1893.
BfMG Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild in Briefen. Hrg. v. Heinr. Meisner und Rob. Geerds. Berlin 1898.
BL Nothgedrungener Bericht aus seinem Leben und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe. 2 Teile. Leipzig 1847.
BS Über den Bauernstand und über seine Stellvertretung im Staate. Berlin 1815.
Bst Der Bauernstand, politisch betrachtet. Berlin 1810.
BW Beherzigungen vor dem Wiener Kongreß von X Y Z. o. O. 1814.
BZ Blick aus der Zeit auf die Zeit. Germanien 1814.
ChT Christliches und Türkisches. Stuttgart 1828.
Diss Dissertatio Historico — Philosophica, sistens, momenta quaedam, quibus status civilis contra Russovii et aliorum comenta defendi posse videtur . . . Gryphiae 1800.

EBL Zwei Worte über die Entstehung und Bestimmung der Teutschen Legion. o. O. 1813.

EG Entwurf einer teutschen Gesellschaft. Frankfurt a. M. 1814.

Erg Erinnerungen aus dem äußeren Leben. 2. Aufl. Leipzig 1840.

ES Erinnerungen aus Schweden. Eine Weihnachtsgabe. Berlin 1818.

FA Einige leichte Bemerkungen zu Cäsars und Tacitus Berichten über die Feldordnung und den Ackerbau der alten Germanen; in Adolf Schmidt, Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Bd. 3, S. 231—255. Berlin 1845.

FkT Fantasien für ein künftiges Teutschland. Von E. v. S. Hrg. von Ernst Moritz Arndt. Frankfurt a. M. 1815.

FL Ernst Moritz Arndts ungedruckte Fragmente über Leben und Kunst. Hrg. von Heinrich Meisner in Deutsche Revue 23, Bd. 4, 1898, S. 203—221.

FM Fragmente über Menschenbildung. Erster und zweiter Theil Altona 1805. Dritter Theil Altona 1819.

FR Ein menschliches Wort über die Freiheit der alten Republiken Greifswald 1800.

G Gedichte. Vollständige Sammlung. Berlin 1860.

G 1803 Gedichte. Greifswald 1803 (bei J. H. Eckhardt).

G 1818 Gedichte. Zwei Teile. Frankfurt a. M. 1818.

G 1843 Gedichte. Der neuen Ausgabe zweite vermehrte Auflage. Leipzig 1843.

GB Über den kriegerischen Geist der Böhmen, wie er sich in verschiedenen Epochen wirksam bewiesen hat. Prag 1813.

GE Germanien und Europa. Altona 1803.

Germ Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation . . . Eingeführt durch Ernst Moritz Arndt. Leipzig 1851.

GK Grundlinien einer teutschen Kriegsordnung. o. O. 1813.

GL Geistliche Lieder. Berlin 1855.

GlSt Die Glocke der Stunde in drei Zügen. Neue veränderte Auflage. o. O. 1813.

GN Grundgesetz der Natur von Diderot, nebst einer Zugabe von Ernst Moritz Arndt. Leipzig 1846. [Zugabe Arndts S. 191—403.]

GV Geschichte der Veränderung der bäuerlichen und herrschaftlichen Verhältnisse in dem vormaligen Schwedischen Pommern und Rügen vom Jahr 1806 bis zum Jahr 1816. Berlin 1817.

GZ Geist der Zeit. Erster Theil. Dritte Auflage. o. O. 1815. Zweiter Theil. Zweite veränderte Auflage. London 1813. Dritter Theil. London 1813. Vierter Theil. Berlin 1818.

HH Vom nordischen Hausbau und Hausgeist. Ein Schreiben an Herrn Geheimen Justiz-Rath Michelsen. Jena 1857.

HK Einleitung zu historischen Karakterschilderungen. Berlin 1810.

KE Kurze und wahrhaftige Erzählung von Napoleon Bonapartes verderblichen Anschlägen . . . Leipzig 1813.

Krbl Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Hamburg 1877 ff.

KS Kleine Sprachbemerkungen aus und zu Büchern. In Rheinisches Museum Jg. 2, S. 484—498. Bonn 1828.

LA Das Leben eines evangelischen Predigers, des Christian Gottfried Aßmann, Pastors zu Hagen in Vorpommern. Hrg. von Ernst Moritz Arndt. Bonn 1834.

LL Was bedeutet Landsturm und Landwehr? o. O. und J. [1813.]

Ma Gedichte aus Ernst Moritz Arndts Manchermaion. In Mitteilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin 1895/96. S. 73—126.

MJ Mährchen und Jugenderinnerungen. Erster Theil. Zweite Ausgabe. Berlin 1842. Zweiter Theil. Berlin 1843.

N Nebenstunden. Leipzig 1826.

NK Der Nordische Kontrolleur. o. O. 1808.

NWF Noch ein Wort über die Franzosen und über uns. o. O. 1814.

PG Pro Populo germanico. Berlin 1854.

R Reisen durch einen Theil Teutschlands, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799. Erster bis dritter Teil Leipzig 1801; vierter und fünfter Teil Leipzig 1802; sechster Teil Leipzig 1803.

RAW Rhein- und Ahr-Wanderungen. Zweite Ausgabe der Wanderungen aus und um Godesberg. Bonn 1846.

RM Ueber Preussens Rheinische Mark und über Bundesfestungen. o. O. 1815.

RrAu Die rheinischen ritterbürtigen Autonomen. Leipzig 1844.

RS Reise durch Schweden im Jahre 1804. Vier Teile. Berlin 1806.

S Ernst Moritz Arndts Schriften für und an seine lieben Deutschen. Erster bis dritter Teil Leipzig 1845. Vierter Teil Berlin 1855.

SG Schwedische Geschichten unter Gustav dem Dritten, vorzüglich aber unter Gustav Adolf dem Vierten. Leipzig 1839.

T Das Turnwesen, nebst einem Anhang. Leipzig 1842.

Tg Tagesblatt der Geschichte. Hrg. von Ernst Moritz Arndt und Fr. Lange. 1. Jg. o. O. 1815.

U Mehrere Überschriften nebst einer Zugabe zum Wendtschen Musenalmanach für 1832. Leipzig 1831.

VD Das verjüngte oder vielmehr das zu verjüngende Deutschland. Bonn 1848.

VEF Über das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa. o. O. 1813.

VGL Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Berlin 1803.

Vl Volkslieder. Handschrift der Litteraturarchivgesellschaft zu Berlin.

VV Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Leipzig 1843.

W Der Wächter. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. Erster und zweiter Band Köln 1815. Dritter Band Köln 1816.

WK Von dem Wort und dem Kirchenliede, nebst geistlichen Liedern. Bonn 1819.

WS Winke aus germanischen Sprachen, Gebräuchen und Gesetzen. In Rheinisches Museum, Jg. 2, S. 242—252, 344—366. Bonn 1828.

WW Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinr. Karl Friedr. von Stein. Dritter unveränderter Abdruck. Berlin 1869.

I. Einleitung

Volkskunde ist die Wissenschaft von der Volksseele. Ihre Aufgabe ist es, die seelischen Grundlagen der volkstümlichen Lebensformen auf geistigem und gegenständlichem Gebiet zu erschließen. Aus den Gestaltungen der Volksseele, ihren Form gewordenen Emanationen muß sie die Formkraft selbst ergründen.[1])

Die einzelnen Teilgebiete der Volkskunde sind also von um so größerem Wert für die Erkenntnis der Volksseele, je weniger Widerstand in ihnen dem volksseelischen Formwillen entgegengesetzt wird, je reiner sie ihn verkörpern. Es sind gleichsam Ringflächen, die sich konzentrisch um den Mittelpunkt, die Volksseele selbst, legen. Am reinsten offenbart sie sich im Volkscharakter, dem, zumeist umweltlich bedingten, Verhältnis der Volksseele zum Leben. Geistige Hemmungen treten ihrer Ausformung im volkstümlichen Glauben, den Beziehungen der Volksseele zur übersinnlichen Welt, und in der volkstümlichen Sitte, ihren Beziehungen zum Nächsten und zur Gemeinschaft, entgegen. Geistig-substantieller Art sind die Hemmungen, die sich der Auswirkung der Volksseele in Volkssprache und Volksdichtung, ihrer Einkörperung in den Formstoff des Wortes, rein substantieller Art diejenigen, die sich in den ergologischen Formungen ihr entgegensetzen.

Die Volkskunde ist eine historische Wissenschaft. Ihr Gegenstand sind nicht nur die Volksgüter der Gegenwart, sondern auch deren Entstehung und geschichtliche Entwicklung: sie ist die Wissenschaft von der Geschichte der Volksseele. Ihre Entwicklung besteht in der nach konstanten Normen erfolgenden Auseinandersetzung des rassisch bedingten volksindividuellen Kräftekomplexes mit geistes- und sachgeschichtlichen Einströmungen.

Ein historischer Querschnitt durch die Entwicklung der germanischen Volksseele, eine Darstellung der volkstümlichen Lebensformen des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts möchte die vorliegende Arbeit sein: der volksseelischen Gestaltungen, wie sie sich in einem Manne, wie kaum in einem zweiten seiner Zeit so rein und klar spiegeln, in Ernst Moritz Arndt. Mußte Goethe, der feine Patriziersohn, in eine andere Welt hinabsteigen, um, Zeitströmungen und einem universalen, alles umspannenden Triebe nach Erkenntnis seelischen Lebens folgend, dem warmen Ton volkstümlicher Klänge zu lauschen, so war die Welt des kleinen Volkes die Sphäre, der Arndt schon durch Geburt und Herkommen angehörte. Er, der Sohn eines Freigelassenen, der einem Stamm entsprossen war, welcher „unter anderm niedrigen Menschengesträuch ganz tief unten an der Erde stand“ (Erg 2), dessen Vater „der Sohn eines unterthänigen Schäfers“

(Erg 3), dessen Mutter „die Tochter eines kleinen Ackerbesitzers und Landkrügers" war (Erg 5), der sich noch im späten Alter mit Wehmut der „ersehnten leuchtenden Abendröthen" erinnerte, wo er seine Kuhherde „fröhlich in den Hof trieb" (Erg 12), hatte auf dem verhältnismäßig kulturentlegenen Rügen eine Kindheit durchlebt, die eine tiefe Liebe zum kleinen Volke und ein inniges Verständnis für seine Welt in ihn gepflanzt hat. Herkunft und Kindheit waren entscheidend für sein ganzes späteres Leben: die Liebe zum Volk hat ihn nie verlassen. „Ich bin geboren aus dem kleinen Volke, dicht an der Erde, nicht edel nicht hoch, aber wohl geboren und glücklich geboren, weil ich mich nicht von und unter den Schlechtesten geboren glaube. Schicksal, Sinn und Gemüth haben mich nun zu dem kleinen Volke gestellt und unten an der Erde festgehalten, weil es mir in den Furchen, wo die Lerchen wohnen und auffliegen, heimlicher und traulicher gedäucht hat als in den Räumen, wo die Adler über den Hochgebornen und Edelgebornen und Hochedelgebornen hinschweben" (HK 47). In einem Brief des Jahres 1814, im Alter also von 45 Jahren, schrieb er: „Je mehr ich die Nichtigkeit und die Eitelkeit der Menschen und aller irdischen Dinge sehe und lerne, desto lebhafter wird oft der Wunsch, in einer Bauernhütte und in Bauernkleidern den Rest meiner Tage zu verleben" (BfM 170). Wo immer er Äußerungen des volkstümlichen Lebens gegenübertrat, zeigt sich diese warme Liebe zum Kleinen und Kleinsten. Er faßte sie immer mit den zarten Händen des Fühlenden, nie mit den kalten des Wissenden, wie etwa Voß ihnen gegenüber die vornehme Reserve des Rationalisten bewahrte. Nie zeigt sich ein mitleidiges Lächeln über das „rückständige Volk", noch viel weniger der Spott der Illuminaten, denen er mit harten Worten entgegentritt, weil sie dem Volke sein Schönstes in seinem Aberglauben zu nehmen trachten, immer fühlt er sich heimisch in der Welt der Kleinen, immer fühlt er das warme Herz des Volkes, das in seinen Gestaltungen schlägt, das fest und innig mit ihnen verwoben ist, dem sie mehr sind als tote Form. Immer hat er die Achtung vor ihnen als vor etwas Ehrwürdig-Altem, Bodenständig-Gewordenem.

Betrachten wir die Quellen, aus denen Arndts Kenntnis der volkstümlichen Lebensäußerungen geflossen ist, so steht an erster Stelle das Erlebnis. Sehr vieles hat er in seiner Kindheit in sich aufgenommen, wie das Volk seine Überlieferungen erhält, aus dem täglichen Umgang mit dem Nächsten, unbewußt, unreflektierend. So all das Viele und Kleine, das die Gedanken des kleinen Volkes täglich erfüllt, seine Handlungen täglich bestimmt, dessen Quelle, da sie ihm selbst nicht bewußt ist, Arndt nicht angibt. So sind ferner die Märchen „größtenteils in frühester Jugend aus dem lebendigen Munde älterer Menschen von mir gewonnen und erlebt" (MJ I Vorrede), von der „witten Fru to Löbnitz" erzählte Arndts „selige Moder, se hedd se mal schemern sehn" (MJ II 82), anderes hörte er von einer „jungen hübschen Dirne von 15 Jahren auf der Kuhweide" (S III 495), die meisten seiner Märchen hat er aus dem Munde der Hofleute seines Vaters, wie die Geschichte von den Neun Bergen bei Rambin „unser alter Statthalter zu Grabitz, Hinrich Vierk . . . erzählt hat" (MJ I 135), dem ebenfalls „Der Wiedehopf" (MJ I 357) und „Das schneeweiße Hühn-

chen" (MJ II 219) nacherzählt sind. Auch sonst weiß Hinrich Bierk viel von „Abentheuern der Edelleute und Pastöre der umliegenden Kirchspiele" zu erzählen (S III 495). Der zweite Teil seiner „Mährchen und Jugenderinnerungen" sind „Fabeln und Geschichten van Jochen Eigen Johann Geese un Mackers in Kindshagen" (II 3). Von der „alten Burg bei Löbnitz" erzählt der Gärtner Benzin nach Jochen Eigen (II 324), die Geschichte vom Rattenkönig Birlibi „Balzer Tiews aus Preseke . . . ein Knecht, der auf meines Vaters Hof diente, als ich acht, neun Jahre alt war" (I 299), nicht weniges verdankt er auch Paul Beck, dem er ein kleines biographisches Denkmal gesetzt hat (S III 549 ff.).

Neben diese Erkenntnisquelle der volksmäßig unreflektierenden Aneignung tritt die des bewußten Schauens auf Wanderungen und Reisen. In den Jahren 1798 bis 99 unternahm er seine große Reise durch Süddeutschland, Österreich, über Wien, durch Ungarn, die Alpen, Oberitalien, Frankreich, Belgien, den Rhein herauf; 1804 seine Reise durch den skandinavischen Norden; die napoleonischen Kriege trieben ihn durch Schlesien nach Rußland; manche Wanderung brachten ihm seine Besuche auf den nassauischen Gütern des Freiherrn von Stein; von Bonn aus unternahm er seine „Rhein- und Ahr-Wanderungen". Das beste Rüstzeug für diese Reisen brachte er aus seiner Jugend mit. Überall hatte er ein offenes Auge für volkstümliche Kulturmittel, ein offenes Ohr für volkstümliche Geistesformen, überall achtete er besonders auf Wesen und Geistesart des Volkes. Für das letztere war Arndt in sehr hohem Maße befähigt, und seine Äußerungen über den Volkscharakter der einzelnen Länder und Gegenden sind so fein und scharf gesehen, so lebenswarm und liebevoll einfühlend, wie es selten zu finden sein wird.[2]) Arndt selbst war sich dessen wohl bewußt und betrachtete diese Fähigkeit als etwas sein Wesen, seine Art Kennzeichnendes. Als er nach langer Ruhepause den Bonner Lehrstuhl wieder bestieg, las er über vergleichende Völkergeschichte; und als seine Studenten ihn um etwas Eigenes als Erinnerungszeichen baten, arbeitete er diese Vorlesungen aus zu seinem „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" (VV Vorrede). „Gott hat mir, wie die Leute meinen, ein gutes Gesicht gegeben, die verschiedenen Kreaturen von einander zu unterscheiden und die bezeichnenden Karaktere der Thiere und Menschen leicht aufzufassen und zu schildern. Er hat mir auch den Trieb gegeben, dies zu thun. Ich habe namentlich in den kleinen Schattenrissen zur Völkergeschichte diesen Trieb spielen und walten lassen" (S IV 285). „Ich hatte von jeher viel Reitz und Lust mir die verschiedenen Geschlechter der vielsprachigen Menschen zu betrachten" (WW 46). „Wie neblicht und träumerisch es auch oft in meiner inneren Welt aussah, für die äußeren Dinge hat mir Gott den klaren Blick und leichten Verstand verliehen, und ich habe nimmer schwer gehabt, Schwarz und Weiß und schwarze und weiße Menschen zu unterscheiden" (Erg 328). So hat Arndt auf seiner Reise von 1798 bis 99 „die Dinge, Menschen und Völker dieser Welt sehen und erkennen lernen" (Erg 78); die Rheinlande hat er durchstreift als „sinniger Wanderer, der sich Gottes und seiner Werke freuen und die Geschichten Sitten und Weisen der Menschen lernen will" (RAW 153). Den Norden

wollte er „nicht bloß durchfliegen, sondern auch sehen und hören, und den Zufall oft . . . zum Herrn haben, durch welchen man etwas zu sehen und zu hören bekömmt“ (RS I 15). Deshalb reiste er auch nicht, wie es das 18. Jahrhundert zur Erziehung für nötig hielt, als „Standesperson“, sondern er ging, wo immer er konnte, zu Fuß. „O, es geht keine Lust und Freiheit über die Lust und Freiheit des Fußgängers; und wer die Sitten, Arten und Weisen der Menschen recht erkunden will, soll, wo Wüsten und Räuber es ihm nicht verbieten, nimmer anders pilgern. Wer in Kutschen mit Vieren dahergefahren kommt, schließt den Leuten den Mund oder öffnet ihn nur dem Lügner oder Schmeichler; dem Fußgänger aber gehört die Welt, er ist des Bauers und Bürgers Gleicher und jeder steht ihm Rede und gewinnt ihm Rede an, und so wird ihm auch die Lust, durch die Gefühle und Gedanken der Menschen frei durchzuspazieren“ (Erg 227). So ist er immer mit dem kleinen Volke als mit seinesgleichen umgegangen, in mancher schwedischen Bauernhütte hat er den einfachen Leuten durch freies, offenes, liebevolles Wesen Herz und Mund geöffnet, mancher schwedische Skutsbonde hat ihm zutraulich seine Reimlein vorgesungen, seine Erlebnisse im Wald und an Flüssen mit gespenstischen Wesen erzählt. Wie in Schweden, hat er auch in der Eifel „mit den lieben freundlichen Bewohnern des Landes herzig und vertraulich leben gelernt“ (RAW 219). Kehrte er bei seinesgleichen ein, so hat er auch dort das Volk zu erkunden gesucht. In Eifeler Pastorenhäusern hat er „über Land Volk und Art und Sitte des Volks manche liebe Kunde gelernt“ (RAW 205). So hat er sich, wo immer er sein Augenmerk auf bestimmte Volksschichten richtete, in deren Welt hineinzufinden gewußt. „Wenn ich nicht immer wie ein großer Herr gereiset bin, so habe ich wie ein Mensch gelebt, bald hoch, bald niedrig und verdanke diesem vielleicht, allenthalben die Menschen aller Klassen nicht bloß durch die Brille zu erkennen“ (BfMG 34).

Die dritte Quelle volkskundlichen Wissens fließt Arndt aus seinen historischen Studien zu. Schon als junger Greifswalder Adjunkt wandte er sich durch seine Beschäftigung mit der Leibeigenschaft in seinem Vaterlande den Verhältnissen der unteren Schichten zu, in seinen späteren politischen Tagesschriften sucht er immer wieder seine Tendenzen durch Hinweis auf die Zustände des kleinen Volkes in Vergangenheit und Gegenwart, auf die deutsche Eigenart, die sich fremden Kultureinströmungen gegenüber immer wieder behauptet, zu erhärten. Sein Kampf gegen Napoleon ist getragen von diesem völkischen Boden. In Landen, die noch nicht von einer alles gleichmachenden „Kultur“ verdorben sind, findet er immer wieder, wie sich alte und älteste germanische Zustände, die die Geschichte überliefert, in Glaube, Sitte, Sage und Sachgut erhalten haben; so auf seiner Heimatinsel, so in Westfalen, so in Schweden, so auf den entlegenen Orkney- und Shetlandsinseln. „Allenthalben findet sich noch viel ehrwürdiges Altes, wodurch dunkele Stellen unserer Geschichte hie und da gelichtet werden könnten, in Sprache und Sitte der Menschen verdeutet und vergessen“ (WS 242). Wie Cäsar und Tacitus es beschrieben, so sehen wir „die Art und das Wesen dieser Völker noch heute in einer unverkennbaren Ähnlichkeit. Es ist ein eignes Ding um das Gemeine und Gewöhn-

liche der verschiedenen Völkerschaften und ihrer Stämme, und wer dieses Gemeine und Gewöhnliche auch sehen kann und gern erkunden mag, wer von dem Hause der Scheune und dem Viehstall, von dem Pfluge und der Egge, ja wer von dem Rock und der Mütze eines Volkes anfängt und so von dem Kleinen aufsteigt, der versteht auch das Höhere und Geheime zu begreifen und zu deuten. Ich erinnere für die unsrigen nur an Augen, wie Möser und Niebuhr sie hatten" (FA 249).

So erklärt sich die Fülle volkskundlichen Materials, das sich in Arndts zahlreichen Schriften verstreut findet. Die Grenze, die der Stoff sich selbst zieht, ist die des germanischen Kulturkreises. Wo er diese Grenze überschreitet, sei es nach Rußland hin, nach Oberitalien, nach Frankreich, wurden die Belege, insofern sie mit der Entwicklung germanischer Kultur verwandte Primitivzustände darstellen oder wo sie sich als gegensätzlich germanischem Wesen und damit zur Erhellung desselben als von Wert erwiesen, mit in die Darstellung hineingezogen. Sie möchte auf Grund des aus Arndts Schriften beizubringenden Materials unter Zuhilfenahme gleichzeitlicher Quellen zumeist lexikographischer und ethnographischer Art, den landschaftlichen Wörterbüchern und Reisebeschreibungen, Quellen, deren erstere volkskundlich wenig, die letzteren fast gar nicht genutzt worden sind,[3]) ferner unter Hinweis auf Parallelbelege, die neuere landschaftliche Volkskunden erbringen und die das Fortbestehen der volkstümlichen Lebensform bis in unsere Tage beweisen, zum erstenmal auf breiterer Grundlage eine vergleichende Volkskunde des Germanentums mit deutschen Verhältnissen im Mittelpunkt im ausgehenden 18. und einsetzenden 19. Jahrhundert sein, die die gemeinsame ethnographische Artung der germanischen Teilvölker an Hand der sich in einem großen Kreis von gemeinsamen Kulturmitteln, Lebens- und Geistesformen auswirkenden Volksseele erweist, eine kulturelle Einheit, die am ausgeprägtesten in den volkstümlichen Lebenszügen, zumal der bäuerlichen Kultur, erscheint, eine geographische Einheit, die noch am Ende des 18. Jahrhunderts kulturell sehr tiefstehende Entwicklungsstufen bis zu unberührtesten Primitivformen, besonders der gegenständlichen Lebensäußerungen, umfaßt, so daß der zeitliche Querschnitt zugleich zu einem entwicklungsgeschichtlichen Längsschnitt wird, eine historische Auslotung, die auch durch Heranziehung der Taciteischen Schriften erstrebt ist. Von diesen Formungen germanischer Volkskultur abzusondern, was autochthon auch anderen Kulturkreisen Europas zukommt, muß der Ethnographie Europas vorbehalten bleiben.[4])

2. Die Volksart

Volksseele in reinster Form, weil am wenigsten durch zu bildenden geistigen und materiellen Werkstoff in ihrer Eigenart gehemmt, weil relativ weniger gebrochen als in ihren Ausformungen des Glaubens, der Sitte, der Sprache, Dichtung und des Sachguts, ist die Volksart, die Summe der Kollektiveigenschaften eines Volkes. Mit einer Prägnanz und Schärfe wie kaum je ein zweiter hat Arndt diese die einzelnen volklichen Einheiten kennzeichnenden Wesenszüge erfaßt, so daß seine Äußerungen über sie mit Recht als klassisch bezeichnet sind [1]) und zu dem Wertvollsten gehören, was seine Schriften für die Volkskunde bieten.

Wie in der Anthropologie des ganzen 19. Jahrhunderts, spielt auch in Arndts Volkscharakterologie die alte Lehre von den Umwelteinflüssen, die Peristase, eine Hauptrolle. Ob die Antike als direkte Quelle für seine Ansichten in Frage kommt, ist zu bezweifeln. Er verweist auf sie nur einmal. „Ich habe schon lange die Anmerkung bei mir herumgetragen, die sich aus mehreren Stellen der Alten bei mir aufdrängt, daß es einer Untersuchung werth wäre, warum die Seeküsten (nicht etwa die unfruchtbaren und schlechten, wie die von Genua) und die Inseln gewöhnlich starke und schöne Körper entwickeln, mehr nach Verhältniß als das Mittelland? Man nehme die erste beste Ausgabe des Pindar zur Hand, und man wird finden, daß die meisten Sieger bei den Spielen der Griechen in Küstenländern und auf Inseln gebohren waren. Die Kolonien in Großgriechenland und Sizilien, Cyrene und Aegina zählen die meisten Ringer und Faustkämpfer unter denen, die der Unsterbliche unsterblich gemacht hat" (R III 293).[2]) Schon seine Beschäftigung mit Rousseau in seiner Dissertation hatte ihn in engere Berührung mit dem Problem gebracht. „Vim tempestatum et coeli in homines maximam et gravissimam esse nemo non confitebur, qui sanae mentis ducus sibi vindicat." (Diss 6). Von dieser Erstlingsschrift an fußen seine sämtlichen volkscharakterologischen Erscheinungsdeutungen auf dieser Lehre der Umwelteinwirkung. „Das Wort Klima und sein Einfluß auf unser Geschlecht ist nichts Leeres, es giebt klimatische Geheimnisse, klimatische Nothwendigkeiten, selbst klimatische Mängel, die man nie vergessen sollte" (HR 146). „Daß in allen menschlichen Dingen und Entwickelungen das Klima eine der ersten bestimmenden Gewalten ist, bekennt jeder verständige Betrachter der Welt und ihrer Geschichten" (SG 2). „Der Lebensathem, der den Menschen umweht, das Bild der Natur, die ihn umgiebt, alle Durchscheine und Wiederscheine der Elemente, deren äußere Zeichen sich ihm täglich darstellen, — alle diese haben eine unvermeidliche Wirkung auf seine Seele und auf seinen Leib" (BS 21). „Der Erdenmensch wird auch durch die Elemente der Erde gemacht" (BB 7). „Him-

mel und Erde, die immer ein gewaltiges Recht auf den Menschen behaupten . . ." (VZ 152). „Wir haben den Menschen gesehen, wie er abhängig unter einem nothwendigen Naturgesetze steht" (HK 202). „Der Mensch ist noch nie besser gewesen, als sein Klima" (HL 208). „Wenn in vielen Ländern das Klima und der diesem gemäß bestimmte Mensch die Gesetze und Gottesdienste und Sitten macht . . ." (FM II 165). „Wo die Welt am reichsten und schönsten ist, da wird es nach unserer Ansicht der Mensch seyn, wo sie am ärmsten und häßlichsten ist, da wird es wieder der Mensch seyn" (FM I 27). „Eine Hauptstadt muß nicht in einem häßlichen Lande liegen. An einem faulen Strom, auf einer sandigen und sumpfigen Fläche reicht das Gemüth nicht weiter als das Aug, und die Bildung und Feinheit, welche die große Gesellschaft erzeugt, wird höchstens zierlich und witzig, nicht großartig und seelenvoll. Denn in einer ideenlosen und flachen Natur flacht sich endlich auch das Gemüth ab und bleibt in dem Engen und Seichten stecken" (FkT 171). Der Prozeß der Artung der Völker durch peristatischen Einfluß spiegelt sich im Kleinen in der Entwicklung des Kindes. „Wie die Thiere, das Pflanzenreich, nein Himmel und Erde und alle Elemente auf das zarte Wesen wirken, daß läßt sich schwer sagen, aber ebenso wenig leugnen, daß sie es thun" (FM I 148). Auch durch ihre nährenden Erzeugnisse wirkt die Natur auf den Menschen, freilich wohl kaum in dem Maße, wie Arndt es annimmt, wenn er sagt: „Ich glaube sogar, das Haferbrod giebt leichteres und fröhlicheres Blut, denn an gutmüthiger Freude und Gemüthlichkeit übertreffen die Wärmeländer viele Schweden." (RS II 133.)[3]) Peristatische Einwirkung im weiteren Sinne ist die Beeinflussung der kulturellen Höhe eines Volkes durch Bodenerzeugnisse. „Weinländer zeigen immer kümmerliche Hütten und zerlumpte Menschen" (R IV 149). Wie die Landschaft den Menschen formt so drückt auch der Mensch der Landschaft sein Wesen auf. „Wo der Mensch schlecht und erbärmlich wird, da wird auch die Natur schlecht und erbärmlich" (W II 352). „Der Mensch und die Natur machen einander gegenseitig" (W II 353). „Der Mensch ist, wie die Welt um ihn, und die Welt wird wie der Mensch auf ihr" (FM I 24).

Die Peristase ist nach Arndts Ansicht der wichtigste der Faktoren, die zur *Bildung der Rassen* geführt haben. „Der Mensch, als er zuerst auf die Erde ausgesetzt wurde, war nichts anderes als ein erwachsenes Kind mit bloß leiblichen Bedürfnissen, mit bloß leiblicher Noth, auf das Erste, die Erhaltung des Lebens und die Fortpflanzung des Geschlechts, hingewiesen, und nach Stillung dieser heißesten Bedürfnisse in einem ohnmächtigen Traum hintreibend . . . In dieser Zeit ist das entstanden, was man Rassen oder Menschenstämme nennt. Die Natur prägte nun gewisse Typen unauslöschlich aus, deren Stempel durch alle geistigen Gegenwirkungen und Veränderungen späterer Zeiten bei den verschiedenen Nationen nimmer ganz hat ausgelöscht werden können" (HK 209 ff., ähnl. NK 104 ff., VV f., RS III 253).[4])

So bildet das Land nicht nur seine autochthonen Bewohner, sondern es formt auch die *Einwanderer*. „In einem unfruchtbaren, häßlichen, traurigen und reitzlosen Lande . . . wird auch ein schönes, edles und

geistiges Menschengeschlecht nach und nach von seinen Vorzügen verlieren, weil jeder äussere Mangel seine Schatten auch auf das Innere werfen muß . . . Und wie der Mensch von einer schlechteren oder schlimmeren Natur verändert und verschlechtert wird, das sehen wir wohl, wenn wir den Germanen auf Grönland (den aus Norwegen) mit dem um Christiania vergleichen" (W II 354). „Das Heiligste der Menschheit kann nur ersterben, wo die ganze Natur erstirbt. Auf Nowa Zembla und Grönland würde auch des Schweden Enkel die hohe Gestalt und Tugend der Natur verlieren" (RS III 64). Fremder Boden und fremdes, nach diesem geartetes Volk wirken auf den in solche Fremdwelt verpflanzten Menschen. „Kein Mensch steht auf dem Boden seiner Geburt und auf der Art seines Volkes so fest, daß er in einem fremden Lande und unter einem fremden Volke nicht vielfältiglich verändert und wenigstens in seinem Aeußern noch mehr als in seinem Innern mit andern Farben als mit der Naturfarbe seines Volkes angestrichen und überfärbt werden könnte, wenn jene Naturfarbe bei Gelegenheit auch immer noch etwas durchschimmert" (WW 76).

Von großem Einfluß ist endlich die Einwirkung des Klimas auf die Entwicklung der Kultur. „In den mäßigen in den warmen Ländern blüht die Freude und der Segen der Menschheit, man könnte sagen, die Freude der Arbeit und des Kampfes . . . In kalten Ländern ist der Kampf fast zu schwer, die Mühen zu mächtig, bleibt ob den Mühen und Beschwerden dem Geiste zu edlen Übungen nicht Lust noch Muße . . . Die heißesten und die kältesten Länder sind den Menschen versagt; ihre Überschrift heißt Starrheit und Faulheit, immer ein Zuviel oder ein Zuwenig. Zwischen den Eisbergen Grönlands und Kamtschatkas zerklumpen sich die Menschen, der Geist friert ein; mit der brennenden Sonne des Senegals oder Nigers über der Scheitel erstarrt der Geist auf andre Weise" (VV 8).

Die Einwirkung der Lebenslage erstreckt sich zunächst auf die körperliche Erscheinung. Wie die Umweltlehren des 19. Jahrhunderts Paravariation der Schädelform besonders bei der alpinen Brachycephalie annahmen, die sie der Einwirkung der Berge zuschrieben, so möchte Arndt die Kurzköpfigkeit mancher Seeleute, wie Kolumbus', peristatisch erklären. „Mir fallen hier wirklich Wind und Wellen ein, wie sie eine klimatische und natürliche Arbeit machen, wie sie in langsamer Wirkung den Menschen in einer gewissen Ähnlichkeit gleich den Bäumen und Sträuchern runden und stutzen, das heißt in das Krause und Runde zusammenarbeiten . . . Der Schiffer, frühe von Wind und Welle gestoßen und ihre Gewalt immer zurückstoßend, gleichsam ein immerwährender Zurückpuffer, . . . dieser Schiffer wird, zumal wenn er das Handwerk früh begonnen hat, in sich und in seinem Gebilde zusammengedrängt und zusammengekugelt, wie auch wohl in der Einförmigkeit oder vielmehr in der Gestaltlosigkeit des Elements, wo oft Monate lang nichts als Himmel und Meer in ewig gleicher Auf- und Ab-Rollung geschaut wird, eine Zusammenkugelung der Phantasie und eine Rückwirkung davon auf ihren Abspiegler, den Kopf, da ist" (S II 471 f.). So ist auch der holländische Admiral Monk „ein herrlicher Rundkopf . . . wie denn die Rundköpfe Seeköpfe sind" (S IV 216). Über

die Brachycephalie der Venetianer sagt Arndt: „Soll ich das in einem Theil aus dem Seehandwerk herdeuten, oder ist in dieser Gegend wie in der ganzen verwandten Lombardei mehr die Heimath der Rundköpfe?" (S II 488.)[5])

Wie das Wasser übt auch das Bergland seinen Einfluß in somatischer Beziehung. Den Steiermärkern „sieht man es an, daß sie auf Bergen leben. Schon habe ich manchen Kropf unter Männern und Weibern gesehen" (R II 19).[6]) Unter den Grazern sind „Kröpfe und dicke Beine unter den Waden (wie ich sie zuweilen auch in den Berggegenden Frankens sah) sehr gemeine Gebrechen" (R II 37). Überhaupt erscheinen in Steiermark „gar viele kleine knorrige und panzige Körper; und außer den vielen Kröpfen sieht man die Elenden häufig, die auch ein Produkt der Berge sind, und bey dicken Köpfen und Bäuchen, bey bleicher Haut und krummen Beinen, selbst die Organe der Sprache und die des Geistes nur sehr unvollkommen haben. Die Beine sind unten meistens zu dick, von der Wade an gerechnet; dies fällt besonders bey den Weibern auf, die überall dazu mehr hin neigen" (R II 41). Ebenso fand Arndt „in der Oberpfalz, in Südbayern und bey manchen Oesterreichern und Tyrolern . . . eine vorzüglich runde Form von Waden und Knien, kurz ein sehr rundes und gedrungenes Bein" (S IV 93).

Derselben Einwirkung der Landschaft sind die Menschen der Ebene ausgesetzt. Den Bewohner der Niederlande und des nordwestdeutschen Flachlandes beschreibt Arndt als „schlotterig und langsam, bei der Jugend oft ungeschlacht, bei den Aelteren meistens voll und fett; die ganze Form wenig bestimmt und gezeichnet, sondern ihre Theile bequem und matt in einander verschwimmend; nirgends Kühnheit Trotz und Adel in der Haltung, Hoheit und Stolz in der Gebehrde, sondern Gemächlichkeit und Nachlässigkeit bei aller Pedanterie . . . Wenn man diese Menschen gehen, vollends, wenn man sie tanzen sieht mit den großen schweren Füßen, wo Wade, Knie und Knöchel in eins zerfließen, so ist einem zu Muthe, als wenn sie eben als Autochthonen aus den fetten Leimen Brabants oder den torfigen Morästen Ostfrieslands sich loswänden und den schweren und umhüllenden Schlamm von den werdenden Schenkeln noch nicht abgeschüttelt hätten" (HR 116 f.) „Der Niederländer ist schwer und fett und irdisch, wie sein klebriger Boden, und seine Pferde und Rinder stehen mit seiner leiblichen Natur im richtigen Verhältnisse, und müssen es, wenn die Natur in ihren Wirkungen Analogie und Übereinstimmung hat" (R IV 223).

Ist so der körperliche Habitus das Abbild der Umwelt, so ist es mehr noch das Antlitz. Sieht man in den Niederlanden und der nordwestdeutschen Tiefebene „die Gesichter an, freundlich, gutmüthig und fromm behaglich scheinen sie nichts sagen noch bedeuten zu wollen. Die Züge fallen lang und in keinen Wellenlinien gerändert herab, wie die langen und schlichten Haare von ihren Nacken, oder sie sind in die selbstgefällige Ründung fetter Wangen und schimmernder Mondscheinstirnen mit hineinverwachsen" (HR 117).

Von Einfluß ist die Umwelt auch auf die Lebensdauer des Menschen. Dabei ist es „sonderbar genug, daß die Klimate in Europa, wo

Regen und Wind vorherrschen, wo die Nebel und düstern Wolken die Sonne beinahe zwei Drittel des Jahres verhüllen, wo die geschwinden Uebergänge von Hitze zur Kälte und umgekehrt fehlen, wo die Frühlinge und Sommer naß und kühl, die Winter stürmisch, feucht, und auch nicht strenge kalt sind, daß diese die ältesten Menschen erzeugen. So die Nordküste Englands, die Westküste Schottlands und diese Inseln [Orkneys]. In diesen Gegenden allein kennt man einzelne Lebensalter von 150 bis 170 Jahren und die von 100 bis 120 Jahren sind gar nichts Seltenes. Chamberlaine . . . sagt, daß die Frauen bis in die 50ger und 60ger Jahre gebären. Er erzählt auch, es gebe dort viele alte Leute, so wie in Schottland das gewöhnliche Lebensalter 100, 120 oder 140 Jahre sey" (N 272). Zum größeren Teil wird freilich die lange Lebensdauer nicht direkt peristatisch, sondern durch naturgemäßere Lebenshaltung in kulturentlegenen Gegenden zu erklären sein. So hat Arndts Vatermutter „96 Jahre auf Erden gelebt" (Erg 39). Ebenso ist in Schweden „lange Dauer und Kraft des Lebens nicht bloß in den Hütten alter Einfalt gewöhnlich. Schweden ist mit Norwegen nur Ein Land in mancher Hinsicht, und man weiß, daß in Norwegen und Northumberland Menschen gelebt haben, welche die gewöhnliche Lebenslänge mehr als verdoppelten" (HK 141).[7])

Von viel weittragenderer Bedeutung als in somatischer ist die Peristase in psychischer Beziehung. Besonders wirksam ist in dieser Hinsicht das Meer, zunächst rein äußerlich als länderverbindender und damit kulturvermittelnder Verkehrsweg. So sind „Küsten und Meere die Wiegen aller Bildung" (VZ 71). „Je weiter vom Meer, desto weiter von Bildung" (VV 24). Rügen ist „vom Meere, dem größten Bildungsorgan der Menschen, umflossen" (VGL 238). Europas „Bestimmung zur Herrschaft sein Ruhm und sein Glück beruht eben auf dieser Zerrissenheit, daß es rings von Meeren umflossen und durchrissen, daß es großentheils aus Halbinseln und Inseln besteht" (VV 25). Sodann wirkt das Meer peristatisch, indem es in seinem Anwohner, der es als Seemann befährt, bestimmte Eigenschaften weckt und großzieht. „Freien kühnen tapferen Sinn, Tugenden der Mannheit und Reisigkeit zeugt und erhält das Meer und das Gewerb des Meers" (VS 23). „Wenn man von der beziehlichen verschiedenen Stärke der Menschen und Völker spricht, so däucht mir, daß laut der Erfahrung die einzelnen Exemplare der stärksten Männer vorzugsweise an Meeresküsten und in Inseln . . . wo das frischeste und muthigste aller Gewerbe, die Seefahrt geübt wird, vorzüglich gefunden werden" (S IV 396). „Je mehr Meer, desto mehr Kühnheit, Hochsinn und Flug des Geistes bei den Völkern" (NK 117). So sind die Küsten ein „Element der Freiheit" (Bst 37), „Küsten- und Inselvölker sind gerühriger, frischer, trotziger, und also freier" als Inlandbewohner (Bst 49). Des Engländers „Freiheitssinn . . . kömmt nicht aus der Freiheit der Gewerbe, sondern aus seiner äusseren Lage und aus dem Reitz und der Beweglichkeit, die das Meer und seine Thätigkeit giebt" (FkT 128). „In einem Lande, wie England, thut das Element viel, welches einen trotzigen und gefahrverachtenden Sinn, und mit der Kraft und Betriebsamkeit, die es weckt und unterhält, einen Stolz und eine Zuversicht erzeugt hat, die allen Gefahren von außen kühn-

lich zu trotzen versprechen" (Bst 39). Dort macht „das mutige Element des Meers, dessen freies und frisches Leben Verweichlichung und Verfaulung unmöglich" (VEF 41). Es ist „ein Land, das durch seinen Himmel und sein Element Ernst, Trotz, Kühnheit und Tapferkeit erzeugen mußte" (VEF 44). Noch weiter nimmt Arndt den Einfluß des Wassers an, wenn er in Hinsicht auf die Pariser Wasserträger sagt: „Der Umgang mit dem nassen Element hat es überall an sich, die Leute etwas mürrisch und ungefällig zu machen" (R V 230). Endlich wirkt das Meer peristatisch ohne jedes einflußvermittelnde Zwischenglied, rein als Umwelt, die der bildsamen Seele des Menschen ihr Wesen aufdrückt. „Jener bewegliche und thätige Geist, der sich in dem ewigen Hin- und Herfluthen des Weltmeers und in seinem wunderbaren Steigen und Sinken gleichsam bildlich offenbart, erscheint auch in den Anwohnern des Meeres, in den Bewohnern der Küsten und Inseln . . . Ich meine recht eigentlich den Athem und das Bild der Natur: ich meine das Meer bloß als Meer" (BS 20). „Der Bewohner von Inseln und Küsten ist immer noch viel reicher als die Mittelländischen, weil die großen Gestalten und Geister des Meers ihm frische Ideen bringen und mit ihm so leicht in die Unermeßlichkeit hineinfliegen" (W II 388). Bei den Engländern gehen „Nebel und Winde und das öde gestaltlose Meer auch in ihrer Kunst rund" (HL 211). „Man sage nicht, daß dies bei den Küsten- und Inselbewohnern nicht von den unmittelbaren Einflüssen und Einbildungen (informationes) und Abbildungen der Natur herrühre, sondern von dem Geschäfte und Gewerbe dieser Meeresanwohner. Auch in England, auch an den Küsten Pommerns und Ostfrieslands leben viele Tausende, welche nie als Fischer und Schiffer auf dem unruhigen Elemente des Wassers geschaukelt worden sind, sondern welche in den gleichen und sicheren Arbeiten des Pfluges und der Tenne ihr stilles und bescheidenes Leben in ungestörter Gleichförmigkeit beginnen und enden. Auch in diesen Menschen lebt eine gewisse Freudigkeit und Beweglichkeit, eine gewisse Kühnheit und ein Trotz des Daseyns, welche offenbar nicht aus ihrem Geschäfte, sondern aus dem großen Athem und Bilde der Natur gebohren werden, die wieder in ihm weben und scheinen müssen. Der Mensch muß innerlich und äußerlich dem ähnlich werden, womit er lebt und wovon er umgeben ist" (BS 21 f.). So wächst „an Küsten und auf Inseln und Halbinseln Trotz und Kühnheit, aber oft dumpf und gestaltlos, wie das nasse Element, rauh und unbändig sind die Menschen" (HK 97).

Ähnliche Formungen wie das Meer üben die Berge auf den Menschen. „Gebirgsvölker sind tapfer und trotzig und lieben die Freiheit" (GZ I 126, ähnl. Bst 38, 49, NK 117). Dieser Freiheitsliebe wegen sind „Bergbewohner immer die eifrigsten Demokraten" (R IV 291). „Bergluft heißt Verstand, Klarheit, Geschwindigkeit, Kühnheit" (BV 381). „Auf den Bergen wohnt ein heiterer, aufgeweckter Muth, Freiheitsliebe, lichter Verstand und daher Anlage zu allen künstlichen und scharfsichtigen Arbeiten" (HK 97). Die „stärksten Männer" finden sich „vorzugsweise in den Thälern von Hochgebirgen, . . . wo man Licht und Luft aus der ersten Hand hat" (S IV 369). Unterschiede finden sich auch da. „Auf kleineren Bergen, noch in frischer, freier Luft, wo grüne Hügel mit Wäldern, Korn-

feldern, Gärten und Weinstöcken sich erheben, wo anmuthige Thäler von Quellen durchrieselt und von fröhlichen Strömen durchbraust sind — da rührt sich die gemüthvolle Kraft der Menschen" (HK 97). Von Belang ist besonders die Bewaldung der Berge. „Man findet die frischesten und stärksten Menschen immer in Wäldern und Waldbergen, selbst in solchen Gegenden, wo ihre Narung recht dürftig und mager ist: ein Beweis, daß die Waldatmosphäre gesund ist" (W II 377). In „Wald und Gebirge, da seht ihr die freien Gestalten, die frommen, offenen, unbestimmten Gesichter, aus welchen noch alles Mögliche scheint werden zu können" (GZ IV 595). Sie stehen im Gegensatz zu den Bewohnern entwaldeter Berge. „Ich habe das Riesengebirge, den Thüringerwald, die stairischen Berge und andere Berge des Vaterlandes zu Fuß durchwandert, und wie . . . der Zustand der Orte verschieden war, so war auch das Menschengeschlecht verschieden. In den Wäldern und Waldbergen ein frischeres und stärkeres, auf und an den abgehorsteten und kahlen Höhen ein trüberes und schwächeres Geschlecht" (W II 387). Auf der Eifel, in deren Waldrevieren „die frische Wald- und Berg-Luft ein rüstiges Menschengeschlecht" erzieht (RAW 227), ist an vielen Orten „mit den Wäldern, besonders auf den hohen Bergkämmen auch die Fruchtbarkeit weggehauen und ausgerottet, sowie die Stärke Reifigkeit und Waidlichkeit der Menschen: Land Thiere und Menschen sind in solchen waldleeren Gegenden wüster schwächer und lebensmatter geworden, wie die Natur ärmer todter und einförmiger" (RAW 224). Dasselbe zeigt sich im Norden. „Geh hin und sieh den Gothen in den Wäldern Schwedens und sieh ihn auf den nebenliegenden kahlen Inseln der Ostsee. Es ist dasselbe Volk; aber welch ein Unterschied zwischen dem Menschen von Blekingen und Smoland und dem von Laland und Falster, der ohne den Schirm und Dunst der Wälder mitten im windüberfahrenen Meere wohnt! Sieh den Bergschotten in seinen rauhen und von einem langen Winter umlagerten Wäldern, den starken reisigen und stattlichen Mann, und dann segle zu seinem Bruder hinüber nach den westlichen Hebriden oder nach den shetländischen Eilanden, und du wirst auf dem kahlen und unwirthlichen und von Stürmen, Regen und Schloßen schirmlos gegeisselten Flächen einen schwächeren und kleineren und von der Natur fast unterdrückten Mann finden" (W II 385). In Norrland werden „die Menschen immer rascher, je weiter man nach Norden kömmt" (RS III 54). Schon nördlich von Helsingland sieht man es „den Menschen an, daß sie in Bergen wohnen. Sie sind munterer und freier, Männer und Weiber schöner und interessanter. Die ernste und ruhige Kälte des Helsingers und Gästrikers geht in lebendigere Physiognomien und heftigere Empfindung über" (RS III 45). In Thüringen findet man „überall ein starkes mutiges Bergvolk" (BfMG 35). „Der Nordschwabe, der Franke, der Thüringer ist der alte Bergbewohner (der Hermundure und Thervinger), der Menge nach betrachtet leicht der lustigste, beweglichste und aufgeräumteste Mensch im teutschen Volke" (BZ 155). Der Schweizer und Tiroler ist „stark, mächtig, muthig und tapfer, geschwind und frisch wie seine Natur. Faulheit, Schlaffheit, Grübelei und Schwärmerei, Melancholie und Verzagtheit sind keine Kinder der Berge . . . Die reine frische Luft der Berge . . .

giebt dem Menschen ein helles Aug, eine klare Stirn, einen leicht fassenden Sinn und ein munteres Herz. Trotz auf eigene Kraft, Gefühl für Freiheit und Herrschaft sollten in solchem Lande nie untergehen. Geschickt sind solche rasche und heitere Menschen zu allerlei Uebung mit Auge, Hand und Fuß, weniger in die Tiefe der Philosophie und die Wehmut und Beschaulichkeit des Dichterlebens hinuntersteigend. Wer ist ein Schütze wie diese Bergbewohner ? wer springt und wirbelt den Tanz des Bergstroms wie sie? wer ist in erfindungsreicher Zusammenstellung der Dinge, in allerlei Künstlichkeit ihnen gleich? Große Mathematiker und Mechaniker, anstellige, gewandte Menschen in allerlei Handwerk entstehen hier" (HK 100 f.). „In Salzburg und Böhmen und Tyrol wurden auf den Bergen die Mechaniker und Spielleute gebohren; in den schönen Hügel- Thal- und Weinländern Schwabens und des Rheins die hohen Genien und Dichter" (HK 98).

Eine starke hervortretende Eigenschaft, die sowohl die Meeranwohner wie auch die Gebirgler kennzeichnet, ist die Heimatliebe. „Man weiß aus Erfahrung, wie die Berglande und die Inseln mit einer ganz eigenen heimatlichen Zärtlichkeit ihre Kinder festhalten" (VV 377). Auf Bergen, Inseln und Küsten „ruht etwas Geheimes und Mystisches, was die Menschen an sie fesselt, die Traulichkeit und Heimatlichkeit, was der Schweizer das Heimelnde nennt.[8]) Gerade da wo der Mensch am schwersten zu dem Nachbar kommen kann, wo er durch Meer und Felsgebirg und Eis und Schnee oft viele Monate lang am verschlossensten und einsamsten wohnen muß, wo sein Haus und seine Schlucht dann gleichsam sein einsames Gefängnis wird, gerade da wird er am festesten gebunden. Dies erleben wir an der Ostsee, auch in den Halbinseln und Inselchen meiner Insel Rügen" (S IV 88). Dort kommen „noch jetzt oft Schiffer und Seeleute, die lange auf fremden Meeren umhergeschweift, im Alter mit ihrer Beute nach Hiddensee und Mönchgut zurück, und kriechen wieder in die rauchigen Hütten ihrer Väter ein" (VGL 117). „Ein Mönchguter und Hiddenseer, wie behaglich und freundlich lächelt er, wenn er seine Heimath dat söte Länniken (das süße Ländchen) nennt" (N 192). „Ich finde überhaupt," schreibt Friedrich Arndt, „daß wir in einem verwünschten Ländchen geboren sind, obgleich meine Mönchguter, die treuen Inselfische, es dat söte Länniken tituliren" (S I 108).[9]) Die Böhmen „lieben als Bergbewohner die Heimath und wandern nur in der größten Noth aus" (ChT 228). In Schweden fand Arndt „mehr als in irgend einem Lande manche kleine Hemman [Gut], wo der Wunsch aufsteigt, daß man dort wohnen möchte. Das ist unmittelbarer Natureindruck. Rührt es wohl daher, daß die Bewohner von Gebirgen, Bergseen und Thälern, auch wohl die von Inseln mehr als andere in der Fremde von Heimweh geplagt werden?" (RS II 145.) Eine gleich starke Heimatliebe zeigt sich in Ost- und Westpreußen. „Das kann man in Wahrheit sagen, . . . daß der Mensch und das Land in Liebe und Treue so ineinander verwachsen sind, daß der in Preußen geborene Mensch sein Land, sein rauhes und in mancher Hinsicht unschönes und unromantisches Land mit unendlicher Liebe festhält und lobt und greift . . . Wirklich ist Preußen seiner Liebe eine Art Paradies ge-

worden, in welchem alles fast in der ersten Unschuld der Liebe erblickt wird" (WW 146).

Ferner zeigen Insel- und Gebirgsbewohner ein starkes Gedächtnis für volkstümliche Überlieferungen. „Man soll nicht vergessen, daß die Sage und die Geschichte durch Ueberlieferung nirgend fester gehalten wird, als auf Gebirgen und Inseln, wo der Mensch, in weiten Fernen voneinander wohnend und von der geselligen Gemeinschaft mit Nachbarschaften abgeschnitten, in kleinen Genossenschaften von zwei drei Familien zusammenlebt und wo jede Vergangenheit durchaus bald lebendige Sage werden muß, weil die Gegenwarth nicht sprechendes und mittheilendes Leben genug hat" (W III 84). So ist „in Island und auf den Orkneys das Gedächtnis und die Fertigkeit und Uebung der Sagenerzähler nach allen Reisebeschreibern noch heute ganz ausserordentlich" (ebda).

Endlich zeigt sich gerade auf Inseln, oft auf engstem Raum, eine große Mannigfaltigkeit volkstümlicher Lebensformen sowohl in geistiger als auch in ergologischer Hinsicht. „Man soll nicht vergessen, daß grade Inseln, selbst bei beschränktem Umfange, so verschiedene Eigenthümlichkeiten der Lage, des Himmels und der Beschäftigung haben, daß sie leichter als das Festland Mannigfaltigkeit, ja verschiedenste Eigenthümlichkeiten ihrer einzelnen Theile erzeugen. So z. B. . . . bilden in der Insel Rügen die Bewohner der Insel Hiddensee, der Halbinsel Mönchgut, der Herrschaft Puddebusch nicht nur gegen einander, sondern auch den übrigen Bewohnern der Insel gegenüber in Gestalt, Tracht, Sitten, Gebräuchen, ja selbst in manchen Eigenheiten der Sprache eine große Verschiedenheit" (N 375). Ähnlich sind auf den Shetlandinseln „gleichsam ein eigenes Völkchen . . . die Coningsburgher im südlichen Theile des Mainlandes, durch alte fast verschallende Sagen als ein kriegerischer Stamm berühmt und bis diesen Tag durch etwas Rauhes und Herbes in ihrem Charakter und ihren Sitten vor den übrigen Shetländern nicht zu ihrem Vortheile ausgezeichnet" (ebda).

Wie so bestimmte, getrennt liegende geographische Gebiete unter gleichen landschaftlichen Bedingungen gleiche Einwirkungen auf die Artung ihrer Bewohner ausüben, so untersteht auch in hohem Maße die räumlich in sich geschlossene Einheit eines Volkes umweltlichen Einflüssen. Dabei zeigt sich, wie stark die volksartliche Gegensätzlichkeit der Ober- und Niederdeutschen landschaftlich bedingt ist. Tragen jene vorwiegend das Gepräge von Bergländern oder doch sonniger Landschaften, so sind diese die typischen Vertreter der Tiefebene. In Norddeutschland begegnet „ein unfreundlicheres und unstäteres Klima, die Berge mit rauhen Wäldern bekleidet, die Küsten von Winden und Nebeln geplagt, der lange Winter allen Schmuck des grünen Lebens abkleidend und unter Schnee und Trübe die Erde und den Menschen begrabend, die Natur ungefär gleichen Tod gegen gleiches Leben zeigend. Der Mensch, in solches Land gestellt, muß werden, wie die Dinge um ihn, ein Spiegel seiner Welt. Das lange Bild der Vergänglichkeit und des Todes läßt ihn nicht heiter und spielend durch das Leben hinhüpfen, . . . wo er so wenig Leben sieht, muß er es anderswo suchen, er greift in sein Herz; er muß denken und grübeln. Der dunkle

Ernst seiner Wälder, die Nebel seiner Ebnen, die strenge Arbeit, welche die strenge Natur von ihm fordert, kommt dazu . . . Ernst, Tiefsinn, aber auch Trübsinn, Unbehülflichkeit des Leibes und Geistes, Rauhigkeit des Sinnes und unfreundliche Absonderung werden oft sein Loos seyn, Leichtigkeit und Abglättung des Aeußeren wird schwer glücken" (AS 38 f.). So hängen „die schwere Luft des nordischen Himmels und das Steife und Unbehülfliche unserer hyperboräischen Sitten" zusammen (FR 24). Es zeigt sich eine „kalte nordische, so wenig reizvolle und musikalische Welt" (FM II 151). Klima und volkliche Veranlagung, zumal des deutschen Nordens, bewirken, daß „Teutschland mit Recht das Land der Empfindsamkeit heißen kann" (FM III 240). Die norddeutsche „Schwerfälligkeit, die oft in mürrische Stummheit und grolligen Trübsinn ausartet, haben Fremde und auch wohl Deutsche selbst ein klimatisches Uebel genannt, als von der schweren Luft und dem oft trüben grauen Himmel, verschuldet" (S IV 112). Andererseits „gab unser Norden tüchtige fleißige Arbeiter, treue Pfleger der Wissenschaften, wobei nicht immer idealisch erfunden wird, mitunter brave Krieger und Feldherren" (HK 98). Bei Sachsen und Friesen darf man „ein sogenanntes Letzterstes nicht ableugnen, nämlich die gewaltige Macht, welche die Beschaffenheit von Klima und Erde . . . ursprünglich und bei der ersten Besitzergreifung und Anbauung ihres Landes gehabt haben mag" (FA 249). Die Freiheitsliebe des Niedersachsen ist auf dieser schwer erarbeiteten Erde gewachsen. „Landesbeschaffenheit Örtlichkeit und Himmelsstrich haben zur Hervorbringung dieser merkwürdigen und großartigen Erscheinung bei diesem Stamme und bei seinen verwandten Stämmen mitgewirkt" (Erg 282). Hier, im niederdeutschen Kernlande, dem Lande „um Niederrhein Ems Weser und Elbe", wo sich „oft dicke Nebel lagern und die bösen naßkalten Seewinde wehen, muß sich eine gewisse natürliche und klimatische Schlaffheit und Trägheit leicht einstellen und auf die Bewohner dieser Landschaften wirken; und so ist es auch in der That, und eine gewisse dumpfe Neblichkeit und Faulheit des Daseyns würde hier endlich alles ergreifen und die Lust und Kraft des Lebens niedermachen, wenn das Meer und seine kühnen kräftigen Reitze Arbeiten und Geschäfte das Menschengeschlecht nicht aufschüttelten und ihnen den Stab des Gemüthes und den Flug der Fantasie gäben, welchen die andern durch die Berge bekommen" (VV 349). Hier wie in den westlichen Grenzgebieten ist „des Klimas und Landes allgemeiner Karakter Trübe und Schwere, Ungestalt und Einförmigkeit. Heftige Gluth des inneren Lebens, hoher Reitz und Lust der Leidenschaften, lebendig auflodernder Sinn für Schönheit konnte hier also wohl nicht gewöhnlich seyn. Auf das Rechte Ordentliche und Tüchtige war der Mensch hier hingewiesen, und Maaß Ordnung und Tüchtigkeit hat er in alle seine Werke gebracht" (HK 118; ähnl. S IV 225, NK 106). „Das Gebiet des Endlichen, wo der Verstand und der Begriff herrschen sollen, das Gebiet dieses Klimas ist tapfer und glücklich von ihnen bearbeitet" (HK 125).

Noch schärfer prägt sich das Landschaftsbild der Volksseele ein in dem kulturell abgeschlosseneren und daher peristatischem Einfluß gegenüber empfänglicheren *skandinavischen Norden*. Das Gefühl der

Naturverbundenheit ist dort ganz besonders stark. Der Nordländer „fühlt sich viel mehr als irgend ein anderer europäischer Mensch wie einen Autochthonen, dieses Wort in dem dunklen mystischen Sinne der Alten genommen" (S IV 333). Seinen Ausdruck findet dieses nordische Gefühl der Wesensverwandtschaft mit der Natur in dem, was Arndt „Naturſinn" nennt. „Diese Freude an der Natur, dieser zarte geheimnißvolle Umgang mit der Natur, diese begeisterte Liebe der Natur, der Verkehr des nordischen Menschen mit Sonne und Mond, mit Blumen und Bäumen Seeen und Bächen und mit allem, was auf der Erde lebt und webt, diese verschiedensten Spiele Belustigungen und Freuden, die er sich in jeder Jahreszeit, besonders im Sommer und Winter zu bereiten versteht", kennzeichnen das nordische Wesen (VV 337). Der nordische Mensch liebt „das reiche mannigfaltige Spiel mit den mannigfaltigen Naturspielen und Naturbildern, welche gleichsam als Hinspiele Vorspiele und Vorgestalten zu der vollendeten Schönheit, welche Mensch heißt, geschaffen scheinen" (VV 30). Der Geselligkeitstrieb ist die Ursache dieser Naturliebe. „Mit welcher Zartheit und Milde verkehrt der Mensch hier nicht bloß mit seinem Geschlecht, sondern weiß mit Sternen und Sonnenstralen mit Bäumen und Blumen mit Seeen und Bächen gar anderes und reicheres Gespräch zu halten und hält es auf gar andere Weise als der Mensch in Toledo Palermo und Athen! . . . Im Norden, wo seine äußere und innere Gestalt . . . unstetiger und unbestimmter nach allen möglichen Gestaltungen Strebungen und Empfindungen hinspielend ist, zittert und bebt er in Lust und Leid bei jeder fremden Berührung und hat doch immer das Bedürfniß berührt zu werden und zu andern Dingen und Menschen gleichsam hinüberzuzittern" (VV 233). „Wir haben bei uns kaum eine Vorstellung davon, mit welchem Entzücken dort der Ausbruch der grünenden Blätter und duftenden Blumen begrüßt, mit welcher Wonne überhaupt der Umgang mit Frühling und Sommer gepflegt und ausgebeutet wird. Dem Schotten und Schweden ist die Blume und der Baum noch ein gar anderes, ein viel lieblicheres, wunderbareres Wesen als dem Deutschen, vollends als dem Italiener oder Spanier" (V Einl. 13).

Bei so starken seelischen Bindungen an die Umwelt muß eine reiche Empfindsamkeit Natureinflüssen gegenüber entstehen. Im Gegensatz zum südlichen Menschen ist der Schwede wie der Deutsche und der Engländer „der schwere, ernste, grüblerische Mensch, der dies unter den grauen Wolken und feuchten Nebeln seines Klimas doppelt werden muß. Der Träumer und Dämmerer, der zu dem Dunkeln Dämmernden und Abgründlichen einen angebornen Reitz fühlt, wird begreiflicher Weise durch sein Klima noch mehr dahin gerissen sich in neblichte Abgründe zu stürzen und in ihren dämmernden Halblichtern sich zu ergehen . . . In Hinsicht auf das Gemüth Neblichkeit Maaßlosigkeit Schrankenlosigkeit Abgründlichkeit, kurz Träumerei und Schwärmerei gehören dem Norden; sein Glück und sein Unglück im Empfinden und Denken im Schaffen und Handeln" (VV 29). Innerhalb dieser Gesamteigenart der germanischen Völker zeigt der Schwede stark ausgeprägte landschaftlich bedingte Wesenszüge, die ihn in Gegensatz zum Deutschen und Engländer stellen. Während der

Deutsche und Engländer „die Unbeständigkeit seines Himmels so oft mit Trübsinn und Schwersinn bezahlen muß," hat der Schwede „fast nur zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, und seine Luft kennt weniger die unseligen Wechsel, wodurch jene gejagt werden, deswegen ist des Menschen Gemüth hier gewöhnlich frisch und leicht und Grübelei und Schwermuth sind seltene Erscheinungen. Leichtes Blut und leichter Sinn gehören zu den glücklichsten Gaben dieses Volkes" (SG 33). „Das allgemeine Bild der Natur in den Jahreszeiten und ihren Erzeugungen ist hier Beständigkeit, weit von der einförmigen Erstarrung Polens und Rußlands; das besondere Bild des Winters ist Stärke und Erhabenheit, das des Sommers Muth und Freudigkeit; Ernst, als der Gesell von beiden, wandelt nachdenkend dazwischen" (HK 135). „Hart und trotzig ist die Natur, zu harten Arbeiten nud Kämpfen herausfordernd; hart und trotzig muß der Mensch seyn, wenn er sich in hier behaupten und gegen sie verteidigen soll" (SG 32). „Man sieht's den Schweden an, daß dies das Land der Felsen und Metalle, der Bergströme und der Wasserfälle ist, daß eine frische heitere Luft im Winter und Sommer unter diesem Himmel weht" (HK 139). „Die Berge voll Stein und Eisen, die scharfen Klippenküsten, die unendlichen Wälder, die großen Seeen und brausenden Ströme und Wasserfälle, die langen und frischen meist sonnenhellen Winter, die kurzen und heißen Sommer stellen ihr Bild wieder dar in dem großen Allbilde der irdischen Dinge, dem Menschen" (SG 17). Als germanisches Erbgut hat „der Norden auch seine Phantasten und Narren; aber Narren der Schwermuth und des Trübsinns wie ein trüber feuchter und matter Himmel sie zeugt, Narren des englischen Spleen und der deutschen Schwerenoth begegnen einem da fast gar nicht" (S IV 335). Bei allem harmonischen Gleichmaß hat der germanische Wesenszug der Formlosigkeit im Norden seine grandiose Ausprägung gefunden. „Der Norden hat Unbestand Trübe Unbestimmtheit Maaßlosigkeit und Gestaltlosigkeit. Der nordische Mensch ist daher häufig wankend unklar dämmernd grüblerisch gestaltlos und maaßlos" (S I 413). Das Wesen des Nordländers geht „leicht in Ungestalt und Nebel über, wie eine unstäte Natur ihn in ewigen Wechseln umbraust. Er ist der Unbeständigkeit der Gefühle und den Stürmen der Leidenschaften mehr unterworfen, er thut alles leicht mit Unmaaß und Uebertreibung; im häufigen Wanken zwischen Begier und Genuß, zwischen Faulheit und Mühseligkeit, wird er sich seltener jener stillen in sich selbst seligen Fülle bewußt, woraus die Kunst als die zarteste Blume des Lebens hervorblüht. Darum ergötzt der Nordländer sich mehr an der Empfindung, der Südländer sich mehr an der Gestalt" (BF 141). So stellt Karl XII. „die hohe Tragödie des Nordens in ihrer vollsten Erhabenheit dar . . . Gestaltlosigkeit im Aeußeren, Maaßlosigkeit im Innern ist das Allgemeinste des Nordens" (HK 182). Er ist „ein ächter Repräsentant des gewaltig und idealisch Kolossalen, was im nordischen Karakter liegt" (RS I 121). Ähnlich trägt Heinrich IV. „das Gepräge des Nordländers, der nur in Arbeit harmonisch ist, in Ruhe gleich verworren wird. . . . So in unstäter Heftigkeit, in gedankenlosem Muth, in schlaffer Gutmüthigkeit, im Wechsel zwischen Luft und Unlust, Arbeit und Wollust ging Heinrichs freudenloses

Leben dahin: noch jetzt das Leben der meisten Teutschen, die Schuld des unbeständigen Himmels und der Gleichgewicht mangelnden Natur" (HK 172).

Was der nordischen Landschaft ihr kennzeichnendes Gepräge gibt, ist das Licht. „Viel Schönes habe ich in der weiten Welt gesehen, die Gott mit wunderbaren Reizen geschmückt, die Schönheit der Lichts habe ich nur in Schweden gesehen und den tiefen Sonnenreiz nur in Schweden gefühlt, wie nie in einem andern Lande" (ES 341). Ähnlich sieht Arndt im Siebengebirge „alles herrlicher und reitzender durch die wundersame Beleuchtung, die mich an die schwedischen Lichtsommer und Lichtwinter erinnert, welche ich im deutschen Vaterlande nirgendwo so wiedergefunden habe als hier" (RAW 121). Im Norden hat das Licht eine „viel tiefere Bedeutung, es übt eine wunderbare Zauberei aus auf diese Natur und aus dieser Natur heraus wieder auf ihr höchstes Gebild, auf den Menschen" (S IV 335).

Aus diesem Lichtzauber sind die Gestalten der nordischen Naturmythen entstanden. „Um in diese grausenvolle Mährchenwelt lichter hineinzublicken, um die Sage des unwiderstehlichen Zaubers zu verstehen, womit die Schimmer und die Töne der Seegeister oder Seenixen die dem Tode geweihten Opfer herbeilocken, muß man zur Sommerzeit nordische Nächte erlebt haben, man muß in der Zeit der kürzesten Nächte in Skandinavien oder Rußland gereist seyn, und den Zauberglanz von Seeen und Strömen und was hinter Klippen und Büschen geheimnisvoll Lockendes lauscht und wispert, gehört und gesehen haben: denn diese nordischen Gesichte und den Charakter der aus ihnen gebornen Wesen zu begreifen, ist sonst kaum möglich" (N 462). „Und die Nächte — welch ein Zauber, welch eine wunderbare Magie geheimer Naturkräfte und leichter Geistergebilde schwebt in ihrem zarten Schatten! Kaum verlöscht hier des Himmels Rosenroth, Morgen und Abend schießen ihre Flammen zusammen und machen die Dunkelheit zu Licht. Der Mensch . . . horcht mit süßem Schauer dem Geflüster und Liebesgelispel der Blumen und Bäume, dem Klange des Geigenspielers im Strom, wornach die Elfen ihre leichtschwebenden Tänze um die Quellen schlingen" (HK 137). Des Morgens „spielen die Nebel in unendlichen Gestalten, dann tanzen die Elfen, dann treiben die Wald- und Seejungfrauen ihr Neckspiel und der Strömkarl in seiner Tiefe stimmt die Harfe. Die Mythen erklären sich, wenn man das Land gesehen hat" (RS III 94). So lebt im Norden der „noch immer bis zur Zauberei lebendige Fabel- und Natursinn" (GZ IV 451). Der nordischen Landschaft entsprechend erhalten diese mythischen Wesen ihre bestimmte Ausprägung, die sie in Gegensatz zu denen südlicher Völker setzt. So hat „der Mystizismus des Nordens die ganze Natur auf eine ganz eigene Art bevölkert. Man könnte sagen, es sei in allen diesen Mythen oder richtiger in diesen symbolischen Erklärungen vom Naturleben, wie es hier erscheint, etwas Grauliches und Schadenfrohes. Der Griechen üppigste Lust in solchen Wesen ist doch immer im üppigsten Genuß. Hier streifen sie nur so am Rande des Lebens hin und suchen Gelegenheit und Fehltritte auf, zu necken, zu erschrecken, auch wohl zu schaden" (RS III 12). Die „verborgenen Kräfte" der nordischen Natur „und die geheimnisvollen Spiele

derselben zu Gestalten hin erschrecken, täuschen, und necken die Menschen nur, wie alles Geheimnisvolle und Vielfachgestalte. Keine verbotene Begierden und unnatürliche Gelüste der Sinnlichkeit hecken in ihr, wie in der südlichen Natur. Daher ist bei den Britten Nordteutschen und Schweden der Sinn dieser Wesen weder fürchterlich noch wollüstig; sondern gutmütige Späße, rechtliche Strafen geheimer Vergehungen, schalkische Schadenfreude und kleine Bosheit in Neckereien und Irreleitungen machen ihr Leben aus. Jene südlichen sind aber wie das Gemüth der südlichen Natur und ihrer Menschen; es sind sinnliche lüsterne, auf verbotenen Raub und Gelegenheit lauernde Gesellen, mit Bocks- und Eselslarven -Hörnern -Füßen und andern Gliedern" (HK 154). Nicht nur das Wesen, auch die äußere Erscheinungsform dieser Mythengebilde spiegelt die nordische Umwelt. „Man denkt sich diese Wald- See- und Berggeister nur selten unter einer bleibenden Gestalt, sie sind fast nichts anders als dämmernde Bilder der Ungestalt, wie sie die Nacht im Mondschein zwischen Bergen und Felsen zeigt; man denkt sie bald wie alte Weiber und Männer, krumm und gestaltlos zusammengeschrumpft, bald wie häßliche und haarigte Zwerge, bald mit Wolfs- und Bärenphysiognomien. Wie ganz anders mit den Panen, Faunen, Silenen, Satyrn und Nymphen der Alten! Diese hatten immer ihre feste Gestalt die zugleich auf ihre Sitten oder ihren Karakter anspielte" (HK 154). So zeigt sich auch hier, wie sich „der verschiedene Himmel mahlt; hier alles mehr willkürlich und unbestimmt, dort südlicher alles mehr südlich und bestimmt" (ebda).

Auch des Isländers Glaubensvorstellungen sind abhängig von seiner Umwelt. Auch dort kann „der Mensch mit seinem Sinn und seinen Trieben dieses Bild der äußeren Natur nicht ganz verleugnen. Denn selbst die Herrlichkeit dieses Klimas hat Grausen und unbekannte Schrecken durch das Ungeheure und Maaßlose, was es zeigt. Denke an die fast immerwährende Nacht des Winters, denke an die langen Tage des Sommers. Mit welchen Empfindungen wandelt und arbeitet der Mensch wohl unter dem leuchtenden Nachtglanz des Mondes und der Sterne! in der weiten Oede, wo er in der leblosen Schöpfung nur das Knirren seiner Tritte im Schnee hört, kein Bild um sich her sieht, als den Himmel, die Nebel, das Eis und den Schnee! . . . Ein Wunder wäre es, wenn Menschen in solchem Lande nicht alle Dinge mit kolossalischem Wahn und tiefem Aberglauben aufnähmen" (HK 39 f.).

Shakespeares dichterische Gestaltungen tragen ebenso die Farbe des heimatlichen Bodens. „Wie klar und kräftig seine Bilder auch sind dem, der das Lustigbewegliche und Jugendlichrankende des Romantischen begreifen kann, so liegt doch über allem nicht bloß die holde Dämmerung, die auch der Sommermondscheinwelt des Romantischen angehört, sondern eine andere, die im Norden gebohren ist, wo auch dem klarsten Auge die Gestalten im Ungeheuren und Oeden verschwimmen und wo das Gemüth in lüsterner Ueppigkeit so gern mit ixionischen Wolkengebilden spielt, in eigner Tiefe versinkend" (HK 180).

Erdgebunden sind auch die Glaubensformungen im nordwestdeutschen Tiefland und in den Niederlanden. Dort gehört der

Aberglaube „mit dem Ernst des Glaubens dem Lande an, wo der Mensch nicht übermüthig, leichtfertig und gedankenlos durch das Leben nur so hinflattern und alle sinnlichen Genüsse nur so abschlürfen darf. Die trübe schwermüthige Natur zeigt selbst in ihrer Blüthe nur eine ernste Einförmigkeit, die langen Winter, die stürmischen und neblichten Herbste und Frühlinge, die weite Oede des Meers und der Menschen, das dumpfe Schweigen alles Klanges, die wunderlich abentheuerlichen Gestalten, die in dem Menschen der Nacht und in den Nebeldünsten des Tages aufsteigen — müssen sich endlich des Menschen bemächtigen, dem das lange gestaltlose Bild der Trauer und des Todes nur immer vor Augen schwebt. . . . Dazu nimm die abspannende schlaffe Luft, die verkümmernde Nässe, die öden Sturmwinde, alle die weichlichen und zerfließenden Bilder . . . Geh nach Brüssel und Antwerpen und sieh die Gebehrden, mit welchen der Bürger und Bauer vor den Heiligenbildern kniet und die blutigen Reliquien der Märtyrer umarmt; denke an die Auftritte des himmlischen Königsreichs der Wiedertäufer zu Münster; sieh, wie alle Schwärmerei, wo immer gebohren, hier sogleich fest wurzelt, wo Anabaptisten und Methodisten, Quäker und Swedenborger, Böhmisten und Lavateristen neben einander ihre Gemeinen haben. Denn das Spiel mit dem Gestaltlosen und Zerfließenden des Gedankens und der Gefühle hat hier seine Heimath" (HK 122 ff.).

Auch den Protestantismus hält Arndt für peristatisch bedingt. Ihn „ergriffen besonders die Bewohner der bergigen Länder, welche das Klare, Scharfe und Bestimmte mehr lieben als die Bewohner der Ebenen, in deren Gemüthern auch Nebel schatten und wo dunklere Schwärmereien mehr heimisch sind. Auch ist es eine auffallende Erscheinung, welche für diese Behauptung spricht, daß die Anhänger und Bekenner der neuen Lehre in Italien und Frankreich meistens Bewohner gebirgigter Landschaften waren, z. B. Savoyens, des Delfinats, der Provence, des Languedocs u. s. w., und daß in Teutschland die Bewohner der Ebenen von Baiern und Münster die ernstesten und eifrigsten aller Katholiken sind" (VZ 144). „Der Protestantismus scheint einmal die Religion der klaren und hellen Menschengeschlechter zu sein, welche von irdischen Trieben und Leidenschaften weniger durchströmt und von sinnlichen Gefühlen und Anschauungen weniger geleitet sind, kurz die der animalischen Schwere weniger in sich tragen" (PG 58). Das sind Eigenschaften, die unter den Völkern Europas besonders den Germanen zukommen. So „scheint der Protestantismus weniger die Religion der Slaven und der romanischen Völker sein zu können" (ebda), sondern er „scheint ein reiner Germane zu seyn, weil alles Germanische, wo es sich immer in Europa findet, wenn es nicht zu sehr gezwungen war, ihm von selbst zufiel" (W III 161). „So ist ganz Skandinavien, so ist England und Schottland fast durchaus protestantisch geworden . . . Auch wo unter Fremden — man könnte sagen in partibus Infidelium — ein germanisches oder deutsches Element vorwog oder dichter beisammen lag, schlug der Protestantismus sogleich Wurzeln; so z. B. bei den deutschen Siebenbürgern, und in Frankreich allenthalben, wo die Nachkommen germanischen Stammes wohnten . . . Ich nenne nur das Langue-

doc, wo Gothen, Burgund, wo die Burgunden, die Normandie und die nördlichen Gränzlande, wo Skandinaven und Franken sich zahlreicher niedergelassen hatten" (PG 57 f., ähnl. W II 159 f., VV 319).[10])

In den Städten und bei Berufen, die nicht unmittelbar in der Natur ausgeübt werden, fällt die Peristase im engeren Sinne, die unmittelbare Einwirkung der Landschaft, naturgemäß fort, und doch haben wir auch dort mit Einflüssen der Lebenslage zu rechnen. So sind dort gut gewachsene Menschen „immer unter vielen andern zweideutigen Beweisen der sicherste für den Wohlstand der Menschen. Nur mäßige Arbeit und Anstrengung in den Jahren des menschlichen Frühlings macht schöne Körper. Wer immer im Schweiß seines Angesichts, den Stock in der Nähe und kaum ein heißes Brod in der Ferne ein kümmerliches und frostiges Alter sieht, dem tritt die Gebehrde der Seele endlich zum äußern Körper heraus" (R I 394). Ferner, „man könnte fragen, warum Leute, die ein sitzendes und brütendes Leben führen, so häufig schöne Töchter machen, z. B. Handwerker, Fabrikanten, Prediger? Diese Behauptung drängt sich jedem auf, der manche Fabrikstädte gesehen hat, und sie ist nicht ungereimter, als die des berühmten Wickard in seinem philosophischen Arzt, daß Branntweintrinker häufig schöne Töchter machen" (R VI 247).[11])

Neben die peristatischen Einflüsse zur Formung der Volksseele treten historische. Beide Faktoren wirken zusammen, wenn im Norden „Zeit, Klima und Land auf den Menschen ihre ewigen unvermeidlichen und nothwendigen Einflüsse und Einwirkungen äußern" (S IV 332). Landschaftlich bedingte historische Einwirkung liegt vor, wenn bei der Urbarmachung des nordwestdeutschen Flachlands und seiner westlichen Grenzgebiete „der Kampf mit der Natur Zuversicht erzeugte, . . . auch einen Geist des Fleißes und der Sparsamkeit, der auf Enkel und Urenkel als Physiognomie fortgeerbt ist: man sieht es ihnen gleichsam an, daß sie von einem mühseligen und durch sich selbst gemachten Volke entsprossen sind" (HR 119). Oder die Einwirkung ist rein historisch. So sieht Arndt in den Urenkeln der bei der Verfolgung des Protestantismus „Hingerichteten, Geächteten und Vertriebenen hie und da noch das Gepräge eines Unheils, das ihre Väter weiland verdarb; etwas Stummes, Trübes, Verbissenes und Verschlossenes, auch wohl einen dumpfen Aberglauben, den man einen eingebornen und eingegeisselten nennen mögte. Dies erscheint besonders in den Böhmen und Mähren und auch wohl in einigen Bezirken Südösterreichs. So erben durch die spätesten Geschlechter die Zeichen des Unglücks fort" (VZ 145). Die Bewohner der bairischen Donauufer findet Arndt „stark und rüstig gebaut, . . . aber mit dummen und von Aberglauben [dem Katholizismus] zusammengedruckten und gefalteten Physiognomien, worin ebensoviel Ehrlichkeit als Bestialität liegt . . . O man mögte das alte Unwesen des Aberglaubens verfluchen, wenn man diese Menschen und dieses Land so zusammen sieht. Der Bayer, wie man ihn hier und auf den Dörfern sieht, ist grob, stumm und dumm" (R I 132). Der Bewohner der Brüsseler Gegend ist „unausstehlich langsam und schleppend, und oft plump und düster, weil der Aberglaube auch auf den Gesichtern und in dem Herzen herrscht" (R VI 224). Andererseits sagt Arndt im Hinblick auf die „todten

Augen und kalten Stirnen" der Kölner: „Will man dies alles nur so kurzweg durch den Aberglauben und Geisteszwang erklären, so geht man zu weit. Warum konnte dieser die holden Züge und die wollustreichen Graziengestalten der Baierinnen nicht verdunkeln?" (R VI 290). „Die Keckheit so vieler andern Provinzen" fehlt deshalb den Bewohnern Schonens, weil in jenen „mehr Selbstherrschaft des Bauernstandes ist, welche jeden Menschen zu einem höheren Selbstgefühl erhebt" (RS IV 182). Die Abneigung des Wieners, über ernste Dinge zu sprechen, führt Arndt auf die Einwirkung des Polizeiregiments zurück. „Der Wiener weiß nur zu gut, daß es gefährlich ist, über gewisse Dinge nur zu denken, geschweige denn zu sprechen, und so hält er das Maul, aber eben diese Maulsperre macht ihn endlich zu dem, was er ist, und sein Geist verliert alle Gewandtheit und zugleich alle Lust, sich zu tummeln" (R I 379). In Ost- und Westpreußen glaubt Arndt „in manchen Köpfen alter Edelleute und ehrenwerter Bürger in einer gewissen ruhigen, sicheren Haltung der Köpfe, in einigen über die Gesichter hinschwebenden wie in stiller Betrachtung und Schauung begriffenen halb lächelnden halb ironischen Zügen manche bekannte Köpfe Stockholms und Schwedens wieder zu sehen; ein zugleich sehr ruhiger und stiller und doch sehr fester und scharfer Ausdruck . . . Dies mag zum Theil allerdings wohl klimatisch sein, aber größtentheils verdanken sie diesen Ausdruck einer fest und grad vor sich hinschauenden und stillen Mannlichkeit . . . wohl der großen Geschichte ihres Ordens" (WW 143 f.). Selbst somatische Beeinflußbarkeit durch geschichtliche Gegebenheiten nimmt Arndt an. „Woher kommt die viele häßliche Welt in Nürnberg? . . . Vieles kann man auf den Zunftgeist rechnen und die krankhafte krüppelhafte Verfassung. Die äußern Zwangstiefel des Geistes wirken gewiß mehr auch auf die äußere Gestalt, als mancher denkt und rauben endlich allen Ausdruck von Kraft, ohne den keine Schönheit besteht" (R I 112). Historische Einwirkungen liegen auch vor, wenn ein Volk, das von einer artfremden Kultur überzogen wird, an seinen volklichen Lebenskräften verkümmert. So sagt Arndt in Hinblick auf das französisch gewordene Elsaß: „Das ist die geistige Weltverkehrung, wenn ein Volk von einem größeren fremdartigen Volke beherrscht wird, daß die Elemente seines eigenen innersten Lebens sich matter regen und schlechter entwickeln, und daß es sich die Elemente der fremdartigen Nation nur kümmerlich aneignen kann" (Erg 218).

So sind die germanischen Völker an Leib und Seele starken landschaftlichen und geschichtlichen Formungen ausgesetzt gewesen; sie alle wirkten auf den Kern, die Summe der rassenmäßigen Erbeigenschaften in somatischer und psychischer Beziehung. So entstanden, abgesehen von Mischungen mit Fremdrassen, die scharf ausgeprägten nationalen Differenzierungen. Zu Tacitus' Zeit waren die Germanen, (die Arndt übrigens, sicherlich falsch, aus dem östlichen Hochasien eingewandert sein läßt: S IV 297, AA 78, VV 192) noch „ein reines ungemischtes Volk, nicht aus einer Sündfluth vieler Völker geworden" (AA 89),[12]) wir dürfen sie als reine Vertreter der nordischen Rasse ansprechen. Somatisch beschreiben sie die Römer als Menschen mit „trotzigen blauen Augen, goldgelben Haaren,

großen und nur zum Angriff kräftigen Leibern" (AA 89),[13]) psychisch erscheinen sie ihnen als „ein tapferes starkes . . . Volk von einfachen reinen und strengen Sitten, glühender Freiheitsliebe und unüberwindlicher Tapferkeit" (VD 8). Diese Einheit, die wir im Kindesalter des Germanentums wahrnehmen, hat sich im Lauf der Zeiten zu fest ausgeprägten Eigenarten der einzelnen Teilvölker herausentwickelt. Innerhalb der Völker nun, ja selbst innerhalb der sie volksartlich zusammensetzenden Komponenten, der Stämme, zeigen sich wieder landschaftlich beschränkte Wesenszüge, die sich in Gegensatz stellen zu denen der Nachbarn, so daß oft die verschiedensten, fest in sich geschlossenen volkscharakterologischen Einheiten selbst auf kleinstem Raum, immer aber als Kollektiverscheinung innerhalb ihrer Grenzen, zu finden sind. Solche Sondereigenarten finden sich heute, im Zeitalter der Freizügigkeit, wohl nur noch in kulturfernen und verkehrsentlegenen Gegenden, zu Arndts Zeit, um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert, waren sie gewiß eine oft zu beobachtende Erscheinung. So berichtet Arndt, „daß man fast in allen verschiedenen Thälern und Waldrevieren Wärmelands, die etwas von einander abgetrennt liegen, auch verschiedene Physiognomien findet" (RS II 151). Als er den Gestrikeland benachbarten Grenzstreifen Helsingslands durchfuhr, fand er es „wunderbar, wie sogleich der Abstand groß ist! und doch trennt nur ein Wald von ein paar Meilen die Menschen. Sprache, Gemüth, Sitten, Industrie, alles sogleich verschieden, als käme man zwanzig, dreißig Meilen weiter" (RS III 5). Dasselbe beobachtete er in Süddeutschland. „Man sollte denken, es sei abgeschmackt, über die äussere Gestalt der Menschen in einer Stadt oder Provinz viel zu bemerken, weil es allenthalben häßliche oder schöne Menschen giebt. So ist es freylich, aber doch mit einem erstaunlichen Unterschiede, oft mit einem so auffallenden, daß man nicht begreift, wie er in der Entfernung von 5 bis 10 Meilen möglich ist; und doch ist es dies" (R I 110).

Was nun den Gesamtcharakter des deutschen Volkes anbetrifft, so kennzeichnet es immer noch die germanische Treue. „Die Namen Gutmütigkeit, Geradheit, Treuherzigkeit im Leben, wie im Gefühle . . . sind einzelne Brüche des großen Worts Treue" (S IV 126). Der Deutsche zeigt eine „Geradheit und Wahrheit, eine Innigkeit und Natürlichkeit, . . . eine natürliche Herzigkeit und Innigkeit, die mit dem Worte Treuherzigkeit am besten ausgedrückt wird" (S IV 125). Mit dem Nächsten lebt er in „nordischer Herzlichkeit" (BfMG 323), es liegt in ihm „eine gewisse angeborene deutsche Gemüthlichkeit und Gutmütigkeit" (BfMG 86). Dagegen steht „die uralte Klage über Zwietracht, Neid, Haß, Laster, welche doch älteste Söhne und Töchter der Untreue sind" (S IV 127). Weiter bekundet der Deutsche einen stark ausgeprägten Familiensinn. „Ich bin im deutschen Hause, ich bin in einem Heiligthum, das in wenigen Ländern noch so rein ist. Ja wohl, hier, wenn ich mir diesen stillen Besitz, diese ruhige heitere Fülle von Leben und Liebe denke, hier ist alles ursprünglich einfältig, menschlich rein, und kann gelegentlich auch stark und groß werden" (IV 129). „Das deutsche Weib" ist „die alte deutsche Hausehre, die Hausherrin" (S IV 131). Führt der Deutsche sein Leben „auch oft als ein sehr vereinzeltes und vereinsamtes Leben" (S IV 125),

so ist doch sein Geselligkeitstrieb stark. „Unseres Volkes fröhlicher Muth und sein Trieb zu solchen Gesellungen und Einigungen oder Innungen ist uralt: der Teutsche will sich in allem innen, er will sein ganzes Wesen in alles hineinlegen, er ist ein inniger und innungslustiger Mensch: so der teutsche Bürger, der Bauer, der Student, der Soldat" (NWF 33). Im Verkehr mit andern Völkern ist „der deutsche Stamm der bescheidenste" (S IV 117). Diese Bescheidenheit bewirkt, daß er Fremden gegenüber seine Eigenart zurückstellt, daß er ein „gestaltloser unbestimmter Allerweltskerl ist, daß er in einer gewissen Zerflossenheit und Unsicherheit und Blödigkeit unter den Fremden ja selbst oft unter den Eigenen auftritt . . . Wegen dieser eigenthümlichen Blödigkeit und einer nur zu häufigen Unscheinbarkeit, die oft fast der Nichtigkeit ähnlich sieht, könnte man sagen der blöde Deutsche, weil der bescheidene Deutsche aus eignem Munde fast zu gut klingt" (VV 391). Dabei zieht es den Deutschen immer wieder in die Fremde hinaus. „Patriam fugimus, sagt Lichtenberg, müsse die Aufschrift über dem Kopfe des Deutschen seyn" (S IV 114, VV 391). „Er ist im höheren Stil der Bürger der Welt, die ganze Welt ist sein, er sucht die ganze Welt; so weit die Sonnenstrahlen schießen und die Winde wehen, will er hinaus, alles schauen lernen fassen erkennen, alle Völker Sitten Weisen Künste erkunden und sich zueignen" (VV 392). „Das steckt in seiner Natur, er hat den unbezwinglichen göttlichen Trieb, über alle Flächen hinzulaufen und in alle Tiefen hineinzuschauen, er ist ein gebohrner Späher und Erkunder der Dinge auf Erden wie im Himmel . . . Er ist von jeher der Wanderer gewesen, nicht allein zur Stillung der leiblichen Noth, sondern aus einem edleren geistigen Hunger und Durst. Aber er muß auch in die Welt hinaus als ein Glücksucher" (S IV 115). So entsteht „die deutsche Weltwanderung, die auch wohl Weltläuferei genannt werden könnte" (S IV 114). Der Ferntrieb macht den Deutschen zum „Wassermann. Alles was germanischen gothischen Stammes ist, sowie es das Meer erblickt, reißt sich mit allen sehnsuchtgeschwellten Segeln der Seele in die Weltweite hinaus" (S IV 140). Doch, ist auch so „der Deutsche und sein Stamm der Allerweltsmensch, welchem Gott die ganze Erde gegeben hat", so wird er doch, „je mehr er die Heimath gefunden und durchforscht, sein eigenstes kleineres Vaterland desto inniger lieben und desto tüchtiger bauen" (VV 392).

Die Lebensauffassung des Deutschen kennzeichnet sich durch „die zwei Wörtlein Sinnigkeit und Endelichkeit. Mit diesem ruhigen sinnigen Verstande, mit dieser Endelichkeit, d. h. mit Geduld und Beharrlichkeit, nicht mit dem Anfang zufrieden zu seyn, sondern bis ans Ende durchzuharren, hat Gott ihm eine sanfte süße Dauer der stillsten Gefühle gegeben. Man kann wohl mit deutscher Demuth fragen: wo lebt ein glücklicherer Mensch als ein sinniger endelicher Deutscher?" (VV 393). „Der Deutsche ist seiner innersten eigensten Natur nach verständig, wirksam beharrlich, endelich . . . Dieses herrliche Wort drückt gleichsam die lange lange Linie des bescheidenen und verständigen Menschen aus. Endelich heißt nicht nur der Mensch, der nach den letzten Enden der Erkenntniß jagt, sondern bei jedem Beginnen — ich sollte sagen bei jedem Anfange auch das

Ende des Dinges sehen will. Auch darf man jeden, der rasch dem Ende zueilt der in Geduld und Arbeit rüstig ist, einen endelichen Menschen nennen" (S IV 118). So sind „Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Nüchternheit des Verstandes . . . alte anerkannte Volkstugenden" (GZ I 208). Schon in der Auffassung der Arbeit liegt eine andere deutsche Kerneigenschaft, die deutsche Schwere. „Wir sind ein schweres Volk und fühlen die Arbeit und Noth der Welt und die Aufgabe des Lebens oft viel schwerer, als gut ist" (S IV 112). Der Deutsche hat „von Adam den Segen der Arbeit in vollem Maaße geerbt und fühlt auch ihre Schweißtropfen nebst den Stacheln der Dornen und Diesteln, worüber er die Fäuste ausstrecken soll" (VV 393). Er trägt „das herbe, schwere teutsche Wesen" (VfMG 177). Wir sind „ein denkendes grübelndes erfindendes Volk, seiner Anlage nach mit einem gewissen Ernst und Gewicht, auch wohl Schwere" (VV 393). So ist der Deutsche „der tiefgrabende, tiefschauende und hochschauende Mensch . . . Vorzugsweise ist er der europäische Tiefbohrer und Fern- und Tiefschauer, der mächtige, unermüdliche Späher. Die Tiefschau (Spekulation) ist das fröhlich selige Element, worin er am liebsten lebt und webt" (S IV 119). Damit im Zusammenhang steht die deutsche Wirrköpfigkeit. „Wir haben in unserer Mitte und Menge auch die köstlichsten Dummköpfe und Wirrköpfe" (S IV 120). Der germanische Mangel an plastischer Gestaltungskraft „und unsere angeborne Schwere bringt auch da eine Schwerfälligkeit, Ungewandtheit, Farblosigkeit, Unklarheit und Neblichkeit, etwas Unbestimmtes Zerfließendes und Dämmerndes hervor, wo es immer hell und klar seyn sollte, nämlich in der geistigen Darstellung und in der darstellenden Kunst" (S IV 121). So sind die Italiener „in Rücksicht der Form und der dichterischen Zeichnung strenger als die meisten teutschen Dichter, die es lange nicht Wort haben wollten, daß sie viel vom wilden Asiatismus haben, wie ihnen die Franzosen nicht mit Unrecht vorzuwerfen pflegen" (R II 370). Wir sind ein Volk, „in dessen Gemüthe so viele und edle Kräfte immer im Schwimmen Fließen Dämmern und Schwärmen sind, wo unaufhörlich ein seltsames und wundersames halb bewußt halb unbewußt spielendes Traumleben gelebt wird" (VV 395). Aber „dieser Schwimmer Dämmerer Schlotterer und Lotterer pflegt und nährt in seinem fließenden und oft auch unrein und düster fließenden Strom der schwebenden und webenden Bilder und Anschauungen die tiefen und erhabenen Gestalten des Ewigen und Unsterblichen. Er kann sich in Kunst und Wissenschaft neben die Edlen in Europa stellen; er ist in einigem edler als die Edelsten, in allem tiefsten innerlichsten Geistesleben mit den besten in der vordersten Reihe" (VV 395). Gerade in der Kunst spiegelt sich das deutsche Wesen treu und klar. Der Deutsche hat „für die Gestalt für die äußere Schönheit nicht die unmittelbare Anschauung und Entzückung wie z. B. der Grieche und Italiener, nicht die augenblickliche Messung und Hinstellung durch Gefühl und Blick; aber der glückliche kunstreiche Mensch erfaßt sie und stellt sie dar gleichsam aus innerer Anschauung, und bringt auch da größere Gesetzlichkeit Innigkeit und Menschlichkeit mit, hat da tiefere Sittlichkeit und Züchtigkeit und geistigere Überschwenglichkeit, ich sollte sagen, Reinheit und Unschuld, als der edelste Romane" (VV 397).

Es besteht auch in der künstlerischen Gestaltung „ein großer Unterschied zwischen dem Deutschen und dem Normann: der Norrländer sucht allen Leib zu begeistigen, allen Körper zu beseelen, aber es widerfährt ihm dadurch, daß der Geist auch da wo er dünnstes πνεῦμα, ein Zartestes und Feinstes seyn und bleiben muß, etwas sehr Leibliches und Körperliches erhält. Macht der Deutsche sein geistiges Leben in der Darstellung wie in der Idee oft zu dünn, zu unfaßlich und ungreiflich, so macht der Schwede es zu greiflich und zu körperlich" (S IV 340). Dabei liegt im Deutschen, wie im Germanen überhaupt, auch in der Kunst eine tiefe Naturliebe, die sich eben darin äußert, daß er mehr in das Wesen als in die Form des Darzustellenden einzudringen strebt. „Diese Naturliebe, man mögte sagen dieser innigste geheimste Naturgeist der Germanen ist er selbst ist sein Wesen. Das Fließende Schwimmende Schwärmende von Bildern zu Bildern von Gestalten zu Gestalten Schweifende und Überschweifende und doch so schwer die Gestalten Zusammenfassende und Bildende dies ist die verborgene Deutschheit, unsre Schwärmerei unser Tiefsinn unser Kunstsinn unser Genie, die geheime deutsche Art, deren werdendes fluthendes Leben in der geistigen deutschen Schöpfungsweise kein Fremder uns ablauschen wird, weil wir es uns selbst nicht ablauschen können" (VV 394).

Von allen diesen Eigenschaften wie überhaupt von Eigenschaften des Menschentums erscheinen im deutschen Volk manche Grade und Abstufungen. „Ich muß nach meiner Erfahrung wirklich behaupten, daß der Deutsche als ein dem Urvolke oder Weltvolke gleichsam noch näher stehender Mensch in seinem Volke weit mehr Stufen habe, als andere Völker, welche durch eine lange Reihe von Verwandlungen mehr durcheinander gemischt, geschüttelt und gesichtet sind, bei welchen alle klugen und schlauen Triebe mehr durchgesichtet und von Geist durchdrungen sind, ohne daß wir sie deßwegen im Ganzen als geistreich anerkennen wollen" (S IV 113). Wir sind „ein Volk der Stufen, . . . in welchem viele Elemente des Seyns und Werdens gleichsam wie unentwickelte Embryonen stecken" (S IV 120). Als „Volk der Stufen . . . durchmessen wir die Grade der Menschheit in aufsteigenden und absteigenden Verhältnissen. Wir können wohl ohne Pralerei sagen, daß wir einzelne Namen der höchsten Stufen haben; aber wir haben auch die niederen Stufen so besetzt, wir haben so köstliche Dummköpfe wie schwerlich ein anderes europäisches Volk" (VV 395).

Neben diesen Vertikalstufen der menschlichen Geistesentwicklung finden wir innerhalb der großen gemeinsamen, das ganze deutsche Volk umspannenden Züge eine reiche Mannigfaltigkeit von horizontal nebeneinander liegenden, stammesmäßig beschränkten Einzeleigenschaften, wie sie in dieser starken Betonung eben nur ein Volk von Ichmenschen ausbilden und trotz aller nivellierenden Kultureinflüsse erhalten konnte. Mag auch mancherlei Nachteil, besonders in politischer Beziehung, mit diesem sich in sich verschließenden Sonderwesen verbunden sein, so gewährleistet es doch in seiner nach eigensten Gesetzen entwickelten Ausprägung ein gesundes volkliches Leben. „Solche Unterschiede und Gegensätze ja Gegenstöße . . . sind da und werden bleiben und müssen bleiben.

Bewahre Gott, daß wir Deutschen je zu der todten und matten Einerleiheit und elenden Gleichung und Ausgleichung kommen, zu jenem knechtischen und langweiligen Chinesentum, welches von mißverstandener Unkunde des eigentlichen lebendigen Lebens eines Volks mit einem falschen Namen oft die rechte vollendete Volksthümlichkeit genannt wird! Nur wo viele Gegensätze viele Verschiedenheiten und die frischen freien Kräfte ungleicher und sogar widerstrebender Triebe und Kräfte sind, da jauchzen die fröhlichen schöpferischen Geister über den brütenden und gebärenden Wassern des Lebens, nur da wird Leben und bleibt Leben" (RAW 108).

Wenden wir uns nun der Wesensart der einzelnen deutschen Stämme zu, so sind die Niedersachsen, das Kernvolk der norddeutschen Lande, noch jetzt die Menschen, wie Tacitus sie beschrieb, „die Enkel der Ostfalen Engern und Westfalen, langbeinig langarmig blauaugig und schönaugig, vorherrschende Blondheit. Hier auch große Ruhigkeit und Sachtmütigkeit, . . . Festigkeit Hartnäckigkeit stille Tapferkeit ruhiges Halten an altem Gesetz und alter Sitte" (VV 367). Wie den Friesen kennzeichnet den Sachsen das Einsamkeitsbedürfnis. „Der Friese und Sachse . . . ist ein vorzüglich stiller und einsamer Mensch, der gern für sich lebt webt wirkt und baut" (FA 249). Bei dem Sachsen findet man jedoch „größere Freundlichkeit und Mittheilsamkeit als bei dem Friesen . . . Der Sachse wohnt unendlich weiter zerstreut, auch durch mannigfaltigere Formen des Klimas und der Bedürfnisse und Geschäfte des Lebens nach verschiedenen Seiten hingezogen, er ist darum biegsamer mittheilsamer weicher und freundlicher. Gutmüthigkeit und Langmüthigkeit und stille Tapferkeit — das ist so recht sein Karakter. Daß das leicht in eine gewisse Trägheit und Faulheit in eine unbeholfene und widerliche Schlotterigkeit und Lotterigkeit ausartet, versteht sich von selbst; denn so fest steht der Sachse nicht, so entschlossen nimmt und hält er sich nicht zusammen als sein Nachbar der Friese" (VV 367). „Ruhigkeit, Beharrlichkeit, Hartnäckigkeit und Gesetzlichkeit, das heißt vollste Tüchtigkeit zu einem tapferen gesetzlichen Gemeinwesen, das war und ist bis diesen Tag die Grundlage des Sachsenstammes" (PG 316). Die Niedersachsen sind „im Ganzen sehr fest, bedächtig, treu, tapfer, gutmüthig, fröhlich und hartnäckig an ihrer Art und Weise hangend" (VZ 154). So stark wie kaum bei einem andern Stamm ist bei ihnen die Freiheitsliebe ausgeprägt. „Von allen germanischen Volksstämmen haben die Sachsen und die den Sachsen verwandtesten am festesten und hartnäckigtesten an der Freiheit gehalten und diese Freiheit in verständigen und weisen Einrichtungen entwickelt und ausgebaut" (Erg 282). Solche freiheitlichen Einrichtungen sind die Bauernschaften. „In wenigen Landschaften des Vaterlandes haben sich so viele und große Bauernschaften erhalten als in dem rechten Kern des Sassenlandes, in Westfalen" (W III 256).[14])

Freiheitsliebe kennzeichnet auch ihre Nachbarn, die Friesen. „Wir lesen im Tacitus, welches Männerstolzes die Friesen sich schon vor achtzehn Jahrhunderten rühmten. In ihrem Landrecht klingt es: die Friesen sollen frei seyn, so lange die Winde aus den Wolken wehen und die Welt stehen wird" (S IV 170). „Die edlen freien Friesen, so hörten sie weiland und hören noch gern so" (VV 364). „Frei tapfer standhaft, das hieß und

heißt friesisch. Dieser edle freudige Stamm konnte nimmer zu Knechten erniedrigt werden. Man liest noch heute mit Bewunderung die Kämpfe der Dietmarsen und wie im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die Stadinger, welche dem Erzbischof von Bremen und Hamburg eben so wenig zinsbar seyn wollten, durch einen Kreuzzug fast ausgerottet wurden" (VV 365). Dieser stolze Trotz bekundet sich auch somatisch. „Die starken tüchtigen Gestalten die kühnen stolzen Gesichter die breiten offenen Stirnen mit den schön gewölbten dunkeln Brauen und den zornig rollenden dunkelblauen Augen Tritt Gang Art — alles zeichnet durch seine feste Haltung augenblicklich den Friesen. Selbst in dem Auge des Weibes glänzt solcher Ernst und Muth" (VV 366). Damit verbindet sich ein starker Stolz auf die eigene Art. „Eigen ist ihnen, daß sie mit großer Eifersucht und dichter Geschlossenheit ihre Sippe Art und Weise gegen fremden Eindrang zu vertheidigen suchen . . . Durch diese Geschlossenheit in sich und die Abgeschlossenheit und Verschlossenheit gegen alles Fremde widerfährt den Friesen wohl, daß diese Fremden sie nicht bloß für stolz starr und eigensinnig sondern wohl gar für dumm und beschränkt halten" (VV 366).

Als drittes Element in der Bevölkerung Westniederdeutschlands erscheinen die Niederfranken. „Will man die Menschen dieses westlichen Austrasiens im Ganzen beschreiben, vom Lande Köln und Jülich bis an das Meer und die Ausflüsse der Schelde und Maas, so ist ihr Karakter Festigkeit Ruhigkeit Entschlossenheit, . . . bei allem Geist der Unabhängigkeit und Selbstigkeit unbezwingliche Freiheitsliebe und Stolz auf Freiheit . . . Diese starken und trotzigen und doch sehr besonnenen und sinnigen Menschen, in welchen vieles von dem Karakter des Sachsenvolkes erscheint, genießen im Gleichbilde mit der gesegneten Fülle ihres reichen Landes einer tiefen und ruhigen sinnlichen Fülle und Beschaulichkeit des Daseyns mit festem Ernst und gediegener Wahrheit im Ausdruck aller ihrer Triebe und Gefühle . . . Malerei Musik Blumen Andacht und Stille im Hause und in der Kirche, mit frischem vollem sinnlichen Lebensgenuß gepaart zeichnet diese Menschen noch heute aus. Farbenspiel Saitenspiel Blumenspiel, dieses Zarte und Feine auf so lebenskräftige und willenstarke Menschen gelegt" (VV 357).

Begrenzt sich die deutsche Volkskunde nach den Verbreitungsgebieten des stammesmäßig begründeten Volkscharakters, so sind die Holländer, wenn auch politisch und, was meist als Begrenzungsmodus angesehen wird, auch sprachlich von der deutschen Gemeinschaft abzutrennen, in die Volkskunde Deutschlands einzubeziehen. Beim Holländer „spielen jetzt eigentlich nur zwei Bestandtheile hervor, nämlich der sächsische und dann der Hauptbestandtheil und derjenige, der das Ganze mit seinem Geist und Leben durchdrungen und durchgossen hat, der friesische" (VV 358). „Diese nördlichen Niederländer sind in Sprache und Art dem teutschen Stamm in Westfalen und am Nieder- und Mittelrhein bis gegen Bonn auf das nächste verwandt" (VV 106). Die stammesmäßige Zusammensetzung zeigt sich auch im Volkscharakter. „In Holland war der Trieb ausschließend seemännisch und friesisch, d. h. auf Vereinsamung und Zusammenziehung der Kräfte hinstrebend" (RAW 89). Das Wesen des Holländers ist „die

norddeutsche und niedersächsisch westfälische Gutmüthigkeit, Langmüthigkeit, Sanftheit und Sachtheit" (S IV 226). Es zeigt „etwas Stilles Ernstes Schweres und oft Trübes an Leib und Seele, sowie Sprache und Art auf das Deutsche, man mögte fast sagen auf das westphälische Deutsche und also vorzüglich auf den Sachsenstamm. Schwere Leiber, schwere und verhüllte Geister, Zähigkeit, ja Hartnäckigkeit des Willens, stille Festigkeit, eine Unstörlichkeit, was sie Unanthunlichkeit nennen. Sie sind still und ernsthaft in deutscher Langsamkeit, aber geringerer Langmüthigkeit; denn sie halten das Ihrige grimmig fest, und schlagen, wenn man es antastet, mit sächsischer und friesischer Schwere hart aus" (S IV 87). Der Holländer ist, „im Genuß der Güter dieser Erde, im Gebrauch des Lebens der Ruhige Betrachtende und Beschauende; er will auch hier das Feste und verschmäht das Flatternde Flitternde und Glitternde, wie alles Schauklige Gauklige und Schlüpfrige" (S IV 231). „Der Holländer steht da im Bewußtseyn der Wohlhabigkeit und Behaglichkeit, eben daß er der Schöpfer und Herr dieses Landes ist . . . Er ist der stille zahme Seelöwe, der sich im Gefühl des Behagens auf die trockenen Klippen an die Sonne gelegt hat . . . Das holländische Wort Moje ist der Inbegriff alles Zierlichen Bequemen und Lustigen in holländischer Sprache. Dieses weiche Wort drückt gleichsam durch seinen Laut schon das gewöhnliche holländische Wesen aus. Aber störe diesen Seelöwen auf und jage ihn von den Klippen der sonnigen Lage ins Wasser, . . . da hörst du ihn brausen, . . . da brüllt sein Zorn auch wohl mitunter auf, daß dir die Haare vor Grausen auf dem Kopfe sausen . . . Freilich ist er ruhig besonnen und behaglich, aber in seinem Innern steht eine Hartnäckigkeit und Trotzigkeit, eine Festigkeit und Entschlossenheit des Willens, die der Teufel nicht beugen kann" (VV 359 f.). „Es ist das Ungestüme und Unbändige, wo dieser friesische Mann seine Art und seine Freiheit in Gefahr glaubt, es ist das Feste und Stille, wo die gewöhnlichen Zustände eintreten" (VV 362). So herrscht in seinem Hause „Reinlichkeit und Sauberkeit fast bis zur Übertreibung, so weit, daß es uns andern Deutschen oft peinlich wird, Blumenliebe und Blumenpflege . . . ist eine holländische Leidenschaft" (VV 361). Es scheint, als habe er sich „in der Freude an dem Netten Heitern und Bunten eine fröhliche Gegenwehr gegen das Graue und Trübe [der Landschaft] bereitet" (ebda). Haus und Garten atmen „Ordnung, die oft in Peinlichkeit ausartet und hier mit jedem Menschen gebohren ist, den freilich auch sein besonnenes, kaltes, von keinen heftigen Leidenschaften bewegtes Gemüth mit dazu hinführen mußte" (HK 120). Wie in seinen gegenständlichen Werken sind auch in seinem geistigen Schaffen „Zucht Ordnung Klarheit des Urtheils Nüchternheit der Überlegung sein Wesen geworden; er will und muß in seinen Gedanken und Werken Ordnung und Folgerichtigkeit haben, er haßt alles Schwimmende Unbestimmte Übertriebene in Gefühlen und Gedanken und schilt es gern deutsche Krausköpfigkeit deutsche Schwärmerei" (VV 362).

Diese Stämme, Sachsen, Friesen und Franken, kamen „als Verdeutscher, oder, wenn man will, als Wiederbeleber des Deutschartigen" (VV 370) in die altgermanischen slavisierten Lande Ostelbiens. Es ist anzunehmen, daß bei dem Abzug der Germanen in der Völkerwanderungszeit in diesen

Gebieten „viele Alte, Weiber, Kinder, Wehrlose, Hörige, auch wohl einzelne freie Bauern, welchen der Pflug und Ochs im Frieden theurer geworden war, als Degen und Streitroß, . . . wohl in den Sitzen der Väter stecken geblieben seyn" (S IV 107). Vermutlich ist „ein großes Überbleibsel, freilich nach und nach slavonisirt aber doch immer mit germanischer Art und Anlage begabt, unter den Slaven sitzen geblieben, welches dann bei der vom zehnten bis zwölften Jahrhundert wieder vorrückenden deutschen Herrschaft sich mit den verwandten deutschen Stämmen jetzt leichter wieder zusammenband und verschmolz" (VV 369). Da haben „die verhüllten und überwachsenen deutschen Keime ihre frühere Geistesluft wieder gefühlt, sind wieder deutsch aufgegangen und gegrünt, und haben das meiste Wendische bald überwachsen und ausgelöscht" (S IV 108). Wahrscheinlich wird das durch das „geschwinde Verschwinden der slavonisch wendischen Sprache in diesen Landen, welche in zwei Jahrhunderten völlig untergegangen war" (VV 369). So ist auf Rügen „im Jahre 1404 ein altes Weib namens Gültzin gestorben, die letzte die dort wendisch gesprochen" (VGL 112).[15])

In diesen dem Deutschtum zurückgewonnenen Landen lebt „jetzt der sächsische Karakter, eine gewisse Langsamkeit Harmlosigkeit Gutmütigkeit und Treuherzigkeit" (VV 371). Es tritt einem hier „ein gewisser Stolz der Mannlichkeit und Gradheit, eine eigenthümliche Freisinnigkeit in Antlitz und Rede und in Schritt und Tritt ausgeprägt, fest entgegen" (WW 145). Eine in den Küstenlanden Mecklenburgs und Pommerns vorherrschende „gewisse Munterkeit und Lustigkeit, . . . die man mit sehr ähnlichem Gepräge auch in Preußen und in Schweden und Norwegen findet, wird wohl dem Seeleben und seiner rüstigen Beweglichkeit verdankt" (VV 371). Die Pommern „sind wie die Holsteiner, die jedoch, mit Ausnahme der Dietmarsen, mehr Sanftes und Weiches haben, ein starkes rüstiges und kriegerisches Geschlecht, . . . vor allen seit dem großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen durch ihren fröhlichen Kriegsmuth glänzend berühmt" (VV 372). „Die Masse des Volks ist herzhaft und hat hohen Muth unter hohen Führern" (VGL 225). Nach Kantzow ist das pommersche Volk „mehr gutherzig, dann freundlich, mehr simpel, dann klug, nicht sonders wacker oder fröhlich, sondern etwas ernst und schwermüthig. Sonst aber ist's ein aufgerichtt, treu und verschwiegen Volk, das die Lügen und Schmeichelworte haßt" (VGL 147).[16]) Arndt selbst urteilt über seine Landsleute: „Der Pommer ist kalt und langsam, scheint dadurch oft unempfindlich, ist aber im Grunde seines Karakters, wenn man sich die Mühe giebt, mit ihm umzugehen, gutmüthig. Grobheit und Plumpheit und Ungefälligkeit in kleineren Diensten des Lebens fließen oft in diesem Karakter mit zusammen. Arge List und Tücke findet man Gottlob selten" (VGL 225). „Die Art meiner Heimath ist etwas träg und bequem, aber durchaus gutmüthig und grad, ihre mit Recht gepriesene Fröhlichkeit, Tapferkeit und Treue beugt sich gottlob selten zu Ränken und Hinterlisten hinunter" (Erg 106). Der Pommer steht in dem Ruf, „er sei gefräßiger als der Thüringer und Sachse, allerdings, aber er arbeitet auch strenger und sein kälteres Klima ist schon zehrender" (VGL 226).[17]) Die See er-

zieht ein starkes Geschlecht. „Die pommersche Halbinsel Dars ist durch ihre kühnen und schönen Schiffer berühmt" (SG 127). „Auf der Halbinsel Dars und in den Dörfern auf den gegenüberliegenden Küsten wohnt ein schöner kräftiger Menschenschlag, dessen Gewerbe in der Jugend gewöhnlich das kühne Element des Meeres ist" (Erg 30). „Die Stadt Stralsund hatte schöne stattliche Menschen und konnte auch in Hinsicht der Frauen, selbst in den unteren Klassen, wie Korinth bei den Griechen, für eine schönweibrige Stadt gelten. Ein schönes Menschengeschlecht findet man auch in den andern großen Städten Pommerns" (Erg 58).[18] Wo der Einfluß des Meeres fehlt, ist das Volk anders geartet. „Die weiter vom Meer südlich wohnenden, z. B. die in den brandenburgischen Marken, haben mehr etwas Ernstes und Geschlossenes. Der Minister Stein . . . sagte von den Bauren der Marken, diesen ernsten, stillen Männern, die oft ein viel trotzigeres Gesicht machen als die Meeranwohner: sie gucken mit finstern Augen wie der Wolf aus der Sandgrube" (VV 372). „In der Tath eine sehr bewußte und gestreckte soldatische Gestalt und ein scharfer trotziger Blick der großen und blauen Augen fällt einem bei den märkischen Bauern und Bürgern auf . . .: scharfer entschlossener Blick, wie des Kriegers, der zum Marsch gerüstet steht, scharfes und bestimmtes Wort" (PG 163).

Andere Stammesverhältnisse liegen in Ost- und Westpreußen vor. „Es ist ein prächtiges deutsches Volk die Preußen, besonders die Ostpreußen und was dort von den Salzburgern stammt; sie haben beide Feuer und Nachhaltigkeit, und was sie als Geister vermögen, hat die Literatur in ihre unsterblichen Register eingetragen" (Erg 181). Starker slavischer Einschlag findet sich im Volkscharakter der Kurländer. „Die Kurländer sind größtentheils mit ihnen [den Preußen] aus demselben Stoffe, aber in ein paar Jahrhunderten doch sehr von der leichten dünnen Luft des benachbarten Polens durchweht" (WW 143). „Bei dem ersten Anblick des Kurländers und der Kurländerin fällt einem in ihrer Art und Sitte und in der leichthin säuselnden und lispelnden deutschen Sprache derselben die Beweglichkeit, Geschmeidigkeit, Leichtigkeit und Leichtfertigkeit der Polen und Polinnen in vielfältigen Ähnlichkeiten sogleich auf" (WW 14). Anders in Livland. „Bei den Lievländern, däucht mir, ist noch manches von schwedischer Schwere und Ruhigkeit, aber gottlob auch von schwedischer Geradheit und Derbheit, wovon der leichtere Kurländer viel weniger zeigt" (WW 15). Im ganzen ist „die Art der deutschen Kurländer Esthen und Lieven doch an diesen äußersten deutschen Ostgränzen im Ablauf von sechs sieben Jahrhunderten, wo sie mit dem Schwert zurückerobert wurden, von dem eigentlichen alten Deutschland eine sehr verschiedene geworden; es ist ein Hauch slavonischpolnischrussischer Leichtigkeit und Leichtfertigkeit, die von der deutschen Schwere und Ernsthaftigkeit sehr fern liegen, nicht bloß darüber hingeweht, sondern auch an vielen Stellen hineingeweht worden" (WW 77).

Die ripuarischen Franken bekunden volksartlich manche Ähnlichkeit mit den Niederfranken. So zeigt der „Kurkölner Jülicher deutsche Luxemburger . . . ein Gemisch des Hochdeutschen und Niederdeutschen, in einer gewissen Übereinstimmung damit auch Art und Gemüth, mehr Ruhig-

keit Sachtmüthigkeit und Schwerfälligkeit" (VV 355). Die Kölner haben „vieles vom holländischen Phlegma und der niederländischen Sauberkeit und dem Geist des Putzens und Scheurens" (R VI 287). Doch bezeugt ihre größere Lebhaftigkeit schon ihre Zugehörigkeit zu mitteldeutschen Stämmen. Sie sind „ein Volk einer eigenthümlich heitern und lebensfrohen Laune und einem düster verfolgenden Eifer und wüthigen Fanatismus stets abgeneigt gewesen" (RAW 40). Was ihre körperliche Erscheinung anbetrifft, so wird man „nicht leicht ungezeichnetere Züge und leblosere Gestalten sehen, als bei dem ächten und nie ausheimisch gewesenen Kölner. Man kann es nicht besser ausdrücken, als Bewußtlosigkeit des Geistes und Gestaltlosigkeit der Gestalt. Da sind keine treffenden und allgemein fesselnden Züge, kein Ausdruck der muthigen und kräftigen Thätigkeit. Die Körper sind nicht schwach, sondern vielmehr stark gebaut, aber durchaus formlos; der Kopf spricht nicht, die Brust drängt sich nicht vor" (R VI 287). Unter den Weibern sieht man „manche nicht unleidliche Gesichter . . . Die meisten sind mit ihren todten Augen und kalten Stirnen wie in Nebel gehüllt, hinter welchem kein Sonnenstrahl liegt; seelenlos und frostig wie sollten sie den Weg zum Herzen finden" (R VI 289). In Aachen erscheinen „viele lebendige und kühne Gesichter und schöne gefühlvolle Augen, noch mit der niederländischen Gutherzigkeit gemischt. Unter den Weibern sind die meisten wohl gebildet, viele reitzend, und fast alle haben ein sehr schönes Blut, fast wie die am Rhein wohnenden" (R VI 247). „Sie sind freilich nicht mehr so langsam und schwer, wie auf dem vorigen Wege [westlich von Aachen], aber bei aller Munterkeit doch ohne Kraft und Aufsprudeln" (R VI 248). Die Bewohner der Eifel sind „ein rüstiges Menschengeschlecht, glücklich und zufrieden . . . Hier oben in den einsamen Bergen und Wäldern findet man bei den meisten Menschen die altteutschen Grundzüge, Einfalt, Ehrlichkeit, freundliche Gutmütigkeit und Gastlichkeit, mit Einem Worte jene unbeschreiblichen Züge einer gewissen Schlichtheit und Gradheit, wenn man will auch einer kindlichen Unbehülflichkeit, welche den einfach lebenden Menschen des deutschen Stammes von den meisten andersartigen Völkern unterscheiden" (RAW 227). Weniger Ähnlichkeit mit niederdeutscher Art als bei den Ripuariern findet Arndt bei den Moselfranken. In Koblenz sind „die Leiber nervigt und gewandt, die Füße nicht zu groß, die Schenkel gezeichnet, und nicht holländisch und flamländisch in einander fließend, Schultern und Brust breit und gewölbt, und bei dem allen ein Gesicht, das oft schön, meistens kräftig und ausdrucksvoll ist. Aufgefallen ist es mir, daß man hier mehr Blondlinge und ächte Flachsköpfe findet, als in irgend einer andern Provinz Teutschlands, es sei denn in den untern Harzbergen" (R VI 338). Die Mainzer beschreibt Arndt als ein „wohlgebildetes und munteres Volk, voll Lebendigkeit und Schnelle, mit behendem und gewandtem Körper" (R VI 393).[19])

Der Hesse ist noch heute „der alte feurige und ernste Katte, an welchem man bis diesen Tag die Grundlinien von Tacitus Zeichnung unvermischt erblickt" (VZ 156).[20]) „Festigkeit Tapferkeit Redlichkeit und Treue, das heißt noch jetzt hessisch. Eine ganz eigenthümliche Ernsthaftigkeit und Ruhigkeit der stattlichen Männer. Nirgends in Deutschland sind die Men-

schen so wenig den Fremden neugierig und gesprächig oder überhaupt nur zugänglich. Darin übertreffen sie, glaube ich, noch die Friesen" (VV 375). Hier herrscht „eine gewisse Stummheit und Starrheit der Natur, die in vielem auch wohl auf den Menschen eingewirkt hat" (VV 374).

Der Thüringer und Ostfranke ist „der fröhlichste lebenslustigste beweglichste und musikalischeste Deutsche. Dem Böhmerwalde dem Fichtelgebirge und der Elbe näher mehr mit Slaven gemischt" (VV 372). Er ist „ein schöner Mensch; besonders schöne Gestalten, man mögte sagen reif und fertig gewordene Gestalten trifft man in dem Gebiet der weiland Grafschaft Henneberg und so weiter an der fränkischen Saale und rechts am Obermain bis Schweinfurt Würzburg und zum Spessart hinunter; was sieht man da für prächtige Baurengesichter!" (VV 373). „Der Franke ist eine muntere, frey- und zutrauliche Art, die mir immer besser, als der feine und eigennützige Sachse gefällt, und als der grobe Thüringer, der nicht weniger die Beutel plündert. Sie knüpfen gleich menschlich ein Gespräch an und lauren nicht auf und deuten nicht gern schlimm" (R I 64).

Wurde das nördliche Ostelbien vorzugsweise von Niederdeutschen besiedelt, so die südlicheren Gebiete zur Hauptsache durch Mitteldeutsche. Es sind deshalb „im Lande Meißen in den Lausitzen und dem größten Theil Schlesiens . . . die wunderbarsten Verschiedenheiten den nördlichen Kolonielanden der Sachsen gegenüber, die kaum irgendwo schneidender und karakteristischer gefunden werden" (VV 373). „Lebendigkeit Beweglichkeit Art und Sprache" sind dort „die sichtbaren Zeichen, daß die Leute aus Thüringen und Franken das Deutsche wieder emporgebracht haben . . . Der Schlesier mogte nun zu der thüringischen Lebendigkeit und Beweglichkeit noch ein gutes Stück slavischer Leichtigkeit bekommen haben. Er sowohl als der sogenannte Kursachse . . . haben aber eine größere Weichheit und Geschmeidigkeit, die zuweilen fast eine flüssige und schlüpfrige Glätte wird, als der Stammbewohner der Thüringer Berge, welcher bei aller Munterkeit und Freiherzigkeit doch ein Daurendes Festes hat, welches ihn als einen deutschen Urstamm zeichnet" (VV 373). Bei seinem Aufenthalt in Schlesien im Jahre 1812 findet Arndt „die Menschen gut und freundlich nur nicht kernig" (BfMG 78). „Die Menschen scheinen hier ein freundlicher gutmütiger Schlag zu sein, aber auffallend wenig Kraft und Schönheit draußen und drinnen" (BfMG 74).

Nicht so weit gelungen wie in Schlesien ist die Entslavung in Böhmen. Dort spricht man „noch jetzt größtentheils slavisch" (VV 375). Aber während sonst „das Leichte Lustige Leichtfertige fast alle Slaven bezeichnet", zeigt der Böhme „einen Ernst eine stumme und schwere Schweigsamkeit einen Trotz und eine Hartnäckigkeit, welche dem allgemeinen Slavenkarakter durchaus fremd sind" (VV 375). „Zu manchen slavischen Eigenschaften und auch slavischen Gebrechen und Untugenden haben sie eine große Zugabe eines schwerfälligen Ernstes und düstern Trotzes bekommen, die sie von der allgemeinen Glätte, Leichtigkeit und Leichtfertigkeit der slavischen Art unterscheiden" (ChT 227). „Es muß dieses Czechenvolk in früher Zeit, vielleicht lange vor seiner Einwanderung in Böhmen, eine Beimischung empfangen haben, welche ihm jenen Schwersinn, Tiefsinn, Wissen-

schaftssinn gegeben hat" (S IV 100). Oder der schwere Einschlag ist darauf zurückzuführen, daß, wie im nördlichen Ostelbien, germanische Reste in den unzugänglichen Berglanden bei der Verslavung sitzengeblieben sind. „Man könnte meinen, daß sie . . . bei ihrem Einrücken in Böhmen nach der Auswanderung der Markomannen und Quaden dort in den Bergkesseln noch viele Hunderttausende deutscher Menschen gefunden und mit ihnen und aus ihnen eine neue Art gezeugt hätten" (S IV 100). „Die Böhmen sind also ein Mischvolk und haben von der germanischen Schwere und dem germanischen Ernst ein gutes Stück bekommen" (VV 377). Ihr „angeborner Ernst und ihre Hartnäckigkeit ist nun zum Theil ein bitter böser Ernst geworden; es blickt aus vielen Gesichtern ihres Volkes Trotz und Haß, auch wohl Tücke" (VV 378). Der Böhme ist ein „so ernsthafter düster tiefsinniger und bei Gelegenheit so nachhaltiger und ingrimmiger Mensch" (S IV 99), der sich „durch einen gewissen stummen Groll, welcher leicht bittrer Haß wird, von dem Deutschen gern absondert" (S IV 100). Sonst ist er „trotzig und tüchtig" (VfMG 81), ihm gebührt „der Ruhm hartnäckiger Tapferkeit, er ist ein starker stattlicher Mensch und ein tapfrer Kriegsmann, aber wo sieht man Freude Fröhlichkeit und Zufriedenheit in den Gebärden und Sitten?" (VV 378).[21])

Unter den oberdeutschen Stämmen kennzeichnet die Allemannen „Feurigkeit Leidenschaftlichkeit Lebens- Kriegs- und Gesanges-Lust" (VV 381), „die Heftigkeit, der Ungestüm der Leidenschaften . . . die Fülle der Herzigkeit und Gradheit, ja selbst die Grobheit" (Erg 220). „Zwischen den Vogesen und dem Rhein die allemannischen Elsässer, ein starkes ernstes Geschlecht, kräftig gegliedert, und von jähem, derbem und festhaltendem Sinn" (VZ 155). „Er ist wie wenige deutsche Stämme stark, schön, tapfer, arbeitsam, ausdauernd, erfinderisch, das Eigene festhaltend und das Fremde verschmähend" (VZ 92).[22])

Der Schwabe wird als der „dumme Schwabe" geneckt. „Dieser Ausspruch stellt ihn offenbar in eine gewisse Ähnlichkeit zu dem Friesen und Westfalen, der auch von vielen im Vaterlande für dumm gescholten wird. Warum? Weil er schwer aus sich heraus will und heraus kann, weil er etwas in sich Abgeschlossenes, Festes hat, was schwer in Anderes und Fremdes übergeht . . . Was nun bei dem Friesen und Westfalen ein Kühles und oft ein Kaltes ist, das ist bei dem Schwaben ein Warmes und oft ein Heißes. Er hat ein gewisses unbeschreibliches Zuviel einen gewissen Ungestüm eine gewisse innerlich spielende oft wogende Leidenschaft, die ihn häufig wie im Traum hinwandeln läßt und bei einem Überfluß von Trieben und Strebungen in einer gewissen Verdunkelung hält in einer Art scheinbarer Verwirrung und Unklarheit, worin die Gegenstände und ihre Gestalten sich nicht sondern wollen" (VV 382).

„Die Bayern treu, gutmüthig, schwer, zäh und ernst, trotz irgend einem nördlichen Stamm, sich und ihr Wesen hartnäckig festhaltend und behauptend" (VZ 155). Sie wie die Österreicher „ein stattliches schönes reges Menschengeschlecht, von der frischen Bergluft . . . erquickt und belebt, zwar geringere Beweglichkeit, weniger geistige Regsamkeit, ein milderes Feuer als die des Allemannen, stillere aber voll genießende Sinn-

lichkeit, von dem schwebenden musikalischen Gesangestrieb durchweht; Harmlosigkeit Freundlichkeit Gastlichkeit nirgends größer in Deutschland. Fröhliches volles sinnliches Leben unschuldiger Erguß der Freundlichkeit und Frohherzigkeit leichte natürlichste Gespaßigkeit, die nur ergötzen nicht verwunden will, Saitenspiel Klang und Sang Tanz und Sprung der Herzen und der Füße immer und allenthalben, einfältigste Treue und Gastlichkeit bei den Bürgern und Bauern wie in ältester patriarchalischer Zeit" (VV 380). In der Oberpfalz sind im Gegensatz zu ihren nördlichen Nachbarn „die Menschen verstockter und tückischer von Ansehen, obgleich sie meist besser gebildet sind als die Thüringer und Frankenbauern" (R I 116).

Der Österreicher ist „der Bruder des Baiern, stark, schön, freundlich, ernst und bedächtig; doch in vielen seiner Lande spielt schon eine gewisse slavische Leichtfertigkeit und Wildheit, die eben gar nicht auf südlichem Feuer ruht" (VZ 155). Er gehört „sicher zu den schönsten Menschen die es in Teutschland giebt . . . Überall findet man große rüstige Körper mit starker Brust und Schultern und schönen Beinen. Ihre Miene ist brav und verräth viel Ehrlichkeit und Zutrauen, und ihre Wangen sind so schön mit Fleisch und Blut gemischt, als man sie sich nur denken kann; . . . aber beobachtet man näher, so hat man es auch gleich weg, daß diesen schönen Automaten das Leben fehlt, und sie nur zu sehr mit Unbehülflichkeit und Ungeschmeidigkeit gepaart sind; man hat es gleich weg, daß Gemächlichkeit und Sorglosigkeit ein Hauptzug im Charakter dieser guten Menschen sind, und daß alles, was eine große Anstrengung erfordert, was Aufopferungen ihrer gewöhnlichen Freuden und Vergnügungen nothwendig macht, und den harmlosen Kreis ihres heitern Lebens verrückt, nicht ihre Sache ist" (R I 374). Die Wiener sind „ein biederes und braves Volk, dienstfertig und frohherzig, gutmüthig und vergnügenliebend, wie es nur eines giebt" (R I 382). „Überall ist es zum Erstaunen, wie dieses Völkchen der alltäglichsten Vergnügungen und Possen nie satt wird" (R I 195). In dem Österreicher „südöstlich der Donau ist eine hübsche gerade und offene Gemüthlichkeit und mehr Talent und Gewandtheit des Geistes und seiner Rede, als man in unserm lieben Norddeutschland ihnen zuzutrauen pflegt" (BfMG 463). Die Grazer „scheinen ein munterer und frohherziger Schlag. Doch sucht man die österreichischen Körper vergebens, und sieht mehr breite und dicke und mehr Rundköpfe" (R II 37). Die Krainer „auf den Dörfern haben alle kein recht kräftiges Ansehen. Die Körper sind dürr und schwankend, und große und stattliche selten. Hübsche Gestalten habe ich weder unter Männern noch Weibern gesehen. Die letztern sind meistens unförmlich dicklich, mit runden Köpfen, welche bey wenigen durch schwarze lebendige Augen ein Interesse erhalten. Doch scheinen sie ein munteres und frohherziges Völkchen, das gern lacht und plappert" (R II 61). In Triest ist „das Frauenzimmer meistens klein und von schlechtem Wuchs, und ich habe fast kein schönes Gesicht gesehen, doch muß ihre Lebhaftigkeit und Munterkeit diesen Mangel ersetzen" (R II 75). Der Tiroler ist „ein lebendiger und freudiger Bergmensch, in welchem hie und da die Verwandtschaft mit Italien und mit italischen Stämmen durchspielt" (VZ 155). Was ihn „am meisten karakterisiert, ist

seine Freimüthigkeit und Keckheit unter allen Menschen und jenes Selbstvertrauen und Menschengefühl, das man stark in allen seinen Zügen ausgedrückt findet, wie in dem raschen Bau und den geschmeidigen Bewegungen seines Körpers" (R II 33). Dabei ist er „der klare kluge bewußte Mensch . . . Er ist nicht das unschuldige naive Kind der Hügel und Ebenen wie sein Bruder der Baier und Östreicher; seine Einfalt seine Gradheit seine Treuherzigkeit mit dem Handschlag und Wort auf Du und Du, womit er aussteht, wenn er als Kaufmann oder Wanderer bei uns durchzieht, sind freilich auch die Sitten seiner Heimath im äußeren Bezeigen, aber dahinter lächelt der kluge kühne gewandte Mensch, dem seine Gewandtheit selbst Freude macht" (VV 381).

Wie in manchen Fragen der Volkskultur hängt Norddeutschland auch volksartlich, somatisch und psychisch, in mancher Beziehung viel enger mit dem skandinavischen Norden zusammen, als mit Süddeutschland, das anthropologisch viel mehr fremdrassigen Einwirkungen und kulturell, sach- und geistesgeschichtlich viel mehr artfremden Einströmungen ausgesetzt gewesen ist. Im Norden, besonders in entlegenen Gegenden finden wir, wie ergologisch eine Fülle germanischen Altertums, so an volkstümlichen geistigen Lebensformen eine reiche Menge altgermanischen Erbguts, die beweist, daß die sich in ihnen auswirkende Volksseele dieselbe geblieben ist, wie zu der Zeit, als die Römer unser Volk beschrieben.

Eine solche altgermanische Lebensäußerung, die sich im Norden wie auch im nördlichen Deutschland bis ins Arndts Zeit in ungeschwächter Vitalität erhalten hat, ist die Gastfreundschaft. Tacitus berichtet über sie: „Kein Volk lebt so viel und so gastlich beisammen. Einen Menschen wer es auch war aus dem Hause weisen hielten sie für sündlich. Nach seinem Vermögen nahm ihn ein jeder am gedeckten Tische auf" (AA 101).[23]) Zunächst ist die Gastfreundschaft eine durch den Zwang der Verhältnisse gegebene Tugend primitiver Völker, unter denen der Reisende, da gewerbsmäßige Unterkunftshäuser naturgemäß fehlen, auf die Aufnahmewilligkeit der Bevölkerung angewiesen ist. So finden wir sie auch bei den Slaven, von denen Helmold berichtet: „Kein Volk ist wackrer als die Slaven, in Rücksicht der Gastfreiheit, denn in Aufnahme der Fremden wetteifern alle einstimmig, so daß keiner das Gastrecht zu fordern braucht . . . Wenn jemand darauf ertappt würde, was freilich äußerst selten ist, einem Fremdling die gastliche Aufnahme verweigert zu haben, dessen Haus und Vermögen mag man durch Brand verderben, dafür sind alle Stimmen eins" (VGL 66). [24]) Doch hat germanische Eigenart diese Tugend in besonders reichem Maße ausgebildet. Das pommersche Volk bittet sich nach Kantzow „untereinander gern zu Gaste und thut einem nach seiner Art und Vermögen gern gütlich" (VGL 148).[25]) Fremden gegenüber ist es jedoch weniger gastfrei. „Fürder ist das gemeine Volk auf dem Lande, sonderlich gegen Fremde, sehr abstörrig und herbergt nicht gern, und wenns einen schon herbergt läfts einen ungern, was man bedürfet, wenn man schon doppelt geben wollte. Und wenns einen was zustellt, will mans ihnen bezahlen, gut, will mans auch nicht, so lassen sie es auch leicht geschehen" (VGL 147).[26])

In Arndts Jugendzeit stand die Gastfreundschaft in seiner Heimat noch in voller Blüte. Rügen nennt er das

„Freundliche Eiland im Meer,
Voll frommer gastlicher Menschen" (G 263)

und sagt, das Haus seiner Eltern sei „immer ein geselliges, freies und freundliches gewesen" (BF 171). Es herrschte dort die „rügensche Freundlichkeit und Gastlichkeit . . . Es war Raum im Hause und die Mutter konnte allenfalls zwanzig Betten aufmachen" (Erg 71). Man behalf sich im Umgang, „wie die arme Zeit, wo alles wohlfeil und das Geld also sehr teuer war, mit der leichten nordischen Gastlichkeit, welche in unserer Landschaft durch die schwedischen Sitten, woran sie sich in anderthalb Jahrhunderten hatte gewöhnen müssen, vielleicht im ganzen Norddeutschland die frohherzigste war" (Erg 15).[27]) Dort hat sich bis in Arndts Jugend die altgermanische Gastfreundschaftsform des Rundschmausens erhalten, bei der der Wirt, wenn seine Gäste ihn aufgezehrt hatten, mit ihnen, nun selbst Gast, zum Nachbarn zog, wie es Tacitus berichtet.[28]) Arndt erzählt darüber: „Man fuhr, wenn der fröhliche gesellschaftliche Trieb aufstieg, unangemeldet zu den Nachbarn oder Freunden; mogte man zu Fünfen oder zu Fünfzehen kommen, man kam willkommen. Umstände wurden nicht viel gemacht; . . . immer aber war die ungeschminkte Gastlichkeit und Herzigkeit da. Dies war etwas so abgemachtes, daß, wenn z. B. ein oder zwei vollgepackte Wägen eben angeschirrt standen und abfahren wollten, und dann etwa ein dritter Wagen vorfuhr, der die Abfahrenden besuchen wollte, man diesen flugs wieder umwenden und mit zu denen, welche man besuchen wollte, fortrollen hieß. Auch für die Nacht, wenn schlechte Wege oder böses Wetter die Heimfahrt nicht erlaubten, war in den meisten Häusern durch eine Menge der reichlich gefüllten Federbetten gesorgt" (Erg 34).[29])

Alte Gastfreundschaftsformen haben sich auch im Norden erhalten, wo „die Gastlichkeit . . . in jeder Bauernhütte blüht" (GZ IV 452). Ist sie in Deutschland zur Gesellschaftssitte geworden, so hat sie im Norden noch den Charakter der Verkehrsnotwendigkeit gewahrt. Wie einst das Gesetz, bewirkt jetzt die Sitte, daß „der alte nordische husbonde in den nordischen Landen in manchen Ueberresten ursprünglicher Gastlichkeit heute noch besteht, daß der Landbauer, Kleiner und Großer, immer ein Gastgeber sein soll, daß für jeden Fremden, der in irgend einem Geschäfte um die Mittagszeit ins Haus kommt, am Tische ein Platz bereit sein soll" (WW 253). In der Verpflichtung der Bauern, den Reisenden, da keine Berufspost zu Arndts Zeit im Norden bestand, bis zur nächsten Poststation zu fahren, hat sich eine alte gesetzmäßige Gastfreundschaftsform erhalten. „Schon in den frühesten Zeiten war der schwedische Bauer der Gästgifvare [Posthalter] und Skutsbonde [Postfahrer] der Reisenden durch den angeborenen Charakter der Treue und Gastfreiheit, welche von jeher die nordische Nation ausgezeichnet haben" (RS I 22). Besonders sind „die Geistlichen in manchen Provinzen wirklich für Reisende von Stande oft ächt apostolische Gästgifvare. Auch in der Vorzeit hatte dies eine fromme Sitte

geheiligt als etwas, das ihnen oblag, und in mehreren Provinzen genießen von dieser Sitte und Pflicht einige Stellen eine Entschädigung unter dem Namen Wederlag" (RS I 144). Die alte Sitte der Gastbeherbergung unterband auch in den Städten die Entwicklung des Gasthäuserwesens. „Daß das Gasthäuserwesen in Schweden noch auf keinem bessern Fuß ist, liegt keineswegs an dem Geschmack der Nation, die sich auf Eleganz, Feinheit und Wohlleben wohl versteht, sondern es liegt mehr in der Nationalsitte. Auch in den größeren Städten, ja selbst in der Hauptstadt, sind viele Fremde gewohnt, bei ihren Gastfreunden zu logieren, ja wohl zu essen. Dieses alte Recht des hospitium herrscht über das ganze Reich, es herrscht natürlich noch mehr, wo die alte Einfalt und Treue abgeschiedener lebt" (RS I 55). So nennt Arndt die Stockholmer ein „gebildetes gastliches Volk" (Erg 100), Stockholm ist „vielleicht die geselligste und freundlichste Stadt in der Welt für einen Fremdling" (RS I 41). Aus Gothenburg schreibt er an seinen Vater: „Sie glauben nicht, mit welcher Freundschaft und Herzlichkeit man allenthalben aufgenommen wird und wie man von einem jeden wieder neue Adressen erhält" (BfMG 52). Bei den Jemten ist es „in manchen Kirchspielen noch Sitte, daß, so lange sie fort sind, Speise und Trank auf dem gedeckten Tische steht, so daß der Fremdling, den ein Zufall oder Geschäft zu ihnen führt, doch Fleisch, alten Käse und Schinken findet. Die Häuser und Zimmer während der Abwesenheit zu verschließen, fällt keinem ein" (RS III 282).[30]) Auch wenn sie im Hause sind, steht der Tisch für Fremde immer bereitet. So berichtet Arndt aus Wärmeland: „Sie [die kleine Haustochter] führte uns in eine nette Stube, wo das weiße Tuch vom Brode, Käse und Butter weggeschlagen ward, das bei manchen wohlhabenden Leuten zum Anbiß für die Fremden immer zierlich auf dem Tische steht" (II 137). In Jemtland führte die Hausfrau Arndt „in ein nettes Zimmer, wo wohlgeformter Käse, Butter, Brod, Renfleisch . . . und Branntwein auf dem Tische standen" (III 116). „Gastfrei" sind auch die Lappen (III 262), ebenso die Orkneyinsulaner (R 277), und auf den Shetlandinseln „lobt Hibbert die Gastlichkeit . . . aller Klassen" (374). Auch in Petersburg lebt „die Gastlichkeit des Nordens in ihrer Fülle" (Erg 158), und in Wien ist man „gastfrey und gefällig wie man es seit der Ostsee nicht findet" (R I 388).[31])

Neben die Gastfreundschaft tritt in Schweden eine andere altgermanische Eigenschaft, die Treue und Ehrlichkeit. Auf Reisen werden die vorausgeschickten „Sachen treu auf jedem Håll [Poststation] von einem Skutsbonde dem andern überliefert, und man kann gewiß seyn, daß man alles unbeschädigt und ungeplündert auf der Stelle findet, wo man Halt machen hieß" (RS I 14). „Kein Land in der Welt kennt eine solche Sicherheit als Schweden . . . Die Treue und Ehrlichkeit des Volks behütet sich und andere" (III 131). Den Reisenden „muß die unendliche Güte und Treue sicherlich rühren, die ihm hier allenthalben entgegen kommen" (I 19). Auch in Schweden selbst hörte Arndt die Treue ihres Volks loben (I 271). Sie sind „ein brav und ehrlich Volk" (BfMG 52). „Die Schweden sind ein gut brav Volk, wenn man mit ihnen umzugehen weiß und achten und verstehen Gradheit und Schönheit" (BfMG 50). „So ist

der unverdorbene Schwede vom alten Schrot, Sprache und Vertrauen sind sogleich da, so bald eine offene Stirn und eine redliche Hand ihm begegnen" (RS II 239). „Im ganzen hat kein Volk leicht so viel Liebe und Achtung für Gesetze, die es kennt, als das schwedische, keines aber mehr Achtung für das menschliche Gesetz, für das der Treue und Hülfe" (I 21). Diese Treue zeigt sich auch im Festhalten am Altüberlieferten. In Upsala hat „die große Kirche ihren Begräbnisplatz außerhalb der Stadt auf dem Felde, aber die Bauern haben sich den alten Kirchhof ihrer Väter nicht nehmen lassen" (I 105). Als 1771 in Säther die rote Ruhr wütete, wurde ein neuer Friedhof angelegt, weil „der alte Stadtkirchhof nicht genutzt werden sollte. Die Bauern aber wollten sich das nicht gefallen lassen und erhuben darum einen Proceß. So lange das Verbot dauerte, hatten sie ihre Leichen zum Theil Wochenlang im Hause" (II 196).

Weiter kennzeichnet den Schweden „Lebensluft und Muth, und selten erscheint auf seinem Gesichte der Trübsinn des Holländers und der Spleen des Engländers, welchen aus schlaffen Nebeln und stürmischen Regenwolken Melancholie und Todtschlägerei trieft" (HK 140). „In den unverdorbenen und im einfachen Leben und einfältigen Sinn beharrenden Klassen ist der Mensch stark, schön, frisch, muthig, redlich, männlich, freiheitliebend; nicht so leicht anklingend durch zarte und weiche Gefühle als die südlichen Völker, nicht so leicht beweglich als sie durch Spiele des Leibes und Gemüthes; was den Schweden Festigkeit heißt, mögte ihnen oft Härte, was ihnen Männlichkeit heißt, jenen oft Trotz dünken; die schlichte Einfalt und Ruhe des Nordländers aber schilt der leidenschaftliche Südländer Dummheit" (SG 17). „Der Mensch des Nordens ist spröder, härter, leidenschaftsloser und freudenloser als der des Südens" (SG 27). Dabei geht „des Schweden Streben und Sinn im Ganzen mehr nach außen als nach innen" (SG 33). „Es geht im Ganzen alles mehr auf das Aeußere und Verständige als auf das Innere und Gemüthliche; der Schwede überhaupt ist mehr ein logisches mathematisches und mechanisches als ein erfindendes und ideales Volk: er ist mehr verständig als vernünftig, mehr geistvoll als seelenvoll" (SG 18). „Nicht den Inhalt sondern das Maaß, nicht die Tiefe, sondern die Fläche sucht und bearbeitet der Schwede" (SG 33). Diesen Wesenszügen, Lebensluft und Trieb nach Veräußerlichung, entsprechend sind als deren Überbiegung „Leichtsinn und Eitelkeit ächt schwedische Eigenschaften" (SG 33). Wie die holländische Blumenliebe scheinen diese schwedischen Eigenarten ein Korrektiv gegen klimatische Mißstände zu sein. „Beide, Leichtsinn und Eitelkeit, scheinen von einer weisen Vorsehung dem Schweden als Zugift gegeben, theils um die Mängel und Beschwerden seines Landes und seiner Natur zuweilen zu vergessen, theils auch um in Dinge um ihn her den Schimmer und die Zierlichkeit zu bringen, welche die Natur hier versagt hat" (SG 34).[32])

Den volksartlichen Sonderungen innerhalb Schwedens liegen alte stammesmäßige Verhältnisse zugrunde. „Schweden wird noch heute eingeteilt in Svea-rike und Götha-rike. Zu dem letzteren gehören Smoland, die Inseln Gottland und Oeland, Schonen, Oester- und Wester-

göthland, Bohus, Dalsland, Wärmland" (HK 140). So wohnt „der eigentliche Schwede mehr im Osten, der Gothe im Süden und Westen. Auch der Norweger ist Gothe" (S IV 345).[33]) Beide sind Vertreter der nordischen Rasse, doch ist fremdrassiger Einschlag bei den Schweden stärker. Bei diesen „findet man mehr Dunkelköpfe, bei den Gothen herrscht die Blondheit und das allgemeine blaue Auge und die Rosenblüte auf den Wangen der Jugend vor" (S IV 345). „Das Reich der schwedischen Blondköpfe ist vorzüglich in Westergöthland, Schonen und einigen Strichen Smalands. In den mittleren Provinzen sind sie schon sehr mit dunkeln Köpfen vermischt; die rabenschwarzen Haare und Augen sind freilich selten" (RS II 166). Auch kraniologisch sind die gothischen Provinzen durchweg reinrassiger, doch findet sich Brachycephalie auch oft im Gebiet der Gothenstämme. „Merkwürdig ist es, daß man in Schweden wohl mehr als in andern Ländern ächte Rundköpfe findet; in einigen Provinzen ist dies auffallend häufig, z. B. in Smoland und Nerike, wo einem viele ächte Löwengesichter begegnen" (HK 139). Damit ist oft Dunkelhaarigkeit verbunden. „Um diese Köpfe wallt nicht mehr allein das blonde Haupthaar der alten Germanen, . . . sondern es ist oft mit Braun und Schwarz gemischt; doch in einigen Provinzen des Gothenreichs sieht man noch heute beinahe lauter Blondlinge" (HK 139). In Schonen beobachtet Arndt „manche Schwarzköpfe" (RS IV 184), die Blekinger „zeichnet das vor den benachbarten Schonen aus, daß wohl die Hälfte von ihnen schwärzlich und bräunlich von Angesicht und Haaren ist" (IV 163), in Angermanland sind „die meisten Köpfe schwarz, und die Blondlinge machen höchstens ein Drittel aus" (III 101), in Norrland sieht man „weit mehr hochblonde mit hangenden Flachshaaren, als in Dalarne, wo die Schwarzköpfe nicht selten sind" (III 36), in Westergöthland findet man „besonders viele Blondlinge . . . und vorzüglich schön gespaltene große blaue Augen voll Schwärmerei und Poesie" (I 233). Im ganzen zeichnet den Schweden Körpergröße aus. „In Smaland und Dalarne, in Wärmeland und Jemtland will ich hundert und tausend Männer finden, die wie Riesen da stehen" (GZ I 293). „Von der breiten gewölbten Brust fließt der Leib voll und wohlgezeichnet bis zur Fußzehe hinab. Den gewaltigen Knochenbau, worum die Kraft der Sehnen und Muskeln bestimmt gewebt ist, entstellen kein ungestaltes Fleisch, keine Schiefheit, keine knorplichten Auswüchse, die in nassen Ländern häufig sind: leicht, kurz und wohlgeformt trägt der Fuß zuletzt die tüchtige Gestalt; Festigkeit, Haltung, Geschwindigkeit sind herrliche Zugaben" (HK 140). In Schonen sind „die Menschen rüstig und stark" (RS IV 184), in Karlskrona ist „der Wuchs leicht und kühn bei Männern und Weibern" (IV 158), „der Westmanländer ist stark und rüstig, von tüchtigem Knochenbau, manche Leiber kommen dem Schlag der Dalkarls nahe" (I 165), der Dalkarl ist „hoch und groß gestaltet, von starkem und schlankem Gliederbau, trägt seinen Leib aufgerichtet, sein Antlitz erhaben und frei; meistens ist er hager, aber die gewaltigen Knochen sprechen die gewaltige Natur" (II 242), der Jemte ist „groß und wohlgebildet" (III 125), „ein nettes gerüstetes Volk! . . . Wohlgewachsen sind die Jemten vor vielen andern" (III 178). In Nerike da-

gegen findet Arndt „unter Männern und Weibern wenig schöne und stattliche Körper" (I 165).[34])

Zu diesen stammesmäßig bedingten somatischen Artsonderungen treten ebensolche psychische. Im allgemeinen wird „der Schwede härter spröder heftiger und bei Gelegenheit grimmiger und grausamer genannt, der Gothe als der weichere, feinere und zarter organisirte Mensch geglaubt" (S IV 345). Die Blekinger sind „im Umgang dreist, munter und angenehm. Wegen ihres Hanges zur Lust und zum Vergnügen versäumen sie oft die nöthigen Arbeiten, aber sie können dafür in einer kurzen Zeit auch viel ausrichten und sind beinahe unermüdlich" (RS IV 167). „Ihr ganzes Wesen ist lebendig, rasch und frei, oft werden sie auch trotzig und übermüthig" (IV 163). Diese Eigenschaften spiegeln sich im Antlitz. „Die Stirn und Nase hat gewöhnlich viel Stärke und Präzision, die Augen sprechen Klarheit und Verstand, weniger Phantasie, der feine Mund deutet auf Kraft, nicht auf Fülle" (IV 158). Es sind Menschen „mit freien, offenen Gesichtern, großen blauen, doch auch nicht selten schwarzen Augen und vielem trotzigen Ernst bei den Älteren" (IV 141). In Schonen sucht man „den Trotz und die Freudigkeit des Blekingers vergebens. Die Menschen sind gutmüthiger und sanfter, vielleicht auch phlegmatischer, ich will mit so vielen Schweden nicht sagen, knechtischer . . . Die Ebenen Schonens und die dickere Luft mögen wohl etwas von dem Raschen und Schneidigen des oberen Schwedens weggenommen haben" (IV 182). „Die Småländer . . . sind mehr Seeleuten und Insulanern gleich ernst, trotzig und kurz angebunden" (IV 131). Die Westergöthländer haben „den Karakter der Bewohner von Ebenen, aus welchen ihr Land größtentheils besteht, und der Trotz und die Kühnheit der Wald- und Bergbewohner Schwedens scheint ihnen größtentheils zu fehlen". Die Weiber „haben etwas Sanftes und Mildes in ihrem ganzen Wesen, was vielen andern Provinzen fehlt" (I 233). „Das schwedische Fischervölkchen in Bohuslän und Holland und auf den Klippen und Inseln der ganzen Küste des Kattegatt ist berühmt wegen seines Muthes und seiner Gewandtheit, ich setze hinzu auch wegen seiner Schönheit" (II 32). „Die Lebendigkeit der Augen und Zungen in Bohuslän ist karakteristisch" (II 43). „Der Wärmeländer gehört von Natur zu den frohherzigsten und gastlichsten Bewohnern Schwedens . . . Glänzende Schönheiten, das Schimmernde und Kühne des hohen Muthes und Witzes sieht man hier nicht; aber einen Ausdruck von Gradheit und Güte" (II 65). „Es ist ein gewandtes und starkes, aber sehr bescheidenes und gutmüthiges Volk" (II 151). Der Neriker ist „still und wenig gesprächig und hat in seinem Äußern nichts Rasches und Freudiges; doch ist er seiner Natur nach sehr heftig; die größte Ehrlichkeit, aber auch der grimmigste Trotz liegt fast auf allen Gesichtern, die bei den Männern leicht etwas Verkürztes und Löwenartiges haben . . . Wenn aber der Neriker auch stumm und still und oft etwas verdrossen ist, so ist es doch ein guter und ehrlicher Schlag" (I 165). Beim Westmanländer „liegt unter der hohen Stirn und in den tiefen Augen meistens etwas Schwärmerisches und Melancholisches, ein gewisser düsterer Schein, der nicht unangenehm ist; auch zeigt sich das Volk fast immer ernst und still" (I 165). „Der

Upländer ist keck und trotzig" (IV 87). In Gestrikeland sind „die Menschen noch immer stark und groß, aber sie haben etwas Geschlossenes und Starres, kein reitzendes und freies Wesen in ihnen, sie sind ernst und kalt; der Physiognomie nach sind sie Brüder der Upländer, nur mit etwas größerem Maaße zugeschnitten. Es ist der Karakter eines Volks der Ebnen, das zwischen Sümpfen und Seen wohnt, woher soll ihnen der freudige und stählerne Muth und das lichte und helle Auflodern eines Dalkarls und Jemtländers kommen?" (II 321.) Des Dalkarls „Wesen ist ernst, still und freundlich. Frei, ohne Neugier und Eitelkeit schaut er um sich und spricht zu jedem. Doch liegt auf vielen Gesichtern das Kolossalischideale und Ungeheure des Nordens, das unentwickelt in sich selbst erstarrt und als ein Koloß der Zeit auf die Ewigkeit hinweist. Der freie Sinn, der offene Muth, das volle Tragen des Lebens verkündigen sich einem jeden aus diesem Giganten" (II 242). In Ostdalarne sind „die Menschen arm und durch Noth gedrückt. Vielen fehlt daher auch das Rasche der übrigen Dalkarls und man sieht mitunter sogar verwelkte Gestalten" (II 268). Die Helsinger sind „ernste tüchtige fleißige Bauern, aber keine angenehmen Gesellschafter" (IV 29). Es ist „ein stilles und so sehr es das Klima erlaubt, ein mildes Volk. Unscheinbar, bescheiden fleißig, ordentlich in allen Dingen, Freiheit und Gesetz liebend und ehrend mögte er Schwedens Holländer heißen" (IV 32). Auch im südlichen Helsingland ist „der allgemeine Karakter noch immer Ernst und Stille; doch sind die Menschen in Arbrå und Hanebo offenbar schon etwas munterer als die nördlichen Helsinger" (IV 42). Den Angermanländer kennzeichnet „Ungestüm" (IV 29), „in seinem Wesen hat das Volk viel Ähnliches mit einem Insel- und Matrosenvolk, so wie die Småländer längs ihrer Küsten" (III 101). Die Jemten sind „ein munteres genialisches Volk . . . Sie haben viel Niedliches und Leichtes in ihren Gesichtern, obgleich nicht die großen Züge des Westmanländers und Dalkarls" (III 179). Es sind Menschen „mit leichten fröhlichen Gesichtszügen; sie lächeln leicht, sprechen phlegmatisch; besonders ist es eine karakteristische Art an ihnen, immer mit kleinen Einwendungen und Zögerungen zu kommen; sie meinen nichts Arges damit, denn was sie thun müssen oder auch wollen, thun sie endlich doch willig und bescheiden. Die Neugier der Unschuldigen ist groß; selbst auf dem Wege rufen sie einen wohl an und wollen gern wissen, wer und woher?" (III 125.) Sie zeigen viel Ähnlichkeit mit den Norrmännern, „dieselbe Gewandtheit des Leibes, dieselbe Weichheit und Freundlichkeit in den Zügen" (III 179), „dieselben Bildungen, freundliche helle Gesichter, meistens blonde Köpfe, hoher, schlanker und geschmeidiger Gliederbau" (III 237).[35])

Anders stellt sich rassisch und volksartlich der D ä n e dar. Er ist „ein sehr reitzbarer Mensch, raschen Muthes und raschen Entschlusses, überhaupt geistig sehr beweglich" (VV 333). Nichtgermanischer Einschlag liegt vermutlich dieser Wesensart zugrunde. „Wahrscheinlich ist hier in den dunkeln Jahrhunderten des Mittelalters, besonders im zehnten, elften Jahrhundert, fremder Samen ausgestreut worden, der gothische Stamm der Inseln ist wahrscheinlich sehr gemischt worden. Wir wissen, . . . daß die dänischen

Wikinger von dem mecklenburgischen pommerschen preußischen kurischen Wall ganze Schiffsladungen gefangener Kuren und Lieven als Beute entführten . . . Auf die Weise mag in Seeland ein Geschlecht erwachsen seyn, welches viel fremde Zuthat erhielt und durch diese fremde Zuthat einen eigenthümlich lebendigen und heftig aufspringenden und aufsiedenden Karakter" (VV 333). So haben wir hier, nach dem Verbreitungsgebiet dieser fremdrassigen Untermischung, „offenbar zwei verschiedene Nationen. Erstlich der Südschwede und Jüte, der längste Mann aller nordischen Volksstämme, . . . fast durchgängig mit blondem Haupthaar und großen blauen Augen, im Gemüthe von großer Ruhigkeit und Bedächtigkeit, am Leibe schwerfällig und langsam, sonst mit einem eigenthümlich zugleich schelmischen und gutmüthigen Ausdruck . . . Zweitens sehen wir nun den Seeländer, . . . mehr von mittlerem oder kurzem Bau und die häufig schwarze Haarfarbe und der eigenthümliche lichtspießartige Fall der Haare um und über die Stirn und ein meistens eng und kurz zusammengedrängtes Gesichtchen mit tiefliegenden blitzenden, ja leicht zornblitzenden Augen und eine leichte und geschwinde leibliche Beweglichkeit läßt ihn fast als ein Volk anderer Art erscheinen als die beiden obgenannten" (VV 334 f.).[36])

Reiner hat sich germanische Art in den entlegenen nordschottischen Inseln erhalten. Auf den Orkneys sind „die Menschen ihren Ahnen noch ähnlich, wenn sie gleich von der glücklichen Riesenartigkeit der Gemüther der Vorzeit durch Vermenschlichung und Vergeistigung, welche das Christenthum still aber allmächtig gewirkt hat, das Meiste verloren haben . . . Sie sind schlank, stark und wohlgebaut, ihre Gesichter schön und blühend, die Augen offen und blau, die Haare meistens blond und schlicht, die Haltung ruhig und freundlich, ohne daß sie große Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit verrathen; auch sind sie stark genug, sie zu verbergen" (N 271). Sie sind „ein gutmüthiges, rüstiges, schönes und treues Menschengeschlecht, das von Natur bieder, menschlich und gastlich ist, und noch immer die Keime aller besten Tugenden in sich trägt. Alle, welche diese Inseln gesehen und beschrieben haben, rühmen die Reinlichkeit, Schönheit, Bescheidenheit und Sittsamkeit der Frauen und Mädchen" (N 277). Ist die Hauptbeschäftigung des Orkneyers der Ackerbau, so ist „der Bewohner von Shetland mehr ein Fischer und Seemann" (N 373), was auch in der somatischen Erscheinung seinen Ausdruck findet. Der Shetländer „hat nicht die Breite und Fülle des Wuchses seines Nachbarn, sondern kommt mehr der Schlankheit des Isländers gleich. Man darf sagen, er sey von Mittelwuchs und in seinem Bau von großer Ebenmäßigkeit, Leichtigkeit und Gewandtheit. Sie haben fast durchgängig feine, schmale Gesichter, lichtes oder braunes Haar, helle, blaßblaue, grünlichte Augen. Die Weiber sind zum Theil sehr zierliche und leichte Gestalten. In der Geberde dieser Eiländer drückt sich im ganzen das Gepräge der Gutmüthigkeit und Freundlichkeit aus" (N 373).[37])

Germanenart in einer ganz individuellen Abwandlung finden wir in Großbritannien. „Der Engländer gemessen, ernst, schwer, stumm, oft düster, trotzig, stolz, treu, weder rechts noch links blickend, sondern seinen Weg strax vor sich hingehend, als gäbe es nur Einen Weg in der Welt

und Einen Wanderer darauf, ihn selbst; keine Bewegung umsonst, noch ohne Ziel; keine Unruhe von andern bemerkt zu werden, oder sich in andern zu spiegeln, oder gar in andern zu leben" (VEF 21). „Der Engländer steht da stolz fest still und abgeschlossen in seinem Daseyn mit sicherem Blick und festem Tritt . . . Es ist der tapfere kühne Seemann, es ist die vollendete Seemannsnatur, welche sich in ihm ausgeprägt hat . . . Nichts Unbestimmtes Schäumendes Überfließendes und Mittheilsames wie eines Deutschen, sondern das Harte Feste und auch Herbe des Seemanns" (VV 279). „Verstand und wieder Verstand und Besonnenheit und eine unermüdliche Ausdauer und Geduld in den schwersten Arbeiten und Thaten, das ist der Engländer, das ist England. Durch seinen hellen klaren Blick durch seine kalte tapfre Beharrlichkeit durch seinen Widerwillen vor allem Unklaren und Unfesten dadurch hat dieser gewaltige Angelsachse England zur Herrin der Völker gemacht" (VV 281).

Wie in Deutschland und im Norden ist auch in Großbritannien die Volksart der einzelnen Landschaften ein Spiegelbild seiner Besiedelungsgeschichte und Stammesverhältnisse. „Der Süden Englands bis an den Humber ist von dem Volk der Angeln Sachsen und Friesen bewohnt und bezeichnet bis heute die Art und das Gemüth dieser Stämme, ein ernstes beklommenes und geschlossenes Wesen, Standhaftigkeit Hartnäckigkeit und Tapferkeit und eine unbezwingliche Freiheitsliebe und Gesetzlichkeit" (VV 274). „In der äußeren Gestaltung und Haltung im Leibesbau in den vielen Blondköpfen und Blauaugen u.s.w. zeichnet sich noch heute die Herkunft aus dem Nordwesten Germaniens, besonders im Aufschlagen der Augen und in Nasen- und Mund-Bildung und in der Brauenwölbung wird man bei dem Anblick der Engländer noch jetzt an die sächsischen Bauern von Paderborn Hoya und Oldenburg erinnert" (VV 275). In Wales und Cornwall „hat sich die galische Art selbst zum Theil noch in der Sprache unter der Herrschaft der Sachsen tapfer behauptet . . . Sie sind immer noch ausgezeichnet durch viel größere Lebendigkeit Leichtigkeit und Reitzbarkeit, durch kürzere gewandtere gedrungenere Leiber durch dunklere Augen und Haare und mehr ausgesprochene Gesichtszüge" (VV 275). „Nordengland oder das Land zwischen Humber und Tweed hat neben den Sachsen vorzüglich Skandinaven erhalten, die in dem Zeitraume von mehr als einem Jahrhundert als Wikinger dahin kamen und sich zahlreich dort ansiedelten. Man bemerkt nun jetzt eben keinen auffallenden Unterschied zwischen den Bewohnern dieses Landes und Südenglands, außer daß in den Sitten und Gebräuchen und in dem Aberglauben und in den Mährchen mehr Nordisches und in der Art und Gebärde der Menschen mehr Munteres und Lebendiges ist" (VV 275). In Schottland „scheint das Sächsische und Skandinavische sich völlig gemischt zu haben; doch ist der Schotte durch seine Verfassung sein Klima und Bedürftigkeit seines Landes ein von dem Engländer sehr verschiedener Mensch geworden, wenn man will, ein mehr königischer und dienerlicher Mensch, ein mehr biegsamer beweglicher mittheilender Mensch, welchem gegenüber der Engländer eine festere stolzere und republikanischere Haltung behauptet. Er hat mehr Leichtigkeit und Lebendigkeit mehr Geflissenheit und Bestellsamkeit mehr Anbequemung und Ergreifung und Be-

greifung des Fremden" (VV 276). Die Westschotten, die Kaledonier der Römer, sind „noch heute das lebhafte muntere fröhliche treue Völkchen, als welches ihre Väter sich immer offenbart haben" (VV 277). Dieselbe keltische Wesensartung zeigt der Irländer, doch hat „sein reiches Land und sein sehr milder und sanfter Himmel ihn von jeher als einen weicheren zarteren und leichteren Menschen erscheinen lassen als den westschottischen Bruder . . . Er ist ein beweglicher lebhafter fröhlicher Mensch, mit den liebenswürdigsten Eigenschaften der Liebe und Treue, mit schönsten Talenten, auch mit der Gabe körperlicher Schönheit reichlich ausgestattet; nur hat ihm von jeher die Festigkeit und Beharrlichkeit und der sichere Verstand gefehlt, sein eigener Leiter und Helfer seyn zu können" (VV 277).[38])

Germanische Art hat sich in Spuren auch da erhalten, wo ihre Träger kulturell von einem artfremden Herrenvolk aufgesogen sind. So in Frankreich. Dort ist der Normanne „fast ganz französirt und von dem gallischromanischen fränkischen Wesen verzehrt und verschlungen, doch behalten viele Familien in der Stattlichkeit der Leiber, in der Blondheit der Farbe und Haare und den Gesichtszügen bis diesen Tag die unverkennbaren Spuren des edlen germanischen Stammes" (W I 264). „Die Normandie darf mehr als irgend eine andere Landschaft [Frankreichs] gothisches oder germanisches Land heißen" (VV 212). „Der Bretagner ist bis diesen Tag der alte Brite und hat neben der französischen Sprache . . . seine eigene Landessprache. Er ist von Leibe und Knochenbau stark und stattlich, blond mit trotzigen blauen Augen, ernst, tapfer, hartnäckig, abergläubisch, sehr reizbar, tief brennend und lange festhaltend" (W I 264) „Die Bretagne hat schöne Menschen, viele von lichter Farbe und manche ächte Blondköpfe und Blauaugen" (VV 214). Die Burgunder sind „bis diesen Tag . . . durch gleicheres Wesen, gutmüthige Treue und ernstere Sitten Germanen" (AA 179). „Die burgundischen Lande haben im ganzen ein ziemlich ernstes, tüchtiges und gutmüthiges Volk, in manchen Sitten und Gebräuchen und häufig auch in Gesichtszügen den Deutschen so ähnlich, daß man sie für Deutsche halten mögte" (W I 263). „In der Art und Weise der Menschen hier eine gewisse ruhige und ernste Stille und Besonnenheit, in dem Anblick der Dörfer vollends und den Wohnungen Geräthen Sitten der Menschen so viel dem Unsrigen Ähnliches, daß mir oft ward, als wäre ich plötzlich nach Sachsen oder Mecklenburg versetzt . . . Einem Deutschen wird es schwerlich in irgend einem Theile Frankreichs wohler seyn als unter diesem burgundischen Stamm, wo ihm so häufig eine fast deutsche Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit begegnet" (VV 210).[39])

An Fremdvölkern, die ihre eigene ethnographische Artung ihren Wirtsvölkern gegenüber gewahrt haben, finden sich im Bereich des germanischen Kulturkreises im Norden die Finnen, zum Teil als Reste der vorgermanischen Bevölkerung. „Sagen und mythische Spuren, Erscheinung einzelner Fremdwörter vorzüglich aber eine auffallende Ähnlichkeit des skandinavischen und finnischen Zauberwesens und des ganzen eigenthümlichsten und wunderlichsten Zauberglaubens machen wahrscheinlich, daß vor ihnen finnische Stämme dort wohnten" (S IV 309). Der größte Teil jedoch wurde zur Urbarmachung unangebauter Gegenden ins Land gezogen. So

rief „Gustav der Erste . . . viele Finnen ein, um die ewigen Wälder Wärmelands zu lichten und mit Menschen zu bepflanzen" (RS II 140). Ebenso zog Karl IX. wieder Finnen nach Wärmeland (ebda), „auch in Dalarne, Gestrikland, Helsingland, Medelpad wanderten manche ein" (II 141). Ihrer körperlichen Erscheinung nach sind sie „meistens schlank und nervigt gewachsen, mit schwarzem Haar und etwas gelben Gesichtern, und vielem Blitz in den Augen. Ihre Mädchen haben den Ruhm bis gegen das zwanzigste Jahr vorzüglich schön zu sein; die vielen finnischen Stubenmädchen in Stockholm widersprechen dem nicht. Aber wann sie älter werden, wirkt doch der Rauch ihrer Pörten oder Dampfstuben, bei welchen sie eigensinnig bleiben, sie werden so lange eingeschmaucht, bis der Glanz der Farbe fast vergeht" (II 139). Sie sind „ein starkes tüchtiges Volk und abgehärtet wie der Teufel in der Hölle" (II 287). „Einzelne Familien von ihnen findet man hie und da zerstreut, auch durch das ganze nördliche Schweden bis an ihr rechtes Geburtsland hin" (II 287). Solcher „herumstreichender und in Wäldern lebender Bettlerfamilien soll es in allen waldreichen und gebirgigten Gegenden, also auch in Norrland manche geben . . Reste einiger unglücklichen finnischen Familien, die theils in ihren Waldsitzen und Kolonien verarmt, theils wirklich ausgetrieben sind, so von Geschlecht zu Geschlecht vagabundisch geworden auch bei ihrer Absonderung und bei diesem Vagabundenleben manche besondere Sitten und selbst cauderwelsche Worte angenommen haben, die weder der finnischen noch schwedischen Sprache gehören . . . Das Volk nennt solche herumstreichende Bettler gewöhnlich Finnar" (III 31 f.).[40])

Weniger rassenfremdes Gebiet durchsetzend und mehr auf ihr eigentliches Stammland beschränkt sind das zweite nordische Fremdvolk, die Lappen. Die Fjäll- und Renlappen „sind klein, aber meistens breitschulterig und untergesetzt; wenige findet man, die mit der Kleinheit Hagerkeit und schlanken Wuchs verbinden. Schwarze, schlicht herabhängende Haare, schwarze Augen, doch nicht selten auch blaue und graugelbe und ein gelblich brauner Teint sind das Gewöhnliche . . . Der Kopf tritt oben an beiden Seiten meistens eckigt vor, ist oben flach und nach hinten nicht gewölbt, sondern gespitzt, die Stirn ist breit und hat ein paar kleine trübe Augen unter sich, die Nase ist bei den meisten wohlgestaltet und geht bei vielen ächt römisch ohne Einsenkung an der Stirn fort, bei wenigen ist sie mulattisch und mongolisch platt und breit; hoch stehen die Backenknochen hervor und von ihnen laufen die Wangen und das Kinn in den spitzesten Winkel aus . . . Sehr dünn und zum Theil unförmlich lang ist auch der Hals der meisten, die Brust dagegen bei Männern und Weibern hat viel Rundung und Fülle. Die Arme und Schenkel sind nach ihrer Lebensart gebildet, d. h. etwas verschränkt und schief" (III 255 f.). „Die Wald- und Fischlappen scheinen phlegmatisch-melancholischen Gemüthes zu seyn, sie sind träg, starr, stumm, haben ein aufgedunsenes Gesicht und eine gelbliche Farbe, und ihr Athem stinkt wie ranziges Fischfett. Sie pflegen länger zu leben als die Fjälllappen, welche weit munterer, hurtiger talentvoller sind, als diese" (RS III 272).

In den südgermanischen Ländern haben sich als Fremdvolk Reste der

Wenden erhalten. „Dieser Stamm sitzt noch heute hie und da sehr dick und dicht in Südösterreich, noch mehr in Mähren und Oberschlesien, viel mehr in dem czechischen Böhmen; eingesprengt ist er in das mittlere oder kleine Franken (der weiland fränkische Kreis) und in die Elb-, Saale- und Berglande der Thüringer und Ostsachsen" (S IV 95). Ebenso finden sich noch „einige kleine Brüche im Lüneburgischen, . . . in Hinterpommern (Kassuben), wo wendische Sprache und Art und Sitte sich zum Theil bis auf unsere Tage erhalten hat" (S IV 102). „Wo sie noch unter den Deutschen wohnen — ich meine die Einzelneingesprengten — unterscheidet man sie bald durch ihr keckes leichtes und trotziges Auftreten, durch geschwindere Bewegungen und volleren Lärm, durch schlankere und gewandtere Glieder; denn die Slaven sind ein hübscher Menschenstamm. Aber man erkennt sie leider . . . auch an den undichteren Mänteln und Scheunendächern, als die ihrer Nachbarn sind. Das leichte windige sorglose Blut" (S IV 98).[41])

Sind die Slaven als Agrarvolk seßhaft und damit auf ihre fest umgrenzten Gebiete beschränkt, so schweifen die Juden durch das ganze Volk. „Einige kommen aus Süden, wo sie von dem Volke gequält und geplagt werden, die meisten aber wandern aus Polen ein, wo Schmutz und Armuth sie peinigt" (BZ 193). In ihnen hat der „lange Zustand eines unstäten Daseyns ohne festes Volk und Vaterland, ja fast ohne sicheren Besitz auf Erden und die Verfolgung Erniedrigung und Verabscheuung, die ihnen von der übrigen Welt widerfuhr, das Edle, Große, Muthige und Großmüthige von Geschlecht zu Geschlecht mehr und mehr erstickt und das Gemeine Feige und Geitzige hervorgelockt" (BZ 194). So, „unstät an Sinn und Trieb, umherschweifend, auflaurend, listig, gaunerisch und knechtisch, duldet der Jude allen Schimpf und alles Elend lieber als die stätige und schwere Arbeit, welche die Furche bricht, den Wald rodet, die Steine haut oder in der stätigen Werkstatt schwitzt" (BZ 196).

3. Der Volksglaube

Hat sich die ursprüngliche Einheit der germanischen Wesensart zu nationalen Eigenarten und innerhalb derer wieder zu einer reichen Mannigfaltigkeit stammes- und landschaftsmäßig begrenzter Sondercharaktere heraus entwickelt, so daß volksartlich, besonders psychisch, die ursprüngliche Verwandtschaft an den heutigen Erscheinungsformen nur noch an großen Hauptzügen erkennbar ist, so zeigt der volkstümliche Glaube in weit größerem Maße die Einheit des germanischen Kulturkreises. Besonders eng ist wieder der Zusammenhang zwischen Deutschland und dem skandinavischen Norden. „Wie viel könnten wir aus dem Norden holen! wie viele alte hohe Erinnerungen, Anschauungen und Gefühle neu erwecken, die jetzt fast verschüttet und begraben da liegen, oder höchstens in einzelnen Lauten noch aus den Kehlen des sogenannten kleinen Volkes zuweilen erklingen" (ES 312). Diese „kleinen Aberglauben und Kindereien" sind es besonders, die „mancherlei sonderbare und tiefliegende Beziehungen und die alte Verwandtschaft zwischen uns und unsern Halbbrüdern, den Schweden, offenbaren" (ES 353). „Wunderbar ist, wie alle diese schwedischen Volksmeinungen und Mährchen, die noch in vielen Gegenden sehr herrschen, mit dem Wahn meines Vaterlandes, besonders der Insel Rügen übereinstimmen" (RS III 12). So lebte auf den Orkneys „noch mancherlei uralter Rest des Nordens und mancherlei nordischer Aberglaube" (N 263), wie wir auch „in dem Glauben des Shetländers die ächt nordische Grundfarbe" erkennen (N 381). „Der Glaube an Hexen und Hexenmeister war sonst auf den Inseln sehr groß und Shetland besonders war für ein rechtes Nest voll Hexerei und Zauberei gehalten. Es schien, der ganze zaubervolle Norden war dahin übergepflanzt" (N 412). Auch „in Schottland und Nordengland und den nördlichen und westlichen Inseln fallen manche Gebräuche, Feste und Aberglauben ganz mit den in Skandinavien üblichen zusammen" (ES 367). Die skandinavische Abkunft der Bewohner Nordenglands bekundet sich noch darin, daß in ihnen im Gegensatz zum Süden „in dem Aberglauben und den Mährchen mehr Nordisches" ist (VV 275).

Diese Glaubensformen der germanischen Völker sind erwachsen aus Urkeimen, die als Elementargedanken aus der menschlichen Psyche überall in derselben Gestaltung ans Licht dringen. Die Wirkung von Gewalten, deren naturgesetzliche Ordnung der Primitive nicht kennt, ist es zumal, welche ihn das Dasein von Wesen, die diese Wirkungen eigenwillig verursachen, glauben läßt. „Angst und Furcht" vor diesen blindwirkenden Mächten, denen sich der Primitive schutzlos ausgesetzt fühlte, „wohnte mit den ersten Göttern und dem ersten Gehorsam auf Erden" (HK 66). „Vor

den dunkeln Ahndungen und Schrecken einer andern Welt, vor dem Donner des Himmels, vor dem Elend der Pestilenz und des Hungers, vor den Zaubereien und Gaukeleien unbekannter Kräfte, womit der kindische Verstand verwirrt wird, fällt auch die wildeste und mächtigste irdische Kraft in den Staub" (HK 66). Den Menschen niedriger Kulturstufen sind „die Triebe unstät und unsicher, umherfahrend in dem ewigen Krieg und Aufruhr der wilden Elemente, als deren Bild ihnen nur die Natur erscheint, die sie mehr mit Furcht und Grausen, als mit Liebe und Freude umfängt: die Götter kennen sie nur durch jenes Geheime, welches als blinde Gewalt mit Schrecken durch das All der Dinge hinwandelt" (GK 10). Sie sind „von den grausamen wilden und gierigen Kräften der irdischen Natur behext" (WK 13).

Personifikationen unweltlicher Gewalten waren auch die Götter der Germanen. Ihr Kult bedurfte keines Tempels. „Als die Römer über die Berge durch die dichtverwachsenen Wälder der Deutschen tiefer ins Land eindrangen, verwunderten sie sich, wie Tacitus erzählt, daß sie fast nirgends einen Tempeldienst und keine Altäre erblickten, und daß viele germanische Stämme ihre Götter wie in der unsichtbaren und nur durch das Rauschen der Ströme und Sausen der Haine vernehmlichen Allmacht und Erhabenheit anzubeten schienen" (PG 56). Sie „weihen Haine und Wälder und nennen mit der Götter Namen jenes Geheimnisvolle, was sie bloß durch die Anbetung sehen" (AA 106).[1])

Der Verehrung der Umweltgötter, die zunächst eine allgemein menschliche Durchgangsstufe religiöser Entwicklung ist, kam eine besondere Stammesveranlagung der Germanen entgegen, der „Natursinn" (s. S. 30), so daß aus dem Boden der inneren Verbundenheit des Menschen mit der Landschaft eine reiche Fülle von Naturgeistern entstand. Diese volksseelische Erbanlage ist bis heute nicht abgestorben, und so konnte sich, besonders im Norden, wo einerseits die Natur reicher an auffälligen, sich als geheimnisvoll offenbarenden Licht-, Vegetations- und Bodengebilden ist, andererseits das menschliche Gemüt noch nicht infolge überfeinerter Kultur den Naturzusammenhang verloren hat, unter dem Volke der Glaube an Naturdämonen bis heute erhalten. „So ist das Land, so sind die Wirkungen der geistigen Spiele der Sonne und der Gestirne und die wundersamen Erleuchtungen und Spiegelungen des Nordens, alle die in tausendfältig wechselnden Gestalten hin- und herschwebenden Schimmerungen und Dämmerungen zwischen Tag und Nacht, daß durch einen unbeschreiblichen Zauber alles Todte belebt und alles Starre und Gebundene durch Licht wie bewegt, entbunden und beflügelt wird. Dies lebt und webt in den Augen und Köpfen und Herzen des Nordländers; jeder Fels, jeder Berg, jeder Stein und Baum, jeder See und jede Quelle haben ihre lebendigsten Geister: die Troll (Zaubergeister) und die schwarzen und weißen Elfen mit ihren Tänzen, Reigen und Gesängen auf den Blumenwiesen und unter Lieblingsbäumen (z. B. Eschen, Ahornen, Hollundern) begegnen dem Schweden und Normann auf jedem Schritte" (S IV 337).[2]) Ähnliche Erlebnisse der psychischen Entstehung solcher Mythengebilde durch Einwirkung der Landschaft hat Arndt selbst gehabt. „Ich

machte bei meinen russischen Nachtfahrten eine Bemerkung, die mich noch heute in innerster Seele anlächert, eine Wiedererinnerung von Bemerkungen über Erscheinungen, die ich in ähnlichen Nächten, wo die Sinne durch Wachen überreizt waren, nimmer in Deutschland, sondern nur in Schweden gehabt habe. Ich glaube, es sind die wundersamen Lichtspiegelungen, welche die ganz anders als in Deutschland sternhellen und mondhellen Nächte in die Sinne hineinwerfen und dadurch eine ihnen nur eigene Zauberei hervorbringen. Genug: die Bäume, Felsen, Häuser und andere leblose Gebilde, wie man ihnen vorüberfliegt, gewinnen alle gleichsam lebendige Gestalt und springen zuletzt als ebensoviele zauberhafte und seltsame Tiere und Ungeheuer hervor. Ich weiß nicht, ob hier die Wirklichkeit der Dinge in die innere Idee des Geistes hineinfährt, oder ob die Idee ihre eignen Bilder in die Seele hineinstößt . . . Ich will daraus die Menge der Zaubergesichte in Schweden erklären und die Gespensterhervorrufung eines Swedenborg" (Erg 144).

Glaube und Wissen sind dem primitiv denkenden Menschen eins, und so hat die Naturverbundenheit der germanischen Völker durch scharfe Beobachtung und wohl auch durch Instinkt Erkenntnisse entstehen lassen, von denen die Wissenschaft nichts weiß. Im Norden „wissen alte Jäger und Bauern vieles von Pflanzen und Blumengeheimnissen, und von ihren Verhältnissen und Beziehungen zu Menschen und Thieren, wovon sich die Wissenschaft nichts träumen läßt. Dies gehört theils dem ältesten Glauben und Aberglauben der Völker unsers germanischen und gothischen Stammes an, . . . theils dem innigsten und angeborensten Gefühl des Nordens" (W Einl. 12). So haben wohl „die alten Menschen eine Witterung bösen Wetters und böser Zeit" gehabt (S I 120). „Wenn wir die Alten und auch vieles, was unserm sogenannten Mittelalter zugeschrieben wird, lesen oder hie und da noch von einzelnen Lippen ausgesprochen hören, so gehen uns oft wundersame Lichter auf, und von einzelnen Aussprüchen des schlichten und einfältigen Glaubens däucht es uns dann oft so licht, daß der tiefste und höchste Zusammenhang der Dinge daraus hervorzublitzen scheint" (W II 367). „Von Sonne, Mond, Luft, Licht, Sternen, Wassern, Winden, Tageszeiten, Jahreszeiten, ja von Pflanzen und Metallen haben die Menschen früherer Geschlechter gewiß manches gewußt, was als Narrheit oder Alteweibermährchen so lange verspottet worden ist, bis es untergegangen" (W II 367). „Auch in den chemischen und allchimistischen und astrologischen Wunderbüchern und in den vielen Büchlein von Sympathien, Arzneimitteln, Elementen u. s. w., die zum Theil aus dem Mittelalter herstammend, im 15., 16. und 17. Jahrhundert gedruckt wurden und unter die Menschen kamen, erscheint oft eine so unmittelbare Wahrheit, eine so zarte Beziehung und Uebereinstimmung des Geistigen und Leiblichen, des Menschlichen und Natürlichen, daß die ganze seichte Ueberklugheit des 18. Jahrhunderts dazu gehörte, das alles mit den Worten Aberglaube und Betrug zu anderm nichtigen Plunder hinzuwerfen" (W II 365).

Neben dem Naturerlebnis ist der wichtigste der Faktoren, die auf die Gestaltung des volkstümlichen Glaubens eingewirkt haben, das Christentum. Sein großer Widerspruch gegenüber dem germanischen Heiden-

tum liegt darin, daß dieses in hohem Maße erdgebunden, jenes transzendent gerichtet war. „Auch das könnte man als einen großen Gegensatz des Heidenthums gegen das Christenthum hinstellen, daß die Schrecken desselben unterirdische Schrecken waren, die gewissermaaßen in den Tiefen der Erde hauseten und wühlten, da der Christ hingegen den höchsten Geist und alle Geister auf die Sterne gesetzt hatte" (ChT 150).

Wie die Einführung des Christentums in keiner Weise eine radikale Ausmerzung altgewohnter und wesensgemäßer Vorstellungen bedeutete, sondern diese Vorstellungen nun als gesunkenes Kulturgut im Volke weiterlebten, so retteten sich auch bei Einführung des Protestantismus katholische Glaubensformen ins Volk, um hier als „Aberglauben" weiterzubestehen. So haben die Bewohner der Orkneys „manches aus der alten Zeit behalten. Z. B. verehren sie besonders gewisse heilige Stellen, welche Lieblingsheiligen geweiht sind, und besuchen sie fleißig, wann sie in Nöthen und Schwermuth oder in besonders andächtiger Stimmung sind; und so sagen sie, trotz der strengen Warnungen ihrer Geistlichkeit, welche die Anbetung von Heiligen und Reliquien heidnischen Götzendienst schelten, in den zertrümmerten oder zerbröckelnden Mauern Gebete, Paternoster und Formeln her, die sie selbst nicht verstehen. Wann sie glauben, in dringender Gefahr zu seyn, rufen sie die Hülfe dieser Heiligen an und geloben Dienste, Ausrichtungen und Opfer, falls sie ihren Wünschen und Gebeten glückliches Gelingen verschaffen; und die Erfüllung solcher Gelübde unterlassen sie nie" (R 262).

Waren die Bekämpfungen des Volksglaubens durch die Kirche so gut wie ohne jeden Erfolg geblieben, so gelangen die der „Illuminaten" um so besser, denn sie kämpften mit der viel schärferen Waffe des Hohns und Spotts. Da ist „viel Herrliches, Tiefsinniges und Gemüthliches mit diesen dem Scheine nach so unbedeutenden Spielen und Freuden des Volkes zu Grabe gegangen", denn „sind wir nicht am Ende arm und wüst und leer und ohne Kraft und ohne Saft und Kunst und Liebe, wenn man dem Volke den Saft und die Schwärmerei und den sogenannten Aberglauben abgezapft hat?" (GZ IV 484.) „In meiner Kindheit, da wandelten noch Gott und die Engel um die Häuser der Menschen und um die Wiegen der Kinder, da gingen noch Gespenster rund und Mährchen aus alter Zeit tönten süß zu dem Wiegenliede der Nacht, alte Lieder wurden gesungen, und im Frühling und Herbst klang es frisch aus Feldern und Büschen. Auch das ist ausgestorben, selbst der Geringste spricht davon als von Kinderalbernheiten und Aberglauben; er ist ja klug und arm geworden, wie die Vornehmen" (GZ I 115). So wurde der Volksglaube zum „Köhlerglauben" (GZ II 373, R V 272, R 32), zum „Altenweiberglauben" (GZ II 381), zum „Aberglauben Pfaffenglauben Gespensterglauben" (S III 561).[3])

Anders im Norden. „Diese nordischen Menschen haben das Glück des Besitzes einer alten Götterlehre, sie haben älteste, ihnen besonders angehörige Ueberlieferung in Sagen und Volksliedern, welche noch täglich aus dem Munde des Volkes erklingen; aber sie haben auch allenthalben an hundert und tausend Stellen die Namen und Zeichen und Denkmäler alter Götter und Helden; sie zeigen die Stellen, wo weiland die Götter

herabstiegen, wo die Helden ihrer Sagen und Mährchen gefallen, wo ihre Hügel erhöht sind und wo die Geister dieser Gräber zuweilen ans Licht heraufgezaubert werden. Alles dieses ganz frisch und natürlich lebendig bei ihnen bis auf den heutigen Tag, alles dieses ganz lustig und unschädlich neben der Lehre des heiligen Evangeliums . . . So vertragen sich hier in zarter Zusammengestaltung gleichsam die Kindheit und das Mannesalter des Geistes" (S IV 339). Im Norden „wimmeln noch Wälder und Berge, Seen und Ströme, Quellen und Brunnen von wunderbar gestalteten Geistern, die in Scherzen und Neckereien, in Schrecken und Hülfen sich den Menschen offenbaren" (HK 151).[4]) Ebenso lebt in Shetland „der Glaube an die Troll mancherlei Art, an Berg- und Hausgeister, Kobolde, Puke und Feen, wie daran, daß sie beide allerlei Dienste und Schabernacke thun, hin und wieder Krankheiten verursachen, die Kinder in den Wiegen vertauschen, und eine Menge loser Schalksstreiche verüben, noch sehr in dem Volke und bevölkert Haus und Hof, Busch und Feld, Höhle und Steinkluft mit einem wunderlichen und schauerlichen Gewimmel" (N 409). Dabei lebt dieser nordische Zauberglaube „nicht bloß in den Spinnstuben und Hütten der Bäuerinnen und Hirtinnen, sondern hat in den Köpfen vieler der gebildetsten Schweden noch heute seinen festesten Sitz. So habe ichs von alten Obersten und Pröpsten und Professoren erzählen gehört. Hier ist eine Familie, welche oft Kinder kürzesten Wuchses kleine Pipine und Kurzbolde oder gar zuweilen Bucklinge auswirft, dort eine andere, wo zuweilen sechs Finger und sechs Zehen zur Welt kommen oder wo ein anderer Überfluß weggeschnitten werden muß — wie lautet dann die Erklärung, welche Dir jene Gebildeten und Studirten geben? Die Urgroßmütter sind weiland in die Bergpaläste der Elfen und Necken entführt worden und die Nachkommen müssen deswegen bis auf den heutigen Tag die Zeichen solcher abentheuerlichen Vermählung an sich tragen; ja sogar Seehunde, in welchen wie in den Bären Manche verzauberte und verwandelte Menschen zu sehen meinen, heißen Urgroßväter einiger Geschlechter" (S IV 338).[5])

Auch bei uns umspannte der Aberglaube das Volk bis in die höchsten Kreise. Noch Luther hat durchaus an eine gestalthafte Daseinsform dämonischer Mächte, besonders des Teufels, geglaubt. „Er kämpfte mit dem Teufel und dem ganzen höllischen Heer als mit gegenwärtigen Streitern" (AA 240). Gerade geniale Menschen erscheinen oft sich selbst und dem Volke als in Zusammenhang mit dunklen Gewalten stehend. Gustav Adolf IV. von Schweden besaß die geheimnisvolle Kraft fast jeden politischen Genies, das Richtige gefühlsmäßig, nicht verstandesmäßig zu erkennen. Er „verstand das Große und Geschwinde nur in einem dunkeln Wahn, den man fast einen historischen Aberglauben nennen könnte, nicht in klarem Verstande noch in begeisternder Idee" (SG 252). Napoleon, dessen ungeheure Erfolge verstandesmäßig nicht faßbar erschienen, wurde „durch Wahn seiner Krieger zum Schicksal erhoben" (GZ I 439). „Mag es seyn, daß er nicht anders seyn kann, als er ist, daß eine rastlose Unruhe ihn von einer Verwüstung zu der andern treibt, daß ein tiefer Aberglaube in seiner Brust ihm vielleicht sagt, daß er der gebohrene Liebling des

Glückes und der auserwählte Sohn der Vorsehung zu ihren großen Verrichtungen ist" (GZ II 359). „In seinem dunklen Aberglauben verkündigten sich die Triebe eines Tyrannen" (BL I 288). In der Krönung durch den Papst offenbarte sich „ein gewisser dunkler Aberglaube, der in dem Mann liegt" (GZ I 410). Als Schicksalsvollstrecker erschien er unbesiegbar. „Nach dem Sinn des Aberglaubens, der ein wahrer Sinn ist, steht er da wie einer, den Gott gezeichnet hat, kein irdischer Arm darf ihn fällen" (GZ I 413). „Dazu das dunkle Verhängniß der eigenen Brust, der große Aberglaube des großen Menschen an seine Parze und an sein Glück, den er so auffallend zeigt, — diese gewaltigen Kräfte, . . . wie mußten sie siegen!" (GZ I 422.) Wie sehr sich Napoleon unter dem Einfluß dunkler Schicksalsmächte stehend fühlte, offenbart sich auch darin, daß er „seine Gemahlin als seine Fortuna, ja als seine Schicksalsparze ansah und in ihr eine bewahrende und behütende Kraft wahrzunehmen glaubte" (GlSt 65). „Er hatte von jeher einen tiefen Aberglauben offenbart, was in einem so düstern und unruhig brütenden Menschen als er war auch nicht anders seyn konnte; vorzüglich aber war er abergläubisch in Hinsicht seiner Gemahlin. Sie, das haben viele behauptet, galt ihm wie seine siegende und schützende Fortuna, und in Zeiten großer Gefahr hielt er sie dicht an sich; daß sie, wann er schlief, immer bei ihm im Bette seyn mußte, konnte für eine Schutzwehr gehalten werden" (GlSt 61).[6]) Arndt selbst scheint oft zu solchem Zauberglauben hinzuneigen. „Und wenn alle Träume und Weissagungen im Menschen auf Wahres hindeuten, — sie haben es in kleineren Dingen bei mir gethan" (MR 568).

Wenden wir uns nun der *Geisterwelt* zu, von der sich auch heute noch der Mann aus dem Volke rings umgeben glaubt, oder deren Kultriten sich, ohne daß man sich ihres ursprünglichen Sinnes noch bewußt ist, rudimentär in Sitte und Brauch erhalten haben, so hat sich Verehrung von Himmelskörpern in mancher sittenmäßigen Handlung erhalten. Als das Gestirn, von dem sich der agrarische Mensch in besonderem Maße abhängig fühlte, genoß die *Sonne* kultische Verehrung. Das zeigt sich in den altnordischen Opferfesten, denn „daß diese großen nordischen Opferfeste eine solche Beziehung auf den Sonnenlauf hatten, wird jeder eingestehen müssen, der die Dinge auch nur oberflächlich betrachtet" (ES 378). Tacitus berichtet, es werde bei der Sonne „Aufgang ein Klang gehört und Göttergestalten und Strahlen um das Haupt gesehen, setzt der Glaube hinzu" (AA 88).[7]) Sonnenkultische Zeremonien übertrugen sich nach Einführung des Christentums in der Form der *Kultstättenumwandlung* auf Dinge, die diesem heilig waren, zumal das Kirchengebäude selbst. Die Sitte hat diesen Ritus der Umwandlung in Richtung des Sonnenlaufs erhalten. „Wenn die Hochländer einer Kirche oder einer andern heilig geachteten Stätte vorbeigehen, behalten sie dieselbe immer an ihrer rechten Hand und gehen mit dem Sonnenlaufe darum herum. Eine Übertretung dieses Brauches würde nach ihrer Meinung ein schreckliches Unheil zur Folge haben, wie z. B. den Verlust von Rindvieh und Schaafen, oder daß der Schuldige oder Jemand seiner Verwandten, durch einen gefährlichen Fall von einem Felsen oder im Wasser umkäme" (R 390). Auf den west-

schottischen Inseln ist „der Gebrauch, eine Wendung nach dem Sonnengange zu machen, ganz gewöhnlich. Die Bewohner von Colonsay pflegen nach ihrer Ankunft in der Insel Oronsay eine Wendung den Sonnenweg um die Kirche zu machen, ehe sie sich in irgend ein Geschäft einlassen" (N 456). Dieselbe Sitte findet sich auch bei Begräbnissen. Wenn in Island „ein Leichenzug die Kirche verläßt, muß er immer die Nordseite herumgehen, selbst wenn das Grab an der Südseite seyn sollte" (N 455).[8]) Ebenso werden auf Rügen „die Leichenzüge auf den Kirchhöfen immer mit dem Sonnengange um die Kirche herumgeführt, ja oft unter hellem Gesange des Leichengefolges, bis sie an dem Grabe anlangen und die Leiche einsenken" (N 456).[9]) Im Gotteshause selbst wird der Altar in Sonnenrichtung umgangen. So sah Henderson bei der Feier des Abendmahls auf Island, daß „bei dem Aufstehen der Communikanten von dem Gitter des Altars, wo sie gekniet hatten, diejenigen von ihnen, welche sich an der linken Seite des Altars befanden, sich rechts herum schwenkten, da es für sie doch natürlicher gewesen wäre, sich links zu wenden" (N 455).[10]) Auf Rügen gilt dieselbe Sitte. „Wenn ich nun an meine Heimath denke, gehen die Leute bei der Kommunion und bei den sogenannten Kirchgängen der Frauen nicht immer von Osten nach Westen ab hinter den Altar herum?" (N 456.)[11])

Diese Sonnenkultrudimente haben sich ferner in Arbeitssitten, zumal der Fischer, die ja in besonders hohem Maße von Naturgewalten abhängig sind, erhalten. Auf den westschottischen Inseln sind sie „sehr sorgsam, wenn sie in die See stechen, daß das Boot zuerst den Sonnenweg herumgerudert werde. Wenn dies versäumt wird, fürchten sie, ihre Fahrt werde nicht glücklich ausfallen" (N 456). Ebenso herrscht in Shetland die Sitte, daß „die Fischer bei der beginnenden Fahrt ihre Bote nie anders als von Osten gegen Westen wenden" (N 389).[12]) „Folgendes erzählt Henderson in dieser Hinsicht über Island: „Als ich den folgenden Morgen in die Bai stach, mußte ich gewahr werden, daß die Leute das Boot nach einer andern Seite umwendeten, als ich nach der Lage desselben erwarten konnte. Da lernte ich denn, daß die Isländer allgemein das Boot mit der Sonne wenden"" (N 455).[13]) Auch bei andern Betätigungen hat sich dieser Brauch erhalten, wie die Shetlandinsulaner „bei Geschäften, von welchen sie Glück hoffen, sich und ihr dabei gebrauchtes Geräth gern mit dem Sonnenlaufe wenden. Diejenigen dagegen, welche Unglück stiften wollen, brauchen die entgegengesetzte Wendung, nämlich die von Osten gegen Norden. So behauptet man in Schottland, daß die Hexen ihre Zauberkreise widder skins (offenbar ein uraltes Wort: „wider oder gegen das Licht (Schein)") oder wider den Sonnengang machen" (N 389).[14]) Auf den westschottischen Inseln herrscht unter den Ärmeren der Brauch, „diesen Sonnenrundgang dreimal um die Personen ihrer Wohltäter zu machen, wenn sie dieselben segnen und ihnen zu allen ihren Unternehmungen Glück wünschen" (N 456). Oft wird die Sitte mit andern sakralen Handlungen verbunden. Die Schotten beschreiben, „wenn sie ihre Boote flott machen, um eine Fahrt vorzunehmen, zuerst eine Kreisdrehung in dem Sonnenlaufe, während welcher sie gewöhnlich kurze Gebete sprechen, und zugleich erheben

sie ihre Augen häufig zur Sonne oder zu der Himmelsgegend, wo sie dann eben stehen muß, wenn auch Wolken sie verdunkeln" (N 390). „In den abgelegenen Thälern und Bergschlüchten der Hochlande und in den Inseln besitzen einige alte Weiber eine überlieferte Kunde von den Heilkräften gewisser Pflanzen, womit sie in gewissen Fällen erstaunliche Kuren bewirken. Diese sammeln sie bei Sonnenaufgang, wenn kein sterbliches Auge sie erblickt, mit einer Menge Ceremonien, deren vornehmste darin bestehen, daß sie in dem Sonnenlaufe zur rechten Hand hingerichtet Kreise ziehen, ihre Gesichter gegen jenes Licht gewendet, gegen welches sie zugleich viele Verneigungen und Kniebeugen machen, mit den Händen webern und manche seltsame Worte murmeln, . . . und nie schreiben sie die Wirkungen den natürlichen Eigenschaften der Pflanzen selbst zu, sondern der Genauigkeit, womit man jene Ceremonien beobachtet hat" (N 390). Auch Rechtssitten haben den Brauch erhalten. Das Stadtrecht von Neuß besagt, daß der Verurteilte vor der Hinrichtung „erst dreimal gegen die Sonne durch den Scharfrichter umgekehrt und dann losgebunden und frei hingestellt" werden mußte, um den letzten Liebestrunk zu empfangen (RAW 405).

Wie hier die Wendung gegen den Sonnenlauf ins Reich des Bösen verweisen soll, so glaubt man auch, daß bei Kartenspielen, die in dieser Richtung herumgehen, teuflische Hilfe in Anspruch genommen werde. In seiner Heimat hat Arndt „häufig bemerkt, daß Bauersleute sich oft über die Spiele zu verwundern pflegen, welche von der linken zur rechten Hand hin gespielt werden, und zwar auf eine Weise, nicht als ob das an sich verkehrt und wunderlich sey, sondern als ob noch etwas Besonderes dahinter steckte" (N 457). Von einem alten Knecht auf dem Hofe seines Vaters hörte Arndt eine Geschichte, in der die vier Kartenspieler, die am Vorabend eines hohen Festtages in diesen hineinspielten, plötzlich den Teufel unter sich erblickten. „Der Böse aber hätte nicht an sie kommen gedurft, wenn sie nicht verkehrt (d. h. gegen den Sonnengang) gespielt hätten" (N 457).[15])

Sonnenkultisch begründet ist es auch, daß der Norden als Reich des Bösen betrachtet wird. So hat „das Unglückliche und Wehvolle, z. B. die Orte der Verdammten, die Berge und Höhlen der bösen Geister, die Richtstätten u. s. w. die Phantasie und die Wirklichkeit der Völker immer nach der Himmelsrichtung hin verlegt, welche immer von der Sonne durchwandelt wird, nämlich gegen Norden" (N 457). Diesen Sinn hat dem Norden das Christentum beigelegt, während es im Heidentum Gebets- und Opferrichtung war.[16]) Opferkult ist es also zunächst und nicht, wie Arndt meint, eine Art Verfluchung, wenn „unsere frühesten Altvordern die Vaterlandsverräther an das verfluchte Holz baumelten, das zum Zeichen der dunkeln Schande gegen den dunkeln Norden aufgerichtet ward" (S III 128). Christlicher Einfluß ist es sodann, wenn man später „die Häupter der Verbrecher auf den Richtplätzen, wo sie abgeschlagen werden sollten, gegen Norden hin zu wenden pflegte" (N 457). „Der Galgen stand gewöhnlich gegen Norden gerichtet, die Hinzurichtenden wurden gegen Norden gestellt, bei den Friesen hieß der Galgen der aische norderne Baum" (RAW 405).[17])

Denselben Zusammenhängen entstammt der Glaube, daß die linke Seite als die bei der Opfer- und Gebetsrichtung gen Norden dem Sonnenaufgang abgewandte die Seite des Teufels sei. Als Arndt durch eine Gegend fuhr, die links öde Berge, rechts ein blühendes Tal zeigte, hielt er sich „zur Gesellschaft rechter Hand und ließ die linke dem Teufel, dem sie angehört" (RS II 236). Dem Teufel verschreibt man sich durch „Blut aus dem kleinen Finger der linken Hand, und derselben Stelle muß das zum Liebeszauber verwandte Blut entzogen werden" (S III 495).

Stärker noch als von der Sonne fühlt sich der Mensch abhängig vom Mond, eine Vorstellung, die schon unter den Germanen eine große Rolle spielte. „Sie versammelten sich, wenn nicht etwas Ungefähres oder Plötzliches eingetreten war, an gewissen Tagen entweder beim Neumond oder Vollmond; denn zur Verhandlung von Geschäften hielten sie dies für den glücklichsten Anfang" (AA 95).[18]) Besonders wichtig war die Mondphase für den Ausgang kriegerischer Unternehmungen. „Cäsar konnte nicht begreifen, warum Ariovistus nicht durch eine Schlacht entscheiden wollte, da doch die Barbaren sonst eher zu geschwind als zu langsam sind; und er fragte einige Gefangene nach der Ursache, und lernte von ihnen, Ariovistus dürfe nicht schlagen vor den weisen Frauen, welche die zukünftigen Dinge offenbaren, denn sie sagten, die Germanen mögten nimmer überwinden, wenn sie vor dem Neumond eine Schlacht hielten" (AA 23).[19]).

Diese Vorstellungen laufen durch bis in unsere Zeit, wobei zumeist Tätigkeiten, die ein Zunehmen bezwecken, bei wachsendem Monde, und umgekehrt das, was ein Abnehmen hervorrufen soll, besonders Krankheitsheilungen, auch bei abnehmendem Lichte vollzogen werden muß. So „scheint man in Schottland den abnehmenden Mond fast in allen Dingen von schlimmem Einfluß zu halten. In Angus glaubt man, daß, wenn man ein Kind im abnehmenden Monde von der Brust entwöhne, es die ganze Zeit, wo der Mond im Abnehmen ist, abmagere" (N 391). Ebenso „schlachten sie Vieh gern bei wachsendem Licht, aus dem Glauben, das bei abnehmendem Licht geschlachtete Fleisch werde schlechter seyn und sich nicht lange halten" (N 391). Ferner „halten einige es für sehr unglücklich, den Neumond zum ersten Male zu erblicken, ohne Silbergeld in der Tasche zu haben; Kupfer hilft da nichts" (N 391).[20]) Bis zur analogen Einstellung der Tätigkeit nicht nur zu den Mondphasen, sondern auch zu den Gezeiten und zu den steigenden oder fallenden Stunden geht die Vorschrift, wenn in Shetland zur Heilung auszehrender Krankheiten durch Herzgießen „der Mond in einem gewissen Alter seyn" und die Herzgießung „bei einem bestimmten Wechsel der Fluth und zu einer bestimmten Stunde der Nacht vollbracht werden muß."" (N 423).[21])

Erdverehrung in ihrer Modifizierung als Vegetationskult kannten die Germanen im Nerthusdienst. „Ein Theil der nördlichen Suevenvölker, die Reudiger, Avionen, Angler, Variner, Eudoser, Suardonen und Nuithonen hatten einen gemeinschaftlichen Dienst, nämlich den Dienst der Göttin Hertha oder Mutter Erde. So wird der Ort und der Dienst beschrieben: „Es ist auf einer Insel im Meer ein heiliger Hain, und in demselben ein geweihter mit Teppichen bedeckter Wagen. Die-

sen darf allein der Priester berühren. Er vernimmt die Ankunft der Göttin in dem Heiligthum, und begleitet die von Kühen gezogene mit tiefer Ehrfurcht. Dann sind die Tage fröhlich, die Orte festlich, die sie ihrer Gegenwart und ihres Besuches würdigt. Sie ziehen in keinen Krieg, sie ergreifen keine Waffen, verschlossen ruht alles Eisen: man kennt alsdann nur Friede und Ruhe, liebt sie allein, bis derselbe Priester die des Umgangs der Sterblichen gesättigte Göttin dem Tempel wiedergiebt. Darauf wird der Wagen und Teppich und, wenn man es glauben will, die Göttin selbst in einem geheimen See gebadet; Sklaven verrichten den Dienst, die zugleich derselbe See verschlingt. Daher ein geheimes Grauen und eine heilige Unwissenheit, was das seyn möge, das nur die sterben müssen erblicken"" (AA 107).[22]) Im beginnenden 17. Jahrhundert entstand die Vorstellung, Rügen sei der Sitz dieser Gottheit gewesen, eine Vorstellung, die dann als Sage ins Volk gedrungen ist.[23]) „Jene Insel des heiligen Haines steht noch im Meere, das lieblichste Eiland der ganzen Ostsee. Ihr Name heißt Rügen . . . Noch zeigt der Eingebohrne dem Fremdling den heiligen Hain, . . . noch ruht der Herthasee mit seinen tiefen Wassern, zirkelrund, von moosigen Hügeln umschlossen und von dunkeln Buchen beschattet, . . . an seinem nördlichen Ende liegt mit hohen Wällen die Burg mit dem Eingange, wo das Bild der Göttin verehrt ward, . . . eingestürzte Altäre und Opfersteine erinnern an frühere Zeiten" (AA 108).

„Weiterhin lockt uns der Hain, der schauerlich düster den See schwärzt,
den mit dem Kühegespann Hertha die Göttin befuhr,"

sagt Arndt im „Lebenstraum" (G 266), doch, „wo Hertha fuhr, soll die Geschichte wohl schweigen" (ebda).[24])

Erdgeister, die gestalthaft dem Menschen erscheinen, sind die Zwerge. Bei vielen Gemeinsamkeiten haben die nordischen und deutschen Zwerge doch manch Eigenes. Ihrer Herkunft nach sind die Zwerge im Goldberg zu Helsingland, „die übrig gebliebenen Seelen der Götter und Helden, die noch werden sollten bei dem nordischen Volke, nach dem Glauben der Sage hier festgebannt durch ein unbekanntes Verhängnis, seitdem der Christ in die Welt gekommen ist und den Strom der alten Göttergeschlechter verstockt hat. Doch sind sie keine Traurigverworfenen, sondern sie sind Fröhlichhoffende und spielen das wundersame Spiel der bezauberten Seelen so lustig fort, bis auch zu ihnen das ewige Heil kömmt und das ernstere Schicksal, das sie aus den Leibern der Bäume und Blumen durch die Leiber der Menschen bis zur seligen Verwandlung weiterführt" (W III 16). In Rügen sind „die Kleinen in die Berge gekommen, als die Riesen im Lande untergegangen" (MJ I 136).[25])

Als Behausung der Helsingländer Unterirdischen dient „der gläserne Berg mitten in dem Goldberge, er ist durchsichtig durch und durch und hat die herrlichsten Säle und Kammern" (W III 15). „Durchsichtig ist die Hülle ihres wundersamen Palastes, welche aber die blindäugigen Menschen nicht sehen können, und hell fallen die Sonnenstrahlen hinein" (W III 15). In Rügen hat „jeder sein eigenes Häuschen tief im Gestein, ein liebliches

helles, gläsernes Häuschen" (MJ I 151). Wollen die schwedischen Zwerge ihre Behausung verlassen, so „spalten sie mit einer schneeweißen Ruthe den Stein" (ES 126). Auch auf Rügen zerspringt so „der gläserne Berg für das Spiel der Zwerge um Mitternacht" (G 178).[26])

Von Gestalt sind die Helsingländer Zwerge „klein, gar zart und hold, kleiner als die zartesten Kinder der Menschen, und sie können sich, wie sie wollen, durch eigene Kraft noch viel kleiner machen" (W III 16). Ebenso sind die Rügenschen Zwerge „kaum einer Elle lang und die Knaben und Mädchen also gar klein; aber von Gestalt und Gebärde freundlich und schön, mit hellen, lichten Augen und mit gar feinen Händchen und Füßchen" (MJ I 151).[27])

Der Farbe ihres Gewandes nach teilt man sie auf Rügen nach ethischer Wertung in die Weißen, die Braunen und die Schwarzen. „Die weissen, das sind die freundlichsten und schönsten von den kleinen Leuten, die nichts Arges im Herzen haben, sondern den Menschen alles Gutes gönnen und thun" (MJ I 135). Diese „kleinen Weissen dürfen auch bei Tage immer heraus, wann sie wollen, aber nicht in Gesellschaft, sondern einzeln, und sie müssen sich dann verwandeln" (MJ I 212). Die Braunen tragen „braune Jäckchen und Röckchen und braune Mützen auf dem Kopf mit silbernen Glöckchen; einige tragen schwarze Schuh mit rothen Bändern, die meisten aber sind feine gläserne: und beim Tanzen tragen sie alle keine andern" (MJ I 150). Die Schwarzen sind „nicht schön wie die andern Unterirdischen, sondern grundhäßlich, haben trübe und triefende Augen wie die Köhler und Grobschmiede, sind stumm und heimlich bei ihrer Arbeit, leben einsam und höchstens zu Zweien und Dreien, und kennen keinen Tanz und Musik, sondern nur Geheul und Gewimmer. Und wenn es in Wäldern und Sümpfen schreit, wie eine Menge schreiender Kinder, oder wie ein Haufe Katzen miauen und eine Schaar Eulen kreischen und wehklagen würde — das sind ihre nächtlichen Versammlungen, das ist ihre Musik, das sind sie" (MJ I 156). „Die Schwarzjacken sind bösartig und üben gern arge Tücken; sie dürfen aber den Häusern der Menschen nicht nahe kommen, auch überhaupt wenig auf der Erde seyn, es sey denn in Wüsten und Einöden, wohin selten Menschen kommen" (MJ I 156). Sie sind „voll Schalkheit und Trug, und ist ihnen nicht zu trauen" (MJ I 135). Meist sitzen sie „unter Hollunderbäumen, deren Duft sie sehr lieben" (MJ I 205), oder sie halten sich am Ufer auf, „bei hohen Stürmen aber, wo das Meer sehr tobt ‚sind sie fast alle da und lauren auf Bernstein und Schiffbrüche, und gewiß vergeht kein Schiff, von welchem sie nicht den besten Theil der Ladung bergen und unter der Erde in Sicherheit bringen" (MJ I 207). Sie sind auch Wilddiebe, aber „sie dürfen das Wild mit keinem Gewehre fällen, sondern sie stricken eigene Netze, die kein Mensch sehen kann: darin fangen sie es. Darum sind sie auch Feinde der Jäger und haben schon manchem Jäger sein Gewehr behext, daß er nichts treffen kann" (MJ I 209). „Schlimme Hexenmeister sind sie, und wenn sie sich verwandeln, sind sie die scheußlichsten Thiere und Gewürme, Bären, Wölfe, Hyänen, Tiger, Katzen, Schlangen, Kröten, Skorpione, Krähen und Eulen" (MJ I 157).[28])

Zur Hauptsache erstreckt sich die Zauberei der Zwerge auf die Herstellung magischer Waffen. Besonders die schwarzen Zwerge sind „Tausendkünstler und Kunstschmiede, geschickt und fertig in allerlei Werk" (MJ I 135). Sie machen „Zauberwaffen, Harnische, die gegen Stahl und Hieb fest sind, Degen, die nie Scharten bekommen, und vor welchen kein Helm und Panzer aushält, dünne Kettenhemde, leicht wie Spinneweben, wodurch keine Kugel dringt" (MJ I 158).[29])

Neben Waffen schmieden sie, besonders die Braunen und Weißen, „köstliches Geschmeide" (S I 136). Sie sind „Bergschmiede gleich denen in Samothrace und Kreta" (B 115), „die kunstreichen Schmiede und Juweliere des Goldes und Silbers, die wie die Kabiren und Vulkane des Alterthums oft hinkend und purzlich und bucklig sind" (S IV 338). Zumal sind die Braunen die „Juweliere der Berge, die mehr in Gold und Silber und Edelsteinen arbeiten. Die feinsten und künstlichsten aller Unterirdischen sind die Weissen, die wirken ihre Arbeit so fein und dünn wie die zartesten Blumen aus, so fein und zart, daß viele Augen sie gar nicht sehen können" (MJ I 158).[30]) Sie sind auch Schatzhüter, und in den Guldberg im schwedischen Norrland haben sie „das Gold und Silber hinabgezogen, das die Russen in dem großen Russenkriege vergruben" (RS III 9).[31])

Sonst geht ihr Leben mit Spiel und Tanz dahin, denn „sie haben nicht nötig, für das tägliche Brot zu sorgen und zu arbeiten" (MJ I 153). In Schweden hält „das lustige und fröhliche Völkchen der Unterirdischen, das das Saitenspiel und die Freude liebt" (W III 15), „unterirdisch im gläsernen Berg gar frohe Musik und Bankete" (ES 126), da haben sie „lustige Wunderpfeifen und klingendes spielendes Wundergetön" (ES 125) und tanzen in Sälen, „wo das Saitenspiel und der Reigen immer lustig gehen" (W III 16). Ebenso in Rügen. „In den neun Bergen bei Rambin tanzen sie des Nachts in den Büschen und Feldern herum und führen ihre Reigen und ihre Musiken auf im mitternächtlichen Mondschein, besonders in der schönen und lustigen Sommerzeit und im Lenze, wo alles in Blüthe steht. Denn nichts lieben die kleinen Menschen mehr als die Blumen und die Blumenzeit" (MJ I 133).[32])

Das Verhältnis der Zwerge, doch nur der weißen und braunen, zu den Menschen ist ein freundliches. „Wenn sie jemand necken und schrecken, so sind es faule Knechte und schmutzige Mägde, die sie mit bösen Träumen ängstigen, als Alp drücken, als Flöhe stechen, als Hunde und Katzen ungesehen beissen und kratzen, oder es sind Diebe und Buhler, welchen sie, wenn sie des Nachts auf verbotenen Wegen schleichen, als Eulen in den Nacken stoßen oder sie als Irrlichter in Sümpfe und Moräste locken und gar ihren Verfolgern entgegenbringen" (MJ I 156).[33])

Das einzige Böse, das sie den Menschen antun, ist der Raub kleiner Kinder. Sie „vertauschen die Kinder in den Wiegen; . . . das ist aber gewiß nicht wahr von den Weißen und Braunen" (MJ I 155). So „sitzen auch im Norden noch die kleinen Zwerge, . . . welche die Kinder in den Wiegen vertauschen" (HK 152).[34]) Diese Wechselbälge können „verschiedenste und spaßhafteste Vogelstimmen vernehmen" (S I 15). Oder

sie locken die Kinder „durch die süße Musik und den Gesang, der durch die Büsche klingt . . . Da sind die Kinder hingelaufen und haben gehorcht; denn sie meinten, es seyen kleine singende Waldvögelein, die mit solcher Lustigkeit musicirten und Gott lobeten, und dabei sind sie gefangen worden von den Zwergen, die sie mit in den Berg hinabgenommen" (MJ I 134). So hat den kleinen Jacob

„ein Unterirdscher gefangen,
Muß unten wohnen,
Trägt goldene Kronen,
Gläserne Schuh, hat ein gläsern Haus"

(G 135, ES 127). Sie locken

„die kleinen Unschuldigen fort,
Die kommen nie wieder zu ihrem Ort,
Die kommen nie hin, wo die Sterne scheinen,
Sie müssen da unten sitzen und weinen"

(ES 126). Wie mit Musik locken sie auch „die Töchter der Menschen mit ihren schimmernden Kleinodien in ihre Höhlen" (S I 136). Beschäftigt werden die geraubten Kinder „als Diener und Dienerinnen, welche bei Tische aufwarten und Blumen streuen und die Flur mit Rosenöl und andern Düften besprengen und die goldenen Schalen und Becher herumtragen und die silbernen und krystallenen Körbe mit Früchten" (MJ I 146).[35]) Auch „zeugen sie Söhne und Töchter mit ihnen" (S IV 338).[36]) Die Gefangenen sind jedoch nicht zu lebenslänglichem Aufenthalt in den Bergen verdammt, denn „das ist ein uraltes Gesetz, das bei den Unterirdischen gilt, daß sie je alle fünfzig Jahre wieder an das Licht lassen müssen, was sie eingefangen haben" (MJ I 134). Auch in Schweden lassen sie die Geraubten „nach Jahren wieder an die Oberwelt zum Erstaunen der Menschen" (S IV 338). Sie haben dann meist auf Erden viel Glück, „entweder daß sie da unten so klug und witzig und anschlägisch werden, oder daß die kleinen Leute, wie einige erzählen, ihnen unsichtbar bei der Arbeit helfen und Gold und Silber zutragen" (MJ I 135). Die Jahre, die sie im Zwergenreich verbringen, „werden nicht gerechnet und keiner kann älter werden als zwanzig Jahre, und wenn er volle fünfzig Jahre in den Bergen gesessen hätte. Und es kommen auf diese Weise alle, die wieder herauskommen, jung und schön heraus" (MJ I 134).[37])

Man verschafft sich Gewalt über die Zwerge, indem man sich eines Pfandes von ihnen bemächtigt. „Das beste Pfand, das man von ihnen gewinnen kann und wodurch man am meisten Macht über sie bekommt, ist eine braune Mütze mit dem Glöckchen" (MJ I 152). Diese Mützen machen sie unsichtbar; „wenn sie ihre Mützen auf haben, kann sie kein Mensch sehen" (MJ I 155).[38]) Der Mensch, der sie aufsetzt, sieht „in demselben Augenblick das zahllose und lustige Gewimmel der kleinen Leute, und sie sind ihm nicht mehr unsichtbar" (MJ I 139). Ferner, „wer so klug oder so glücklich ist, die Mütze eines Unterirdischen zu finden und zu erhaschen,

der kann sicher hinabsteigen, dem dürfen sie nichts thun noch befehlen, sondern müssen ihm dienen wie er wolle, und derjenige Unterirdische, dem die Mütze gehört, muß sein Diener seyn und ihm schaffen, was er wolle" (MJ I 138). Und wie er so „Meister von einem Unterirdischen geworden, ist er auch so weit Meister über alle übrigen, daß sie ihm alles zu Gefallen thun müssen, was in ihrer Macht steht" (MJ I 165). Nicht nur die Mütze gibt Gewalt über den Besitzer und sein Volk, sondern „sehr gut ist auch ein gläserner Schuh oder eine silberne Spange, womit sie ihren Leibgürtel zu schließen pflegen" (MJ I 152), denn wer „von den Kleinen einen Schuh verliert, muß den Fuß so lange bloß tragen, bis er ihn wiederbekommt" (MJ I 197), ebenso wie derjenige, der sein Käpplein verloren hat, „nicht schlafen kann, bis er es wiedergewinnt" (MJ I 192). Ein solches Pfand kann man mit vielem Gelde von den Zwergen einlösen lassen und so sehr reich werden. So soll der Herr von Schlagenteufel in einer Johannisnacht als Junge einen Zwerg beschlichen und ihm „das Geheimnis seiner Verwandlung entrissen haben, und das Stück habe der Kleine mit einem halben Scheffel blanker goldener Dukaten sich wieder einlösen müssen" (S III 496, ähnl. Erg. 23).

Das Wesen der Zwerge ist gut. „Sie wissen vieles, was im Himmel über uns geschieht und alles auf Erden verstehen und erkennen sie klar, denn keine Leidenschaft und keine Liebe und kein Haß, die zu wild verdunkeln, blenden ihnen die hellen Aeuglein" (W III 16). Ihrer seelischen und körperlichen Feinheit entspricht es, wenn sie „keinen Gestank vertragen können, und daß sie bei dem Anblick, ja bei dem Geruch von Kröten sogleich in Ohnmacht fallen und die entsetzlichsten Schmerzen leiden" (MJ I 178).[39]) Auch in Schweden ist ihr „Wandeln unsichtbar und geschwind, wie des Sonnenstrahls, also daß es nicht gesehen, sondern nur zuweilen gefühlt wird, als wie ein Blumenhauch oder ein Kuß der Geliebten oder ein säuselnder Traum" (W III 17).

Zart wie ihr Leben ist auch ihr Tod. „Ob sie auch sterben, weiß man nicht, oder ob sie, wie einige erzählen, wenn sie alt werden wollen, sich in Steine und Bäume verkriechen und so sich verwachsen und zu wundersamen Klängen, Aechzern und Seufzern werden, die sich zuweilen hören lassen, ohne daß man weiß, woher sie kommen oder zu abentheuerlichen Knorren und verflochtenen Schlingen, wodurch die Hexen schlüpfen sollen, wann sie vom wilden Jäger gejagt werden" (MJ I 152).

Anderes, und wohl älteres Wesen zeigen in Schweden die Gesteinsgeister. Da „sitzen in der dunkeln Tiefe die grauen Bergmännlein, die blinden, verzauberten Geister der Steine und Metalle, traurige Kinder der kalten Nacht und des ewigen Schweigens, der Schrecken und der Tod des Bergmanns, wann sie die metallenen Glocken der feuchten und unterirdischen Schachten ringen, das Grausen der Menschen droben, wann sie im graulichen Zwielicht des Abends oder Morgens durch die Tannen und Birken mit tückischem Gelächter hinrauschen: doch selten erscheinen sie selbst, sondern senden den Werwolf und den Mannwolf und den Luchs den Nachtfunkligen oder die Katze, die mit allen Farben schillert und doch nicht getödtet werden kann um die beiden Stunden der Mitter-

nacht — mit diesen ängstigen sie die Menschen, wenn die Augen ungewiß sind" (W III 14).

Erdgeister wie die Zwerge sind auch die Riesen, die Verkörperung roher ungebändigter Naturkräfte.[40]) Erscheinungen der Natur, die ihrer besonderen Form wegen nach bestimmtem Willen geschaffen zu sein scheinen, schreibt das Volk den Riesen zu. So „erhebt sich in Helsingland in Schweden mitten in tiefen Wäldern ein runder kugeliger Berg, so rund und so gleichmäßig, als wäre er von Menschenhänden hingegossen oder eines jener Werke, welche der Glaube des mittleren Alters Hünenwerk oder Teufelswerk genannt, . . . der Guldberget, zu deutsch Goldberg" (W III 13). Solche riesischen Zweckformen sind nach dem Glauben des Volkes auch die Riesentöpfe. Auf der shetländischen Insel Unst, nicht weit von dem nach einem Riesen, Saxe, benannten Berg, „ist auch Saxes Kessel: eine tiefe zirkelrunde, sich herabsenkende Höhlung" (N 382). Dieselbe „erinnert von selbst an die sogenannten Riesentöpfe oder Jättegrytor in Schweden, welche die Sage in den meistens skandinavischen Landschaften Englands, nämlich in Yorkshire und Northumberland, nach dem ursprünglichen Glauben ihrer weiland Heimath beibehalten hat. So nennt man in jenen Ländern nämlich entweder zufällig entstandene oder absichtlich von Menschenhänden gemachte runde Aushöhlungen in Felsen; welche Riesentöpfe natürlich in der Regen- und Winterzeit mit Regen, Schnee und Eis gefüllt und durch den Zahn der Zeit immer tiefer gehöhlt werden und also im Ablaufe der Jahrhunderte ein immer gewaltigeres Riesengeschlecht, das einst seine Speisen darin bereitete, verkündigen müssen" (N 453). Ebenso ist bei Trollhätta „eines jener Naturspiele, die man in vielen Gebirgen Schwedens findet ‚ein sogenannter Riesenstuhl oder Riesenkessel (Jättestol, Jättegryta), eine runde Höhlung im Felsen, der rings umher wie von Menschenhänden abgeschnitten und abgeschliffen scheint" (RS I 282).[41])

Durch List gelingt es dem Menschen oft, sich die plumpe Kraft der Riesen zur Hilfe bei allerlei Bauwerk zu Nutze zu machen, wobei er ihn zumeist um den wohlverdienten Lohn prellt. In der Domkirche zu Lund in Schonen findet man neben mancherlei sonderbaren Bildern und Inschriften „unter andern den Riesen Finn und sein Weib mit ihrem Kinde im Arm, wie sie jeder ihren Pfeiler umklammern, gerade in der Stellung, da sie in Stein verwandelt wurden, als sie die gebaute Kirche wieder niederreißen wollten. Der heilige Laurentius, Patron der Kirche, hatte ihnen nämlich entweder Sonne und Mond oder seine beiden Augen versprochen als Lohn des Baues, betrog sie aber durch eine Klauberei und verwandelte sie überdies in Stein, als sie ihr aufgeführtes Werk zornig wieder umstürzen wollten" (RS IV 192).[42])

Im Norden hält man wie so manches Gebilde des Volksglaubens so auch die Riesen noch jetzt für etwas tatsächlich Gewesenes. „Viele von jenen Mythen und Sagen leben noch jetzt unter dem Volke als wirkliche Geschichten mit den Namen und Thaten. Man zeigt noch . . . die Berge, wo Riesen und Zauberer mit ihren Künsten und mit ihrem Golde lagen und noch liegen" (HR 151).

Mit der Christianisierung der germanischen Völker wurden die volkstümlichen Vorstellungen über Riesen zum Teil übertragen auf den Teufel.[43]) Nach christlichem Glauben war der Teufel zunächst „ein Engel des Lichts, unter den Ersten nach Gottes Ebenbilde geschaffen, mit reicher Herrlichkeit und Kraft gerüstet; er fiel ab und ward durch den Mißbrauch der göttlichen Natur der Darsteller des Bösen, er ward Satan, der Regent der Finsterniß und der Feind der Söhne des Lichts" (GZ II 159). Der Teufel hat seine besondere Ausprägung bei den Deutschen gefunden, was er ihrer Veranlagung zu grübelndem Denken und ihrem Trieb zur Verkörperlichung abstrakter Begriffe verdankt. „Ich habe . . . behauptet, daß der Teufel vorzüglich uns Teutschen angehöre, und daß sein Karakter vielleicht bei keiner Nation so ausgebildet noch sein Andenken und Name in mehreren Denkmählern verherrlicht ist. Denn wer hinderte je, das Ideal der höchsten bösen Kraft aufs vollkommenste darzustellen?" (R IV 385).

Der Teufel erscheint in Bocksgestalt, welche Vorstellung sich im Volke zumeist auf den Bocksfuß reduziert hat, der sich dann wieder, nachdem sich die ursprünglichen Zusammenhänge verloren hatten, in den „Pferdefuß" (ES 77) oder in den „Hahnenfuß" (MZ II 86, 245, 330) gewandelt hat.[44]) Oder er nimmt die Gestalt von Tieren an, zumeist solchen, die im germanischen Heidentum kultische Verehrung genossen hatten. So die eines „swarten Vagels, eener Kraih edder eenem Rawen gliek" (MZ II 158).[45]) In Schweden erscheint er theriomorph oft als „wilde Katze oder Katzenluchs". Arndt ließ sich von seinem Skutsbonden auf seiner Reise in Westergöthland erzählen, „was oft in diesen verwünschten Thieren stecke, die von des Teufels ältesten Gesellen seien. Einmal habe er abendlich ein solches gesehen und sich so fürchterlich verirrt, daß er das Leben würde haben lassen müssen, wenn er nicht glücklich auf ein paar Leute gestoßen wäre, die nächtlich dem Bären auflauerten" (RS II 56).[46]) Ebenso gilt der Hund, zumal der Pudel, als Inkarnation des Bösen.[47]) Er ist wie der Teufel vielwissend, „de Pudel hett deep studeert" (MZ II 39), und bewacht in dieser Gestalt Schätze. „He was ăwerst een von de hölliſchen Schatzwächters ut den Bargen bi Gustav, worunner de olden Heiden mit ehren Schätzen begrawen liggen. Und då müßt he des Dags unner der Erd liggen un üm de Middnacht als Wächter herumwedeln" (MZ II 39).[48]) Beim Löschen eines Hausbrandes hatte man „eenen swarten Pudel sehn, de mit gräulich glönigen Oogen dör den Gården un Busch wegstrek un noch lang grüselich hülde. So hült de Satan vor Froiden, wenn he arme Seelen vörslingen kann" (MZ II 43). Dem Volksglauben erscheint besonders Vieh, das nicht Laut gibt, verdächtig. „Min Moder hett mi jümmer seggt, mit Veh, det eegenklok utsüht un still swiggt un nich mit eenem spreckt, schall de Minsch sick nich inlaten, denn då steckt wat achter" (MZ II 36). Die schwarze Farbe wird in der tierhaften Erscheinungsform bevorzugt. Der Pastor „kennde en woll, wenn he sick as eene swarte Fleeg up sine Bibel settede un darup herümwipperde" (MZ II 86).[49]) Oder er erscheint als „ein schwarzer Mistkäfer, ein Schornweberer" (MZ II 246). Auch die Gestalt von Gegenständen nimmt er an. „Sobald der

Teufel eine shetländische Hexe verließ, erblickte man ihn unter der Gestalt einer feurigen Kugel" (R 414).[50])

Das Nachwirken riesischer Vorstellungen im Teufelsglauben zeigt sich besonders darin, daß ihm wie jenen auffallende Naturgestaltungen zugeschrieben werden. An der Donau flußabwärts von Melk „findet man eine natürliche Felsmauer mit einigen Durchschnitten von oben bis unten hinablaufen. Sie heißt die Teufelsmauer, wie alles Schwere und Tolle auf diesen armen Verstorbenen gewälzt wird. Er wollte die Donau zumauern, aber die Steine entglitten ihm immer, wenn er sie zusammenfügen wollte" (R I 169). Auch Menschenwerke, deren Sinn man nicht mehr kennt, werden durch eine Teufelssage ursächlich erklärt. Unweit der Kirche Unserer lieben Frauen in Mainz findet man „ein vier Ellen langes Eisen auf drei hervorragenden Steinen, welches das fromme Volk als eine Teufelsreliquie ansieht. Dieser böse Weltregent wollte nemlich den vollendeten Dom damit zerschmeißen, aber eines Engels Hand ließ es glücklich hinüberfliegen" (R VI 385). Die unbegreiflichen Erfolge Napoleons schreibt das Volk der Hülfe des gestalthaft neben ihm reitenden Teufels zu. „Wahrlich, man mögte dem oft rundgehenden Volksmährchen beinahe glauben, daß der Reiter mit dem grünen Rock und dem Pferdefuß auf einem Rothschimmel neben Bonaparten und seinen Feldherren reite und mit seinen Feinden einen unsichtbaren Zauber treibe, so unerklärlich liegen diese dicken Schanden" (GZ II 150).[51])

Als der Verkörperung des bösen Prinzips hat der christliche Volksglaube dem Teufel seinen Sitz in der Tiefe der Erde angewiesen, worin sich wohl Reminiszenzen an heidnischen Erdgeisterglauben bergen. „Da unten in den heißesten Tiefen der Erde" (MZ II 265), „tief, tief in der Erde" (MZ II 254) ist sein Reich. Den Schwefelgeruch, den er nach seinem Erscheinen zurückläßt, will man als Erinnerung an den Blitz des Gewittergotts deuten.[52]) „De Stank bleew nah, wenn de Fleeg wegflog" (MZ II 86).

Geister, die die ganze Welt beleben, ohne an ein festes Substrat gebunden zu sein, sind die Elfen. Im Norden „frieren die zarten Elfen, die duftigsten Blüthen der Geisterwelt als Regentropfen im November mit Seufzen und Klagen in den Felsenritzen fest, bis sie im Maimond, wann der Schnee taut, mit lustigem Kichern in Bächen durch Blumen fortrieseln und sich im Mond- und Sternenglanz mit ihren feinen strahligen Leibchen um die Auen und die Quellen zum lustigen Reigen zusammenschürzen" (W III 14).

Dieser nächtliche Reigen ist die Hauptbetätigung der Elfen. Wenn der Strömkarl spielt, „dann tanzen die Elfen, die deswegen gern grüne Auen nahe dem Wasser zu ihren mitternächtlichen Freuden wählen" (RS III 17).

„Grüner Hain, Mondenschein,
Sommernacht und Lieb ist mein,
Tanzen, Schweben ist mein Leben,
Schwestern, schürzt den schnellen Reih'n
Um die hellen Frühlingsquellen" (ES 3).

Zur Mitternacht, dann „springen sie aus Bäumen und Quellen hervor, winden sich Kränze aus bunten Frühlingsblumen, weben zarte Gewänder aus Spinneweben, Seiden und Goldfädchen, und wirbeln die magischen Kreise auf den Spitzen des Grases rund, daß der Schnitter des Morgens sie mit Schaudern sieht und sich kreuzt" (HK 153). Diese „Elfentänze (älfdansar) spielen in den Spinnstuben eine große Rolle. Wer in der Mitternacht in einen solchen Kreis hineingeräth, dem werden sie sichtbar und können ihn dann necken und allerlei Thorenspiele mit ihm treiben.[53]) Doch sind es kleine lustige, keineswegs schadenfrohe Gesellen oder Gesellinnen. Sie sitzen oft in kleinen Steinen, die zirkelhohl gerundet sind und Älfquarnar (Elfmühlen) heißen.[54]) Ihre Stimme soll leise seyn wie Luft" (RS III 16).

Wie die Erd- und Wassergeister, suchen auch die Elfen Menschen an sich zu ziehen. Durch den Kuß der Elfenkönigin wird der Mensch ihr Eigentum.

„Treu Thomas, nun mußt du mit mir gehen,
Und mußt mir dienen sieben Jahr,"

denn

„Küssest du meine Lippen kühn
Kann ich dich festgefangen mitbringen" (B 247).

Mit Anbruch des Tages erlischt ihre Macht über den Menschen. „Und hätte der Hahn nicht gekrähet", so wäre Herzog Magnus zu den Elfen in den Berg gekommen (B 182).

Neben den Lichtelfen stehen die schwarzen Elfen.

„Doch horch, wie die Geister dort musiciren!
Auch klinget Geheul mit Ach und Auweh
Da drüben herab von Bergeshöh
Wo die schwarzen Elfen im Mondesglanz
Rundschwingen den klingenden Zaubertanz" (ES 90).[55])

Wesenverwandt mit den Elfen sind die Holden oder Feen. Bei ihnen noch mehr als bei jenen tritt die Gutherzigkeit als Haupteigenschaft hervor. „Ich bin eine von den Frauen, welche die sie kennen die Holden heissen, und ich gebrauche meine Künste nie zum Bösen" (MJ I 296). „Ick bün eene van de wisen Frauen, . . . de se Feeen benömen un de veele wunderſame Künſte könen, awerſt idel gode Künſte un ſonne, wodurch ſe den Minſchen Glück un Segen ſpreken un bringen" (MJ II 123). Die Shetländer nennen sie auch „guid neighboors, gute Nachbarn, weil die Leute ihre gute und freundliche Nachbarschaft wünschen, auch wohl merry dancers, die lustigen Tänzer" (N 411). Sie „treten niedlich und behend in grünen Kleidern auf" (N 410) und wohnen in der Erde. So werden in Shetland „eine Menge Hügel gezeigt, welche den Namen Feenhügel führen" (N 411).

Fühlt je der Mensch seelische Beziehungen zwischen sich und der Natur, die ihn umgibt, fühlt er sie je als etwas Warmes, Lebendes, Verwandtes,

in das er sein Wesen legen und das in ihn einstrahlen kann, so sind Träger dieser Gefühle und Mittler dieser Beziehungen in besonderem Maße die Bäume. „Wer hat je unter ihnen gewandelt mit stillem Muthe, dem sie nicht alle Sorgen und Eitelkeiten des Lebens hinweggerauscht, den sie nicht mit Liebe und Sehnsucht des Himmels angeweht, dem sie nicht so manche namenlose Gefühle und wundersame Geheimnisse zugeflüstert, so manche unvergeßliche Gestalten gezeigt haben. So sind die Bäume die geistigen Gesellen der Menschen auf Erden" (W II 375).

Auf diesem Boden entstand und lebt der Glaube an die Beseelung der Bäume, an Baumgeister. So glaubten die Griechen, „es stecke eine Dryas hinter seiner Rinde" (R II 245), so pflanzt man Erinnerungs- und Geburtsbäume und nimmt an, daß analoge Beziehungen zwischen dem Gedeihen des Baumes und desjenigen, dessen Namen er trägt, bestehen (auch in Arndts Bonner Garten stand „ein Baum Gesler frisch und grün" (BL II 279)[56]), so legt sich um Bäume und Sträucher ein bunter Zauber übersinnlicher Vorstellungen, wie deren besondere Konzentrationspunkte „die elegischen und zaubrischen Sträuche Kreuzdorn und Hagedorn, Hollunder und Alfranke, Nessel und Nachtschaden" sind" (MJ II 321). Nicht nur der einzelne fühlt sich ihnen verwandt, sondern auch ein ganzes Volk sieht sein Wesen in bestimmten Bäumen verkörpert. So ist die Eiche das Symbol deutscher Art. „Eichenlaub war weiland der Lorbeerkranz der freien Deutschen, die Eiche ist Deutschlands rechter Baum" (LL 10). „Was für Hesperien der Lorbeer, ist für Germanien die Eiche, der einst freie Baum" (GJ II 138). „Das Zeichen der festlichen Tage ist ein Eichenblatt am Hut" (NWF 37). So war es „weiland eine teutsche Sitte, daß Deine Väter unter Eichen tanzten an festlichen Tagen oder wenn sie den Feind geschlagen, . . . und kränzten sich dann mit dem Eichenlaub in ihrer Freude" (FkT 86).[57] Ähnlich symbolisiert sich nationaler Geist in dem „Freiheitsbaum" der französischen Revolution, der Pappel (S III 123, IV 224, GJ I 154, GE 250, PG 60). Nicht wuchtig und ernst wie die deutsche Eiche, sondern „lustig schießt das Freiheitsbäumchen empor" (R VI 189). Man steckte Hüten und Mützen darauf (VD 35) und umtanzte es (S III 98). Bei der Feier des 14. Juli „marschierte die Schaar, einen jungen Freiheitsbaum in der Mitte" (R V 3), nach dem Festplatz, wo sie „für den Freiheitspappelbaum ein Loch gruben, in dessen Grund ein Stein, den man aus dem Schutt suchte, versenkt ward" (R V 28).[58])

Das Geheimnis- und Schauervolle des Waldes hat ihn zum Wohnsitz einer reichen Zahl von Geistern gemacht. In Schweden nehmen „nach der Meinung des Volks die Waldgeister Besitz von den Viehbuden und Sennhütten nach dem Abzug der Sennen (RS II 270). Auch sonst halten „die Troll sich viel in den Fäbostellen [Sennhütten] auf, winseln hie und da und kratzen an Ständern und Thüren, wann die Leute Licht anmachen oder singen" (RS III 9).[59]) Dort „plagen, schrecken und necken sie die Hirten und Hirtinnen, die Jäger und Reisenden mit allerlei Schalksstreichen, indem sie dieselben bald durch Vogel- und Thiergeschrei äffen, bald mit den Stimmen ihrer Kühe, Ziegen und Hunde in Dickicht und Sumpf locken und herzlich ihrer Not lachen, bald dem Jäger allerlei Wild zeigen, wonach er

vergebens schießen muß, oder ihm bei dem wirklichen Wilde die Flinte beheren, bald als eine schwere Last sich auf das Pferd werfen" (HK 152).

Dieser „Aufhocker" findet sich auch bei uns, doch nicht auf den Wald beschränkt.

„Du kennst der guten Leute Wahn
Von einem Kobold voller Tücken,
Er lauert auf den Straßen, auf den Brücken
Und an den Thoren; wenn sich Wagen nahn,
Schwingt er sich drauf; die Pferde fühlen
Ihn hinter sich wie einen Mühlstein schwer,
Der Fuhrmann kreuzt sich, flucht: der Teufel und sein Heer!
Und peitscht den armen Thieren Schwielen" (G 10).[60])

Die Fuhrleute halten besonders Katzen für Träger derartiger aufhockerischer Dämonen. Daher „nichts Lustigeres und gelegentlich auch nichts Unlustigeres als die Feindschaft der Fuhrleute und Katzen mit anzusehen. Es giebt gewiß noch manche Gegenden Deutschlands, wo man Katzen verhehlen oder sonst in Körben auf dem Rücken von Ort zu Ort tragen muß, weil kein Kutscher oder Fuhrmann eine Katze auf keinen Preis auf den Wagen nehmen will. Ich habe es selbst mit angesehen und angehört, wie ein Fuhrmann in Franken eine arme gebrechliche alte Frau, welche er aus Barmherzigkeit einige Meilen mitgenommen hatte, mit Flüchen und ohne Barmherzigkeit, so daß er sie beinahe geprügelt hätte, von dem Wagen herunterschmiß, als ein junges Kätzchen, welches sie in ihrem Korbe auf dem Schooße hatte, zu miauen anfing. „Fort, fort mit Dir, alte Wetterhexe und mit Deinem verfluchten Teufelsvieh, das Du mir und meinen Pferden auf den Wagen geladen hast!" so klang es hinter der weinenden Alten her" (S III 541). Desselben Glaubens erinnert sich Arndt aus seiner Kindheit. Als die zum Salzholen geschickten Hofleute des Abends zu spät nach Hause kamen, erzählte der alte Gärtner: „Die Frau Schuhmacher gab uns die kleine Katze in einem Beutel für die Frau mit, und der Kutscher wehrte sich und wollte sie nicht nehmen, aber er hat zuletzt gewußt . . . Da sitzen gewiß ein paar Dutzend Hexen darin, zehnmal schwerer als unsere sechs Salzsäcke. Das haben die armen Pferde wohl gefühlt . . . Da standen die Pferde in Schweiß, als wenn jedes Pferd vor einem Mühlstein gespannt gewesen wäre" (S III 542).[61])

In sumpfigen Gegenden lebt das „Irrwischlicht, das viele täuschet" (FkT 25), jener

„lose Kobold, der uns jetzt
In Sumpf und in Geröhrig prellet,
Und herzlich sich an unsrer Not ergötzt,
Jetzt wie ein Stern die Irrung plötzlich hellet" (G 1803, 152).[62])

Am grausamsten wirken die im Walde hausenden Geister, wenn sie durch Berühren den Tod herbeiführen. Besonders ist es der Haselstrauch, der nächtlicher Weile den Menschen im Walde „an unheimlichen Orten berührt

oder schlägt", daß er „Krankheit oder Tod davon nimmt, . . . wovon ich selbst aus eigener Erfahrung einige Beispiele anführen könnte" (WS 252). Ein solches Erlebnis aus seiner Kinderzeit erzählt Arndt so: Der mit seinem Gefährt nach Hause kommende Knecht „liegt ohne Zügel in der Hand wie sterbend im Wagen und kann auf Befragung nur die Worte hervorstottern: es hat mich am Kreuze im Walde was Böses gerührt. Man spannt nun die Pferde aus und trägt den Menschen ins Haus, der in einer halben Stunde wirklich eine Leiche ist. Eine halbe Stunde von der Stadt steht am Wege im Walde ein Kreuz an einer Stelle, wo vor langen Zeiten ein Mörder hingerichtet worden ist; da hat es schon Manchen geschlagen" (S III 518).[63])

Das Wasser genoß kultische Verehrung schon bei den Germanen im Quellendienst. „Dieser Quellendienst ist im ganzen Norden uralt und bestand schon in der grauen Heidenzeit, und manche der damals verehrten heiligen Quellen sind im Mittelalter mit besondern Kapellen und Schutzheiligen versorgt worden, damit der Naturdienst eine christliche Weihe erhielte. Auch in Schweden ehrte man nicht bloß solche heiligen Stellen, wie Sankt Eskild-Quelle bei Skara oder Sankt Sigfrieds in Westgothland, mit deren Wasser von den Händen jener Heiligen weiland viele Heiden gechristet seyn sollen, sondern an gewissen Zeiten und Festen besucht man noch manche andere Quellen, woraus man trinkt und worin man badet und gewöhnlich etwas Metall hineinwirft" (N 394). Die Sankt Sigfriedsquelle ist „noch jetzt berühmt im Lande und soll nächtlich, bei mancherlei Zufällen, noch vom Landvolke benutzt werden" (RS I 259).[64]) Solche Reste von Quellenkult finden sich auch in Shetland. „Hier in Shetland ist eine besonders berühmte Stelle, das Helga Water genannt, ein sehr kleiner Teich zwischen Hügeln, nordwestlich von Hilswick" (N 395). Dieser Teich „scheint in früherer Zeit von den Shetländern auch mit abergläubischer Verehrung und mit denselben mystischen Weisen besucht zu seyn, die seit undenklichen Zeiten in Orkney üblich waren: z. B. der Rundgang bei dem Wiederlauf der Sonne (Mittsommer), wo sie bei den Rundwandlungen tiefes Schweigen beobachteten und Wasser in ihre Hände schöpften und es sich auf die Köpfe gossen" (N 400). Walter Scott berichtet nach einer alten Handschrift über Südshetland: „Manche laufen abergläubisch zu allerlei Quellen und erlangen daselbst nach ihrer Einbildung Vortheil und Gesundheit . . . In der Feldmark von Eccles ist ein See Namens Dowloch, von altersher schon mit vielem Aberglauben verehrt als heilbringend beide für Mensch und Vieh" (N 396).[65]) Dieselbe Verehrung genossen in den Orkneys die Bairns of Burgh, von denen John Ben erzählt: „Hier strömen aus den verschiedenen Inseln eine zahllose Menschenmenge herbei: Knaben, Jünglinge, Greise, Knechte. Wenn sie angelangt sind, steigen sie baarfuß mit Gebeten hinauf; es kann aber jedesmal nur Einer zu dem Heiligthum gelangen. Dort sprudelt im natürlichen Felsgestein ein reiner und spiegelheller Quell, ein wundersames Ding. Daselbst beten die Menschen mit Kniebeugungen und Händefaltungen im schlimmen Dienste an und mit mancherlei Zauberkünsten, werfen Steine und Wasser hinter sich, gehen zwei bis dreimal um das Heilig-

thum herum; und wenn sie ihr Gebet geendigt haben, gehen sie heim, versichernd, sie haben Gelübde gehabt" (N 395).[66]) Ebenso sind „in Nordwales verschiedene heilige durch Aberglauben geweihte Brunnen, unter andern auch Theklas Brunnen. Die an der fallenden Sucht Leidenden wuschen sich in dem Brunnen, opferten einige Pfennige und gingen dann dreimal um den Brunnen und beteten drei Vaterunser" (N 459).[67]) In die „Sankt Kivins Kufe", einen Fluß in Irland nördlich von Dublin, „taucht man schwache und kränkliche Kinder — denn Sankt Kivin ist ein großer Kinderfreund — jeden Sonntag und Donnerstag vor Sonnenaufgang und am Sankt Kivinstage, dem dritten Julius" (N 459).[68]) Wie zum Krankheitszauber helfen die Quellen und ihre Geister auch in andern menschlichen Angelegenheiten, wie in Liebesbedrängnissen. „In der wälschen Insel Anglesey war eine sehr berühmte, vorzüglich in Herzensangelegenheiten besuchte und verehrte Quelle, die der heiligen Dwynwen. Dahin strömte vor drei und vier Jahrhunderten eine unendliche Menschenmenge aus allen Gegenden von Wales. Es stand aber bei dieser Quelle ein Kloster der heiligen Dwynwen, welches jetzt Landwyn heißt und in Trümmern liegt. Hier brannten Jahr aus Jahr ein Wachskerzen auf dem Grabe der heiligen Jungfrau; alle Verliebten wandten sich an sie um Hülfe, welches den Mönchen einen sehr großen Gewinn brachte: und Dwynwen war unter den Britten eben so berühmt in Sachen der Liebe, als unter den Griechen und Römern jemals die Venus war" (N 460).[69]) Solche Verehrung genossen zumal die mineralischen Quellen, deren Heilkraft man ebenso dem Quellgeiste zuschrieb. In den Orkneys, „an der Ostküste der Insel Stronsay unter den Felsen sind drei Mineralbrunnen, fast dicht bei einander, von verschiedener Stärke. Solchen Glauben hat das Volk an diese Brunnen, welche zusammen unter dem Namen der Brunnen von Kildinguie gehen, ... daß sie sprichwörtlich sagen: Der Brunn von Kildinguie . . . kann alle Krankheiten heilen, außer dem schwarzen Tod" (N 258).[70]) Auch der Verehrung von Mineralquellen hängte die Kirche ein christliches Mäntelchen um, indem sie sie ihren Heiligen unterstellte. Bei dem Kloster Pützchen am Abhang der Hart fließt ein Bach, an dem das an den Johannistagen von weit her besuchte „Kapellchen zum Adelheitbrunnen" liegt. „Die heilige Adelheit ist nämlich Helferin und Trösterin bei Augenübeln, und was an Augen leidet versammelt sich an jenem Tage hier auch, um seine Lichter durch das Wasser des Brünnleins zu erhellen, welches mit von der Hart herabsickernden Alauntheilchen geschwängert ist" (RAW 389).[71])

Neben dieser in sehr alte Zeit hinaufreichenden Verehrung von Quellen steht die von *personifizierten Wassergeistern*. Sie verkörpern bestimmte Eigenschaften des Wassers, und diese bestimmen ihr Wesen und ihre Gestalt. Zumeist ist es die im Wasser schlummernde Gefahr, der tückische Tod, was dargestellt wird. Schon „die alten Skandinavier und Germanen sahen das Wassergebiet und das in demselben Herrschende und Waltende immer mit einem geheimen Schauder und Grauen an. Es war und ist zum Theil noch ein gemeiner Aberglaube, daß der Wassergott die Lippen eines ins Wasser Gefallenen flugs an seine Nüstern legte und ihm also das Blut aussog. Daher, sagte man, sind die Gesichter der Er-

trunkenen so roth. Ja, wo ist irgend ein gefährliches Wasser, welches nach dem Volksausdruck „nicht jährlich eine oder ein Paar Seelen begehrt?"" (N 400.) So ist der schottländische „Kelpy oder Waterkelpy ein tückischer Satan, welcher die Wanderer in der Nacht durch ein scheußliches Geschrei wie von Sinnen bringt; welcher durch die seltsamsten und lockendsten Klagetöne, als wenn Einer in Noth wäre, die Leute herbeizieht; ihnen als Fährmann ruft, sich über ein Wasser setzen zu lassen; welcher Lichter aus den Wellen aufleuchten läßt, die hineinlocken; welcher Fuhrten zeigt, worin Mann und Roß versinken. Er aber fasset seinen süßen Raub immer sicher und erwürgt ihn oder schlürft ihm das Blut aus seinen Lippen aus" (N 402).[72]) Ebenso ist in Schottland „ein tückischer und schadenfroher Neckgeist der Wasser der Shellycoat (Muschelrock) . . . Er erscheint mit allerlei Seegewächsen und vorzüglich mit Muscheln bedeckt, deren Tönen seine Ankunft verkündet" (N 402). Dort wird „die Erscheinung des Neck immer als ein Vorzeichen des Anschwellens der Ströme und bald erfolgender Wassertode genommen. Dann erscheint er unter verschiedenen Gestalten, bald wie ein Flußpferd, bald wie ein Wasserstier" (N 401).[73]) Ebenso nimmt „in Shetland derselbe Wassermeister, der Schupilti, die Gestalt eines niedlichen Pferdchens an, und ladet schmeichelnd ein, es zu besteigen. Wehe aber dem Lüsternen, der sich verlocken läßt! Der schöne Zelter galoppirt spornstreichs mit seinem Reiter in die See hinein und ersäuft ihn" (N 401). Er „hielt sich am liebsten bei Wassermühlen auf; wenn er aber erblickt ward, stürzte er sich geschwind in einen Born oder verschwand in einem blitzenden Feuerstreif" (N 399).[74]) In den Orkneys erscheint „der Seegeist, welcher Tangie heißt, . . . bald in der Gestalt eines Pferdchens, bald in der eines Mannes" (N 401). Außer Tiergestalt pflegen diese Wassergeister „auch wohl die eines Reiters oder eines Mannes in einem Boote anzunehmen" (N 398). Tückisch und böse ist auch der nordische Neck. Er „lauert in den Quellen und Seen, zieht die Badenden in die Tiefe, lockt die Kindlein ins Wasser, reitet dem Bauren die Pferde weg, oder melkt ihm die Kühe ab" (HK 152). Er ist der

„. . . kleine Schadenfroh,
Der faule Mägde beißt als Floh,
Verliebte mit Diebesschritten äfft,
Und Buhlern als Hund entgegenkläfft,
Der Mädchenräuber und Kinderschreck" (ES 8).

Durch List und magische Mittel kann man sich den Neck dienstbar machen. So ließ sich Arndt aus „Bohus und Dalsland, wo die See- und Waldungethüme recht heimisch seyn sollen", von einer alten Frau erzählen, ihr Großvater habe „einen Seegeist (Näcken) gehabt, den er unter seinen Pferden am See mit einem Seil gefangen, womit die Glocke in der Kirche gezogen worden. Diesen Seeteufel habe er immer sorgfältig im Walde in einer Hütte verwahrt und ihm Fische und Vögel und andere Speisen gereicht. Er sei lang und stark wie ein Mensch gestaltet, doch sehr haarig gewesen, und seine grünen Augen im Kopfe haben ihr gewaltig geschim-

mert. Immer habe ihn der Großvater mitgenommen zum Fischen, und in seinem Leben vorher nicht so viele Fische gefangen. Aber der Strick sei nach einigen Jahren vergangen, da sei auch der Näck gelöst gewesen und habe dem Alten nachher in der Freiheit viel Schabernack gethan" (RS II 61).[75])

Die Verkörperung des Wasserrauschens ist der schwedische Strömkarl. „Nach dem alten Volksglauben sitzt er in seiner blauen Tiefe, auf der Harfe spielend. Wenn Kinder ihn zufällig in der Einsamkeit gesehen, so giebt er ihnen helle Kehlen und Lust für das Saitenspiel, denn er lebt immer in einer ewigen Musik" (RS III 17). Er taucht „im röthlichen Sommermondschein und im Silberduft der Frühe aus seiner blauen Tiefe hervor und rührt die fröhlichen Saiten, der Strom und der Wasserfall brausen darein und die Elfen springen aus Bäumen und Quellen hervor" (HK 153).

„Der Thurm hat zwölf geschlagen, . . .
Da taucht er aus den Fluthen
Und rührt die goldnen Saiten
Daß still die Wellen gleiten,
Der alte Geigenmann" (G 177).[76])

Zumeist wird jedoch das Rauschen und der Sang des Wassers dargestellt durch weibliche Wassergeister. Die Seejungfrau „singt ihr süßestes Lied in der Mitternacht, und da mag sich in Acht nehmen, wer zu viel Feuer im Busen hat. Wenn sie sich dann am Ufer der Seeen und Ströme unter den grünen Bäumen hinsetzt und singt und der Stromgeiger aus der Tiefe auftaucht und voll Lust zu ihrem Gesange die Harfe schlägt, dann hört jeder, der ihr zuhorcht, eine Sirene und muß ihr in die Arme sinken, er mag wollen oder nicht" (MJ I 368).

„Ihre Stimme heller als Vogelsang
Der klinget durch den Hain" (B 204).

Außer durch die Zauberkraft ihres Liedes hat sie Gewalt über den Menschen durch die Schönheit ihres Leibes. „Sie ist eine wunderschöne und anmuthige Jungfrau, schlank und hoch von Wuchs, mit dem allerlieblichsten Gesichte, dessen Mund wie eine aufblühende Rose schimmert und dessen himmelblaue Augen leuchten wie ein paar helle Frühlingsquellen, die der Mond bescheint. Ihr Hals ist weiß wie Elfenbein, worum lange blonde Locken fließen, und den schönen Leib bedeckt ein leichtes grünes Gewand, das weich um Busen und Hüften wallet, wie das zarte Frühlingsgras, vom Winde bewegt, um einen Blumenhügel" (MJ I 368).

„Dem weißen Nacken gab der Glanz
Von goldnen Ketten Schein,
Ihre Augen wie der Himmel blau
Ihre Lippen roth wie Wein" (B 204).

„Grünes Haar und goldene Kleider und Kronen" trägt sie im Norden (HK 152), und auch bei uns wehen „grünliche Locken" um ihren Kopf (G 64).[77])

Durch die Macht ihres Liedes und ihres Leibes strecken sie nach ihren Opfern

„die Arme und ziehen
sie brünstig zur Tiefe hinab" (G 64).[78])

Doch liebt die Seejungfrau „nichts als die erste blühende Jugend, die zwischen achtzehn und zwanzig Jahren alt ist; und schön von Gestalt muß das seyn, was ihr gefallen solle" (MJ I 369). Wer sich betören ließ und „einmal in ihren Armen schlief, den zieht sie in die Tiefe hinab" (MJ I 370). Mit Anbruch des Tages hört ihre Macht auf. Nur dadurch, daß „der Hahn geklatscht mit den Flügeln", wird Herzog Magnus vor ihr gerettet (B 177).

Sie wohnt in der Meerestiefe, in „silberbemuschelten Hallen" (G 63), „tief, tief, wo keine Winde wehn, . . . in Kämmerlein geschmückt mit Perlen und mit Muscheln fein" (G 67).[79]) Nach Helsingländer Glauben wohnen sie des Winters in Goldberg, und „wenn die Maie grünt und die Konvalle an dem Berghange die weissen Aeuglein der Sonne öffnet, tauchen sie wieder in ihre Fluthen" (W III 14). Die Seen, in denen sie wohnen, „sind von grünen Bäumen und Büschen umgeben; denn Bäume im grünen Walde muß sie haben, unter welchen sie die schöne Sommerzeit und Frühlingszeit spielen und sich ergötzen kann" (MJ I 367). Auch im Norden „erquicken sich die Seejungfrauen oft in blühenden Büschen am Sonnenstrahl" (HK 153).

Dort erscheinen sie oft als Skogsrå, „zuweilen wie ein schimmernder Blitz herunterschlagend, zuweilen wie ein Klotz mit Sausen aus den Lüften fallend, oft in voller Gestalt ihrer Schönheit, oft unter häßlichen Larven" (HK 153). So ließ sich Arndt von seinem Skutsbonde erzählen, daß, als er auf der Tjäderjagd war, „ein Skogsrå aus einem Baume im hellen Glanze vorbeifuhr. Ein andermal fuhr das Rå mit Sausen aus der Luft mit gewaltigen breiten Sprüngen auf ihn und beschüttete ihn mit Regen aus einer wirbelnden Wolke, da es sonst allenthalben still und heiter war" (RS III 9). Sie suchen den Menschen zu schaden, indem sie „die Kühe melken und die Kraft von den Pferden nehmen" (RS III 9), wie auch „die Seejungfrauen mit dem schelmischen Neck den Köhlern und Steinbrechern manchen Possen anthun" (W III 14).

Sowohl die weiblichen wie auch die männlichen Wassergeister suchen mit Menschen eheliche Gemeinschaft einzugehen. „Zuweilen haben Meermänner und Meerfräulein sich hochzeitlich mit dem Menschengeschlechte verbunden" (N 407).[80]) Sie „verlassen alsdann ihre herrlichen Zauberpaläste der Tiefe und hüllen sich in die Gestalt von Seehunden" (N 404).[81]) Doch besitzen sie jeder „nur Eine Haut, mittelst welcher sie aus den Tiefen emporsteigen können; und falls sie diese ihre Tracht in den Gegenden verlieren, welche zum Gebiete des Menschen gehören, so müssen sie Bewohner der Erde bleiben" (N 406).[82]) Auch Kinder zeugen sie mit den Menschen. Diese „tragen keine weiteren Zeichen ihres Ursprungs an sich, als eine Aehnlichkeit, welche eine Art Häutchen zwischen ihren Fingern und eine besondere Biegung ihrer Hände mit den Vorderfüßen eines Seehundes

haben; welche Besonderheiten die Abkömmlinge jener Familien bis auf den heutigen Tag an sich tragen" (N 408).[83]) Ein Beispiel einer solchen ehelichen Gemeinschaft einer Frau mit einem hengstgestaltigen Wassergeist erzählt John Ben: „Mulier illic erat formosa, maritata colono forti. Ipsa verebatur spiritu maximo, invito marito, concubantibus in uno toro; et naturaliter concubuit cum muliere, ut videbatur. Mulier tandem macera facta est prae dolore. Hortatus sum, ut vacaret precatione eleomosyne et jejunio; quod et fecit. Durante anno siccine turbata est." Der Wassergeist selbst wird so beschrieben: „Indutus est algis marinis toto corpore, similes est pullo equino convoluto pilis, membrum habet simile equino et testiculos magnos." (N 461).[84])

Zu den Wesen endlich, die nach nordischem wie shetländischem Volksglauben das Meer bevölkern, „gehört die Menge der Seetrolls und der berühmte Krake oder Horve, welcher sich gleich einer schwimmenden Insel bewegt und mastengleiche Arme ausstreckt, und die große Seeschlange mit ihrer furchtbaren Mähne" (N 404). So glaubt auch Hibbert, „das Daseyn der Seeschlange, eines 55 Fuß langen Ungeheuers, sey ausgemacht. Man sehe in Edinburg den Rückgrad eines solchen Thiers im Museum. In Shetland will man von den Inseln Stenneß, Bailey und von Dunronneß die Seeschlange gesehen haben" (N 404).[85])

Mehr noch als an die Existenz anderer Geister wird im Norden noch an die der Hausgeister fest geglaubt. „Ich möchte sagen, in Schweden und Norwegen leben wenige Edelleute und Bauern, die nicht voll und ganz an seine lebendigste Gegenwart und Wirksamkeit glauben; so daß bei manchen Einweihungen und Einsegnungen neuer Häuser und ihrer Bewohner auf den guten Tomtegubbe nicht blos mit Gläsern angeklungen, sondern er auch in Gesang und Gebet oft eingeschlossen wird" (HH 9).

Der Tomtegubbe — „der Alte des Hauses und Hofes. Tomt ist nordisch nämlich der ganze Raum, der ein Haus mit all seinem Zubehör umschließt: Haus, Scheune, Ställe, Garten u.s.w." (HH 9) — auch „Tomtebisar und Nisse god Dräng (Nisse guter Knecht)" genannt (NS III 14),[86]) wohnt zumeist „in einem alten Baum nahe am Hause" (HK 152), weswegen man sich hüten muß, „besonders alte Bäume umzuhauen. Mancher, der dies that, hat ihren Zorn mit einer unheilbaren Krankheit gebüßt" (NS III 15). Oder er wohnt „in alten unbewohnten Gebäuden des Hofes und Gartens" (HK 152).[87])

Seinem Wesen nach ist er gutmütig und hilfreich. Er „wandelt des Nachts in Häusern, Scheunen und Ställen, striegelt die Pferde, löscht das Feuer auf dem Herde, scheuert die Teller und Schüsseln, hält die Thüre vor Dieben sicher, kneipt die faulen Knechte im Schlafe und drückt die unreinlichen Mägde als Alp" (HK 152).[88]) Schon zum Hausbau leiht er seine Hilfe, und bei der Bauarbeit „darf niemand wagen, den Zimmermann zu stören oder zu beunruhigen, weil man dem Hause dadurch ein Unglück zuziehen könnte" (HH 7). „Oft horchte und lauschte man während des Hausbaues genau nach, ob nicht irgend ein Hacken oder Picken vermerkt würde, ohne irgend eines Thäters gewahr zu werden, weil man glaubte, es sei der Tomtegubbe, dem die Arbeit gefiel und der bei dem Bau mit-

half, über welchen sich dann immer das Glück niederließ. Wenn man aber nichts dergleichen vermerkte, glaubte man, der Tomtegubbe sei unzufrieden und fürchtete für den Bau" (HH 7).[89]) Wurde das Haus dann gerichtet, „so war man, obgleich man den Tomtegubbe nicht sah, doch überzeugt, daß er mit im Gelage tanze. Bei den Mahlzeiten verwunderte man sich, und das wirklich mit Recht, wie die hochgefüllten Schüsseln mit solcher Hast geleert werden konnten. Dies gab zu dem unter den Bauern geltenden Glauben Veranlassung, daß am Tische mehrere Unsichtbare saßen und mit aßen. Diese Unsichtbaren hatten sich Tarnmäntel zu verschaffen gewußt, die man Bahattar (Bahüte) nannte, die, so lange sie auf dem Kopfe saßen, ihre Träger den Augen aller verbargen" (HH 7). Auch Weihnachten erhielt der Tomtegubbe sein Geschenk. „In alter Zeit setzte man Julgröt und andre Speise in kleinen Schälchen auf der Tenne hin und legte ein Röckchen dabei für den Tomtegubbe, damit er fortführe, dem Hofe Glück und Gutes zuzutragen" (RS III 84).[90]) Man darf ihn aber „um Gotteswillen nicht erzürnen noch wegscheuchen, denn er ist der geheime Glückbringer und Segensspender und Abwender von allerlei Unheil" (ES 361).[91])

Den schwedischen ähnlich sind die shetländischen Hausgeister. „Die gewöhnliche Gattung der kleinen Leute oder guten Nachbarn führt den Namen Brauncheu oder Brownie und fällt in Art, Amt, Charakter und Kleidung ganz mit dem zusammen, was man sich bei uns unter dem Namen Puk und Kobold denkt. Kleine, garstige, ernsthafte, ämsige, ja oft finstere Leutchen, mit runzlichten Gesichtern, schwielichten Händen, die Haut sehr mit Haaren bewachsen und der Leib gewöhnlich in schwarze oder braune Bergmannsjacken gekleidet. Von diesen wohnen bis auf diesen Tag viele als Hauspuke in den Häusern und werden still verehrt, auch wohl, wie hin und wieder in Nordteutschland geschieht, mit Milch, Butterbrod und andern kleinen Eßlichkeiten beschenkt" (N 411).[92]) Die Behausung drückt dem Hausgeist ihr Wesen auf. So haben in Shetland „auch die finstern Höhlen und öde verfallene Schlösser und Häuser ihre festen Geister, die natürlich nach dem Charakter ihrer Behausung wilder und grauerlicher gedacht werden" (N 411).

In Schottland, wo die Familie bis vor kurzer Zeit noch auf der Stufe des Klans stand, nahm der Hausgeist den Charakter als Klangeist an. „Nach Walter Scott . . . gab es nach dem Glauben der Hochländer eine eigne Art merkmürdiger und wahrhaft grauenhafter Geister, welche der Schutz und Schirm der einzelnen Klans oder einzelner großer Familien waren. So heißt es in einer handschriftlichen Geschichte von Moray, daß bei der Familie von Gurlinbeg ein Geist Namens Garlin Bodacher hauset; bei der von Tullochgorm, May Moulach, eine weibliche Gestalt, deren linke Hand und linker Arm mit Haar bedeckt waren, welcher Geist auch in dem Klan Grant heimisch gewesen seyn soll; bei dem Baron von Kinchardin Lamhdearg oder Rothand, ein Gespenst, dessen eine Hand roth wie Blut ist" (N 412).[93])

Auch „bei uns Deutschen ist das Gedächtnis des Hausgeistes noch keineswegs ganz und gar verschollen" (HH 8). Bei uns „tritt dieser Hausgeist bei kleinen Leuten, wo er noch geglaubt wird, meist in unschein-

barer Gestalt als das kleine, rauche Männchen, unter dem Namen Puk oder Kobold sein Wesen treibend, durchaus nicht als eine vornehme oder ehrwürdige oder gar als eine halb heilige Person auf wie im Norden; sondern meistens wie ein nächtlich rundwandelnder und Haus durchstöbernder Spaß- und Neckgeist, dem mit dem Klumpsack als Kindergespenst rundlaufenden Knecht Ruprecht ähnlich, der da schlampige Hausfrauen, faule Gesellen und Knechte und unreinliche Mägde strafen und zu Fleiß und Ordnung antreiben muß, Fleißigen und Ordentlichen aber bei Tage und bei Nacht als unsichtbarer Gehilfe die Arbeit fördern hilft" (HH 10).

Eine Erinnerung an Hausgeister in Schlangengestalt liegt wohl vor, wenn Arndt aus seiner Kindheit erzählt: „Ein . . . gespenstisches Schrecken, womit der abentheuernde Mund des Gesindes meine und meiner Brüder jugendliche Fantasie fütterte, waren ein paar mächtige goldige Wasserschlangen, welche in dem großen Teiche hiner der Scheune hausen und den Kühen gelegentlich die Milch absaugen sollten" (Erg 3).[94])

Ein letzter Rest der Vertreibung böser Dämonen bei der Beziehung eines neu errichteten Hauses hat sich erhalten in der Sitte der Tischrückung. So schrieb Arndt „dem lieben Brandis, als er aus Griechenland heimkam, eine Tischrückung in seinem aus dem Brande neu erstandenen Hause" (G 1843 444). Ein anderes Gedicht betitelte er „Dem lieben Professor Doktor Bleek die Freunde. (Bei der Tischrückung)" (G 406), und in „Zu Karl Heckers Tischrückung" ruft er diesem zu:

„Gestern hattest du das Geläute
Fröhlicher Klänge übergenug;
Da wurden Herzen und Hände geschüttelt,
Tische und Stühle und Bänke gerüttelt;
Sie wünschten und fangen gute Geister ins Haus
Und klangen das Unheil und Böse hinaus" (Ma 125).[95])

Wie Häuser haben auch Schiffe ihren Schutzgeist. Der Schiffspuk ist ein Geist, „de den Wind und dat Glück makt", und der „as een lütt winzig Jüngiken in eener swarten Jacke, eene rode Mütz up'n Kopp" auf dem Schiff nach dem Rechten sieht. In „Schipper Gau un sin Puk" saß er „as een old gris Männiken mit eener kritwitten Parück up dem Kopp am Stürroder, und keek in den Häwen und wiste dem Schipp den Weg" (MJ II 64). Auch der Schiffspuk bedarf sorgsamer Pflege und rächt sich, wenn er vernachlässigt wird. Als Schipper Gau „twee utgeslagene Dage in Stralsund vördrunken" hatte, waren „sine Dinger, de he hungern let, grimmig worden, hedden de Gläser terbraken, worin se seten und blösen eenen Storm up, datt dat Schipp anfung mit allen Segeln to spelen und sick von allen Ankern losret" (MJ II 65).[96])

Bestimmten Tieren hat der Volksglaube, indem er menschliche Eigenschaften auf sie übertrug oder ihre Kräfte ins Übernatürliche steigerte, eine gewisse Animation gegeben oder sie zu Wunderwesen gemacht. So hat „der Bauer den Glauben, der Storch hege eine ganz besondere Zärtlichkeit in seiner Brust, eine seltene Aeltern- und Kinderliebe und weiß sich da-

von viele Beispiele zu erzählen" (S III 545). Er glaubt, daß die Störche „ihre Kinder wohl auf dem Rücken tragen, vorzüglich, wann sie sie im Fliegen unterweisen wollen; wovon der plattdeutsche Name Adebar oder Kinderträger seinen Ursprung habe" (S III 546), denn „dieser Adebar ist in der kindischen Phantasie immer der rechte Kinderträger, der die kleinen neugebornen Menschen bringt und in die Wiege legt" (S III 546).[97]) Auf Rügen jedoch „muß dies Geschäft gewöhnlich der Schwan verrichten" (S III 547).[98])

Kirchlicher und heidnischer Glaube haben sich vermischt, wenn zur Weihnacht, der Fahrzeit der Dämonen im germanischen Heidentum, die Tiere sich ungewöhnlich verhalten. In Nordschottland „glauben einige — ein Glaube, der sich hin und wieder auch in Schweden und Teutschland findet — daß, wenn einer in der Christnacht um die Mitternacht in den Kuhstall ginge, er alles Vieh auf den Knieen finden würde. Das scheint sich auf die demüthige Wiege des Weltheilandes in der Krippe unter dem Vieh zu beziehen" (ES 369).[99]) „Einige glauben auch festiglich, daß die Bienen den heiligen Abend in ihren Stöcken singen, als die Ankunft des Herrn begrüßend" (ES 369).[100])

Auch sonst hat das Volk von Tieren Vorstellungen, die nicht den naturgesetzlichen Tatsachen entsprechen. In sehr frühe Zeit geht der durch die Verwechslung mit Schlangen entstandene Glaube zurück, die Aale wandern wie diese und paaren sich mit ihnen. „Der Schulz hatte prächtigen Aal gefangen und brachte dem Herrn Pastor einen Korb voll. Bei der Gelegenheit habe ich viel über Aalwanderungen gelernt und wie diese schlüpfrigen und lüsternen Amphibien Nachts in die Erbsenfelder durchs Gras hingleiten und sich mit Schlangen paaren und andere Incredibilia naturae" (S I 98).[101])

Geister, die ihren Sitz im Menschen haben, sind die Krankheitsdämonen. Krankheiten auf solche in den Menschen gefahrene dämonische Wesen zurückzuführen, ist eine allgemein menschliche Vorstellung, zu deren Erhaltung im Volksglauben jedoch das Christentum ein gut Teil beigetragen, wenn es sie auch nicht, wie Arndt meint, verursacht hat. „Als die heidnische Zauberei des Nordens durch das Christenthum umgestaltet ward, glaubte man, viele Krankheiten entspringen aus einer Art teuflischer Besessenheit, die in verschiedenen Theilen des Leibes ihren Sitz habe, und die Heilung erfolge, wenn man den Teufel zwinge in irgend einen andern Menschen oder Thier zu fahren" (N 419). Mit magischen Kräften ausgestattete Personen haben die Fähigkeit, Krankheitsdämonen in Menschen und Tiere hineinzuzaubern. „Marion Pardon von Hillswick erregte durch eine Macht dieser Art Zuckungen in Janet Robertson; aber als man ihr mit dem Schrecken des Gesetzes drohete, schaffte man das Uebel oder vielmehr den dasselbe erregenden Teufel weg, indem sie ihn in zwei Kühe trieb, welche bald darauf verreckten. Sie suchte auch die Frau eines Nachbars mit Krankheit heim und trieb sie dann aus ihr in ein Kalb, welches toll ward und starb" (N 419). Dieselbe Hexe heilte einen siechen Mann, „indem sie ihm einen von ihren eignen Händen gebackenen Fladen zu essen schickte und die Krankheit auf eine seiner Kühe warf, die daran verreckte" (N 420).

Der Krankheitsdämon braucht nicht immer teuflisch zu sein; wie bei allen Völkern gab es auch im Bereich unseres Kulturkreises „heilige Krankheiten", deren Träger als Werkzeug des aus ihnen sprechenden guten Dämons Verehrung genossen. So wie „wilde Völker . . . Wahnwitzige und Epileptische oft als Heilige und Lieblinge der Götter geehrt und ihr elendes Daseyn unter diesem frommen Glauben in Schutz genommen" haben (R IV 184), so ist auf den schottischen Inseln „der ursprüngliche Name für die fallende Sucht, Tegla, eigentlich Teg-glwyf oder die glückliche Krankheit, da sie selbst heutiges Tags zuweilen Clefyd bendigaid, d. h. die gesegnete Krankheit genannt wird, auf dieselbe Weise, wie das Sankt Antoniusfeuer ignis sacer genannt wird" (R 460).[102])

Die primitivste Methode der Krankheitsheilung, d. h. der Beseitigung des Krankheitsdämons, ist die durch mechanische Manipulationen. In Südshetland „vergräbt man ein Stück Tuch oder Etwas, das Männer und Weiber auf dem Leibe gehabt haben, und eine Fessel oder Tüder [Tau, mit dem das Vieh auf der Weide angepflöckt wird], die einem Pferde oder einer Kuh gehört haben, und wirft sie in den See. Kann sie oben schwimmen, so nimmt man es für ein gutes Vorzeichen der Besserung und bringt dem Kranken, wie weit weg er auch wohne, etwas von dem Wasser, ohne Jemand, den man auf dem Wege findet, zu grüßen oder anzureden; wenn sie aber sinken, verzweifelt man an der Besserung des Kranken" (R 397).[103]) Hier wird die Heilung durch Vergraben des Dämons bewirkt, und das Wasserorakel ist jedenfalls ursprünglich ein Wegschwemmen der Krankheit gewesen. Weiter wird die Krankheit auf die Erde übertragen, wenn die shetländische Hexe „einen von ihr mit Siechthum geschlagenen Mann heilte, indem sie ihren Finger dreimal hin und her auf seine Lende und dann auf die Erde legte" (R 420). Um ein Wegstreichen der Krankheit handelt es sich volksmedizinisch auch bei der Heilung des Herzspanns. So erzählt Arndt aus heimatlichen Verhältnissen von einem Mann, der „berühmt war als einer, der Weibern und Mädchen das sogenannte Herzspann wegstreichen konnte. Dergleichen magnetische Wunderleute kommen alle Tage irgendwo in Schwung, welche ausgerufen werden als die da Geschwülste, Verhärtungen, Lähmungen u. s. w. wegstreichen können" (S III 536). Ein Abstreifen der Krankheit wird auch beabsichtigt, wenn der Kranke durch einen gespaltenen Baum gezogen wird. Die auf diese Weise vorgenommene Heilung eines zwölfjährigen bruchleidenden Knaben erzählt Arndt als Jugenderlebnis aus Rügen: „Mitten im Walde war auf einem grünen Plan eine junge Eiche ausersehen, schlank und gerad und etwa eines Armes dick. Drei Keile trugen die Männer aus trockenem Eichenholz, einen spitzen und zwei dicke. Gärtner Benzin faßte und hielt den Baum, Beck setzte den spitzen Keil an, Jochen Geese keilte mit einer starken hölzernen Keule drauf. Nach einer Viertelstunde war der Keil glücklich durch die Eiche getrieben, und nun wurden die beiden dicken Keile genommen und mit großer Leichtigkeit so weit hineingetrieben, daß der Baum eine weite Oeffnung gab. Ich und der Knabe standen still dabei, der arme Junge ganz entkleidet und frierend und zähneklappernd, denn die Morgenluft war kalt. Als nun alles fertig war, und

die Sonnenstralen mit einzelnen Feuerspitzen durch die Wolken zu brechen Anstalt machten, da faßten die beiden starken Männer Benzin und Geese den Knaben, trugen ihn dreimal im stummen Schweigen um den Baum, dann zogen sie ihn ebenso stumm und mit ernster feierlicher Gebärde durch die Oeffnung der Eiche, setzten ihn dann hin und kleideten ihn wieder an, den Baum aber umwanden sie mit mächtigster Anstrengung ihrer starken Arme mit frisch geschnittenen Haselbändern, so daß die zerspalteten Theile wieder hart zusammengepreßt wurden. Und darauf gingen wir im schönsten Sonnenschein und in schönster Hoffnung still wieder zu Hause" (S III 515). Durch diese magische Prozedur ist eine Analogie zwischen dem Kranken und dem Baum entstanden, denn „in dem Maße wie die Eiche zusammenwächst, wächst der Bruch auch glücklich zu; ist aber . . . der Baum ein Krüppel geworden, so bleibt der Schaden" (S III 516). Das Gelingen der Heilung ist abhängig von der genauen Innehaltung der kultischen Vorschriften: „ist bei der Ausführung etwas versehen, so ist die Handlung erfolglos". So ist besonders das Schweigen zu wahren und das Durchziehen genau in dem Augenblick des Sonnenaufgangs vorzunehmen. „Ich hatte die Weisung erhalten, es dürfe von keinem der Gesellschaft weder auf dem Wege noch an der Stelle, wo die Handlung begangen werden sollte, kein Laut ausgestoßen werden, und das Ganze müsse so genau abgepaßt werden, daß gerade bei den ersten aufblitzenden Stralen der aufgehenden Sonne des Knaben Durchgang vollbracht sey; wenn aber der Himmel sich so bewölkt zeige, daß man am hellstralenden Sonnenaufgang verzweifeln müsse, dann dürfe die Handlung gar nicht vorgenommen werden" (S III 515).[104]) Analogieheilzauber ist auch das Herzgießen. „Wenn Leute in Shetland von auszehrenden Krankheiten befallen werden, bilden sie sich ein, daß ihre Herzen durch Hexen und Zauberinnen oder durch andere tückische Wesen verzehrt werden". Zur Heilung „muß sich der Kranke auf den Boden eines großen umgekehrten Kochtopfs setzen; man setzt oder hält eine große zinnerne Schüssel auf seinem Kopfe; auf die Schüssel setzt man ein Becken oder einen Napf mit kaltem Wasser; in dieses Wasser gießt der Operateur etwas geschmolzenes Blei durch die Zähne eines gewöhnlichen Haarkamms. Auch wird ein großer Schlüssel bei dieser Operation gebraucht, in welcher dieses Alles mit vielen seltsamen Zaubersprüchen und Geberden vollbracht wird". Das Blei wird dreimal in Zwischenräumen von einigen Tagen in das Wasser gegossen, wobei es angeblich jedesmal die Form des langsam heilenden Körperteils in seinem derzeitigen Zustand annimmt. „Wann der letzte Guß des Bleies vorbei ist, zeigt der Macher es umher und weiset, wie genau jeder Theil des Herzens und der Lunge zu seiner natürlichen und eigenthümlichen Gestalt wiederhergestellt ist". Geld darf der Heilende nicht annehmen, „sonst würde seine Arbeit vergeblich und der den Kranken bindende Zauber fester denn je seyn". Um die Analogie noch wirksamer zu machen, muß der Kranke „das gebrauchte Blei noch einige Zeit nach vollendeter Operation im Busen tragen" (N 422 ff.).[105])

Außer durch mechanische Einwirkung sucht man die Krankheiten durch *vegetabilische* und *animalische Mittel* zu beheben, wobei jedoch volksmedizinisch nicht die Vorstellung maßgebend ist, die physiolo-

gische Störung naturgesetzlich aufzuheben, sondern die, den Krankheitsdämon durch die in den pflanzlichen und tierischen Medikamenten enthaltenen Zauberkräfte zu beseitigen. So hat in Shetland der fucus palmatus, „das sogenannte Dulse bei dem Volke fast das Ansehen eines Wundermittels gegen die schlimmsten Uebel" (N 258). Bei uns wurde das Chenopodium ponus Henricus (Stolzer oder Guter Heinrich) bei Hautkrankheiten angewendet. „Vielleicht erhielt dieses Kraut seinen Namen von dem Gebrauche, den man bei Ausschlags- und Ausfatzübeln davon machte. Bei Adelung findet man vermerkt, daß er wegen seiner eröffnenden und kühlenden Kraft zu Klystieren und Umschlägen gebraucht wird" (KS 484).[106]) Mit Vorliebe sind es ekelerregende Stoffe, die zur Heilung gebraucht werden, wobei vermutlich die Vorstellung von der Vertreibung des Dämons durch Abscheuerregung die primitive Ursache ist. Von der Ingredienz Kuh- und Pferdedreck „hatte schon der alte Meistersinger Hans Sachs eine hohe Meinung, denn er empfiehlt es häufig bei Ohnmachten als etwas Stärkendes und Erquickendes" (KS II 278).

Die Hausmittel, bei denen es sich um natürliche, nicht magische Kuren handelt, deren Kenntnis Allgemeingut ist, schöpfen sowohl aus den Beständen der Volksmedizin wie auch aus denen der Schulmedizin. So hilft ein Senfbad gegen Mückenstiche: „Ich steige mit den Füßen eben aus einem Senfbade, das ich für meinen Mückenschwarm oder vielmehr gegen meinen Mückenschwarm gemacht habe" (BfM 202).

Wenn heute noch die Volksmedizin das Gebiet volkstümlichen Glaubens ist, das am festesten verankert ist, wenn selbst „Gebildete" sich in der Not volksmedizinischer Mittel bedienen, so hat dabei zumeist „das bekannte Hilft's nicht, so schad't's nicht den Ausschlag gegeben" (S III 514).[107])

Dämonen, die im Menschen ihren Wohnsitz haben, sind auch die Traumgeister. Der „Alp, Drus" (KS 490), „Nachtmahr, wie er in meiner Heimat heißt" (S III 487)[108]) ist eine pathologische Erscheinung, die durch Atembeklemmung als Folge des Aufenthalts in sauerstoffarmen Räumen hervorgerufen ist. Es liegt im Menschen eine Veranlagung zu fast gesetzmäßiger Bildung bestimmter festgestalteter Halluzinationen bei Reizung derselben Organe. Arndt selbst hat diese psychisch-physiologischen Zusammenhänge am eigenen Leibe gespürt. „Bei mir haben gewisse körperliche Zustände fast immer [im Traum] ihre bestimmte Gestalt, zum Beispiel: Wenn mir Kopf und Schultern durch eine verkehrte Bettlage oder durch Erkältung versteift ist, fährt ein großer Hund auf mich los. Ich will mich zur Wehr rüsten und kann mich oben nicht aufrichten. Er muß siegreich auf mich einfahren und mich aufwecken. — Sind mir im Schlafe zufällig Beine und Füße kalt geworden, so sitze ich in einem Nachen, welcher mich auf stürmischer See fährt, leck wird, Wasser schluckt, untergehen will. Ich muß schwimmen, . . . die Arme versagen den Dienst, ich versinke" (S III 486). Eine solche phantastische Dissoziation ist auch der Alp.[109]) Auch ihn hat Arndt erlebt. „Ich bin gewöhnlich nach wiederholten Nachtwachen von diesem garstigen Alp mehrmals geritten worden, und immer ist er mir in der unverändert gleichen Gestalt gekommen. Ich sitze

in einem Krankenzimmer, bei einem geliebten Freunde die Nachtwache haltend, halbentkleidet, einen weiten faltigen Schlafrock um mich geschlagen, bald auf meinen Kranken schauend, bald wieder in einem Buche lesend. Da sehe ich meinen Herrn Incubus mit offenen Augen herankommen, will mich durch Einspruch, indem ich mit Mamsell sage, es giebt keine Gespenster, laß das Blendwerk der Sinne nicht an dich kommen, philosophisch vertheidigen; aber der Feind vollbringt sein Werk. Er marschiert von unten auf, der Schlafrock verwandelt sich ganz allmählich in rauhe Zotten und wiederlichste Thierklauen und wächst so mit Vorderfüßen und garstigstem Affenkopf geschwind nach oben hinauf, mir Brust und Schultern pressend und endlich mein Gesicht mit scheußlichster Umhalsung bedeckend. Ich muß mich eben einige Minuten reiten lassen, dann verschwindet das Ungeheuer und ich schwitze und stöne" (S III 487). Die Metapher vom

„Alp, dem garstigen, rauchen,
Der die Busen schwer wie ein Mühlstein drückt" (ES 74)

wird von Arndt gern benutzt: „Der arme Pfarrer sei verloren gewesen, auf dessen Rücken sich so ein Jesuitenalp aufgehuckt habe" (WW 262). Der Zeitgeist ist „ein geistiger Bastard, eine Art Halbgeburt, Kind eines Alp oder Incubus" (PG 200). „Sie mußten . . . Schreckengeschichten erzählen, um die Wiegenkinder wie mit Alp und Gespenster-Geschichten damit in den Schlaf zu lullen" (VV 367). „Wir sind nun dieses Alps etwas los geworden" (VV 430).[110])

Ferner kann man *auf andere* suggestiv so einwirken, daß sie vom Alp geritten werden. „So konnten wir ihm [Paul Beck] durch gewisse Erzählungen den Alp auf den Leib hetzen, daß er fünf bis zehn Minuten von demselben gedrückt und festgehalten mit offenen Augen und gepreßter Brust geisterhaft vor uns da saß" (S III 560).

Sind Krankheits- und Traumdämonen Geister, die ihren Wohnsitz im Menschen haben, so sind die *Totendämonen* Menschengeister selbst. Anthropomorph erscheinende Totengeister sind die *Umwandler*. Sie treten besonders auf in alten, durch Generationen vererbten Häusern. Im Gegensatz zum nordischen Tomtegubbe spielt der „deutsche Hausgeist an alten mehr geweihten und durch Jahrhunderte von derselben Familie bewohnten Erbstätten zugleich eine mehr vornehme und ehrwürdige, oft auch eine gefürchtete und tragische Rolle. Ich spreche hier von Ritterschlössern und Bauernhäusern, die von demselben Stamm von Geschlecht zu Geschlecht besessen und bewohnt sind" (HH 11). Dabei sind „in den Schlössern fast immer zwei Rundwandler: ein grauer Mann und die weiße Frau. Die weiße Frau ist eine stattliche alte Dame im schneeweißen Gewande, mit einer Laterne oder einem Lichtlein in der Hand langsam die Treppen und Hallen des Hauses um die Mitternacht auf und ab steigend und durchschreitend und Keller und Speisekammern durchspähend. Der Alte des Schlosses ist gleich dem Alten des Bauernhauses in Grau gekleidet; nur trägt er nebst der grauen Mütze einen grauen Mantel, der Bauerngeist dagegen nur einen grauen Kittel; auch erblickt man ihn wohl mit einem Schwerdt umgürtet und mit Stiefel und Sporen" (HH 11). Die Farbe der Tracht

zeigt ihren Charakter als Totengeister. „Im Bauernhause ist der Rundwandler und Wiedergänger immer nur ein grauer Alter. Er geht grau und stolprig umher, in einem grauen Rocke, eine graue Mütze auf dem schneeweißen Kopfe, winkt auf Todesfälle, Geburten, verborgene Schätze u. s. w. hin" (HH 11). Ein solcher Umwandler lebte in Arndts Geburtshaus. „Ich weiß noch, wie dieser hochadlige Wiedergänger in der Person eines alten Majors von Kahlden in dem Hause, worin ich zur Welt zu kommen die Ehre hatte, die ersten sechs Jahre meines Lebens erschreckt hat, indem er gemeldet ward, längs dem alten Steindamm des Hofes vorschreitend in den Mitternächten um Haus und Scheune zu wandeln und sich endlich in dem Blumengarten bei dem Bienenhause zu verlieren" (HH 12). Dieser Major von Kahlden hat dem Knaben „die ersten heißen und kalten Gespensterschauer durch den Leib jagen müssen: denn er machte in einem grauen Schlafrocke, mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopf und ein paar Pistolen unter dem Arm abendlich und mitternächtlich häufig die Runde auf seinem Hofe, indem er zwischen den beiden Scheunen über den Damm, der auf das Haus hinführte, langsam in das unterirdische Haus und die Keller marschierte und von da herausschreitend durch das Gartenthor ging, wo er die Bienenstöcke musterte und dann verschwand" (Erg 3). Metaphorisch bezeichnet sich der 85jährige Arndt selbst als „der alte ins Leben zurücklaufende Rundwandler" (PG 3), „einem gespenstischen Wiederumläufer gleich unter den Jetztlebenden umwandelnd" (PG 2).

Was die Verstorbenen zu körperhaftem Weiterleben zwingt, ist zunächst die Sorge um ihr Besitztum. „Sie sagen, die Menschen, welche sich zu sehr an Silber und Gold hängen, können vom Leben nicht erlöst werden" (MJ I 12).[111]) So ist, wie Hinrich Vierk zu sagen pflegte, der Herr von Schlagenteufel „hier von der Erde noch nicht ganz erlöst, der hat hier in der Welt noch was liegen lassen oder vergessen. Wie oft habe ich ihn gesehen, als ein kleines krummes graues Männchen mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopf und einem braunen Dornstock um das Backhaus herumstreichen und so durch den Baumgarten hin zu dem großen Teich, wo die Sturmweiden stehen. Ja, er muß was vergessen haben; gewiß hat er hier irgendwo einen Topf oder Kessel mit Geld vergraben, und da muß der arme Mensch, welchen der Schatzteufel plagt, des Nachts rundgehen und Wache halten. Aber suchen darf man solches Gut nicht; sonst hätte ich ihm die Stelle wohl ablauern können" (S III 497). In dem Märchen „De Grising un de Schatz" sieht die Frau „in der Eck achtern Kachelawen eenen olden Mann im grisen Rock mit eener witten Slapmütz up'm Kopp un eenen Slätel in der Hand" (MJ II 77), der auf den im Ofen verborgenen Schatz weist. Dieser „Grising" ist nach den Worten der Frau „eener von unsern Vöröldern, de uns den Schatz dâ wegleggt hett, wenn eener van den Sinigen mal in Noth geröde, dat he uns helpen künn" (MJ II 80). „De witte Fru to Löbnitz", die „bi nachtslapender Tid rundgüng", und von der auch Arndts Mutter erzählte, „se hedd se mal schemern sehn", war in ihrem Leben ein „erzböses Wif" gewesen, eine Hexe, die ihre Hofleute quälte, vom Geizteufel geplagt (MJ II 81). „Un as se endlich van disser Welt weg müßt, is't ehr tor Straf sett't, dat se up desülwige Wis,

as se annere keene Ruh un Rast günnt hett, ok im Grawe keene Ruh finden schull . . . Denn mutt se herut in Hagel un Snei un Wind un Regen in dem witten Doodenhemd mit dem gefährlichen Licht in der Hand. Und wiel se im Keller un in der Bleke dat meiste Geld vörgrawen hett, dårüm mütt se dår am meisten ümlopen" (MJ II 82). Die Schätze solcher Umwandler stehen unter dämonischem Schutz und können nicht oder doch nur mit magischen Mitteln gehoben werden, und „je slimmer de Minsch is, de Geld in der Erde vörgröft, desto grötere Macht hett de Bös äwer den Schatz un desto deeper kann he en to sick herunnertrecken" (MJ II 82). Das Hangen der Verstorbenen am irdischen Besitz offenbart sich auch darin, daß Mütter ihre Kinder besuchen. In dem Märchen „De frame Bur" besuchte die verstorbene Frau diesen allnächtlich, sie „kam binah jede Nacht an sin Bedd un sprack em fründlich to, un ging dann rund üm de Bedden, worin ehre Kinder slepen und runde en wat in de Ohren un segnede se" (MJ II 72).

Umwandler sind ferner Menschen, „die durch schwere und gräuliche Unfälle gegangen sind" (Erg 3), wie Ermordete. Als der diebische Weber auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, „då hett sick begewen, as hee in der heeten Quaal satt un sinen letzten Lewendschrei van sick geef, dat et unner dem brennenden Holte klungen hett, as wenn een Kind weent . . . Un een old Wif hett seggt: då hett mal eene Mordhand een Kind in de Erd scharrt, un dat rührt sick nu in siner Gruft" (MJ II 92).[112]) Zumeist verlangen die derartig Vergrabenen nach einem Begräbnis in geweihter Erde. In der Sandkuhle bei Langenhanshagen, wo man Ermordete verscharrt hatte, war es „sit der Tid nich richtig. Då hett dat för mennigen spökt . . . Newerst dat weet ick, dat et nich mehr spökt, sit de Knaken up dem Karkhoff begrawen sünt un in hilliger Erd liggen" (MJ II 70). Auch an Stätten, wo Menschen in Scharen ums Leben gekommen sind, hausen die Totengeister. Ein Säulensaal im Stralsunder Gymnasium, „die deutsche Klasse, . . . war im siebenjährigen Kriege als schwedisches Lazareth gebraucht und hatte natürlicher Weise viele Leichen geliefert. Daher die mitternächtlich in Leichentüchern herumspazierenden Schweden" (S III 510).

Ebenso gehen die Geister der Mörder um. Von dem Zimmer des Schlosses Gripsholm, das König Johann bewohnt hatte, „erzählte der Kastellan uns Spukgeschichten und wie einmal ein Hoffräulein mitternächtlich im bloßen Hemd herausgejagt worden. Es ist billig, daß es nicht geheuer ist, wo ein Königsmörder gewohnt hat" (S I 212). Auf dem Rabenstein bei Bayreuth geht „zu Nacht ein Rittersmann mit blutigem Schwerte und gefällter Lanze" um (R I 38).[113]) Grenzverrücker trifft dasselbe Schicksal, eine Erinnerung an germanische Zeit, wo auf dieses Verbrechen hohe Strafe stand. Der Stein an der Langenhanshäger Scheide — „wenn de üm Klock Twelw den Hahn kraien hürt, so dreiht he sick dreemal üm" (MJ II 25)[114]) — hat den Missetäter, der die Grenze falsch beschworen, bei seiner Errichtung unter sich begraben, und wenn er sich beim Glockenschlage zwölf rührt, „krüppt een Mann unner em herut mit eenem grisen Rock an un eene witte Slapmütz up'm Kopp. De mutt eene ganze Stund up dem

Steen sitten Winter- un Sommertid bi Mand- un Stiernschien, bi Hagel un Storm, ohne Rast un Ruh, bet et een vam Torm klingt" (MJ II 25).[115])

Die Umgänger deuten oft künftige Ereignisse an. So wurde der Tod des Erbprinzen von Baden bei seinem Besuche auf Gripsholm von dem „alten Umgänger, dem Schloßgeist, der auch König Erichs Geist genannt wird", angezeigt durch „Hauchen, Zischen, Schnalzen, Klappern und Tosen, als wenn alle Steine auf dem Dache zu tanzen begännen oder ein wüthendes Herr von wilden Katzen und Mardern losgelassen wäre" (SG 479).

Zuweilen nehmen Wiedergänger neben der anthropomorphen Erscheinungsform auch theriomorphe an. In „Prinzessin Svanvithe" ist der alte Heidenkönig, bei der Eroberung des Garzer Schlosses durch die Christen mit seinen Schätzen unter den Trümmern vergraben, nach seinem Tode „zur Strafe verwandelt worden und muß nun als ein schwarzer magerer Hund unter den Goldhaufen liegen und sie bewachen. Des Nachts aber zwischen zwölf und ein Uhr, wenn die Gespensterstunde ist, muß er noch immer rundgehen als ein altes graues Männlein mit einer schwarzen Pudelmütze auf dem Kopf und einem weißen Stock in der Hand" (MJ I 13). Ebenso geht „der alte Schlagenteufel nicht bloß als ein altes graues Männchen mit der Schlafmütze rund sondern muß auch oft als Vogel herumfliegen . . . Sie [die Eule] ist wohl die kleinste von allen, die ich mein Lebetage gesehen, ein Käuzchen, aber mit einem schneeweißen Ring um den Hals, . . . mit einem so ganz eigenen gellenden und schrillenden Geschrei" (S III 498).[116]) Der Vogel Blagfoot ist „een Düwelskind, dat von dem wilden Junker herstammt. Un he hett sin Straf bawen de Erd, as sin Vader in der Höll, dat he mit heeschem un häßlichen Schreien rundflaggern un hungern un frieren mütt" (MJ II 20). Nachtvögel werden mit Vorliebe als Einkörperungen solcher ruheloser Seelen betrachtet. „In eener hollen Eek äwer der Brügg sitt Dag un Nacht eene olde Ul, un dat is de arme Schepersdochter, de in disser Welt keene Ruh findt. Un des Nachts mütt se jümmer hen un her flegen, . . . un drei junge Ulen uhuen un flegen jümmer achter ehr her, un dat sünd de drei Kinder, de se vermordt hett" (MJ II 29).

Eine ähnliche Vorstellung übernatürlicher Lebensverlängerung liegt auch in dem „Volksglauben, daß in den Leibern, die wie unverweslich als Mumien fortdauern, ein vorzüglich frommer Geist gewohnt haben müsse" (WW 259). Eine Merkwürdigkeit in Sintzig a. d. Ar ist „der sogenannte heilige Vogt, auch schlechtweg der Vogt von Sintzig genannt, ein alter Ritter von Landskron, der hier in seinem Erbbegräbnisse beigesetzt und als eine ausgetrocknete Mumie unverwest erhalten war. Solche Leichen in christlichen Kirchen pflegte der Volksglaube als die weiland Inhaber vorzüglich reiner und himmlischer Seelen zu betrachten" (RAW 243).[117])

Die Erinnerung an Wodan, den Totengott, und an sein Heer hat sich erhalten in den volkstümlichen Vorstellungen vom „wilden Jäger".[118]) Auf Rügen bezeugt ihn Arndt noch unter dem Namen Wode. Sein „gewöhnlicher Ruf ist aber Wod! Wod! und davon wird er selbst an manchen Orten der Wode genannt" (MJ I 337). Im Gegensatz zum Norden

ist von mythologischen Erinnerungen „bei den südlicheren Germanen wenig übrig als einzelne Klänge und Namen und der Wode, der nun als wilder Jäger und Nachtgespenst die Kinder schreckt und vielleicht manches verliebte Herz ans Bette und manches Diebsgemüth an seine Höhle fesselt, die sonst um Mitternacht leise Gänge schleichen würden" (W III 82).[119]) In stürmischen Nächten, dann durchjagt die Wälder „des ewigen Jägers bellender Strick" (G 1803 166). Nach Rügenschem Volksglauben war er vormals „ein großer Fürst im Sachsenlande" und hat nun als Strafe für seine Untaten „nach seinem Tode im Grabe keine Ruhe, sondern muß die ganze Nacht umherschweifen und wie ein wildes Ungeheuer jagen. Dies geschieht jede Nacht Winter und Sommer von Mitternacht bis eine Stunde vor Sonnenaufgang" (MJ I 337).[120]) „Seine Fahrt geht meistens durch wilde Wälder und öde Heiden, und in der Mitte der ordentlichen Straßen und Wege darf er nicht reiten" (MJ I 338). Daher sein Warnungsruf: „Hallo! Hoho! Halt den Mittelweg!" (MJ I 333, 336).[121]) Sein Jagdwild ist „ein höllisches Gesindel von Zauberern und Hexen, welche theils in ihren Verwandlungslarven (in den Pelzen von Wölfen, Füchsen, Ziegenböcken und Katzen) den wüthenden Hunden keuchend und heulend voranstreichen, theils als Hexen in den scheußlichsten und abentheuerlichsten Gestalten sausend und krachend durch die Wipfel der Bäume hinbrausen, und durch die seltsam verwachsenen Hexennetze und Hexenschlingen schlüpfen" (WS 356).[122]) Diesen Hexen, in denen sich ihr vorchristlicher Charakter als Waldgeister erhalten hat, „ist der Tod das gewisseste, wenn er sie einmal in seiner Jagd hat, wenn sie nicht etwa eine Alfranke oder eine Hexenschlinge finden, wo sie durchschlüpfen mögen, denn dann sind sie für das Mal frei. Alfranke ist ein kleiner Strauch, der im Walde steht und im ersten Frühlinge grünt und sich gern um andre Bäume schlingt und rankt und dabei oft eine Schlinge mit einer Öffnung macht, wodurch etwas schlüpfen kann. Ebenso wachsen einige Zweige von Bäumen oft so wundersam zusammen, daß sie ein rundes Loch einer Schlinge gleich bilden; oft weit genug, daß ein Ochs durchschlüpfen könnte! wie viel leichter ein Mensch! Das nennt man eine Hexenschlinge oder einen Hexenschlupf; denn wenn sie in der Noth ein solches treffen und dadurch wischen, darf niemand sie anrühren" (MJ I 339). Oder auch eine solche Baumschlinge heißt „ein Hexennetz oder ein Hexenzwang. Hier müssen die Hexen, wenn es auf ihren Weg trifft, bei der wilden nächtlichen Jagd hindurch und auch hier äußert der Volksglaube seine Schadenfreude. Jede Hexe, schlank oder wohlbeleibt, muß sich unerbittlich durch das Netz (heißt auch wohl Hexenpforte) zwängen, welchem sie gerade begegnet. Da kann es natürlich an argen Pressungen und Quetschungen nicht fehlen, und Ächzen, Stönen und Heulen tönt daher aus den Gipfeln der Bäume. Hunde laufen heulend davon, wenn sie an solche Bäume gerathen: denn sie wittern das Satanspack am Geruche. Hirten und Jäger haben oft auch solche Witterung; auch sie gehen mit stillem Grausen davon, wo sie an einem Baum ein solches Naturnetz zusammengewachsen sehen, und kommen ihm nicht gern nah, weil ihnen leicht etwas angethan werden könnte" (WS 357).[123])

Mehr noch als von der ihn rings umgebenden Geisterwelt fühlt sich der

einfache Mensch abhängig vom Schicksal. Das Schicksal empfindet er als eine dunkle, geheimnisvolle Macht. Doch offenbart es ihm künftige Ereignisse in den Vorzeichen, zunächst solchen, die es von selbst bietet, ohne menschliches Zutun, den divinationes naturales der Antike.

Die Vorzeichen am Menschen selbst setzen schon ein, wenn das Kind noch unter dem Mutterherzen ruht. So sind die Wünsche der Schwangeren in bezug auf die Nahrung vorbedeutend für das Wesen des Kindes. Die Mutter des tapferen Schneiderleins war „up Hahnenfleesch mit Lüsten. De Hahn is een modig un ridderlich Veh, dårüm will dat Heldenkind Hahnenfleesch eten" (MJ II 185). Wird das Kind mit einem Stück der Eihaut am Kopf geboren, der Glückshaube, so hat es Glück im Leben. Der Vater des Schneiderleins „sach up sinem Kopp dat Hütken, dat reelen Lüden bie eenem ankamenden Kinde een Glücksteken dücht. — De Siegshuw un Glückshuw lifhaftig!" (MJ II 186.)[124]) Daß Kinder früh klug werden, wird als kein gutes Zeichen angesehen. „Kluge Kinder leben nicht lange, ein Spruch, den jedes alte Weib im Munde führt" (W II 46).[125]) In Schweden glaubt man, daß Eheleute durch gleiche Gesichtszüge füreinander prädestiniert seien. „Die Schweden sprechen sehr hübsch von gewissen ähnlichen Zügen in den Gesichtern der Ehegatten, kraft welcher sie vom Anbeginn der Dinge her für einander bestimmt schienen und trotz Sturm und Eisen früher oder später zu einander kommen mußten, und das nennen sie Ehezüge, Aektenskagstycke" (S III 484). Spricht man von einem Abwesenden, so klingen ihm die Ohren: „Gestern Abend war ich recht fröhlich auf Furchaus Geburtstage . . . Ich denke, Ihnen haben daheim die Ohren ein bischen gesungen und geklungen" (BfF 161).[126]) Vorbedeutend sind auch die Träume. Der Vater des Schneiderleins erkannte seines Sohnes künftiges Geschick aus dem, was er „in dissen letztvörledenen Weken drömt hett" (MJ II 184). Arndt selbst scheint an die vorverkündende Macht der Träume geglaubt zu haben. „Ich habe geträumt und es schwanet mir noch, daß ich 89 bis 90 Jahre alt werden soll" schrieb er 1820 an seine Schwester Dorothea (BfMG 241). „Seinen Traum, daß er neunzig Jahre Jahre alt werden würde, hat Arndt auch Georg von Bunsen gegenüber erwähnt. Er habe auf dem Bonner Gottesacker wandelnd einen aufrechten Grabstein erblickt, worauf deutlich sein voller Name nebst Ort, Jahr und Tag seiner Geburt zu lesen gewesen sei. Nach dem Wort „gestorben" war eine Zeile verwischt, aber auf der folgenden Zeile habe gestanden, „im einundneunzigsten Lebensjahre"." (Anm. d. Hrgb. a. a. O.) In Schweden wird in der Christnacht „an einigen Orten ein Geschwisterbett auf dem Fußboden aufgeschlagen, wo Kinder und Gesinde auf der Streu zusammenliegen. Sie sollen wohl auf die Träume dieser Nacht merken; denn sie sind für das ganze Jahr von Bedeutung" (ES 362).[127]) Das gleiche gilt von den Träumen der Johannisnacht. „Sinnig geht das [vor Liebe] kranke Kind aus, flicht, wie die Farben ihm kommen, Kränze aus neunerlei Blumen und legt sie unter sein Kopfkissen. Wieviele süße Gedanken und Wünsche! Wie langsam kömmt der leichte Schlaf. Endlich ist er da und mit ihm die Träume, und was sie über solchen Blumen flüstern, wird Wahrheit" (RS III 74).[128]) Was man träumt, darf man nicht erzählen.

„Die Mutter spricht: Träume schwatze nicht aus,
Sonst kommen sie einmal als Gespenster
Oder fliegen als Unglückeulen ans Fenster
Mit scharfen Schnäbeln und krummen Klauen" (ES 20).[129])

Sie bedeuten zumeist das Gegenteil dessen, was sie darstellen.

„In Träumen bedeutet das Küssen Streit,
Und Todte bedeuten lebendige Freud" (ES 100).[130])

Vorbedeutend ist auch, was einem des Morgens oder beim Beginn eines Geschäfts zuerst begegnet. Ein altes Weib gilt als unglücklicher Angang. „So kamen wir glücklich nach Rotebro, trotz der Weissagung des Skutsbonde, der ausspuckend das böse Omen abzuwenden suchte, was uns sogleich außer dem Zoll in einem alten Weibe begegnete. Er schrie fanen en käring! und klatschte schneller auf das Pferd. Die Bedeutung eines alten Weibes ist also in Schweden für Reisende gleich" (RS I 44). Wollte der Nachbar Suderow zu Martenshagen ausfahren, „und ihm begegnete zuerst ein altes Weib, flog eine Elster oder lief eine Katze über den Weg, er fuhr zurück und ließ ausspannen; es bedeutete das für die Reise einen schwarzen Tag" (S III 539). Zu den bösen Omen gehört auch der Angang des Wolfes. „Das einzige Abentheuer auf der ganzen Reise war ein Wolf, der über den Weg lief, auch ein Unglückszeichen" (RS I 48). Unheil bedeutet auch die Begegnung eines Bären (S IV 337). Ebenso der Anflug von Kuckuck, Krähe und Specht. „Wenn einer des Morgens mit nüchternem Magen ausgeht und hört die Stimme des Kukuks, der Krähe, des Spechts, so können sie ihn bethören und äffen; deswegen soll man einen tüchtigen Vogelsup nehmen, ehe man ausgeht, damit einem solches nicht widerfahre" (RS IV 5).[131]) Fliegt dem Jäger „eine Elster oder Krähe über den Kopf", so hat er Unglück (S IV 337).[132])

Vogelprophetie war schon den Germanen bekannt. „Den Flug und die Stimme der Vögel zu befragen" (AA 110)[133]), spielte bei ihnen wie in der Antike eine große Rolle, die sich in mancherlei Form im Volksglauben erhalten hat. Als Liebesprophet gilt wie bei uns, so auch in Schweden der Kuckuck. Auf seiner Reise durch Upland hatte Arndt „einen lustigen Skutsbonde, der bei dem Morgenruf des Kukuks auch von diesem Propheten Manches erzählen konnte, dessen Ansehen hier nicht geringer ist als im teutschen Vaterlande. Er ist auch für die lustigen Mägdlein der Hochzeitsprophet. Sie fragen ihn, wenn er seinen Schnabel aufthut und ruft:

Gök, Gök, sitt på quist,
Säg mig visst,
Hur många år
Jag ogift går.

d. h.

Kukuk, Kukuk, sitz auf dem Zweig,
Sage mir gewiß,
Wie manche Jahre
Ich unverheirathet gehe.

Die Schelminnen aber haben sich dabei eine Regel gemacht, welche schlau genug ist. Damit er sie nämlich durch das Abrufen zu vieler Jahre nicht in zu große Angst setze, so haben sie zehen Jahre als die höchste Zahl gesetzt, die er rufen darf. Ruft er öfter als zehnmal, so sprechen sie, er sitze auf einem närrischen Zweige (på galen quist) und achten seiner Prophezeiungen nicht" (RS IV 5).[134]) Wie die Jahre der Ledigkeit zählt er auch die bis zum Tod. Sechsundachtzigjährig schrieb Arndt in „Frühlingsruf an den Greis":

„Dein Dreimalschelm doch, der Kuku,
Zählt schon mir kürzeste Jahre zu:
Wie schrie er zu vierzig und fünfzig Malen
Sonst ungefragt mir die langen Zahlen!
Jetzt ruft mit neckischem Zwei und Drei
Er mir im Fluge: Vorbei! Vorbei!" (G 606.) [135])

Auch andere Ereignisse kündet sein Ruf an. Dabei soll „auf die Himmelsgegend viel ankommen, aus welcher man den Kukuk zuerst hört; daher soll man genau Acht geben im Frühling. Hört man ihn von Norden, so bekommt man das Jahr Trauer, vom Westen und Osten bedeutet sein Ruf Glück, und von Süden her ist er der Butterausrufer, wie mein Skutsbonde mir in einem Reimlein sagte:

Ostergök är tröstegök,
Westergök är bästa gök,
Norrgök är sorggök,
Sörgök är smörgök.

d. h.

Ostkukuk ist Trostkukuk,
Westkukuk ist best Kukuk,
Nordkukuk ist Trauerkukuk,
Südkukuk ist Butterkukuk." (RS IV 6).[136])

Wie der Kuckuck, rufen auch „Auerhahn und Specht der sehnsüchtigen Jungfrau Geheimnisse über Liebestreue und Hochzeit zu" (S IV 337). Wetterpropheten sind die Schwäne. Kommen sie früh ins Land, so deutet es auf „harten Winter und Krieg" (S I 104).[137]) Wenn die „Krähen krächzen", kommt Regen (GS IV 175). Es ist „auch kein gutes Zeichen, wenn in der Morgendämmerung zwei Schaaren Krähen aus verschiedenen Winden gegen einander fliegen und krächzen" (W III 40).[138]) Der Geier galt der Antike als glückkündender Vogel. Als Arndt von seiner schwedischen Reise zurückkam, setzte sich „Zeus Glück bringender Vogel, ein Geyer . . . auf den Mast. Wir alle frohlockten über das frohe Zeichen" (RS IV 277). Der als Käuzchen umwandelnde Schlagenteufel „ist ein Wetterprophet. Denn wenn es recht böses Wetter werden will, dann schreit er am hellsten und schrillsten, wills aber sanftes schönes Wetter werden, dann singt er auch leiser und anmuthiger" (S III 498). Der Tod wird durch Erscheinen des Totenvogels vorhergesagt. „Wir kamen heute wieder auf den Todes-

vogel von Karnin zu reden, der hier unter den Bauersleuten so viel Rumor macht" (S I 78). Auch aus Thüringen erinnert sich Friedrich Arndt dieses Volksglaubens. „Hierbei muß ich an den Leichenriecher in Lobeda denken, welchen . . . seine Vogelnase unwillkürlich hinführte, wo ein Todkranker lag. Da schrie man wehe dem Hause, wo er sich herumwitternd blicken ließ" (S I 82).[139]) Wenn ein mit dem Bösen im Bunde Stehender sterben will, fliegt eine Elster um sein Haus. „Hier hat nun ein altes Weib aus Redebaß erzählt, als der gottlose Müller in Karnin krank gelegen, habe täglich und nächtlich immer eine Elster auf seinem Dache hin und her gehüpft und gekrächzt, ein Hexenvogel und Satansverwandter" (S I 79).[140]) „Abergläubische Leute sollen sehr auf ihr Geschrei merken, und aus dem Klange sogleich verstehen, ob es glücklich oder unglücklich ist" (RS I 49).

Unter den Vierfüßlern gilt als prophetisch der Hund. Der Postillion, der Arndt in der Mark Brandenburg „den verflossenen Frühling zwischen Gransee und Fürstenberg fuhr, fing von den tollen Hunden an, die das vorige Jahr und auch den Winter noch in der Mark gewüthet hätten . . . de velen dullen Hunde: dat bedüdet Krieg" (W III 40).[141]) „Das Pferd gehört auch in Schweden zu den weissagenden Thieren; wiehern die Hengste viel bei einem Brautritt nach der Kirche, so ist die Braut keine Jungfer mehr" (RS III 21). Als bei der Krönung Gustav Adolf IV. von Schweden „während des Feierzuges der König seinen unbändigen und stätischen Krönungshengst nicht zum fortschreitenden Gehorsam zwingen konnte und ein anderes Roß für ihn geholt werden mußte, deuteten Viele dies als ein schlimmes Vorzeichen" (SG 186).[142]) Das Erscheinen vieler Mäuse deutet auf Krieg. „Ich habe es von mehr als Einem gehört, daß dieses 1799 ste Jahr nach einer Weissagung von 1702 die französische Herrschaft endigen soll. Man hat Mäuse von allen Farben in diesen Gegenden gefunden" (R VI 348).[143]) Das angebliche Auftreten widernatürlicher Ereignisse im Tierreich weist ebenso auf Krieg. „Heuschrecken und Schnecken sollen vom Himmel gefallen seyn" (R VI 349), „einige wollen sogar ein Kamäleon gesehen haben" (ebd), als Vorzeichen für das Ende der französischen Macht. All diese Zeichen bieten sich entweder zu allen oder nur zu besonders zauberischen Zeiten. Eine solche ist die Walpurgisnacht. „Da giebt man Acht auf Wölfe, Katzen und Aelstern und andere mystische und mitternächtliche Thiere, um Winke zukünftiger Dinge zu erfahren" (RS I 235).

Auch an Gegenständen kündet sich die Zukunft. „Am meisten hat man mit dem Jullicht vor. Geht dieses zufällig in der Nacht aus, so bedeutet es, das Haus werde einen Todten haben" (ES 363, ähnl. RS III 87).

Vorzeichen bietet auch die Erdoberfläche. Wenn nach Eifeler Volksglauben „die Erdbeben im Herbste und Winter sich rühren, pflegt gewöhnlich ein kühles Jahr zu folgen" (BfF 227). Auf den Orkneys glaubt man, daß, wenn die Brandung eines Baa [Riff unter der Meeresoberfläche] . . . bei stillem Wetter eintritt, ein naher Sturm verkündigt wird" (R 403).[144]) Als Kriegsvorzeichen hat es 1799 „Blut und Steine

geregnet" (R VI 349).[145]) „Dat Water is in ene Beek bargan geflaten, dat bedüdet Krieg" (W III 40).

Auch das Auftreten seltener Naturereignisse gilt als ominös. Kometenjahre liefern guten Wein. „Der Wein dieses Jahres [1825] wird köstlich, — es ist ja ein Kometenjahr" (BfMG 277). Ebenso ist „das Kometenjahr 1811 ... heute noch durch seinen Wein berühmt" (WW 5).[146]) Dasselbe Kometenjahr „leuchtete in dem Sinn der europäischen Menschen mit der Erwartung und Hoffnung auf von gewaltigen Entscheidungen und Umwälzungen der Dinge, die da nächstens erfolgen würden. Das kleine und dumme Volk träumte und schwatzte sich mit Ungeheuerlichkeiten von Krieg und Pest müde" (WW 5).[147])

Keine Art mantischen Glaubens hat auf die Geschicke der mittelalterlichen Völker eine solche Wirkung ausgeübt wie die Astrologie. Rudolf von Habsburg war „frühe mit Isabellen, Philipps des Zweiten von Spanien Tochter verlobt, aber er wollte die Vermählung nimmer vollziehen, denn er hatte in seinen Sternen gelesen, daß ihm von seinem nächsten Blute Gefahr drohe" (AA 318). Wallenstein, den „ein tiefer unergründlicher Sinn, ein dunkler und geheimer Aberglaube, der aus den Gestirnen und Himmelszeichen die Welt und ihre Geschichte deuten wollte" (AA 352), bewegte, hatte „ein großes Vertrauen gesetzt auf den Italiäner Octavio Piccolomini, nicht nur, weil dieser Feldherr tapfer und unerschrocken war, sondern weil er glaubte, sie seien beide unter Einer Konstellation gebohren und müßten durch die Sterne Ein Gemüth und Ein Schicksal haben" (AA 351).[148])

Die astrologische Mystik hat auch die Medizin beeinflußt. Im Zeichen des Sirius, des Hundsterns, soll man den Hunden, um sie vor Tollwut zu schützen, die Tollwürmer unter der Zunge herausschneiden.

„Brennt heiß der Sirius
Stern, die Tollwürm zu schneiden, . . ." (G 82).[149])

Sternschnuppen gelten dem Volksglauben als schätzezutragende Drachen. „Ich kroch in mein einsames Kämmerlein, sah noch einmal die stillen Fluthen des Rheins, die ein fliegender Drache erhellte, und legte mich dann zur Ruhe" (R VI 309). „Se munkelden woll unner sick, he . . . stünd mit dem olden Draken im Vörbund, de em alles todröge" (MJ II 92).[150])

Tief verankert ist im Volksglauben noch der Glaube an mystische Zahlen. „Ungrad ist bei allen Zahlen gut, besonders bei Heerden Viehs; an ungeraden Zahlen hat der alte Feind und seine Heerschaar keine Macht" (RS III 21). Bei Krankheitsheilungen wird Geschabtes von verschiedenen Arten Metall verwandt, „doch so, daß bei diesem Metall die ungleiche Zahl, besonders die Dreizahl, beobachtet" wird (RS III 15). Auch in den „nordischen Sagen und Märchen spielen die großen Geburtszahlen der Natur 3, 5, 15, 12, 9 und die mit ihnen aufgehenden Zahlen eine große Rolle" (B 246).[151])

Bedeutsam für den Menschen ist besonders die Zahl der Lebensjahre. Arndt, der auch von dieser volkstümlichen Glaubensform nicht frei gewesen

ist, schreibt 44jährig: „Mir ist, als müßte ich 1813 großes Glück erleben: ich bin auf zweimal sieben immer glücklich gewesen, und die Zahl steht fest bei mir“ (BfMG 79). Im Jahre 1832 schreibt er an seine Schwester Dorothea von dem „bedeutenden Stufenjahre, dem 63sten Deines Bruders“ (BfMG 318), an „Elisabeth Eichenberg zu ihrem 73. Geburtstage“:

„Dreiundsiebzig? Stufenjahr?“ (MA 103),

und am 9. Dezember 1853 am Christian von Bunsen: „Ich habe das dritte halsbrechende große Stufenjahr mit der Zahl 83 überschritten“ (BfMG 488).[152])

Unheilbergend wie die klimakterischen Jahre sind auch bestimmte Wochentage. Auf den Orkneys „hält man einige Wochentage für den Beginn eines Geschäftes besonders glücklich; an andern würde es durchaus mißglücken,[153]) und in dieser Hinsicht sind auch einige Monate andern vorziehlich“ (N 391).[154]) Die Tagewählerei ist besonders wichtig bei Vorkommnissen, die für das Leben des Menschen von entscheidender Bedeutung sind, wie die Hochzeit. In Shetland „hochzeiten sie gern an Donnerstagen und Freitagen[155]) und vermeiden ängstlich, es zu anderer Zeit als beim wachsenden Monde zu thun“ (N 391).[156]) Auch in Verrichtungen des täglichen Lebens macht man sich abhängig von der Tagewählerei. „Der Jäger Schmidt steckte voll des dummsten Bauernaberglaubens. . . . Er hatte seine Tage, wo er nur mit Sträuben mit dem Grafen auf die Jagd ging, weil er wußte, daß ihm dann kein Schuß gerieth; auch beobachtete er gewisse Tage, wo er nicht gern in den Wald, ja kaum aus der Hausthüre ging, weil er meinte, das leichte Nachtgesindel und die Gespenster hätten an diesen gewissen Tagen besonderen Rundgang und Macht“ (S III 570).

Neben diesen Vorzeichen, die jedem erkennbar sind, bestehen solche, zu deren Schau nur besonders beanlagte Personen, zumeist an besonderen Tagen geborene, befähigt sind. Dies Vermögen ist eine „Sonntagsgabe“ (N 458), „Sonntagskinder können Gespenster sehen“ (RS III 21). In Schweden vermag das „Thordagsbarn“, das Donnerstagskind, die bei dem Richtschmause mitessenden, andern unsichtbaren Tomtegubbar zu erkennen (HH 8). Oder diese „hellsichtigen Menschen sind an hohen Festtagen in besondern Stunden geboren“ (MJ I 24). So galt Arndt, weil am zweiten Weihnachtstage geboren, seinen Eltern als mit diesen Kräften begabt. Man hielt ihn für „glücklich geboren, weil Glaube und Aberglaube den an hohen Festen Hervorgekommenen allerlei Vorzügliches und Wundersames, als da sind Wahrsagen, Gespensterseben u.s.w. beizulegen pflegt“ (Erg 1).

„Karnevalsgabe begrüßten mich einst die fröhlichen Menschen,
Mich als ein festliches Kind, Festliches dachten sie auch:
Daß ich würde Gespenster erschau'n und Traumbilder deuten“ (G 256).[157])

Die Deuteroskopie ist mit auf Umwelteinflüsse zurückzuführen. „Das sogenannte zweite Gesicht ist vorzüglich in den Dämmer und Nebel-Ländern heimisch, wo man in eine unbestimmte umwölkte Ferne schaut, in welcher alle Gestalten und Gesichter der Dinge verschwimmen . . . Es ist

vorzüglich heimisch in den Inseln und Halbinseln des Nordens" (S III 520). „So viele seltsame und unbegreifliche Träume, ja die Traum- und Sehergabe selbst scheint das im schwebenden und webenden Wechsel der Gebilde und Gestalten so reiche Meer in dünnen und krankhaften Phantasien leicht aufzuspülen und zu erregen" (N 458).[158]) Es ist also ähnlich umweltlich bedingt wie die dem Volksglauben nach ihm ähnliche Erscheinung des Wafelns. Wie im Siebengebirge „die Bergspitzen jetzt sich gleich einem geglätteten Lailaken flachen, jetzt dreifach gezackt und erhöht hoch in den Himmel hineinstreben, so wafelt es sich am Meeresstrande und in meiner Insel Rügen, so scheint dort der kleine Rugard oft wie einige tausend Schuh hoch in den Wolken über der Insel zu hangen, so segeln die Schiffe hoch wie in leerer Luft dem getäuschten Auge dahin, und in weiter Ferne steigen Mön und Bornholm an den dänischen und schwedischen Küsten wie aus dem Meer empor. Diese Hägerung (Höherung) oder Wafelung ist hier auch eine sehr häufige Erscheinung" (RAW 115).[159])

„Dieses zweite Gesicht oder diese unglückliche Gabe der Weißagung und Vorhersehung, welche meistens alten Weibern und Jungfrauen beiwohnt,[160]) kennt man genug in meiner Heimath, wo es vorzüglich auf den kleinen Inseln und Halbinseln, z. B. Wittow und Hiddensee, lebt. Wie vieler grauenvoller und mährchenhaft schauerlicher Leichenzüge, die so vorhergesagt sind, erinnere ich mich aus meiner Kindheit! Und der Glaube der an den Küsten wohnenden Menschen an diese Gesichte steht felsenfest. Besonders häufig sind diese Gesichte jedoch in den Dorfschaften, aus welchen viele Matrosen in die Fremde auf das weite Meer ausgefahren sind. Da sehen die Weiber, welche diese Sonntagsgabe haben, oft alle verschiedenen Aufzüge des Trauerspiels, als da sind das strandende Schiff, das Antreiben des Leichnams ans Ufer, seine Wegtragung und Einkleidung und endlich den Leichenzug, wie er zum Kirchhofe zieht. Auch erblicken sie häufig das geöffnete Grab und sehen die dünne gespenstische Gestalt, gleichsam das Waff des Gestorbenen oder desjenigen, der da sterben soll, aus demselben hervorsteigen oder um dasselbe schweben" (N 458).[161])

Ähnlich zeigt sich diese Erscheinung in den Häbuden. „Wenn ein Mann sterben soll, so wird sein Bild in seiner natürlichen und deutlichen Gestalt Einem, der vielleicht nie sein Gesicht sah, in einem Leichentuche erscheinen, und einige Zeit darauf wird dieser Mann, dessen Bild so erscheint, sterben. Diese Eigenschaft der Gabe des zweiten Gesichts ist nicht erblich; die Person, welche sie besitzt, kann sie nicht nach Gefallen ausüben, noch sie einem andern mittheilen,[162]) sondern sie kommt von selbst und erweist sich ganz wider Willen thätig; und zwar oft, vorzüglich in jungen Sehern, zur größten Angst und Bestürzung Desjenigen, der sie besitzt" (N 393).

Ebenso in Wales. „In manchen Landschaften von Wales versichert man immer noch, daß kurz vor dem Tode Jemands, welcher sterben soll, man ein Licht, etwa einer Kerze ähnlich, in oder nahe bei dem Hause desselben sieht, und daß man zuweilen gesehen hat, wie dieses kerzenähnliche Licht von dannen zu dem Kirchhofe gewandelt ist. Einen solchen flüchtigen und hinschwimmenden Schein nennt man in Schottland a waff oder waif. In der Landschaft Carmathen stirbt kaum Jemand, daß nicht Einer

sein Licht oder seine Kerze sehe. Ein ähnlicher Glaube herrscht unter dem gemeinen Volke Northhumberlands; sie sagen alsdann: sie sehen das Wasser Desjenigen, dessen Tod es verkündigt" (N 394).[163])

Derartige Todesvorzeichen kennt man auch in Schweden. Auf dem Schlosse Gripsholm „war es, wo der Erbprinz von Baden vor wenigen Jahren von Schweden und von seiner königlichen Tochter Abschied nahm, um nach Deutschland zurückzureisen. Den Tag vor seiner Abreise war sein Schatten bei hellem Tage zwei glaubwürdigen Männern erschienen, die es sogleich mehreren des Hofes erzählt hatten; den folgenden Tag warf er mit dem Wagen um und starb" (S I 199).

Ein Vorausſehen künftiger Ereignisse ist auch „Karls des Elften Gesicht", in welchem Karl im erleuchteten Reichssaal einen jungen von 16 würdigen Männern umgebenen König sah, dessen Thron in einer Ecke fast umgestürzt stand, der junge Edelleute von einer großen Zahl Henker enthaupten ließ und der ihm endlich nach dreimaligem Fragen antwortete: „Nicht soll dies geschehen in Deiner Zeit, sondern in der Zeit des sechsten Herrschers nach Dir" (SG 552). „Dieses Mährchen ist keine neue Erfindung, sondern war schon in den Jahren 1740 und 1750 vorhanden. General Dyke versichert mich, daß es in jener Zeit, wo er die gelehrte Schule in Stralsund besuchte, dort in Abschriften umlief" (SG 553).[164])

Zu den sich von selbst bietenden Vorzeichen treten diejenigen, die man künstlich erzeugt, die divinationes artificosae der Antike. Zu ihnen gehörte im Altertum die auch von den Germanen geübte Hieroskopie. „Marius opferte bei Vercellä seinen Göttern, . . . und als seine Priester ihm die Eingeweide der Opfertiere zeigten, rief er mit lauter Stimme, so daß alles Volk es hörte: mein ist der Sieg!" (AA 15).[165]) Auch des Losorakels bedienten sich die Germanen. „Sie zerschnitten einen von einem Fruchtbaume gebrochenen Zweig in mehrere Stückchen, unterschieden sie durch besondere Zeichen und streuten sie, wie Zufall und Ungefähr sie fallen ließ, auf eine weiße Decke aus. Dann nahm, wenn im Namen des Staates gefragt ward, ein Priester des Volkes, wenn für Einzelne, der Hausvater, zu den Göttern betend und gen Himmel schauend, jedes Stückchen dreimal auf, und legte es aus nach den vorher daran gemachten Zeichen" (AA 109).[166]) „Eigen war es den Germanen, auch der Pferde Vorahndungen und Winke zu belauschen; sie wurden auf öffentliche Kosten in den Wäldern und Hainen gehalten, schneeweiß und von keiner gemeinen Arbeit berührt; vor dem heiligen Wagen gespannt, wurden sie von dem Priester und König oder Fürsten des Volks begleitet, welche auf ihr Wiehern und Brenschen achteten" (AA 110).[167]) Auch bei den Slaven waren „die Pferde Weissager und Propheten der Götter; dem Triglaff und Svantevit fütterte man in Arkona und Stettin weiße Rosse, die, auf Stäben schreitend, Orakel ertheilten (VGL 74).[168]) Noch immer gelten „die Pferde, die in ihren Nüstern von Gespenstern und anderm Teufelszeug eine Witterung haben", dem Volksglauben als unheilahnende Tiere (MJ II 327).

Antiker Glaube in christlichem Gewande sind die mit Hilfe der Bibel ermittelten Buchorakel. „In der Bibel, wo ick dat Loos frog, bleef min Finger up den Versch stahn . . .: Der Bogen Jonathans hat nie ge-

fehlet", sagt der Schneidermeister Scharpsteker und deutet daraus auf den Heldenmut seines erwarteten Sohnes (MJ II 184).[169])

Jüngeren Ursprungs ist das Bahrrecht, welches auf der Vorstellung beruht, daß „die Leichname der Erschlagenen wieder bluteten, wann der Mörder in ihre Nähe kam" (NWF 16). So ward die Hexe Marion Pardon „durch die wohlbekannte Probe des Baarrechts des Verbrechens überwiesen: denn als man ihr nebst Swen, ihrem Ehemann, befahl, die Hände auf zwei der gefundenen Leichen zu legen, so blutete die eine derselben am Halsbein und die andere an dem Kopf und den Fingern" (N 416, vgl. die Anm. dazu N 464).[170])

Rechtsorakel ist auch die Ermittelung von Missetätern, wie besonders von Dieben, mit Hilfe des Erbschlüssels. „Es muß durchaus ein Erbschlüssel seyn, das heißt ein Schlüssel, den man mit einem Hause oder Geräth von einem Blutsverwandten geerbt hat. Am wirksamsten hält man die von Vater und Mutter oder vollends die von Großältern geerbten. Der Schlüssel wird auf eine bestimmt überlieferte und vorgeschriebene Weise zwischen zwei Fingern ganz lose gehalten und muß mit einem Punkt einen bestimmten Vers oder ein bestimmtes Kapitel in der Bibel berühren, welchen der Zauberer ihn nähert. Dieser mit feierlich verschlossener und verhüllter Gebärde murmelt nun in unverständlichen Tönen gewisse Namen, welche er als Dieb verdenkt, langsam nacheinander her, und der Name, bei dessen Abmurmelung der lose gehaltene Schlüssel sich regt, ist der Dieb" (S III 540).[171])

Zumeist hat sich das Orakel im volkstümlichen Glauben als Liebesorakel erhalten. In Schottland gibt „für Liebende der Mond eine wichtige Auskunft über den künftigen Buhlen. Man höre: Sobald du den ersten Neumond im neuen Jahre siehest, geh zu einer Stelle, wo du deine Füße auf einen Feldstein setzen und deinen Rücken an einen Baum lehnen kannst. In dieser Stellung schaue zum Mond hinauf und sprich also zu ihm: „O Neumond, ich grüße dich, o laß mich in dieser gesegneten Nacht die holden Züge des Antlitzes meines künftigen Bräutigams (Braut) erblicken." Unfehlbar wirst du dann, falls du jemals heirathen solltest, eine Erscheinung sehen, welche deinem Zukünftigen auf ein Haar gleichen wird" (N 392).[172]) Jahresanfangszauber liegt auch vor, wenn in England am zwölften Weihnachtstage „der Geiger seinen Kopf in einen von den Schößen der Weiber" legt, „welche Lage man wie ein Orakel betrachtet. Denn nachdem einer aus der Gesellschaft herangetreten ist, und ein jedes anwesender Mädchen mit Namen genannt hat, fragt er den Geiger: wer soll dieses oder jenes Mädchen heirathen? Und alles, was er antwortet, glaubt man schlechterdings als einen Götterspruch. Dies nennt man das Abschneiden des Kopfs des Geigers, denn er wird bis zum nächsten Jahre unbrauchbar" (ES 371). In Schweden bindet die Magd als Weihnachtsorakel „kleine Knüppchen Rockenähren von Julstroh im Hause zusammen und steckt sie zur Seite des Daches und um die Decke umher. Sie sollen verkünden, wie viele Freier sich an den festlichen Tagen melden sollen" (RS III 85, ebso ES 361).[173]) Für diejenigen, welche in Schottland bei der Ernte „das stroherne Püppchen [Maiden, die letzte Garbe] erhaschen

können, wird es als eine glückliche Vorbedeutung angesehen, daß sie vor der nächsten Aerndte verheirathet seyn werden" (ES 368).

Auch andere Ereignisse der Zukunft sucht man neben dem Liebesgeschick durch Orakel zu erkunden, die sich wie die Liebesorakel zumeist an Jahresanfangszeiten knüpfen. In Schweden erscheinen zu Weihnacht „das Bleigießen,[174]) Eiergießen, Schuhwerfen, Pantoffelumkehren[175]) und dergleichen" (ES 363, ebso RS III 86). Bei der Rückkehr von der Weihnachtsmesse pflegte man in Schweden „ein allgemeines Jagen in die Wette anzustellen; keiner wollte zuletzt zu Hause kommen. Man glaubte, der letzte hier werde das Jahr auch als Pflüger und Aerndter und in andern fröhlichen Dingen immer hintenan kommen" (RS III 87, ebso ES 364).[176]) Die Ereignisse des kommenden Jahres suchte man in Schweden durch den Jahrsgang zu erforschen. „In der Julnacht läßt die Zukunft sich erlauschen und man forscht nach dem, was während des ganzen Jahres sich begeben soll. Weiland brauchte man das mehr als jetzt, und selbst bei dem gemeinen Mann, wenn er dergleichen thut, ist es jetzt mehr ein lustiger Scherz und eine Erinnerung und Beibehaltung des Alten als ernsthafte Ueberzeugung. Vormals ging man in der Morgendämmerung in den Wald, sprach kein Wort und ließ keinen Laut tönen, sah sich nicht um, durfte nicht essen noch trinken, kein Feuer sehen, keinen Hahn krähen hören. Wenn dann jemand gerade bei Sonnenaufgang auf dem Kirchwege ging, so erschienen so viele Leichenzüge als das Jahr kommen sollten, und auf Feldern, Wiesen und Hufen sah man, wie der Jahreswuchs seyn, und ob irgendwo Feuersbrunst ausbrechen werde. Diesen schweren Gang zur Erforschung des künftigen Jahres nannte man Jahrsgang (orsgong)" (ES 362, ebso RS III 86).[177]) Auch die Johannisnacht ist eine solche zauberische Zeit. „In dieser Johannisnacht kann viel gesehen und viel ausgespähet werden, was für das ganze Leben wichtig ist. Da steigt man unter weißen Laken auf das Dach und legt sich auf das Lauschen und Sehen; was man da für Worte hört, was man von ungefähr für ein Gesicht sieht, das hat seine Bedeutung, die enträtselt werden muß.[178]) — Wer mit etwas Gefahr, von Hexen und Nachtgeistern beunruhigt zu werden, kühner in die Zukunft schauen will, der geht auf ein richtiges Trivium, wo sich drei Wege scheiden, und erwartet dort, was ihm begegnet oder einfällt, als Prophezeiung und Warnung" (RS III 73).[179])

Der Mensch begnügt sich nicht damit, durch Vorzeichenschau den Willen der Geister und des Schicksals zu erforschen und sich ihm tatenlos zu unterwerfen, sondern er sucht mit Hilfe auf sie wirksamer magischer Kräfte in ihren Willen einzugreifen und sein Geschick zu gestalten. Diese magische Einwirkung, der Zauber, ist gebunden an bestimmte Umstände, so zunächst an bestimmte Zeiten, die Zauberzeiten, an denen die Naturgesetze gelöst zu sein scheinen.

Die Nacht, und zumal die Mitternacht ist die Zeit zauberischer Erscheinungen. Die Glocken des versunkenen Vineta läuten „aus tiefen Seen, besonders um die Zeit der Mitternacht" (MJ I 366).[180]) Mit dem Hahnenkrähen, dem Zeichen des anbrechenden Tages, ist die Zauberzeit vorbei. „Da krähte der Morgenhahn, wo das heidnische und höllische Reich

auf der Erde keine Macht mehr hat" (MJ I 307). Die im Goldberg in Helsingland hausenden Götter, die in den Wochen der Julzeit ihren Gräbern entsteigen, kehren dahin zurück, „wann es im Osten grauet und die Hähne zum vierten Mal krähen" (W III 18).[182])

Unter den Jahresfesten ist besonders das Julfest eine Zeit zauberischer Wirksamkeit. Die in den Helsingländer Goldberg gebannten Geister sind in den heiligen Wochen „ganz frei gelassen und mögen wandeln über die Erde zu den Menschenkindern, wohin sie wollen" (W III 16). Tote und Verzauberte erhalten Leben. „Die höchsten der Götter sind dann losgebunden aus dem langen starren Schweigen der Finsterniß, auch die im Leben weiland verzaubert und in Steine, Seeen und Thiere gebannt wurden, dürfen dann schweben und leben und wenigstens eines gespenstischen Daseyns sich freuen am Schimmer der Sterne" (W III 18). Über den Ströböhög, einen Grabhügel bei Köping, in den „die Riesen, ehe die Christen sie bezwungen, . . . alle ihre Schätze zusammengetragen" haben, erzählt Arndts Skutsbonde, „daß es um Weihnachten 8 Tage nach einander um Mitternacht darin klinge, und daß, wer dann ohne Furcht und ohne sich umzusehen hintrete, in eine weite Oeffnung des Hügels eingehen, und so viel Geld heraustragen könne, als ihm gefalle" (RS I 152).[183]) Auch andere hohe kirchliche Festtage gelten als Zauberzeit. Die Glocken des versunkenen Vineta „läuten aus tiefen Seeen, besonders zur Zeit der großen heiligen Feste der Christen. Da sagen die Leute, es sind versunkene Schlösser und Kirchen, deren Glocken läuten müssen zur ernstesten Stunde der Zeit" (MJ I 366). Zauberzeit ist ebenso die Walpurgisnacht. Sie ist auch in Schweden „dem alten Feind und seinen Gesellen freigegeben. Dann ziehen alle Zauberer und Hexen auf mancherlei Art der Reiterei und in mancherlei Verkappungen nach Blåkulle, dem schwedischen Blocksberg" (RS I 235).[184]) Desgleichen die Johannisnacht. „Am Johannis klingt es in der Nacht aus dem See, als wenn Glocken in den Kirchen geläutet werden" (MJ I 11).[185]) Über den Schatz im Burgwall zu Garz geht der Glaube, er „könne nur gehoben werden von einer Prinzessin, die noch reine Jungfrau sey: wenn nämlich diese den Mut habe, in der Johannisnacht zwischen zwölf und ein Uhr nackt und einsam diesen Wall zu ersteigen" (MJ I 19).[186]) Auf Rügen, „da, wo der Kirchthurm von Wusterhusen ragt, ist ein König [Olof Tryggveson] mit der goldenen Krone ins Meer gesprungen; noch blinkt sein Kopf mit der goldenen Krone in der Johannismitternacht hervor" (Erg 37). Ferner pflegen „in der schönen Johannisnacht die Unterirdischen ihre lustigen Blumentänze zu halten, deren Spuren man oft auf den Feldern und Wiesen sieht" (S III 496). Über die Troll läßt Arndt sich von seinem Skutsbonde erzählen, daß dessen Vater sie einst „nächtlich sah, wo an einem heiligen Feste in der Johannisnacht die Berge sich geöffnet. Sie tanzten und tranken" (RS III 8). Allerseelen, als Totentag, gilt ebenso als Zeit des Zaubers.

„Diese Nacht ist Allerseelen, Marie,
Wo die Elfenleute rund reiten" (B 218).

Die Lebensfeste als Übergangszeiten stehen im gleichen Ansehen, besonders das Hochzeitsfest. In Schweden „soll in einigen Provinzen der Glaube seyn, daß ein Pferd, an solchen Tagen von der Braut geritten, nicht gedeihen kann" (RS III 68). Den Bräutigam aus Lappland wollte bei der Überfahrt „das Boot aus einem pöbelhaften Aberglauben des Schiffers nicht mitnehmen" (RS III 196).

Wie auf bestimmte Zeiten ist der Zauber auch auf bestimmte Orte konzentriert. Solche zauberischen Orte sind Kreuzwege. Wer von den Elfenleuten am Allerseelentage

„seinem Liebsten gewinnen will
Muß zum Meilenkreuz sich einfinden bei Zeiten" (B 218).

Als Träger des Zaubers, soweit er nicht durch Wort oder symbolische Handlung geübt wird, dienen bestimmte Materien oder Gegenstände. Die Hexen bedienen sich derartiger magischer Substanzen, sie

„Lesen Gift von Blumen und Kräutern
Und kochen Salben von Krötenfett
Und Schlangenschaum" (ES 77).

Solche zauberischen Kräfte enthält auch der „Düwelsdreck", der die Hexen anlockt. „De Hexen un Hexenmeister hebben an dissem Gestank eenen sünnerlichen Gefallen un sünt all oft dåmit lockt un bedragen, as man de Duwen mit Aniskugelken in den Slag lockt. Un dat is keen Wunder; denn düssen Stank sammeln se im Muhrenlande up, wo de olde Fiend en hett gliden laten, as de Erzengel Michel en mit dem blanken Swerdt im Nacken dör de Wüste jagde" (MJ II 162). Auch beim Liebeszauber werden magische Ingredienzien gebraucht. „Sie erzählten sich Geschichten von einem X, einem Geschöpf des Grafen Reuterholm, der ihm [dem Jüngling Gustav Adolf] eine Art Trank gereicht haben solle, der . . . von Einigen ein Liebeszaubertrank genannt wird" (S I 181).

Teile des menschlichen Leichnams sind Träger zauberischer Kräfte. Zu ihnen gehören die Diebslichter, „die Finger von ungebornen und unschuldigen Kindlein."[187]) „Es ist aber gräulich zu erzählen, wie Diebslichter gewonnen werden . . . Wenn eine Diebin oder Mörderin sich selbst erhängt oder ersäuft hat oder gehängt oder geköpft worden ist und ein Kind in ihrem Leibe trägt, dann mußt du hingehen um die Mitternacht, auf des Teufels Straßen, und nicht auf Gottes Straßen, mit Beschwörungen und Zaubereien, und mit Gebet und Segen, und mußt ein Beil oder Messer nehmen, das von Henkershänden gebraucht ist und damit den Bauch der armen Sünderin öffnen, das Kind herausnehmen und seine Finger abschneiden und zu dir stecken. Aber solches muß durchaus um die Mitternacht vollbracht werden und in vollkommenster Einsamkeit und Schweigsamkeit[188]) . . . So gewinnst du Lichter, die, wann du willst, brennen, und, wie kurz sie auch sind, doch nimmer ausbrennen, sondern immer gleich lang bleiben. Diese Zauberlichter haben die sonderliche Natur und Eigenschaft, daß sie augenblicklich brennen, wie und wo ihr diebischer Inhaber nur denkt oder wünscht, daß sie brennen sollen, und eben so geschwind als sein

Wunsch und Gedanke erlöschen. Durch ihre Hilfe kann er in der dichtesten finstersten Nacht, wann und wo er will, alles sehen; sie leuchten aber nur für ihn und für keinen andern, und er selbst bleibt unsichtbar, wenn sie auch alles Andre hell machen.[189]) Dabei sitzt noch die Gräulichkeit in ihnen, daß sie eine geheime Gewalt über den Schlaf haben und daß in den Zimmern, wo sie angezündet werden, der Schlafende fest schnarcht . . . und nicht erwacht" (MJ II 348).[190])

Dieselbe Kraft, nachts mit einer nur dem Träger sichtbaren Helle zu leuchten und ihn selbst unsichtbar zu machen hat auch der Rabenstein. Wie der Diebsdaumen besteht er aus Teilen des menschlichen Leichnams. Er „soll nach der Sage aus den Augen der Diebe herauswachsen, welche die Raben am Galgen ausgehackt haben" (MJ II 350). „Er ist von der Größe einer Wälschen Nuß oder eines Rabeneies, ganz rund und glatt und feurigroth wie ein Karfunkelstein" (ebd). Wer den Rabenstein finden will, „der muß in die hohen Forsten suchen gehen, wo die großen himmelhohen Bäume stehen . . . Da muß er lauschen und lugen, wo er Rabentöne aus hoher Luft klingen hören und Rabennester entdecken mag, und zwar an solchen Tagen, wo Schnee gefallen ist . . . Er mag nämlich alle Nester ruhig sitzen lassen, unter deren Bäumen Schnee liegt; . . Der Rabenstein nämlich ist so warm von oben, daß es unter seinem Neste nimmer friert" (MJ II 350 f.). Der Rabenstein muß „in der Weihnachten- oder Lichtmessen-Nacht . . . gesucht werden" (WS 251), oder „in der letzten Nacht des Hornungs" (MJ II 352). Der Suchende „muß ganz einsam und allein kommen, und auch keine Menschenseele muß wissen, wohin und wofür er ausgegangen ist; und auch keinen Laut . . . darf er von sich geben. Auf die Glocke der Zeit muß er Acht geben und genau um die Mitternachtsstunde zur Stelle seyn . . . Dann muß er sich splinterfasernackt entkleiden; . . . und in diesem Naturkleide muß er nun den Stamm hinaufklettern." Ist er am Nest angelangt, „dann darf er nicht hineinschauen und sich den leuchtenden Stein aussuchen, sondern er muß sich nun noch dreimal um den Stamm herumschwingen, die Augen zuthun, und blind hineingreifen, und was sein Finger zuerst berührt, das muß er behalten" (MJ II 352). Oder der Suchende „muß mit einem Haselstabe versehen sein" (WS 250). Er muß nackt „mit verbundenen Augen den Baum hinaufklettern, . . . und oben angelangt unter gräulichen Gebeten und Verwünschungen seinen Zauberstab umschwingen und damit so lange anhalten, bis der Blitz des aus dem berstenden Rabenei hervorspringenden Karfunkelsteins gleich einer hellen Sonne durch das Tuch leuchtet, welches seine Augen verhüllt" (WS 251).[191]) Außer seiner Eigenschaft zu leuchten und unsichtbar zu machen, hat der Rabenstein, „weil er aus Galgenvögeln und Galgenaugen geboren wird, einen heimlichen und unüberwindlichen Trieb zu Galgen und Rad in sich, eine Witterung, die seinen Träger und Besitzer treibt, daß er mit dabei sein muß, wenn es an solchen hohen Stellen etwas zu tun giebt" (MJ II 358). So zog es Fritz Rotermund, der sich einen Rabenstein geholt hatte, wenn „auf der Insel in einem Hochgericht und an einem Galgen einer geköpft oder gehängt werden sollte, . . . mit Teufelsgewalt und wie auf Windesflügeln hin . . . Das war aber noch viel schlimmer und grau-

siger, daß er die Geburtstage und Jahrestage der gerichteten armen Sünder mitfeiern mußte" (MJ II 358). Begegnet man bei diesen nächtlichen Tänzen mit den Gerichteten um den Galgen einem andern Menschen, den auch der Rabenstein dahingezogen, so ist es „eine treibende Wuth und ein unseliges Verhängniß des entsetzlichen Steins, daß . . . sie auf Leben und Tod einen Kampf mit einander halten müssen" (MJ II 366). Will man sich des Steins all dieser Qual wegen entledigen, so wird man „des Rabensteins noch viel schwerer los als man ihn gewinnt. So wie Fritz den Rabenstein von sich werfen, wie er ihn der verschlingenden See, dem verzehrenden Feuer überliefern wollte, wich der tückische Stein kaum eine Sekunde von ihm und flog ihm immer wieder in die Hand zurück" (MJ II 364).

Zu den Zauberdingen, die von Menschen, welche sich die Befähigung dazu durch bestimmte magische Zeremonien verschafft haben, hergestellt sind, gehört die Freikugel. Der Glaube an Freischützen war zu Arndts Zeit in seiner Heimat durchaus lebendig. „Ich habe Jäger gesehen — mein Vater hatte selbst einmal einen solchen — die sie Freischützen nennen, und vor welchen alle andern Jäger ein Grauen haben, und in deren Gesellschaft, wenn sie mit ihnen zusammen auf der Jagd sind, sie sich wie behext fühlen, daß ihnen entweder das Gewehr versagt, oder sie nichts treffen können" (MJ II 332). Diejenigen, die in den Besitz des Freischusses gelangen wollen, müssen, wenn sie der Ort der Einweihung, den kein Freischütz offen nennt, durch Andeutungen erfahren haben, „drei oder vier Neumonde hinter einander um zwölf Uhr des Nachts mit Büchse, Kugel und Schrot sich an einer solchen Stelle einfinden und warten, ob ein Altmeister kommt . . . Darauf erscheint den vierten Neumond der Altmeister nebst zwei Freischützen, . . . fast immer vermummt" (MJ II 334). „Der Jüngling wird splinterfasernackt hingestellt, . . . damit sie ihn untersuchen und zusehen mögen, ob er einen Fehl habe. Denn ein mit irgend einem Fehl Behafteter und der nicht mehr Junggesell ist mag nimmermehr Freischütz werden. Wenn er untadelig erfunden worden und sich rein bekannt hat, lassen sie ihn niederknien und halten gräuliche Gebete und Beschwörungen über ihn . . . Und er selbst muß ähnliche Gebete thun und schreckliche Gelübde und Flüche und Schwüre nachsprechen" (MJ II 333). Nach diesen Vorbereitungen „muß der junge Schütz sein Gewehr ordentlich laden. Darauf nehmen sie ein Tuch und binden ihm die Augen fest zu, drehen ihn dreimal im Kreise herum, und sprechen abermal manche dunkle und gräuliche Worte. Ist das geschehen, so hört er dreimal knallen mit dem Ausruf Schieß ihn!, und mit Andeutungen, als gelten ihm die Schüsse. Und zittert er dabei oder zuckt aus Furcht nur Einen Finger, so geißeln sie ihn bis aufs Blut und jagen ihn sogleich weg. Hat er aber dies auch tapfer bestanden, so wird ihm die Binde von den Augen genommen, und was sehen diese Augen dann? An einem Baum sieht er eine Laterne hangen, und unter der Laterne ein großes weißes Kreutz frisch in die Rinde gehauen. Dahin aber muß er mit scheußlichen Verfluchungen und Verwünschungen zielen und schießen einmal und zweimal; bei dem dritten Schuß aber, den er thun will, erscheint das Jesuskindlein an der Stelle, wo das Kreutz war, und lächelt so freundlich und holdselig, als wolle es bitten:

Schieß mich doch nicht, du Verblendeter! ich bin ja das unschuldigste und reinste aller Kinder, die jemals geboren sind, der Heiland der Welt, den du anbeten sollst. Hat er diesen dritten Schuß, der nie fehlt, aus seinem Gewehr geschossen, so gehen die Drei mit ihm zu dem Baum, und er muß das schöne Kind in seinem Blute liegen und sich zu Tode ächzen und zappeln hören und sehen. Die Drei aber lachen und singen schändliche Lieder dazu; und er muß auch mitlachen und mitsingen. Fällt ihm da das Herz zusammen oder versagt ihm die Stimme, so wird er weggejagt" (MJ II 335 f.).[192]) Hat der Freischütz diese Initiationszeremonien durchgemacht, so ist er im Besitz besonderer Kräfte. Niemand kann „ihm sein Gewehr besprechen oder behexen" (MJ II 336), „kein Gefrorner oder Behexter oder durch die siebenfache und siebenundsiebenzigfache Passauer Kunst Gehärteter bleibt vor seiner Kugel stehen" (MJ II 337). Er selbst wird zu einem „Gefrornen, den keine Kugel verwunden kann" (S IV 398).[193]) So stand unter den Leuten auf Arndts väterlichem Hofe der Jäger Schulz in dem Rufe, „er könne jedem Jäger, der ihm auf sein Gebiet komme, etwas anthun, woran er ewig denken solle. Auch ging kein Jäger gern mit ihm auf die Jagd; sie klagten, er behexe ihnen die Gewehre und sie müssen immer vorbeischießen . . . Von jenem erzählen sie, er könne treffen und tödten, ohne abzuschießen" (S III 534). Der Freischütz „kann jede vierundzwanzig Stunden drei Stück Wildpret oder Geflügel, was er eben haben will, mit seinen drei Freischüssen fällen, ohne daß sie auf dem Felde oder im Walde sichtbar da sind. Denn die müssen kommen und fallen, so wie er sie in Gedanken aufs Korn nimmt" (MJ II 337).[194]) Schießt er auf Hexen in Tiergestalt, so unterbindet er ihre Rückverwandlung. „Welche Hexe oder Hexenmeister so von ihrem Schuß getroffen werden, die müssen, wenn sie nicht gleich auf den Tod verwundet sind, ihr Lebenlang in der Gestalt rundlaufen und rundfliegen, die sie trugen, als der bezauberte und mächtige Schuß sie traf" (MJ II 339).

Das allgemein menschliche Bedürfnis, in Dinge magische Kräfte zu legen, entwickelte die katholische Kirche zum Reliquiendienst. In der Domkirche zu Lund in Schweden „verwahrt man unter den Herrlichkeiten das alte, vormals der Jungfrau Maria genannte Hemd, das von der Toilette der Heiligen keinen guten Begriff giebt, noch von der Zartheit ihrer Glieder, denn ein Goliath könnte sich ganz bequem darin regen und rühren. Eigentlich soll dieses Hemd der Margaretha gehört haben, einer Heiligen, die ihr heidnischer Mann Harlog im Jahr 1176 wegen ihres Christenthums ermordet haben soll. Bei Entbindungen schrieb man diesem Hemde eine besondere Kraft zu, wie diese alten Reime zeugen:

I barselsäng hjelper han og af nöd,
Som Quindfolk pläga at lidhä,
Han leener theres wee, frälser them af död,
Binthä the hannum om theres sidhä.

„Im Kindbett hilfet es auch aus der Noth,
Die Weiber pflegen zu leiden,
Es lindert ihr Weh, erlöst sie vom Tod,
Binden sie es um ihre Seiten."

Noch im 15ten Jahrhundert verschrieb es Christian der Erste von Lund seiner schwangeren Gemahlin zu Hilfe" (RS IV 193).[195]) In der Danmarkskyrka bei Upsala „zeigt man als das Älteste und Ehrwürdigste die Reliquien Erichs des Heiligen, des ehemaligen Schutzpatrons von Schweden, in einem silbernen Sarg aufbewahrt. Auch seine Fahne war einst hochberühmt und wunderwirkend, aber man weiß nicht, wohin sie gekommen; wahrscheinlich hat sie der hungrige Zahn der Zeit aufgefressen. Man glaubte, diese Fahne gebe ein Segensjahr, wenn sie am Erichstage über die Felder getragen ward. Schrecken erwachte aus ihr den Feinden entgegen, gegen welche sie getragen ward" (RS I 69). In Köln „gehören zu den Wundern die Reliquien der heiligen Ursula mit ihren eilftausend Jungfrauen, die zugleich mit ihr erschlagen wurden. Sie werden im Stift St. Ursula in der sogenannten goldnen Kammer aufbewahrt" (R VI 271). In Regensburg zeigt man „in der Kollegiatskirche mirandum dictu! ein Gemählde der Gebenedeyeten von Sanct Lukas, welches ausserordentliche Dinge gewirkt haben soll . . . In noch einer andern Kirche, ich meyne, der Karmeliter, war ein heiliger Nagel in die Wand geschlagen, mit dem Avis: Dieser Nagel ist mit jenem oft und lange zusammengerieben worden, der vom Kreuze Christi in der Wiener Schatzkammer als eines der köstlichsten Kleinodien aufbewahrt wird" (R I 122). Das Hauptgebiet des kirchlichen Glaubens an wunderwirkende Gegenstände jedoch sind die romanischen Länder, zumal Italien. „Zu den Merkwürdigkeiten von Lucca gehört ein wunderthätiges Kruzifix aus Cedernholz, welches unter dem Namen Volto santo seit manchem Jahrhunderte als das Palladium der Stadt verehrt und bewahrt worden ist. Der Ursprung dieses Heiligthums, welches jährlich nur dreimal, und fast nur in öffentlichen Nöthen aufgedeckt wird, verliert sich in die Sagenzeit" (R III 236). Das Marienbild im Dom zu Livorno „ist ein Urbild und stammt in gerader Linie aus Palästina, von wo seine Reise nach Negropont ging, wo es manches Jahrhundert große Thaten that. Von dort floh es vor den Saracenen über das Meer und landete am Monte Negro" (R III 173). Im Campo santo zu Pisa „sieht man in mehreren Gemählden die Vorstellung der Wirkungen einer berühmten Erde, welche die Pisaner in den Kreuzzügen aus Palästina oder Syrien brachten, und welche binnen 24 Stunden die Körper bis auf das Skelett verzehrte" (R III 197). Auch im griechisch-katholischen Rußland spielt der Gegenstandskult eine große Rolle. Dort hat „jede gute Familie ihre Heiligen und Hausgötter in zierlichen Bildern mit gediegenem Gold und Silber eingefaßt" (GZ III 184). Bei dem Brande von Smolensk sahen die Einwohner „ihre Häuser mit einer unglaublichen Gleichgültigkeit in Flammen; man sah sie herauskommen, die Bilder ihrer Heiligen an die Thüre stellen und weiter gehen" (GZ III 103).

Sind die Zauberdinge unmittelbare Einkörperungen der magischen Kräfte, so ist im Analogiezauber der Gegenstand, an sich magisch wesenlos, nur deren Vermittler auf das Objekt hin, auf das zauberisch eingewirkt werden soll. Beim Analogiezauber ist „das Wirkliche, z. B. Salbe und Gift in dem Glauben des Volks eine Kleinigkeit in Vergleichung mit der fürchterlichen actio in distans, worin das böse mit dem Feuer seines

fenninischen Giftes in Fernen von Hunderte von Meilen reichende und brennende Herz der Hexe wirken kann" (N 466). Eine Form dieses Fernzaubers ist das im alten Norden unter der Bezeichnung Seidr geübte Sieden. Dabei scheint es „nach den Hexenprozessen und selbst nach der Art, wie der Volksglaube in seinen mündlichen Erzählungen die Ueberlieferung ausspricht, daß dieser Zauber durch Sieden, Kochen und Qualmen fast immer an einem langsamen Feuer hat geschehen müssen; wobei man nicht bloß Wasser, sondern Wachs, ja allerlei mögliche Stoffe, die zum Theil dem Gegenstand ähnlich gebildet waren, welchen man bezaubern, entzaubern oder durch Zauberei welken und tödten wollte, angewandt hat" (N 465).[196])

Solcher Analogiezauber ist das Wettermachen. Es ist ein Hauptwirkungsfeld der Hexe, die nach ihm „Wind- und Wettermacherin" (ChT 46), „Windmacher und Wettermacher" (N 416), „Wetterhexe" (MJ II 106, 127), „Wäderhex" (MJ II 105), „swarte Süster, de bös Weder makt" (MJ II 111) genannt wird. Eine Hexe im Kirchspiel Dunroßneß, welche „eine tödtliche Feindschaft gegen eine Bootsmannschaft, die aufs Haaf ausgefahren war," gefaßt hatte, bewirkte dadurch den Untergang des Bootes, daß sie „einen hölzernen Napf nahm und ihn auf einem Wasserkübel schwimmen ließ", wobei sie „ein altes norwegisches Dönchen sang". Dadurch entstand „eine ganz seltsame Wallung in dem Wasser, wodurch das Gefäß schrecklich hin- und hergeworfen wurde", bis zuletzt „das Wasser in einen schrecklichen Aufruhr" geriet und „der Napf umgestülpt" wurde. „An demselben Tage lief die Nachricht ein, eine Jölle sey in einer Meerküselung untergegangen und ihre ganze Mannschaft ertrunken" (N 416).[197]) Durch Wortzauber bewirkter Analogiezauber liegt auch vor, wenn „von einigen Weibern der Insel Fetlar erzählt" wird, daß sie „bei dem Untergange eines Bootes in dem Busen von Fungie gesehen wurden um einen Brunnen sitzend und über einem unnatürlich hin und her geworfenen hölzernen Geschirr geheimnißvolle Worte murmelnd" (N 417).[198]) Auch zum Guten kann dieser Wetterzauber angewandt werden. „John Sutherland von Papa Stour konnte allen Böten, welche wegen Gegenwinds nicht auslaufen konnten, mit günstigem Winde helfen" (N 420).[199])

Auch der Tod kann analogiezauberisch herbeigeführt werden, ein Glaube, der schon altnordisch ist. „So saßen in den Zeiten des Odinschen Heidenthums die Nornen in den Klüften einer dunklen Höhle und entschieden durch ein grauses Lied das Schicksal der Krieger, welche in einer Schlacht an der irischen Küste mit dem Grafen von Orkney fallen sollten. Sie saßen an einem greulichen Webstuhl, bei welchem menschliche Eingeweide den Aufzug, Köpfe erschlagener Feinde die Tretschemel, Schwerter in Blut getaucht die Schiffe und Pfeile den Einschlag ausmachten. Als der Zauber vollendet war, rissen die Weiber eine jegliche einen Theil des Gewebes ab und bestiegen ihre Rosse, und sechs von ihnen ritten nordwärts und sechs südwärts" (N 418).[200])

Altnordisch ist ebenso die Vorstellung des Erwerbs von Reichtümern wie überhaupt der Erfüllung von Wünschen durch Analogiezauber. „Es giebt in Skandinavien auch ein altes Lied, der Mühlengesang genannt, worin zwei Sklavinnen von riesenartigem Wuchse die Worte singen, wäh-

rend sie auf einer Mühle von unermeßlicher Größe arbeiten, worauf sie einem Seekönige Reichthum mahlen; im Zorn über die Tyrannei ihres Herrn, der sie die ganze Nacht bei der Arbeit bleiben heißt, mahlen sie gegen ihn ein siegreiches und zerstörendes Heer" (N 418).[201]) Analogiezauber ist auch das „glückliche Daumenhalten" beim Spiel (R V 257).[202])

Desgleichen das „sogenannte Knüpfen und Nesteln. So z. B. sah die shetländische Hexe einmal einen Adler einen Seevogel durch die Luft tragen; sie nahm eine Schnur, schlang einige Knoten darein, und der Raubvogel ließ auf der Stelle seinen Gefangenen in die See fallen, woraus ein Boot ihn auffischte" (N 418).[203]) Unter Zuhilfenahme des Wortzaubers werden durch Knüpfen auch Krankheiten geheilt. „Wann ein altes shetländisches Weib gerufen ward, ein verrenktes Glied zu heilen, so pflegte sie es mit Wollengarn zu umwickeln, worin eine bestimmte Zahl Knoten gemacht wurden. Dabei murmelte sie einige geheimnißvolle Worte her, und der Schaden ward geheilt" (N 419).[204]) Ebenso zaubert man durch Knotenknüpfen dem Menschen Krankheiten an. Swen soll, damit sein Kamerad gesund werde, „zum Teufel gehen und ihn bitten, einen Knoten zu lösen" (N 419).[205]) Dem Glauben an das Nesteln liegt die Vorstellung von der Bindung des Dämons zugrunde. Sie ist besonders wirksam, wenn das verwandte Band zu sakralem Dienste gebraucht worden ist. So wird der Glockenstrang zum bindenden Liebeszauber verwandt. Hinrich Bierk erzählt aus Rambin, wie ein Liebespaar zur Mitternachtsstunde „unter den Glockenthurm trat, wo der Küster den Glockenstrang weit herunterzog und die beiden Liebenden sich damit umwanden und zu gleicher Zeit die Hände ineinander schlangen . . . Hinrich aber pflegte zu sagen: dies Mittel ist probat in der Liebe, Leute, welche sich so mit dem Glockenstrange umwunden haben, können nimmer von einander lassen" (S III 495). Oder, „ist einem bange, das Feinsliebchen werde nicht Stich halten, so nehme man solches Seil, belaure den günstigen Augenblick und werfe es ihm unerwartet um den Nacken. Das hilft gegen alle Tücken Asmodis und schmiedet fester als Eisen und Stahl zusammen" (RS II 61).[206]) Die dämonenbindende Kraft des Seils, zumal des Glockenseils[207]) zeigt sich auch in der Erzählung der alten Frau, die Arndt auf seiner Reise durch Bohus berichtete, „ihr Großvater haben einen Seegeist (Näcken) gehabt, den er unter seinen Pferden am See mit einem Seil gefangen, womit die Glocke in der Kirche gezogen worden . . . Aber der Strick sei nach einigen Jahren vergangen, und da sei auch der Näck gelöst gewesen" (RS II 61). Bindender Zauber, der vielleicht ursprünglich Fruchtbarkeitszauber war, liegt auch folgender Sitte zu Grunde: „Es war selbst in dem verflossenen achtzehnten Jahrhundert in Orkney noch üblich, daß Liebende einen weiten Steinring besuchten, der vor Alters dem Odin heilig gewesen war. Hier gaben sie sich durch ein weites Loch in einem der aufrechten Pfeiler die Hände und schlangen sie für ewige Treue ineinander. Dies hieß das Odinsverlöbniß, dessen Bruch vor allem schändlich geachtet ward" (N 383).[208])

Zauber kann ferner durch Dinge übertragen werden, die man einem andern leiht, wodurch man ihm Macht über sich einräumt. „An dem Jultage wird kein Mensch in Nordschottland leiden, daß man ihm eine

Kohle aus seinem Hause in das Haus des Nachbars trage. Er fürchtet, sie könne zu Hexerei gemißbraucht werden" (ES 369). Oder der Zauber wird übertragen durch Dinge, die aus der Hand des Zaubernden in die seines Opfers übergehen. Die Roskolniken „eine altgläubige russische Sekte . . . glauben verunreinigt, was Andersglaubende zu nah berühren. Wir aßen mit Löffeln Milch aus einem schönen hölzernen Napf von Maser: das that ihm nichts; da ich aber nachher Wasser hineingoß und meine Hände darin wusch, so ward die Hausfrau traurig und zerschlug es in Stücken" (GZ III 210, ähnl. Erg 131, BL I 423). Bei einer lappischen Hochzeit, die Arndt mitmachte, öffnete der Bräutigam „seine Tasche und eine Menge Schillinge wurden hervorgeholt, mit diesen ging er rund und drückte jedem der Anwesenden, den er besonders ehren wollte, einen in die Hand, um ihn nachher auf dem Altar zu opfern . . . Man sollte denken, jeder könne ja aus seinem eigenen Seckel ein Scherflein opfern; aber diese Sitte ist hier, wie einige meinen, aus einem Wahn entsprungen, der jetzt meistens veraltet ist, als könne man den Neuvermählten mit fremdem Gelde etwas Schlimmes anthun" (RS III 224).

Durch Gesten in Verbindung mit Wortmagie wird der Zauber übertragen beim Festmachen, wie Paul Beck es als ein Kindheitserlebnis erzählt: Der von den Jungen geneckte Totengräber „schlich ruhig heran, reckte seinen Finger gegen mich, der sich mit andern wohlbehaglich auf der Mauer schaukelte, und rief: Sitze, du weißköpfiger Schlingel. Und was geschah? Alle Jungen sprangen von der Mauer und liefen weg, und ich mußte sitzen und zittern und beben, bis er mich beim Schopfe faßte und rechtschaffen durchprügelte. Da war ich erlöst und konnte wieder auf allen Beinen davonlaufen" (S III 566).[209]) Die Sensibilität für derartige Suggerierungen führt der Volksglaube auf zauberische Einwirkung zurück. „Meine Mutter sagte mir", so erzählte Paul Beck, „der Schustergesell habe in der Bosheit es mir durch heimliche Künste angethan, daß ich künftig leicht würde behext und festgemacht werden können" (ebda).

Mit Hilfe des Auges werden die zauberischen Kräfte übertragen beim bösen Blick. Das Auge der shetländischen Hexe „Marion Pardon, welche im Jahre 1645 hingerichtet ward, war . . voll Unheil: sie schaute eine Kuh an, und diese schrumpfte zusammen, bis kein Leben mehr in ihr war" (N 415).[210]) Die Scheu vor der faszinierenden Gewalt des bösen Blicks hat den Glauben verursacht, „daß Kinder einer Hexe nicht zulächeln dürfen, weil sie sonst Gefahr laufen, auf immer ein schiefes Maul zu bekommen" (N 420).[211]) Ist zumeist das hilflose Kind besonders dem Zauber der Hexe ausgesetzt, so wirkt seine Reinheit prohibitiv, wenn man glaubt, daß die Hexe „Kindern nie in die Augen sehe, wie viel sie auch sonst mit ihnen schmeichle und kose, denn . . . es thue ihr sehr weh, wenn sie den unschuldigen Kindern, die noch nichts verbrochen haben, in ihre reinen Augen schauen müsse" (MZ I 342). Auf der faszinierenden Wirksamkeit ihres Auges beruht auch die Gewalt, mit der die Hexen ihre Opfer an sich ziehen. „Es giebt außer vielen Worten und Sachen, wodurch tagtäglich gehext wird, einen unbeschreiblichen unwiderstehlichen Bielen auch unerträglichen Hexenblick, . . . welcher den Sichsträubenden selbst wider Willen zu sich

reißt" (S III 530). Und ferner, „das haben fast alle Hexen so an sich, daß auch die sie verabscheuen nicht leicht von ihnen kommen können" (MJ I 227).[212])

Im Gegensatz zu andern zauberischen Maßnahmen, die vorwiegend nur von besonders dazu befähigten Personen ausgeübt werden können, — welche Befähigung zumeist durch Verbindung mit dämonischen Mächten erworben wird — kann die Formen des Wortzaubers ein jeder gebrauchen. Dem primitiv empfindenden Menschen sind Name und Ding eins. Deshalb ruft man Dämonen, die in Tieren stecken, herbei, wenn man die Namen der Tiere nennt. „Solche schadenfrohe Wesen und schlimme Thiere soll man auch bei ihrem Namen nicht nennen, sondern immer mit Euphemismen und leisen Hinspielungen auf ihren Karakter. Spricht man gering zur Katze, oder schlägt man sie, soll man ja ihren Namen nicht aussprechen; denn sie gehört mit zu dem höllischen Heer . . . Spricht man vom Trollpack oder Hexengesindel, so muß man Feuer und Wasser nennen und den Namen der Kirche, wozu man gehört;[213]) dann kann es einem nicht schaden. Der Wiesel soll nicht Wiesel heißen, sondern der Aduine, der Fuchs Blaufuß oder der, so im Walde geht, der Wolf Graufuß oder Goldfuß und der Bär der Alte oder Großvater" (RS III 18).[214]) Der Wolf heit euphemistisch auch „hin Grå, der Graue" (WS 365).[215]) Auch Dinge und Menschen, in den man übernatürliche Dinge glaubt, darf man nicht mit ihrem gewöhnlichen Namen nennen. In Shetland hüten sich „einige Fischer abergläubisch, verschiedene Gegenstände, als z. B. ein Messer, eine Kirche, den Geistlichen . . . mit einem andern Namen als einem in norwegischer Sprache zu nennen, oder sie schaffen sich für diesen Gebrauch willkührliche stellvertretende Wörter aus ihrer eigenen Münze" (N 325).[216]) Ebenso benennt man Naturgeister umschreibend. „Das Volk, welches den Schabernack fürchtet, den diese Zwerge ihm anthun können, nennt sie mit Ehrfurcht guid folk oder die guten Leute" (N 410).[217]) Auch die Bezeichnung des shetländischen Wassergeistes, „Schoopiltie", wird eine solche Namensumgehung sein.[218]) „Man könnte das Wort übersetzen das Scheinbüblein. Auf jeden Fall aber soll es ein Schmeichelwort seyn. Denn den Brauch und Aberglauben haben die Nordländer bis diesen Tag und üben ihn gern in der gewöhnlichen Rede aus, daß sie den Gottseybeiuns, wüthende oder reißende Thiere und Wesen der Phantasie, welchen der Wahn furchtbare Kräfte und geschwinde und geheime Wirkungen beilegt, mit milderem Namen oder gar mit Schmeichelworten leise bezeichnend nennen" (N 461). Auch den Teufel nennt man in Shetland norwegisch oder mit selbstgeprägter Bezeichnung (N 325). Auf Rügen heißt der Teufel „de olle Griese" (MJ I 406), „Grising" (MJ I 88 u.ö.), „de Böse" (MJ I 28 u. ö.), „de olle Fiend" (MJ I 26 u. ö.); auch „Satan" (MJ I 53), „Zatan" (MJ I 131), „Meister Urian" (MJ I 92), „de Doiwel" (MJ I 94). Schwedisch heißt er „hin onde, hin hårde" (RS I 48), in Österreich „Gankerl",[219]) in der Gaunersprache „Ganhart" (WS 360).[220]) „Steppken" dagegen scheint Arndt nicht in dem Sinn von Teufel, sondern nur von Polizeidiener zu verwenden: „Denn Stepken steht vor der Thür, daß er den armen Sünder abführe" (S I 126). Die deutsche Prosa „würde

klarer . . . seyn, wenn wir nicht gewohnt wären, den Censor als unsern Steppken mit der Ruthe in der Hand immer in der Ferne zu sehen" (S III 633). „Jede Lust und jeder Uebermuth durfte an diesen Tagen [Julzeit] vormals frei hervorbrechen, ohne Steppken und Polizeidiener zu fürchten" (ES 366).[221]) Ein Rest der Scheu vor diesem Wortzauber liegt in der Heilighaltung göttlicher Namen. „Menschliche Dinge kann man viel in Worten umherwerfen, himmlische sollte man himmlisch und heilig behandeln. Es ist ein höherer Sinn in dem Scheuchen und Tüschen der Ammen und Wärterinnen unserer Kinderstuben, als man glauben mag, wenn sie uns strafen, so oft wir den Namen Gottes, ja selbst des Teufels zu viel gebrauchen" (R V 50). Dieselbe Identifizierung zwischen Name und Träger offenbart sich in der Furcht und Ohnmacht des Teufels und der mit ihm im Bunde Stehenden gegenüber dem Gottesnamen. „Wie sollten solche diesen Namen aussprechen! sie würden ohnmächtig und schlagisch hinstürzen, wenn sie ihn nur nennen hörten, wie der Volksglaube dies von Teufeln und Hexenmeistern meint, die bei der Nennung des Namens Gottes nicht Stich halten können" (W I 389). Als Mißbrauch des göttlichen Namens wird der Meineid betrachtet und deshalb von Gott bestraft. Die falsch schwörende Frau stürzte, „als sie den Eid dem vorstabenden Richter noch nicht halb nachgesprochen hatte, plötzlich wie todt hin und blieb auch todt" (S III 519). Wie durch Nennung des Namens dämonenbergender Tiere setzt man sich auch dadurch Gefahren aus, daß man verfängliche Worte und Fragen an sie richtet. „Mit dem Kukuk, der Eule und Aelster, die Zaubervögel sind, soll man sich mit Worten und Fragen in Acht nehmen, daß man sich nicht verstricke" (RS III 18).

Ist die Herbeirufung dämonischer Wesen durch Nennung ihres Namens Wortzauber, der auf der engen Verbindung zwischen Namen und Träger beruht, so ist der Fluch Wortzauber, der auf engstem Zusammenhang zwischen Wunsch und Geschehen gründet. Der Fluch als Bosheitszauber bringt in die Gewalt des Teufels. „Als Hans . . einige unchristliche Flüche über eine Kleinigkeit gethan hatte, hat er [der Teufel], mit seinem Gesindel hervorbrechen können" (MJ I 310). In den Flüchen der Völker zeigt sich ihr Wesen. „Über die verschiedenen Flüche der Völker ließe sich von einem geistvollen und witzigen Manne gewiß etwas sehr Lustiges und zugleich Lehrreiches sagen. Man höre sie nur, und sehe die Gelegenheiten, bei welchen sie erschallen, beobachte die Gebehrden, womit sie gesprochen und gehört werden, und stelle sie selbst dann neben einander hin — schon diese stummen Schriftzeichen werden so ein interessantes Gemählde von Physiognomien werden. Des Engländers God dam, des Teutschen Schwere Noth und Donnerwetter, des Schweden Millionen Teufel mit allen ihren Anfechtungen, des Italieners czz, des Spaniers carrch, und des Franzosen ftrs sind wohl klare Blitzleuchten, die tief in die aufgerissene Karakterhülle dieser Völker schauen lassen" (HK 155, ähnl. S IV 112). „Vielleicht mag ich zuviel von jener bleiernen Schwere in mir tragen", sagt Arndt von sich selbst, „welches in dem karakteristischen Fluche des Volkes Schwere Noth die ursprüngliche Weltansicht desselben ausdrückt, wie der Schwede mit den Teufeln und die romanischen Südländer

bei erregten Gefühlen mit jenem Dinge, welches die größte sinnliche Lust anspielt, um sich werfen müssen" (Erg 85). So fluchte Arndts „redseliger Cicerone" an den Trollhättafällen „recht schwedisch bei zehntausend Millionen Tonnen Teufeln" (RS I 293). „Schwere Noth! ist sein [des Deutschen] Weltausruf und sein Weltgefühl, auch sein Fluch" (VV 393).

„Schon rufen viele Schwerenoth!
Mir wieder, alten bösen Fluch,
Den deutschen Fluch der Erdennoth,
Den nie ein Volk wohl schwerer trug." (G. 648.)

Auch kulturell kennzeichnen die Flüche oft ihre Völker, indem sie das, was als der niedrigsten Volksstufe angehörig angesehen wird, ausdrücken. „Der Lappe hatte den kräftigen Wunsch: auf Schuhen aus Birkenrinde sollst du leben und sterben, du Hund; diese trugen nur die ärmsten" (RS III 200).

Wortzauber ist auch das Besprechen. Lob erregt den Neid der Dämonen[222]) und bewirkt Abzehren und Vergehen des Belobten. „In Shetland ist noch eine Spur dieses Aberglaubens, dem ähnlich, was Gellius erzählt, daß in Afrika Familien sind, welche, wenn sie etwas als vorzüglich schön und herrlich preisen, dadurch machen, daß es welkt, vergeht und stirbt. So erzählt ein Geistlicher in Shetland dem Low, daß die Leute, wenn man ihre Kinder lobt oder sie fett nennt, glauben, man sey ihr ärgster Feind und daß solche Kinder gewiß sterben müssen; man dürfe nichts loben, worauf diese armen Leute einen Werth setzen" (N 415).[223]) Dasselbe berichtet Arndt aus seiner Heimat. „Wie oft habe ich über diese oder jene alte Frau, die im Geruche verbotener Künste stand, flüstern gehört: ja, wenn die lobt, so ist es nicht richtig. Und bei Kindern ist es ja fast sprichwörtlich, daß man überherig scheinendes Lob mit den Worten zurückweist: „Nun besprich mir nur das Kind nicht"" (N 464).[224])

Oft wird der Wortzauber in Verbindung mit andern magischen Prozeduren ausgeübt. In Shetland wird die Heilung des von einer auszehrenden Krankheit Befallenen „mit vielen seltsamen Zaubersprüchen und Geberden vollbracht" (N 422, s. S. 92). Im altnordischen Zaubergesang, dem Galdr, wird zusammen mit dem Seidr „durch Abmurmeln oder Absingen geheimnißvoller und zauberkräftiger Worte . . . Ungeheures durch die mancherlei Weisen, diese beiden Künste zu gebrauchen, nach dem Volksglauben auch auf das Entfernteste gewirkt" (N 465).[225])

Auch Gegenstände können durch Wortzauber magisch wirksam gemacht werden. Das ist der Fall bei Waffen, sowohl den Angriffswaffen:

„Und er schwinget die Gluth
Des fallenden Degens
Voll Zaubers und Segens" (G 96),

als auch den Schutzwaffen:

„Tausendfach gefeite Hauben
Von dem feinsten Höllensegen
Halten nicht vor unserm Glauben." (G 561.)

Ebenso ist das Wort als Prohibitivzauber wirksam. „Ruft es laut im Walde, so ist es das Skogsrå, und da soll man bloß mit einem He! antworten, so kann es nicht schaden" (RS III 16). Gegen die Waldgeister schützt man sich durch den Jägerruf Wol! Wol! „Von abergläubischen Jägern habe ich wohl gehört, ein Jäger dürfe bei seinem Eintritt in den Wald diesen Ruf nicht versäumen, damit ihm das Gewehr nicht behext werde oder ihm selbst oder seinen Hunden nicht noch Schlimmeres widerfahre" (WS 356). Auch das Gebet gilt als Schutzzauber. Die in die Grube einfahrenden Bergleute „stimmten, sobald sie im Dunkeln der Grube waren, einen geistlichen Gesang an" (RS II 176).[226]) Als die im Ofen gefundene Schatzkiste geöffnet werden sollte, sagte der Töpfer: „Nu, Kinder, latet uns een Vaderunser beden, dat uns keen Unglück schüht un de Kasten vörsinkt" (MJ II 79).

Neben dem Vermögen, durch Ding, Handlung und Wort magisch zu wirken, besitzt der Zauberer die Fähigkeit der Verwandlung, besonders in Tiergestalt, eine Vorstellung, die auf den Glauben an das theriomorphe Weiterleben der Seele nach dem Tode zurückgeht. „Die shetländische Hexe hatte gleich Odin, dem Großvater der skandinavischen Zauberei, die Macht, sich in die Gestalten verschiedener Thiere zu verwandeln. Marion Pardon von Hillswick warf einen tückischen Haß auf die Mannschaft eines Fischerbootes, und nahm die Gestalt eines Pellockwallfisches oder Delphins an und warf das Boot um" (N 415).[227]) Dieser Glaube hat seine reichsten Blüten im Märchen getrieben. In „Witt Düweken" verwandelt sich die Hexe in einen Ketelböter (Schmetterling), einen Falken, eine bunte Maus, ein blankes und buntes Vögelchen, einen Haushahn, eine Bauerntochter, eine Fee, eine Schlange, einen schwarzen Kater und einen Hund" (MJ II 105 ff.). In „Die neun Berge bei Rambin" war die alte Hexe „als Maus in den Garten oder in das Haus gekrochen oder auch als Kröte und Eidechse hineingeschlüpft oder als Mistkäfer über die Mauer geflogen" (MJ I 225), sie „flog als Vogel, sie kroch als Kröte, sie lauschte als Katze, sie guckte als Eule, sie schlich als Schlange, sie schlüpfte als Maus und Wiesel in jedem Winkel herum" (MJ I 240). Als in „Witt Düweken" die Hexe verbrannt wurde, hat man „ut der Asch . . . eenen swarten Rawen flegen sehn" (MJ II 135).[228]) In Schweden gelten besonders Elstern für verwandelte Hexen. „Die Aelstern sind recht schwedische Vögel. Sie flattern Sommer und Winter um jede kleinste Hütte und scheinen unter einem besonderen Schutz der Bauren zu stehen, den sie vielleicht dem Aberglauben verdanken.[229]) . . . Sie sind nämlich (wie bei den meisten Völkern das ganze Raben- und Krähengeschlecht) mystische Vögel, ja rechte Hexenvögel und gehören dem Teufel an und den andern geheimen Mächten der Nacht. Wenn die Hexen in der Walpurgisnacht nach Blåkulle, dem schwedischen Blocksberg, fahren, verwandeln sie sich, sagt man, in diese Vögel. Wenn sie im Sommer mausern und um den Hals kahl werden, sprechen die Bauren: sie sind nach Blåkulle gewesen und haben dem Bösen sein Heu einfahren helfen, so hat das Joch ihnen die Federn abgescheuert" (RS I 48).[230]) Auch ihre Opfer zaubern die Hexen in Tiergestalt. So wird die Edelmannstochter in ein „witt Düweken" ver-

wandelt (MJ II 105), in „Dom büst du då?" wird die Prinzessin zum Stieglitz (MJ II 158). Schäden, die den Verzauberten in der Tiergestalt zustoßen, bleiben auch nach der Rückverwandlung. „Einer alten Hexe wird z. B. in der Gestalt einer Füchsin oder Katze ein Bein abgeschossen oder ein Auge aus dem Kopfe geschlagen — und siehe, den andern Morgen liegt sie mit verbundenem Kopfe oder eines Beines weniger zur Verwunderung der raunenden Nachbarn krank im Bette" (R 463).[231]) So glaubt man, „daß eine Verwandlung nicht glücklich von Statten geht oder nicht völlig zu Stande kommt, wenn an den Theilen, die der Zuverwandelnde haben soll, zur Zeit, wo die Verwandlung vor sich geht, Etwas fehlt. Daher gewiß auch die Sorge der Menschen für ein ordentliches Begräbniß, wobei alle Theile des Leibes gebührlich beisammen bleiben: daher das Grausen des Volks, wenn ihm erzählt wird, der eine Theil eines Todten sei hier, der andere dort begraben" (R 463). Ferner ist es „den Verwandlungen eigen, daß die Jahre, die einer darin bleibt, ihn nicht älter machen" (MJ I 46).

Werden bei der Verwandlung die Grenzen der Gestalt durch zauberische Einwirkung aufgehoben, so kann das gleiche mit den Grenzen der räumlichen Entfernung geschehen, indem mit Hilfe dämonischer Kräfte weite Strecken in kurzer Frist zurückgelegt werden. In der Bayreuther Gegend „tummelte sich der wundersame Ritter und Schwarzkünstler Eppele von Gail herum, der in einem Nu an allen Weltenden seyn konnte. Er hatte rings umher seine Burgen und flog wie ein Sturmwind von einer zur andern. Mehr, als einmal, ist er von einer Bergseite zur andern über die Wiesen und den Wiesend (oder Witsend) gesetzt, ohne daß sein Rosseshuf einen Halm berührt hätte" (R I 27). In Nürnberg zeigt man „in den Steinen der Mauer Rosseshufen. Das sind Hufschläge des Rosses des Erzritters und Zauberers Eppele von Gail, der . . . in einer Fehde mit Nürnberg hier zu Pferde über die Gräben und Mauern in die Stadt sprengte" (R I 96). Magischer Mittel zur Überwindung von Entfernungen bedient sich auch der Teufel. „Wie er nur einen Pfiff oder Wink thut, so muß ein Wolf oder Tiger auf der Erde oder ein Drache oder Rabe in der Luft sein Reitpferd seyn; ja er kann wohl einen alten Mantel dazu nehmen, wenn er seinen Wind hineinbläst, wie sein Diener, der große Doktor Faust von Straßburg weiland geritten ist" (MJ II 238). Oder er durchfliegt die Luft als „Besenstielreiter" (ES 77), wie auch die Hexen ihre Blocksbergfahrt als „Bessenstelrüters" (MJ II 169) machen.[232])

Magische Kräfte und Mittel befähigen ferner dazu, die Geister Abgeschiedener oder Entfernter zum Erscheinen zu zwingen. So „zischeln die Berliner, daß der König viel mit Karls des Zwölften Geist spricht" (S I 123). In der Johannisnacht kann man „das Hexengesindel bezwingen und beschauen. Es giebt eine Hexenbutter, Tröllsmör, hier [Angermanland] auch Bara genannt; diese findet man auf Korn und Blumen, im Grunde nichts anders, als eine gelbliche und bräunliche Ausdünstung der Pflanzen und der Sträucher, oder Honigthau, zuweilen auch wohl die Wirkung irgend eines Insekts. Dies sollen das leichte Waldgesindel oder gar alte Hexen (Trollkäringar) ausstreuen. Man nimmt neunerlei

Holz, zündet sie zu einem kleinen Scheiterhaufen an und wirft von dem Trollsmör darein; oder man peitscht auch nur das Feuer mit neunerlei Holz — und siehe! die Trollkäringar, die man in Verdacht hat, müssen kommen und sich offenbaren" (RS III 75).

Zur Abwehr des Schadenzaubers dient der Schutzzauber, magische Maßnahmen also, mit denen man sich gegen die Einwirkung dämonischer Kräfte sichert. Zunächst besteht eine Menge Vorschriften, die besagen, auf welche Weise man es vermeidet, sich dämonischen Schädigungen auszusetzen. Dieser Zauberschutz wirkt also nicht mit magischen Mitteln. So darf an heiligen Tagen nicht gearbeitet werden. „Den Julabend muß für die folgenden Tage alles bereitet werden, als welche keine schwere Arbeit kennen sollen" (ES 360).[233]) Besonders wird „das Spinnen an diesem Tage für eine große Sünde gehalten. Den heiligen Abend werden sie auch kein Garn noch Flachs auf dem Rocken lassen, aus Furcht, der Teufel möge es ihnen den Morgen abhaspeln. Junge Dirnen geben hierfür einen andern Grund an: ihr Rocken werde ihnen sonst am Hochzeitstage zur Kirche folgen . . . Bleibt zufällig Garn auf dem Haspel, so muß es nicht auf die gewöhnliche Weise abgenommen, sondern abgeschnitten werden" (ES 369).[234]) Ferner müssen „alle Schuhe diese Nacht an Einer Stelle dicht bei einander gestellt werden, auf daß alle das ganze Jahr in Eintracht bleiben" (RS III 85, ebso ES 362).[235]) Aus demselben Grunde wird „an einigen Orten ein sogenanntes Geschwisterbett auf dem Fußboden aufgeschlagen, wo Kinder und Gesinde auf dem Julstroh beisammen liegen" (RS III 85, ebso ES 362).[236]) Besonders in den Übergangszeiten ist der Mensch dem Einfluß der Geister ausgesetzt. Mit der Vorstellung, daß intensive Sinneseindrücke, besonders des Gesichtes, bei der Schwangerschaft sich analog auf die Frucht übertragen, betreten wir ein Grenzgebiet zwischen Volksglauben und Wissenschaft. Arndt hat an dieses „Versehen" geglaubt. Er sagt im Hinweis auf die vor den Kirchentüren liegenden Krüppel und Elenden: „Ich, der ich an die Einflüsse der Scheußlichkeiten auf die Schwangeren und ihre Geburten glaube, würde diese am ersten wegschaffen lassen" (R III 40). Die Menschen „um die Jahre 1780" zeigten „Gesichtchen, die sich an den Arabesken und Baumeisterspäßen ihrer Kirchen, an den Näschen, Mäulchen, Schnörkelchen ihrer Thürme an den Bildern und Zierrathen ihrer Häuser verguckt hatten . . . Urgroßvater und Urgroßmutter hatten sich schon so verguckt, und so wars fortgegangen von Geschlecht zu Geschlecht" (VV 406). Fälle von Versehen der Schwangeren erzählt Arndt aus seiner Jugend: „Meine Mutter sitzt bei der Frau Pastorin Scheer zu Starkow. Da tritt der Küster, den Herrn Pastor suchend, mit blutendem Munde in die Stube. Die Frau erschrickt und fragt: Meister, was ists? warum blutet ihm der Mund? O, antwortete er, indem er auf seinen offenen Mund hinweist, ich habe mir eben einen Zahn ausziehen lassen. Die Frau Pastorin ging eben schwanger, und das Mägdlein, welches sie nach diesem gebar, bekam an der Stelle, wo der Küster die blutige Lücke gezeigt, nimmer einen Zahn" (S III 519). Ähnlich ist ein anderes Erlebnis: „Pastor von Schewen zu Langenhagen bei Greifswald spaziert mit seiner schwangern Frau ins Feld. Sie gehen

über eine Wiese, wo in einer niedrigen Sumpfstelle Steine, Klötze und Anderes zum trockenen Ueberschreiten gelegt sind. Die Frau, von dem Mann am Arm gehalten, tritt hier ungewiß auf etwas Wackelndes und schreit erschrocken auf. Sie hatte auf einen Pferdekopf getreten, der statt eines Steines hingeworfen war und unter ihren Füßen gewankt hatte. In dem Schrecken hatte sie dem Kopfe in die offenen Augenhöhlen geschaut, und siehe! sie gebar ein Kind, welches statt der Augen bloß hart verwachsene Höhlen im Kopf hatte" (S III 520).[237]) Ebenso hält Arndt das Verhalten der Schwangeren für belangreich für die Wesenart des Kindes. „Wir sehen häufig, daß die stillen und während ihrer Schwangerschaft sinnenden und brütenden Weiber die größten und genialischsten Menschen gebähren" (FM I 260). Der in den Eiern des Federviehs sich entwickelnden Frucht schreibt der Volksglaube dieselbe Sensibilität zu. „Die Bäuerin schreit, daß man ihr nicht mit dem Wagen raßle, nicht mit der Peitsche knalle, wo ihre Gänse und Hühner sitzen; sie meint, das tödte die Brut und es komme nichts aus den Eiern" (FM I 79).[238]) Auch bei andern Vorkommnissen des täglichen Lebens gelten solche Schutzvorschriften. Wer zu Besuch kommt, darf nicht, ohne sich gesetzt zu haben, wieder fortgehen. „Bleib Dirnchen, entführe uns nicht die Ruh" sagt Albert zur forteilenden Klara (ES 43).[239]) Bei den Schweden muß in der Weihnachtszeit „jeder Ankommende durchaus etwas essen: sonst nimmt er ihnen nach dem Volksglauben die Julfreude weg" (ES 359).[240]) Nach dem Blitz darf man nicht mit dem Finger zeigen. „Zündet der Blitz etwa nur, wenn man den Menschen die geladenen Wetterwolken zeigt? So glaubt der Aberglaube" (GZ III 440).[241]) In Schweden soll man bei einem Gewitter „Fenstern, Thüren und Ofen wohl zuschließen, sonst könnten Bergtroll ins Haus kriechen, nach welchen der Blitz schlägt.[242]) Auch soll man keine leere Messer- oder Degenscheide, oder einen leeren Ränzel bei sich tragen; auch da könnten sie sich hineinschmiegen, oder einem als gefährliches Bündel sich aufsacken" (RS III 20). Als Arndt auf seiner Fahrt durch Helsingland von einem Gewitter überrascht ward, sagte er: „Glücklich trug ich weder eine leere Degen- noch Messerscheide, auch war mein Mantelsack gefüllt" (RS III 36).

Außer diesen Schutzvorschriften sucht man den dämonischen Schädigungen mit magischen Mitteln entgegenzuarbeiten und sie aufzuheben. Ein solches Prohibitivmittel ist der Lärm, mit dem man die Dämonen zu verscheuchen sucht. Im Blekingen „knallen die Pistolen" beim Hochzeitsfest (RS III 20), in Angermanland „schoß man sonst auch viel, doch das ist nun verboten" (RS III 67).[243]) Ebenso suchte man in den Zwölften die frei schweifenden Dämonen durch Lärmzauber abzuwehren, eine Sitte, die sich auf das Neujahrsschießen zusammengezogen hat. So schreibt Arndt am 31. Dezember 1835 aus Bonn: „Die schönen Festtage sind vorüber und das Jahr will eben in der wilden Lust der Menschen mit Bällen und Knällen und Sang und Klang zu Ende gejubelt und geschossen werden" (BfF 290).[244])

Unheilabwehrende Kraft hat auch das Feuer. In der Julnacht muß in Schweden „das Licht die ganze Nacht brennen" (RS III 85).[245]) In

Shetland war es „lange nach Abschaffung des Papstthums noch gebräuchlich, um Lichtmessen im Düster der Mitternacht mit angezündeten Lichtern zu der Kapelle [Kreuzkirche in North Mawine] zu wallfahrten. Die also geweihten Kerzen wurden ohne Zweifel zu jenem beliebten Gebrauche verwandt, den ihre bekannten Kräfte seit undenklichen Zeiten angegeben hatten: man zündete sie an, wenn der Donner sich hören ließ oder wenn man die Bosheit schadenfroher und tückischer Geister fürchtete“ (N 384).[246]) In Schweden nehmen Redner und Brautmädchen, die das Brautpaar zum Bett begleiten, „viele Lichter mit, besonders der Redner, der ein ganzes Bündel in der Hand hält. Vormals pflegte man auch mit einem Lichte des Brautpaars Namen in die Decke zu brennen“ (RS IV 173). Begräbnisse unter Fackelbeleuchtung auch am hellen Tage abzuhalten, geht ebenfalls auf den Glauben an die dämonenabwehrende Kraft des Lichtes zurück. So gingen dem Leichenzuge, dem Arndt vor Florenz begegnete, „voran vier Männer mit Fackeln . . . An den Seiten und in der Mitte gingen noch mehrere Fackelträger“ (R II 220), und 1798 schreibt er aus Jena: „Sonderbar war es auch, daß man den Abend meiner Ankunft hier wie in Wittenberg grade einen Burschen mit Fackeln zum Ort seiner langen Ruhe trug“ (BfMG 28). Prophylaktischer Zauber sind die Feuer an den Jahresfesten. In Schweden „trug vormals die Landjugend am Maitagsabend Reisig zusammen und zündete es unter mancherlei Jubel an. So weit das Feuer in den Grenzen schien, konnte keine Hexe, kein reißendes Thier dem Vieh schaden“ (RS III 20).[247]) Das Johannisfeuer findet sich „in vielen Gegenden Teutschlands“ (RS III 20). „An diesem heiligen und längsten Tage werden in vielen Gegenden Teutschlands immer noch Feuer angezündet und er mit Gelagen und Tänzen von den Menschen begangen“ (EG 55). „Wer kennt die Tänze der Landleute und die auf den Bergen angezündeten Feuer in manchen Provinzen Teutschlands nicht?“ (RS III 71). So sah Arndt auf seiner Flucht nach Rußland, wie bei Hirschberg in Schlesien „auf den Bergen umher die Johannisfeuer brannten“ (BL I 413). Am Johannistage sollen auch „die Slaven . . . vormals ein großes Fest gehabt haben“ (RS III 71).[248]) Ebenso brannte man zu Martini solche Feuer ab. „Den 10. November 1820 ward ich von meinem Lehramte suspendiert. Das war Martin Luthers Geburtstag, und den Abend leuchtete es rings an den Ufern des Rheins und auf den Feldern und Höhen von Martinsfeuern“ (BL I 127).[249]) Desgleichen zu Weihnacht. Vormals reiste man in Schweden „früh um 3, 4 Uhr des Morgens zur Kirche und hielt Julotta oder Weihnachtsfrühmesse. Alle Bauren führten Lichter mit sich oder Fackeln, wovon die ganze Kirche nur Ein großes Licht schien. Mit Fackeln fuhr man in Norrland sonst durch Wälder und Thäler, und häufig wurden sie als Freudenfeuer zusammen hingeworfen, dem großen Himmelslichte zu Ehren, das nun wieder heimkehrt“ (RS III 87).[250]) Feuerzauber und Lebensmaie haben sich vereint im lichtergeschmückten Tannenbaum. Wenn die Stelle

„Prangst Du, schöner Weihnachtsbaum,
Meiner Kindheit goldner Traum?“ (G 622)

keine poetische Fiktion ist, haben wir für Rügen damit einen frühen Beleg für das Vorkommen des Tannenbaumes.[251]) Hat sich schon in den Feuern an den Jahresfesten das ursächliche Moment, die Dämonenabwehr, verloren gegenüber dem erhaltenden, der Freude am Feuer, so gründen sich auf das letzte allein die Siegesfeuer. Durch solche Freudenfeuer wurde auch der Tag der Leipziger Schlacht gefeiert. „Hier [in Godesberg] und auf dem Drachenfels und auf Rolandseck und auf allen Hügel und Höhen rings umher brannten viele hundert Siegesfeuer des unsterblichen 18. Oktobers" (RAW 119). Neben diese periodischen Feuer tritt das zu jeder Zeit geübte Notfeuer, das im Gegensatz zu jenem prophylaktischen vorwiegend reinigender Feuerzauber ist. „Schon unter den Kapitularien Karls des Großen wird das Nothfeuer unter andern heidnischen Gebräuchen als ein böser satanischer Brauch verboten. Ich habe es auf den Höfen meines Vaters zu Löbnitz und Langenhanshagen mehrmals machen und anstellen gesehen. Zwei Stücke trocknes Holz werden mit der größten Geschwindigkeit so lange aneinander gerieben oder auf einer Drehbank gegen einander gedreht, bis das weichere Holz sich entzündet, wo dann durch Stroh, Schwamm u.s.w. die Flamme genährt und weiter fortgetragen werden kann. Das Nothfeuer wird nur gemacht als Heilmittel bei einer bestimmten Krankheit des Viehs, nämlich bei der Bräune der Schweine oder der Rinder. Nur ein auf die altschöpferische Weise erzeugtes Feuer thut an dem kranken Vieh seine Wirkung; anderes auf die gewöhnliche Weise angezündete, oder durch Zunder, Stal und Stein leicht gewonnene thut es nicht. Wenn also Schweine und Rinder also erkrankt sind oder bei herrschender ansteckender Bräune zu erkranken drohen, zündet man in oder vor einem Thore des Hofes mit diesem mystischem Feuer große Haufen Holz oder Stroh an und jagt die sich weigernden Kreaturen mit Geschrei Schlägen und Peitschengeknall dadurch. Das hilft: das Uebel steht still versetzt sich oder erscheint gar nicht" (S III 512).[252]) Wie durchaus lebendig der Glaube an die Wirksamkeit des Notfeuers vor einem Jahrhundert noch war, zeigt der Beleg: „Im Winter des Jahres 1814 habe ich ein ähnliches Nothfeuer in Frankfurt erlebt. Ein großes auf der Pfingstwiese erbautes Lazareth geriet in Brand . . . Über diesen Brand sprachen sich nachher mehrere Aerzte vor mir aus: daß dieses Gottesnothfeuer den meisten Kranken wohltätig geworden sey; viele seyen plötzlich wie durch einen Zauber frisch geworden und auch frisch geblieben" (S III 513).

Der Glaube an die magisch reinigende Kraft des Wassers findet seinen Niederschlag im Quellendienst (siehe S. 82). Auf den Shetlandinseln „machen sich die Leute eine Art Weihwasser zurecht. Wenn ihr Vieh krank ist, besprengen sie es mit solchem Wasser; womit sie auch ihre Böte besprengen, wenn ihnen der Fang nicht gerathen ist" (N 392).[253])

Seines scharfen Geschmacks wegen gilt das Salz als dämonenabwehrend.[254]) Daß Salz und Brot, „diese beiden großen für die Erhaltung des irdischen Lebens wichtigsten Stoffe von vielen Völkern zu heiligen Weihen gebraucht und häufig als die reinsten und unschuldigsten Opfer der Götter angesehen worden sind, wissen wir u. A. auch aus der mola

salsa der Römer, welche von den reinen Händen der Vestalinnen aus den schönsten Aehren gelöst gemalen und geknetet und an vorzüglich hehren Volksfesten gebraucht und den Göttern dargebracht ward" (S III 536).[255]) Auch die Germanen hatten den Glauben an die Heiligkeit des Salzes, unabhängig von römischem Einfluß. „Daß vorzüglich dem Salze eine eigene geheime Kraft innewohne und daß es vielfach zum Segen oder Fluch gebraucht worden, diesen Glauben der Menschen kennen wir aus der Geschichte. Daß dies ein altdeutscher Glaube war lesen wir bei Tacitus, der eines blutigen Krieges erwähnt, in welchem die Katten und Hermunduren sich um die Salzquellen der fränkischen Saale schlugen. Dort heißt es: bey ihnen sey es fester Glaube, solche Stellen seyen dem Himmel nah, und also auch die Gebete der Sterblichen der Erhörung der Götter näher" (S III 537).[256]) Der Glaube an die kultische Wirksamkeit des Salzes „ging in die christliche Zeit der Völker so mit hinein. So ward zum Beispiel den Katechumenen in früherer Zeit an gewissen heiligen Tagen heiliges Salz gleichsam als etwas Sakramentliches gegeben" (S III 537).[257]) Diese Vorstellung hat sich im volkstümlichen Glauben erhalten. So konnte Arndts Mutter „nicht leiden, daß mit Salz und Brod ruchlos umgegangen oder daß etwas davon auf den Boden verschüttet ward" (S III 536).[258]) Bleibt in Nordschottland an den Jultagen „Flachs auf dem Rocken, so salzen sie es, um es vor satanischer Macht zu bewahren" (ES 369).[259]) Neugeborene werden durch Salz vor bösen Geistern geschützt. „Mir däucht auch, daß ich gehört habe, daß alte Weiber den ungetauften Kindern in den Wiegen einige Körnlein Salz aufstreuen, wahrscheinlich auch gegen Satan und sein Heer, besonders gegen alte Hexen, die sie stehlen und Wechselbälge für sie hinlegen mögten; natürlich in ihrer Heidenkindheit, wo sie den Schutzpanzer des christlichen Tauffegens noch nicht an haben" (S III 537).[260]) So goß man im Mittelalter „ausgesetzten Kindern, welche die Taufe noch nicht empfangen hatten, Häuflein Salz auf die Brust, wahrscheinlich, damit die bösen Geister oder die wilden Thiere gegen die jungen Heiden nicht Gewalt nehmen dürften" (S III 537).[261]) Ebenso „spielt das Salz bei den Leichen eine große Rolle, auf welche auch häufig in den alten schottischen Balladen angespielt wird. Wenn Jemand gestorben ist, setzt man [in den Shetlandinseln], wie in Schottland, einen Teller Salz auf die Leiche.[262]) Die Bedeutung dieses Gebrauches ist dunkel, doch hat Jemand darüber bemerkt: „Der Teufel liebe kein Salz an seiner Speise, denn es sey ein Zeichen der Ewigkeit und auf Gottes Befehl bei allen Opfern gebraucht".[263]) Man scheint also durch dieses Salz den Satan und sein hölliſches Heer abhalten zu wollen, damit sie an den Leichen keinen Unfug verüben" (N 389). Seiner geisterbannenden Kraft wegen wird das Salz auch beim Schatzheben verwandt. „Hättest du ein paar Körnlein Salz in der Tasche gehabt und geschwind auf die Kohlen [den verzauberten Schatz] streuen können, so hätte der Schatz wohl oben bleiben müssen und nicht weggleiten können" (MJ I 334).[264]) Auch die in den Tieren gedachten Dämonen können durch Salz gebannt werden. „In meiner Heimath sagt man Buben, welche Vögel belauren und fangen mögten: Junge, nimm Salz, schleiche Dich sachte heran

und streu es dem Vogel auf den Schwanz, und Du kannst ihn greifen. Der ächt komische Sinn der Anweisung ist klar, aber in seinem Grunde liegt gewiß die Meinung des alten im Salz gedachten Zaubers. Darum sagt man: geh hin und nimm Salz gewiß aus dem ursprünglichen Glauben, mit Salz könne man segnen und fluchen, lösen und binden" (S III 538).[265]) Mit Hilfe von Salz werden Dämonen an Orte gebannt, die man verfluchen will. „Salz als Zeichen des Fluchs ward über die Trümmer der Städte und über Plätze ausgesäet, wo Glück und Freude hinfort nicht mehr wohnen sollten" (S III 538). So ließ Kaiser Friedrich I., als er Mailand zerstört hatte, „auf ihre Trümmer und Aschen Salz streuen, zum Zeichen, daß sie nie wieder eine Stadt werden sollte" (AA 207).[266])

Als Zaubermittel hat auch das Metall, zumal Stahl und Eisen, „in dem Glauben und Aberglauben aller Völker immer eine große Rolle gespielt" (S III 539), wobei zum Teil sein Charakter als glänzender und daher zum Zauber dienlicher Gegenstand, zum Teil seine Eigenschaft als Waffenmaterial maßgebend war.[267]) Weitverbreitet ist der Brauch, den Neugeborenen „etwas Eisen" aufzulegen (S III 537). Wie man in Schweden „vormals eine Scheere oder einen Feuerstahl auf die Wiege des Kindes, so lange es ungetauft war", legte (RS I 259), so wurden noch zu Arndts Zeit dort „die Wiegen ungetaufter Kindlein, damit keine böse Geister die kleinen Heiden berühren dürfen", durch Metall geschützt (S III 539). Es „gilt in Schweden noch sehr der Gebrauch, daß sie den kleinen Kindern in der Wiege, ehe sie getauft sind, eine Scheere oder ein Messerchen auf die Brust legen, damit die kleinen und großen Unholden ihnen nichts anthun, noch sie vertauschen und Wechselbälge an ihre Stelle legen können" (MJ I 211).[268]) Ebenso „muß Scheere und Gesangbuch auf dem Todten liegen" (RS IV 175).[269]) Zunächst wurde das Metall als Opfer verwandt, besonders an die Wassergeister. „Noch vor 50 Jahren hatte man viel Aberglauben und Zeremonien mit den Quellen. Fast jede Provinz hatte einige, die zu gewissen Zeiten im Sommer besucht wurden und worin ein Stück Geld, Eisen oder irgend ein Metall geopfert ward. Dieser Wahn ist aber jetzt größtentheils ausgestorben. Immer aber ist es einer Frage werth: welche Kraft und warum überall eine Kraft, welche dem Einfluß böser Geister und dem Behexen widersteht, dem Metall beigelegt wird? Aus keinem andern Grunde, als die Nixe der Quellen sich gnädig zu machen, warf man etwas Metallisches hinein. So soll man nach dem Volksglauben, wenn man im Meere baden will, damit kein Ungethüm schade, einen Feuerstahl, Messer und dergleichen, neben sich hinwerfen; man kann es nachher wieder mitnehmen" (RS I 259). Was ursprünglich Opfer war, freiwillige Gabe an den Dämon also, sein Wohlwollen zu erlangen, wird später zu einem den Dämon zwingenden Zauber. Das Eisen wird „von den Badenden in den See oder in den Fluß geworfen, damit der arglistige Wassergott Neck und seine Genossen und Genossinnen sie nicht beschädigen dürfen" (S III 539). So gehen in Schweden „viele nicht in tiefen Wassern baden, ehe sie etwas Metall vorn am Ufer ins Wasser gelegt; dann dürfen die Nixen und der Seegott Neck sie nicht holen und in die Tiefe hinabziehen" (MJ I 211).[270]) Bisweilen wird der Metallzauber

mit Wortzauber verbunden. „Ein schlimmer Wassergott ist der Neck. Man hat eigene Verslein, womit man ihm, durch solches Metall gesichert, höhnend zusprach. Man warf das Metall ins Wasser, stieg dann voran und sprach: „Neck, Neck, Nadeldieb, du bist auf dem Lande, aber ich im Wasser". Wann sie darauf aus dem Wasser stiegen, so nahmen sie den Stahl wieder und riefen: Neck, Neck, Nadeldieb, ich bin auf dem Lande und du im Wasser" (NS III 17), wobei die „höhnend" gesprochenen Worte zweifellos nicht mehr verstandener Bannzauber sind.[271]) Ebenso wird Eisen in Schweden „von den Mädchen zu gewissen Zeiten in den Brunnen geworfen, damit die Wassernixen sie nicht hinabziehen" (S III 539).[272]) Auch gegen Wassergeister, die sich auf dem Lande aufhalten, wie gegen Landgeister ist der Metallzauber wirksam. „Reitet z. B. der Neck die Pferde, melken die Troll die Kühe, so muß man die Gelegenheit belauschen, wo man ihre Gegenwart merkt, und sie mit geworfenem Stahl bändigen" (NS III 18). So haben die Jäger „dort auch häufig die Weise, wenn sie ungewöhnlich und unbegreiflich oft gepudelt haben, daß sie etwa ein Feuerstahl oder Messer durch die Luft werfen. Denn wäre der beherende Kobold oder die schöne bezaubernde Waldjungfrau etwa da und es gelänge ihnen, solches Metall ihnen über den Kopf zu werfen, so wäre auch der Zauber sogleich gehoben und diesen Jägern dürften sie künftig nie wieder etwas anthun" (MJ I 211). Oder der Jäger wirft das Metall über die Tiere selbst, in denen er dämonische Wesen vermutet. „Der Jäger wirft es hoch in die Luft über den Rücken der wilden Thiere und Vögel, welche ihn, ehe er mit seinem Gewehr in Ordnung ist, plötzlich überraschen, um seinem Schusse Glück zu schaffen oder auch um dem Unglück und der Behexung seines Gewehrs zu wehren, da unter den Thiergestalten möglicher Weise Zauberer stecken können" (S III 539). Von seinem Skutbonde ließ sich Arndt auf seiner Fahrt durch Norrland erzählen, daß ihm einst auf der Jagd ein Skogsrå vorbeigeflogen war. „Vierzehn Tage war sein Schießen behext, bis er endlich so glücklich war, ein Rå vorbeisausen zu hören und sein Messer darüber zu werfen; so war sein Bann gelöst", denn „schießt man nur etwas Stählernes über sie ab, oder wirft ein Feuerstahl oder ein Messer über sie, so können sie nicht schaden" (NS III 9).[273]) Auch im Heilzauber findet Metall Verwendung. „Hat einer eine Krankheit, deren Ursache der gemeine Mann nicht begreifen kann, so glauben sie, sie entspringe von dem Schutzgenius jenes Orts, wo der Mensch die Krankheit bekam oder sie bekommen zu haben glaubt, daher die Ausdrücke, die man oft hört: „er hat auf etwas Schlimmes getroffen in der Luft, in dem Wasser, auf dem Felde". Man muß also, wenn es einem so schlimm gegangen ist, den Necker besänftigen: dies geschieht auf folgende Weise. Sie gießen einen Trank in einen Becher und mischen dazu etwas von dem Brautring oder von Silber, Messing oder einem andern geerbten Metall Geschabtes, doch so, daß bei diesem Metall die ungleiche Zahl, besonders die Dreizahl beobachtet werde. Mit diesem Gemisch begeben sie sich an den Ort, wo sie meinen, daß der Mensch erkrankt sei, und gießen es über die linke Schulter aus, welches heißt slå ut, slå ned. Unterwegs dürfen sie sich bei Leibe nicht umsehen noch einen Laut ausstoßen. Ist man wegen

des Ortes ungewiß, so geschieht die Ausgießung an den Thürpfosten oder auf einem Ameisenhaufen" (RS III 15). Statt geschabt wird das Metall auch geschmolzen. „So herrscht noch jetzt das Ausgießen von geschmolzenem Silber oder anderm Metall, an der Stelle, wo man glaubt, daß einem von dem Bösen und seinem Heere etwas angethan sei. Mit solchem Ausguß wird das Unheil mit ausgegossen" (MJ I 259).[274]) Der ursprüngliche Sinn des Opfers ist hier zurückgetreten gegenüber dem späteren, die als körperliche Substanz gedachte Krankheit von dem Metall absorbieren zu lassen, was ein Zurückschaffen an den Ort ihrer Herkunft ermöglicht. Bei allem Metallzauber ist das Metall magisch nur wirksam, wenn es „in Christenhänden gewesen ist" (MJ I 211). Erhöht wird seine Zauberkraft noch, wenn es sakrale Weihungen erfahren hat. „Das glauben aber bis diesen Tag viele Leute, daß nichts eine größere Gewalt über diese Schwarzen [die Zwerge] hat, als Eisen, worüber gebetet worden ist" (MJ I 210). Etwas ähnliches, eine gewisse Sakrierung durch Familienbesitz in mehreren Generationen, liegt vor, wenn das Metall zu bestimmten Zaubern ererbt sein muß. [275]) Ein solches Zaubermittel ist der Erbschlüssel. Mit ihm wird der Bienenbann geübt. Arndt erzählt darüber aus seiner Kindheit: „Wie oft habe ich einen Reiter zu Pferde dem mitfliegenden Schwarm nachsetzen und auf dem Erschlüssel pfeifen gehört! Denn das soll die rechte festhaltende und herablockende Blasenmusik für die Bienen seyn . . . Wenn er [der Bienenschwarm] nun im Fliegen ist, verfolgt ihn der Bläser und Pfeifer auf dem Erbschlüssel über Berg und Thal durch Korn und Dorn, bis die müden Thierchen sich setzen. Ich bin als Junge mit unserm alten Jakob Nimmo und Hinrich Vierk oft mit gelaufen, habe auch mitgeblasen, wenn wir mehrere dergleichen Schlüssel hatten" (S III 540).[276]) Ebenso bedient man sich des Erbschlüssels zur Ermittelung von Dieben (s. S. 107). Der Erbschlüssel ist eines der wenigen Metallzaubermittel, die sich außer Messer und Schere bei uns im Gegensatz zum Norden erhalten haben. „Bei uns habe ich keine Eisenzauberei gesehen als mit dem Erbschlüssel" (S III 539). Ein letzter Ausklang liegt wohl in dem Glauben, man dürfe nicht Messer, Schere oder Nadel verschenken. So schreibt Arndt an Johanna Motherby: „Das Messerchen, o fürchte nichts! Es ist ein eigenes Ding mit dem Eisen, aber doch zerschneidet es nur, was sich zerschneiden lassen will" (BfM 142).[277])

Auch Pflanzen bergen dämonenabwehrende Kraft. Eine solche Zauberpflanze ist die Hasel, die in dieser Eigenschaft schon bei den Germanen Verwendung fand. „Um die Dingstellen oder Gerichtsplätze der alten Normänner ward das sogenannte heilige Band oder Vebönd als ein unverletzliches Gehäge gezogen. Dieses Band bestand aus Ruthen oder Stäben des Haselstrauchs, welche mit Wieden oder Seilen zusammengebunden wurden. Ähnlich dachte man sich heilige Friedensbande abgesteckt, binnen welchen ein Todtschläger vor dem Bluträcher sicher war. Auch die Kampfplätze, worauf ein Zweikampf ausgefochten werden sollte, wurden auf gleiche Weise umhägt; diese Umhägung jenes Planes nannte man Hasla Woll: den Kampfplatz mit Haseln umstecken" (WS 247).[278]) Als Zauberrute ist die Hasel noch dem neueren Volksglauben bekannt. Sie zu

erwerben ist sehr schwer. „Diese Art Ruthen und Stäbe wachsen fast so selten als in Ägypten weiland der Stier, welcher ein Stellvertreter des Apis werden durfte; und die Weise, sie zu erwerben ist so schauerlich und grauerlich, und im glücklichsten Falle so schwer, daß das Finden und Gewinnen einer solchen Ruthe, besonders derjenigen, welche Schätze weist und den Rabenstein blinken läßt, fast durchaus als die Gunst eines helfenden Schutzgeistes angesehen werden muß: denn Millionen können danach ausziehen, und kaum Einer wird der beglückte Finder seyn" (WS 250). Darüber „haften in meinem Gedächtnisse noch einzelne Erinnerungen aus den Spinnrockenstuben meiner Kindheit, zum Beispiel: Diese Ruthen dürfen allein in der Johannisnacht geschnitten werden.[279]) Wer, lüstern nach den Geistern und Schätzen der unterirdischen Welt, sich dieses Wagestücks erkühnen will, muß in der tiefen Mitternachtstunde zwischen Zwölf und Eins ganz nackt und rückwärts schreitend, hinstolpern, wo er Haselstauden weiß. Diese aber darf er bei dem Lichte des Tages nimmer darauf angesehen haben, ob sie vielleicht einen Zweig oder Sproß enthalten, der ihm dienen könnte; ja er darf nicht einmal solchen Büschen nahen, bei welchen ihm auch nur Gedanken daran eingefallen wären. Sonst könnte er in das allergrößte Unglück gerathen. Auf dieser seltsamen und gräulichen Wanderung darf er nicht fallen, sich nicht umsehen, nicht sprechen, ja nicht einmal seufzen, husten noch sich räuspern. Entfährt oder widerfährt ihm dergleichen, so mag er nur auf der Stelle wieder umkehren; es ist ein Zeichen, daß er in solchen Dingen kein Glück haben soll. Wenn er nun nach der Berechnung, die ein Rückwärtsgehender ungefär machen kann, glaubt angelangt zu seyn, wo er zu finden hofft, muß er wie ein Blinder hinter sich grappeln und tasten, ob er etwas seiner Sehnsucht Entsprechendes herausfühlen mag. Allein die genannte Gespensterstunde ist die erlaubte und glückliche Zeit" (WS 250).[280]) Diese Zauberrute hat eine bestimmte Form. „Es muß aber die rechte Ruthe von unten auf wenigstens einige Schuh lang, ganz kerzengrad und ohne Knoten gewachsen seyn, ferner oben eine Gaffel bilden von zwei eben so graden und glatten Sprossen, welche durchaus von gleicher Dicke und Länge seyn müssen" (WS 251).[281]) Sie dient zur Dämonenabwehr. Eine „Johannisruthe in der Hand, womit sie hinter sich schlug", hob die Prinzessin Svanvithe den im Burgwall zu Garz ruhenden Schatz (MJ I 21).[282]) Auch genügt zum Schutz gegen böse Geister der Haselstab. „Mit weissen Haselstöcken soll man Geistern und Abentheuern entgegen gehen" (MJ I 68).[283]) Wenn die Nidstange, die in Verbindung mit dem Pferdekopf als Abwehrzauber diente, aus Hasel bestehen mußte, so „sieht man wieder, daß etwas Heiliges und Zauberisches in diesem Holze geglaubt ward" (WS 352). Wie die Haselrute beim Schatzgraben nicht nur zur Abwehr der Geister, sondern auch zum Auffinden der Orte, an denen die Schätze verborgen sind, dient,[284]) so weist sie auch Quellen und Brunnen. „In Schweden sind die Dalkarlier meistens Maurer, Grabenzieher und Brunnengräber u. s. w. und wandern in den fruchtbareren Landschaften des Reichs im Sommer auf Arbeit umher. Diese gebrauchen, wenn sie einen Brunnen graben wollen, fast immer eine Haselruthe. Ich selbst habe während meines Besuches bei einem Freunde in der Nähe

Stockholms einer solchen Manipulation beigewohnt. Es sollte ein Brunnen gegraben werden, und ein Dalkarl spazierte mit seinem Rüthchen auf einer Wiese nahe am Hause umher. Er sagte von mehreren Stellen ganz bestimmt vorher, wie tief dort das Wasser stehen würde (welches er aus der Bewegung seiner Ruthe wissen wollte) und seine Angaben bestätigten sich den folgenden Tag zu unser Aller Verwunderung durch den angewandten Erdbohrer, welchen der Besitzer holen ließ, obgleich der Dalkarl versichert hatte, es sey unnöthig" (WS 252).[285]) Die Wünschelrute, mit der wir uns auf einem Grenzgebiet zwischen Volksglauben und Wissenschaft befinden, hat man auch in der Bibelexegese angewandt. „Schon haben Exegeten den Wunderhelden des Alten Bundes, den Mann Gottes Moses, mit einem Haselstabe den Felsen in der Wüste öffnen und für das durstige Volk Wasser herausschlagen lassen (WS 252). Wie die Hasel dienen besonders die in der Johannisnacht gepflückten Blumen zum Zauberschutz. In jener Nacht soll man in Schweden „allerlei Blumen und Kräuter pflücken und zusammenbinden, welche Johannisquäste (Midsommarsquastar) heißen. Diese soll man in allen Häusern, besonders in den Ställen aufhängen, so kann das Vieh nicht behext werden. Das Johanniskräutlein (hypericum) muß vor allen Dingen mit dabey seyn, denn darin liegt eine ganz besondere Kraft" (RS III 73).[286]) Gegen das Skogsrå sichert man „seine Pferde durch Knoblauch und Teufelsdreck, was ihnen irgendwo am Kopf verborgen angebracht werden muß" (RS III 9).[287])

Tiere gelten ebenso für Träger schützender Kräfte. Ein solcher ist der Storch. „Der Bauer hält ihn heilig, weil er glaubt, wo er wohnt, dürfe Feuer und Blitz nicht nahen" (S III 545). Er „baut sein Nest auf den Häusern und Scheunen des Landmanns oder auf alten gestumpften Bäumen in der Nähe der menschlichen Wohnungen", und „es gilt die Meinung bei den Menschen, wo er seinen Sitz freiwillig auf immer verlasse, bedeute es ein Feuer oder anderes Unheil" (S III 545).[288]) Für unheilabwehrend hält man auch die Schwalbe. „Wie viele Bauern, welche nimmer leiden würden, daß man von ihren Wänden oder auf ihrer Hausflur die Schwalbennester wegnähme, wenn sie auch wie der alte Tobias Gefahr laufen sollten, von ihnen einen bösen Anschmiß zu bekommen" (S III 547).[289]) Auch die Lerche erfreut sich solcher Schonung. „In meiner Heimath war sie in meinen dortigen Tagen noch gefriedet und man hielt es für sündlich, das Gewehr auf sie anzuschlagen" (S III 544).[290]) Wenn man Elstern, die doch als Einkörperungen böser Dämonen betrachtet werden, als Schutzzauber an Türen befestigt, so sucht man Schadenzauber nach dem Grundsatz similia similibus durch gleichartigen aufzuheben. In Schweden „sieht man häufig diese Vögel in den Pferdeställen mit ausgebreiteten Flügeln angenagelt. Kein böser Kobold oder anderes Ungethüm kann dann den Thieren schaden, und der Puk kann desto ungehinderter sein gedeihliches Wesen treiben" (RS I 48). Dieselbe Sitte bezeugt Arndt auf Rügen. „De Hester is doch een Hexenvagel, as alle Welt weet, un darüm füht man en mit Ulen un Hawks un anneren son Tüg van vernünftigen Lüden so oft an de Schün- un Peerdstalldören nagelt, dat he mit sinem Gesicht de olen Wederhexen afmöten und wegjagen schall" (MJ II 47).[291]) Wie in Teilen

des menschlichen Leichnams — es sei an den Diebsdaumen erinnert —, so glaubt man auch in solchen von Tieren vitale Kräfte in potenzierter Form fortlebend, ein Glaube, der auf die Vorstellung vom „lebenden Leichnam" zurückgeht. So trägt der Pferdeschädel Abwehrzauberkraft. Diese Eigenschaft schrieben ihm schon die Germanen zu. „Unsere alten Vorfahren machten sich Gedanken, daß die Höhen und Berge des Landes von gewissen Geistern bewohnt würden, welche sie Landvätter nannten und in verschiedene — jedoch vornehmlich in zwei Arten theilten, gute oder die sogenannten Govätter (ein Name, der in Norwegen noch gebräuchlich ist) und böse oder Ovätter . . Unter den Dingen, welche diese Geister am wenigsten vertragen konnten, waren heftig grinsende Gesichter, gaffende Mäuler und offene Rachen, besonders von Pferden" (WS 354). Dabei ist jedoch das Moment der Geistervertreibung durch abscheuerregenden Anblick erst sekundär. Solche Pferdeköpfe, auf eine Stange gesteckt, wurden auch gegen Feinde errichtet, um sie zauberisch zu schädigen. So wird in den Sagas berichtet, daß „Jökul eine Nidstange aufrichtete. Er schnitt nämlich auf dem Ende eines Pfostens einen Mannskopf aus, riß auch nach einem gewissen Formular Runen darin, tödtete darauf eine Stute, machte eine Oeffnung in ihre Brust und steckte sie auf den Pfosten, so daß sie sich gegen Finbogens Gut kehrte" (WS 355, ähnl. 352).[292]) „Die Nidstange, eine Stange, die man mit einem Pferdekopf oder mit andern Fratzen besteckt oder bezeichnet, einem verhaßten Feind nicht bloß zum Schimpf und Hohn, sondern zum Fluch und Verderben aufrichtete, die also als eine Art Verhexung und Verwünschung angesehen ward" (WS 352), ist demnach als zauberische Maßnahme so zu erklären, daß der Pferdekopf die bösen Geister auf das Besitztum des Gegners weisen sollte. Der Brauch, freilich ohne den ursächlichen Glauben, hat sich bis in Arndts Jugendzeit erhalten. „Diese sonderbare Nidstange mit dem Pferdekopf erinnert mich an einen Brauch in meiner Heimath, wohinter nun wohl keine Verhexung und Verfluchung mehr steckt, welcher aber vielleicht aus der grauen Heidenzeit herstammt. In Pommern und Rügen sieht man um die Wohnungen, Gärten und Koppeln der Bauern gar häufig die weißen Köpfe verreckter Pferde auf Zaunpfählen prangen. Ich habe es nur als ein zufälliges Spiel betrachtet, aber doch ist mir aufgefallen, daß diese Pferdeschädel immer so aufgesteckt sind, daß sie von den Gärten oder Wohnungen die Gesichter abwenden und feldeinwärts schauen, gleichsam als sollten sie auch Ovätter oder Geister, welche Unglück oder Unheil bringen könnten, davon wegscheuchen" (WS 355).[293]) Wenn es üblich war, zum Durchqueren der Gräben neben die Steine Pferdeschädel zu werfen (die Pastorfrau tritt beim Überschreiten einer Sumpfstelle auf einen Pferdekopf (S III 520, siehe S. 124)), so scheint das auf eine alte Sitte zurückzugehen, der die Vorstellung zu Grunde liegt, daß die Pferdeköpfe die das Gebiet bedrohenden Dämonen an der Übergangsstelle abwehren sollten.[294])

Die Vorstellung, daß vitale Kräfte abwehrend wirken, gab auch dem Blut als dem Sitz des Lebens seinen Charakter als Zaubermittel. Als solches findet es Verwendung in der Volksmedizin. „In mehreren der Landschaften Norddeutschlands, und namentlich in Mecklenburg, Pommern

und Rügen backt man runde Kuchen aus Mehl, Blut von geschlachteten Thieren und Fett, die man geröstet isset und die meistentheils nur Speise des ärmeren Mannes sind. Diese Kuchen heißen allgemein Arme Hinrichs, auch wohl Stolte Hinrichs.[295]) . . . Solche Kuchen aus frischem Blut hat man weiland bei Aussatzkrankheiten wahrscheinlich viel gegessen, wie man denn noch jetzt hin und wieder bei Geschwülsten, Verhärtungen und Geschwüren häufig warmes Thierblut verwendet oder die noch warmen Häute eben geschlachteter Thiere darum schlägt; ja, wie nicht bloß solche, die an der fallenden Sucht leiden, sondern auch die von unheilbaren Geschwüren, Grind u. s. w. leiden, noch diesen Tag häufig an den Richtstätten warten, das Blut der Enthaupteten aufzufangen und warm zu trinken" (KS 484).[296]) Der alte Glaube an das Blut als Lebenssitz hat sich erhalten, wenn man nach dem Volksglauben die Macht einer Hexe am besten dadurch aufhebt, daß man „ihr etwas Blut entlockt. Einem Weibe, welche durch die verruchte Bosheit der Marion Pardon mit einem furchtbaren Wahnsinn behaftet war, rieth man der Hexe Blut zu entziehen. Sie stürzte sich also wütend über dieselbe her und biß ihr zwei Finger blutig, wodurch sie geheilt ward" (M 421).[297]) Mit Blut werden Verwandelte entzaubert. Die Prinzessin in „Der Wolf und die Nachtigall" wird dadurch aus ihrer Vogelgestalt erlöst, daß der Prinz „ein Messer aus der Tasche zog und sich ein Loch in den kleinen Finger der linken Hand schnitt, der immer das lebendigste Herzblut hat" (MJ I 46).[298]) Was man mit seinem Blute unterschreibt, gilt für besonders bindend. „Das Fräulein aber war so gewaltig verliebt, daß sie in den Briefen an ihren Liebsten immer mit ihrem eigenen Blute unterschrieb. Ich habe es selbst gesehen [erzählt Hinrich Bierk], wie sie sich das Blut aus dem kleinen Finger der linken Hand mit einem Messerchen geritzt hat. Denn sie sagen, in diesem kleinen Finger sey das feinste und treueste Blut der Herzenshand und aus ihm müsse das Blut genommen werden, das Beständigkeit wirken solle. Auch der Böse, wann er die armen Sünder durch höllischen Betrug festbinden will, läßt sich seinen Vertrag mit Blut aus der linken Hand von ihnen unterschreiben" (S III 495).[299])

Reiner als beim Blut hat sich der Charakter der Zauberabwehr beim Speichel erhalten, der primär magisch wirkt als Teil des in den Absonderungen des Körpers enthaltenen menschlichen Numens, sekundär erst als Abscheuerreger. Das Ausspeien ist „als Abwendung und Verscheuchung des Bösen und Zauberischen immer gebraucht worden.[300]) Unser Doktor Martin Luther hat es oft und viel ausgesprochen: der Teufel als ein stolzer und herrischer Geist sey durch ernste und gewaltige Worte schwer wegzutreiben, aber vor dem Zeichen schnödester und schmählichster Verachtung weiche er am gewissesten; man müsse ihn auslachen, anspeien" (S III 538). So „hilft das Speien in Wasser, Betten, Mützen, wenn man Geister sieht, gegen ihren bösen Willen" (RS III 20).[301]) Als bei Arndt's Reise durch Westergöthland „eine wilde Katze (Kattlo) oder Katzenluchs, wie man das Thier hier nennt," über den Weg strich, zog sein Skutsbonde „stracks die Mütze ab und spie darein" (RS II 56).[302]) Der Nachbar Suderow trat nie, „wenn er in einem fremden Hause die Nacht blieb, in ein Paar Pan-

toffeln oder zog eine Schlafmütze über den Kopf, ohne dreimal hineinzuspeien" (S III 539).[303]) Auch dem durch Wortzauber zu befürchtenden Schaden wird vorgebeugt durch Ausspeien. „So zum Beispiel sagt man bei mir zu Lande, wenn jemand ein ungeziemendes oder unheilvolles Wort ausgestoßen hat oder eben ausstoßen will: Spei aus und sprich anders, dem εὐφημεῖ oder favete linguis gleich" (S III 538). So verwendet Arndt für „seinen Irrtum einsehen und berichtigen" die Metarpher: „die erste thörigte Rede ausspeien und anders sprechen" (VV 359).

Zu den ältesten magischen Schutzzeichen des germanischen Kulturkreises gehört das Kreuz, das diese Bedeutung im Volksglauben nicht erst durch die christliche Kirche und nur bedingt nach fortlaufender antiker Tradition erhalten hat. Der Volksglaube jedoch führt die Zauberabwehrkraft des Kreuzes auf seinen Charakter als christliches Zeichen zurück. Als solches ist es dem Teufel verhaßt. „Als der Rothe das [von Hans im Sande gefundene] Kreuz erblickte, da hätte man sehen sollen, welche seltsamen Gebärden und grinsende Gesichter er schnitt" (MJ II 244). Seinen Niederschlag fand dieser Glaube schon in der alten Legende von „Sankt Christoffel, der den Teufel von seinem breiten Rücken abschüttelte, als dieser bei Erblickung eines hölzernen Kreuzes von der Straße links abbiegen wollte" (S III 220).

„Doch einst sich Satanas verging
Und kam gekreuztem Holz zu nah,
Woran ein Bild vom Heiland hing.
Er floh, als er sein Schrecken sah" (G 308).[304])

In „Wo piepen de Müse" wird der Teufel, der den Schatz bewacht, durch das Kreuz vertrieben. „He spredede sine Hand äwerkrütz äwer den Steen . . . un reep: Wiek, Düwel, wiek! Du hest keen Recht an mi!" (MJ I 408). Mit dem Bandzauber gemeinsam verwandt wird es, wenn in „Witt Düweken" die Hexe „mit eenem Krüzband mit besonderm Knoten" gebunden wird (MJ II 135).[305]) Den Neugeborenen schützt es gegen böse Geister, welche Vorstellung nachklingt in

„Das Größte hängt ihm an die Brust
Und legt ihm auf die Wiege . . .
Das Kreuz . ." (G 251).

In Shetland „pflegen sie am heiligen Abend ihre Böte zu segnen und ein Kreuz von Theer darauf zu machen" (N 392). Wenn der Shetländer „den mystischen und dunkeln Behausungen [der Troll] naht, kreuzt und segnet er sich" (N 410).[306]) In Schweden „machte man die Osterwoche und den ersten Maiabend Kreuze auf die Thüren der Menschen und des Viehs" (RS III 20), in Westergöthland „zeichnet man die Wege, die Hausthüren, die Ställe" in der Walpurgisnacht „mit einem weißen Kreuz, wovor der Böse einen natürlichen Abscheu hat" (RS I 235).[307]) Der Glaube an die Zauberabwehrkraft des Kreuzdorns, der diese Bedeutung ja schon in der Antike gehabt hat,[308]) geht in germanischen Landen vielleicht ebenso in vorchristliche Zeiten hinauf. Um den Schlangenkönig in seine Gewalt zu be-

kommen, hieb sich Jakob „einen großen knotigen Dornstock aus einem Dornstrauch welcher der Kreuzdorn heißt und darauf schnitt er noch ein Kreuz aus“ (MJ I 324). Auch gegen Hexen helfen Kreuz und Kreuzdorn. Der alte Mann in „Witt Düweken“, der die als Hund erscheinende Hexe entzaubern will, „hedd sick den Stock går besünderlich makt, . . . de Knoop mit siner Krück was in Gestalt eenes Krüzes makt, un uterdem was't een Krüzdurn. Un as he den Hund kum anrührde, föhlde de olde Hex oogenblicklich des Krüzes Gewalt und dat se ut den Hundfell herutspringen un in ehrer wåhren und ächten Lifhaftigkeit tom Vörschien kamen müßt“ (MJ II 134).[309]) Magisches Zeichen ist auch der Kreis. Er gilt als bannende Grenze nach innen und außen. „So müßte einem gescheuten Menschen zu Muthe seyn, der in einen Zauberkreis von Hexen geriethe, sich unaufhörlich vorsagte, es sey Nichts, und mit allem seinem Widerstreben doch nicht hinaus könnte“ (GS I 37).

Sakral geweihte Dinge finden Verwendung als Abwehrzauber in den Amuletten. In der Rupertuskapelle bei Troppach (Bayreuth) sah Arndt „bey den heiligen Bildern statt der Köpfe bloß noch zerfetzte Stümpfe und statt der Arme kleine Splitter . . . Gegen alle Uebel und Gefahren des Lebens, die da sind und noch kommen können, holen sich die gläubigen Seelen hier Amulete, und so wird denn so ein armer Heiliger vom Kopf bis zu den Füßen geschunden und abgesplittert, bis ein andrer seine Stelle einnimmt, um von den Messern seiner Kunden ebenso gemißhandelt zu werden. Gegen Zahnschmerz, Viehsterben, den Schrot des Himmels, . . . bey Schwangern und Säuglingen, bey allen Wagnissen des Lebens, als da sind Heyrathen, lange Reisen, Kriegszüge, ist so ein Spahn in der Tasche, oder am bloßen Leibe von wundersamer Wirkung. Die Unfruchtbare hoffet Erhörung, der Schwache Stärkung seiner schlaffen Nerven, der Sterbende ein sanfteres Hinsinken auf das letzte Kissen, der Verbrecher Lösung seiner Schuld, so er ein Stück hölzernes Gebein erwischen kann“ (R I 6). Auch im Heilzauber werden geweihte Dinge, oder solche, die mit ihnen in Berührung gewesen sind, verwandt. „Sogar von den Schnecken, welche an den Wänden dieser Kreuzkirche [in North Mawine, Shetld.] krochen, war der Glaube, daß sie besondere und gesegnete Heilkräfte enthielten: sie wurden getrocknet, zerpulvert und zur Heilung der Gelbsucht gebraucht“ (R 384). Geweihte Dinge haben die Kraft, gestalthafte Dämonen an sich zu bannen. „Wenn die Unterirdischen zufällig an etwas Geweihtes gerathen, werden sie festgehalten und können nicht von der Stelle“ (MJ I 203). Der Zwerg, der in Gestalt eines glänzendes Wurmes vom steinernen Kreuz festgehalten wurde, sagt: „Wenn wir an heiligen und geweihten Dingen fest werden, kommen wir nimmer von dannen, es nehme uns denn ein Mensch weg“ (MJ I 203).

Suchte man einerseits magisch auf die Dämonen einzuwirken, das heißt unter Zuhilfenahme der im Zauber begründeten Kausalgesetze die Erfüllung seiner Wünsche zu erzwingen oder die Macht zauberischer Gewalten durch denselben Gesetzen entsprechende Maßnahmen zu paralysieren, so suchte man sie andererseits dadurch zu beeinflussen, daß man sich ihr Wohlwollen durch

Darbringung von Opfern erwarb und sich so vor Schädigungen schützte. Kleine Gaben zu opfern hat sich in manchen Gegenden erhalten. Die Einwohner von Lewis, einer westlichen Shetlandinsel, opferten dem Neck „vormals in der Hoffnung, er werde ihnen zur Düngung ihres Bodens eine Menge Tang schicken. Aber obgleich er in Stürmen, Wogen und Flammen bei den Nordländern oft eine so herrische Rolle spielte, war er doch kein Gott des ersten Ranges . . . Er mußte ältestens wie jetzt mit den kleinsten Gaben vorlieb nehmen. In Sankt Kilda brachte man ihm Muschelschaalen, bunte Steinchen, Fetzen, Zeuch, Nadeln, Nägel oder ein Stückchen Geld dar . . . In Unst war es üblich, an den Ursprung eines Baches zu gehen, welcher Yelaburn oder Born der Gesundheit hieß und dem Wassergotte zum Dankopfer drei Steine auf einen nahen Platz zu legen" (N 399).[310]) Nach Scott opfern die Bewohner Südshetlands „Brod und Käse oder Geld, welches sie in den Brunnen werfen" (N 396).[311]) Ein Opfer an die Ortsgeister ist das „Wegwerfen in die Erde des Geldes, was man hat, um nach dem ungewissen Schatz zu graben" (S III 356). Nach Neocorus befindet sich im Walde unweit Alversdorp in Dithmarschen ein Opfertisch, „den man Brutkamp nennt, und man mögte in ihm eine heilige Stätte sehen, an der Neuverheirathete, wie man denkt, geopfert" (RAW 429).[312]) Auch durch Trankopfer suchte man auf die Dämonen, die ja natürlichen Bedürfnissen unterworfen gedacht wurden, einzuwirken. Dem Wassergeist gießen „die Männer von Lewis . . . einen Becher guten Oels (good ale) um die Zeit der Weihnachten in die See" (N 399).[313]) Ebenso behielten auf den Häbuden „die Einwohner bis zum Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts den Gebrauch, dem Schutzgeiste des Meers ein jährliches Opfer zu bringen. Durch einen gemeinsamen Beitrag ward um Allerheiligen eine Menge Starkbier bereitet, alle Einwohner versammeln sich am Ufer, und der gelegenheitliche Priester des Festes watete bis an den Gürtel in die See, einen gefüllten Becher in der Hand haltend, rief den Schutzgeist mit dem Namen Schony oder Wasser an und bat um seinen Schutz, und goß ihm dann das Naß als ein Trankopfer in die Fluthen. Nach diesem Opfer beschloß man das Fest mit Schmausen, Tanzen und Liedern" (N 397).[214]) Das Tieropfer, in Verbindung mit Geldopfer und unter Beobachtung bestimmter Zeremonien wurde in folgendem aus Nordwales belegten Heilzauber verwandt: Dort „sind verschiedene heilige durch Aberglauben geweihte Brunnen, unter andern auch Theklas Brunnen. Die an der fallenden Sucht Leidenden wuschen sich in dem Brunnen, opferten einige Pfennige und gingen dann dreimal um den Brunnen und beteten drei Vaterunser. Die Ceremonien begannen nie eher als nach Sonnenuntergang. War der Kranke ein Mannsen, so opferte er einen Hahn, war es ein Weibsen, so opferte sie eine Henne. Man trug diese Hühner in einem Korbe zuerst um den Brunnen, und dann auf den Kirchhof, wo die Ceremonie wiederholt ward. Darauf ging der Kranke in die Kirche und legte sich unter den Altar hin, wo er eine Bibel unter seinen Kopf that, sich mit irgend einer Decke zudecken ließ und daselbst bis zum Tagesanbruch blieb. Dann gab er noch ein Opfer von 3—4 Groschen an Werth, ließ das Huhn in der Kirche und ging von dannen. Wenn das Huhn starb, glaubte

man, sey die Krankheit auf dasselbe übergegangen, und die Heilung bewirkt" (N 459).[315]) Hier bezweckt das Opfer in Verbindung mit der Kultstättenumwandlung und dem Kirchenschlaf, sich des Krankheitsdämons durch Übertragung auf das Opfertier zu entledigen. Wie hier zum pharmazeutischen wird das Tieropfer auch im prophylaktischen Heilzauber verwandt. „In einem alten wälschen Verzeichnis der Heiligentage findet sich folgende Nachricht dem Namen Cyndelig eines wälschen Heiligen angehängt. „Dieser Heiligentag wird in dem Kirchspiel von Rystad gefeiert, wo den Abend vor dem ersten November das Opfern eines Hahns als eine Vorbeugung gegen den Husten erlaubt ist". Diese Art Opfer scheint bei verschiedenen Krankheitszufällen dargebracht zu seyn: vor einigen Jahren, als der untere Theil der Flur einer alten Kirche in Südengland aufgegraben ward, grub man eine beträchtliche Menge Hühnerknochen heraus" (N 459).[316]) Sonst ist das Tieropfer reines Gabenopfer. Im alten Norden „hieß die erste Nacht oder der heilige Abend des Midvetursblots Hökanatt, Geyernacht: man sagt, von dem Opfer, wobei man jedes neunte Jahr die 99 Geyer, oder vielmehr Hähne schlachtete" (ES 395). Dort war „jedes neunte Jahr die Gipfelung der Freude und großes Hauptfest, welches dann mit außerordentlicher Pracht und gewaltigem Jubel von einem zahllosen Volke begangen ward. Dann wurden den Göttern 99 Menschen, 99 Pferde, 99 Hunde und 99 Geyer geopfert, die letzten durch Stellvertreter, nämlich durch 99 ehrliche Haushähne" (ES 386 ff). Es mußten kultisch reine Tiere sein, die man opferte, wie schon Tacitus berichtet: „Den Herkules und Mars versöhnen sie mit erlaubten Thieren" (AA 106).[317]) Ein solches Opfertier war im Norden der Eber, und die Göttersage spricht von einer „Halle, worin Wodan mit seinen Helden am ewigen Schweinsrücken schmauset" (R IV 235). Die Erinnerung an diese Vorstellung hat sich lange erhalten, so auf den Orkney-Inseln. Dort, „in einem Theil des Kirchspiels Sandwik schlachtet jede Familie, die eine Schweineherde hat, den siebenzehnten December eine Sau, und dieser Tag heißt daher der Sautag" (ES 368). Die höchste Form des Opfers ist die Darbringung von Menschen, eine Form, die auch den Germanen nicht unbekannt war. Tacitus berichtet: „Von den Göttern ehren sie vor allen den Merkurius, dem sie an bestimmten Tagen auch Menschenopfer darzubringen für erlaubt halten" (AA 106).[318]) „Diese Menschenopfer haben sie jedoch nur, wie es scheint, in gefährlichen Zeitläuften und in über ihr Dasein entscheidenden Kriegen" dargebracht (PG 56). Dabei waren „diese Menschenopfer meistens Verbrecher. Nur in ungeheuren Bedrängnissen, in Hungersnoth und dergleichen, brachte man den Göttern auch wohl edle und unschuldige Opfer dar, zuweilen selbst die Fürsten" (RAW 428). Als Opferplatz stand „im alten Norden in dem Domring (Gerichtsring) oder Malring . . . ein großer Stein, in Norwegen und Island gewöhnlich Thors Stein genannt. An diesem Stein pflegte man dem Menschen, der zum blutigen Opfertode geführt ward, vorher gewöhnlich den Rücken zu brechen" (RAW 428). Der Volksglaube hat Erinnerungen an das Menschenopfer bewahrt in den Sagenmotiven, daß erzürnte Dämonen durch ein solches Opfer beschwichtigt werden müssen. So wird in „Herr Peter" das Opfer, das das erzürnte Meer verlangt, durch

Würfelorakel ermittelt und durch Überbordwerfen des Missetäters nach der linken als der den bösen Mächten zukommenden Seite vollzogen.

„Doch als sie kamen aufs wilde Meer,
Da rannte das Schiff sich fest . . .
Sie warfen da mit Würfeln,
Sie warfen auf breitestem Tisch
Das Loos fiel auf Herr Peter,
Ein großer Sünder war er . . .
Und sie nahmen den jungen Herrn Peter
Und warfen ihn links über Hand,
Und das Schiff bekam da seinen rechten Gang."
(B 132.)[319])

Als dann das Opfertier als solches nicht mehr dargebracht wurde, löste man es ab durch Gebilde, die es symbolisch darstellten, zumeist durch Backwerk. In Schweden ist zur Weihnachtszeit „neben der Julgrütze, dem ersten was zur richtigen Julfeier gehört, der Juleber oder Julbock nicht zu vergessen; er ist einerlei mit Julbrod, denn Julbrod, Gumsebröd, Julgalt bedeuten ganz dasselbe. Auf dem Julbrode nämlich, was aus vorzüglichem Mehl gebacken seyn muß, ist ein Eber, gewöhnlich mit zwei Hörnern, abgebildet. Man weiß, daß bei den alten Skandinaviern der Eber auf den Tischen der Menschen und der Götter, wo er sich prometheisch ergänzte, eine große Rolle spielte. Dieser Julgumse oder Julgalt wird Julafton [Weihnachtsabend] auf den Tisch gesetzt und steht mit Schinken, Käse, Butter, Bier und Branntwein bis Sankt Knut [13. Januar]" (RS III 88, ebso ES 365).[320])

Der Glaube, daß das Numen des Gottes übergehe in das Opfer, hat sich unter anderm erhalten in den Vorstellungen von den magischen Kräften des Julstrohs. „Groß ist die Wirkung des Julstrohs. Den Hühner- und Gänsenestern, worin man es legt, darf kein Marder und keine Behexung nahen;[321]) um die Bäume mitternächtlich gewunden,[322]) auf den Acker gestreut, giebt es Obst und Korn.[323]) Den Kühen gegeben, ehe sie den Sommer auf die Weide getrieben werden, sichert es sie vor aller Krankheit und läßt sie nicht auseinander laufen" (RS III 85, ebso ES 362).[324]) Ebenso enthält das Julbrot zauberische Kräfte. „Mancherlei Aberglaube war vormals mit diesem Brode. Sie hoben es hie und da bis auf den Frühling auf; Pferde, Schweine, Kühe, ja selbst die ins Feld ziehenden Knechte erhielten davon in Hoffnung einer glücklichen Aerndte" (RS III 88, ebso ES 365).[325]) Übertragen hat sich diese Vorstellung dann auch auf das Julliecht. „Die kleinen Reste solcher Lichter bewahrt man das ganze Jahr auf. Sie sind ein herrlicher Balsam auf Wunden an Händen und Füßen" (RS III 86, ebso ES 363).[326])

In der Form zumal des Almosens ist das Opfer auch in die Kulturreligionen übergegangen. Der Zustrom zu den Quellen der heiligen Dwynwen auf der Insel Anglesy brachte den Mönchen, die sich an diesen Quellen ein Kloster gebaut, „einen sehr großen Gewinn" (N 460).

Als auf Arndts Donaureise das Schiff den Strudel flußabwärts des Dorfes Kreyn passiert hatte, „kam ein Münchlein aus dem nächsten Dorfe mit Sankt Nikolaus, dem Seepatron, und bat um eine kleine Steuer für den Heiligen und seine Offizianten" (R I 167). „Bald kam auch Sankt Martinus in einem Boote und die heilige Jungfrau in einem andern, und holten sich die Almosen ein" (R I 168). Kirchliches Opfer zum Schutz gegen „das Antoniusfeuer, eine Art ansteckender Bräune bei Menschen und Vieh", sind die „fetten Antoniusfärkel, welche die Bauren jenen Mönchen im Herbst darzubringen pflegten als Helfern und Fürbittern gegen das Uebel, wogegen der heilige Antonius eine heilende und helfende Gewalt hat" (S III 513).

Ein letzter Ausläufer des Zauberopfers sind die Votivgaben, insofern der den geopferten Nachbildungen gespendete Segen analog auf den kranken Körperteil übertragen gedacht wurde. Eine reiche Blüte hat diese Glaubensform im Katholizismus gefunden. In der St. Dominikokirche in Bologna „zeigte man eine Menge silberner Weihgeschenke" (R II 161). Nicht nur plastisch, auch in Form von Gemälden wurden die Weihgaben dargebracht. In der Nuntiata in Florenz „hängen eine Menge Vota linker Hand gemahlt; zum Theil nicht vom schicklichsten an den Thurm einer Kirche angebracht, Weiber in Kindesnöthen, zum Leben klystirte Männer, Beinbrüchige, Uebergefahrene, mit Pferden und Wagen Stürzende, Verbrannte und wie die Porca Fortuna die armen Sterblichen tagtäglich hängt, köpft und viertheilt, ehe sie das bischen Staub wieder unter die hungrigen Elemente vertheilt" (R II 329). In protestantischen Landen hielten sich Glaube und Brauch lange noch nach Abschaffung des Katholizismus. In Shetland war es „den neuen Aposteln der reinen Lehre besonders schwer, das Volk von dem Dienste und der Verehrung mancher Kapellen zu entwöhnen . . . Die Kreuzkirche in North Mawine auf dem Hauptlande war eines der Gebäude, deren verödeten Wänden lange eine besondere abergläubische Verehrung erwiesen ward. Der andächtige Besucher pflegte ein kleines silbernes Bildchen, welches irgend einen Theil seines Leibes vorstellte, woran er eben krank und gebrechlich war, als ein frommes Opfer und Zeichen eines Gelübdes unter die Ruinen der Kirche zu werfen" (R 383). In Norrby in Westergöthland sah Arndt „im Brunnenhäuschen grüne Kränze als Weihgeschenke und ein Bild mit einem Kranze. Ich glaubte an einem heiligen Orte in einem katholischen Lande zu seyn" (RS IV 133). Wie Krankheiten glaubt man auch Landplagen durch solche Zauberopfer zu beheben. Als im Sommer 1822 die Mäuse die Rheinufer verheerten, „wie viele Betzüge frommer Bauren wallfahrteten damals nach Köln und brachten der heiligen Gertrud silberne und goldene Mäuse zum Opfergeschenk! Denn diese Heilige ist Helferin gegen die Mäuse" (RAW 396).

Zauberopfer, dem Dämon besonders gewaltsam Verstorbener, wie Ermordeter und Hingerichteter, dargebracht, ist der „Tote Mann", die Anhäufung von Steinen oder Strauchwerk auf dem Grabe dieser Toten, zu der jeder Vorübergehende verpflichtet ist. „In Irland, Wales und Schottland herrscht noch der Brauch, daß die Wanderer oder Vorübergehenden

auf die Gräber der irgendwo im Felde oder unter dem Galgen begrabenen Missethäter so lange Steine werfen, bis sie einen ganz ansehnlichen Haufen über ihn erhöht haben . . . Dieser uralte Brauch wird in Schottland immer noch vollständiger beobachtet. Wenn dort Jemand plötzlich todt niederfällt oder sein Leben durch einen Zufall auf der Reise verliert, so trägt der Erste, welcher die Leiche entdeckt, zugleich zu jener Stelle einen Haufen Steine zusammen, und das gemeine Volk mehrt den Haufen, indem jeder Vorübergehende auch seinen Stein dazu legt. Viele Leute halten dies mit solcher genauen Gewissenhaftigkeit, daß sie wohl eine Viertelstunde von ihrem Wege abgehen, um einen Stein herbeizutragen; denn sie fürchten, die Unterlassung werde als Strafe irgend ein Unglück über sie bringen" (N 386).[327]) Über die altschottischen Cairn sagt Jamieson in seinem Wörterbuche: „Diese unermeßlichen Steinhaufen bergen als Gräber die Gebeine der Helden unter den Bewohnern unserer Insel . . . Das Volk eines ganzen Bezirks versammelte sich, den Verstorbenen Verehrung zu erweisen und thürmte bald zur Ehre ihres Gedächtnisses solche Haufen auf, welche uns jetzt in Erstaunen setzen. Aber diese Ehren wurden nicht blos an dem Tage der Bestattung erwiesen; nein, so lange das Andenken an die Todten währte, ging kein Wanderer vorüber, ohne einen Stein zu dem Haufen zu legen" (N 388).[328]) Jamieson bezeugt die Steinhaufen noch für seine Zeit. „In Angus richtet man ein Cairn an der Stelle auf, wo Jemand ermordet worden ist" (N 388). Nach derselben Quelle hat sich die Erinnerung an diese Sitte auch erhalten in „einer Art sprichwörtlichem Fluch, der beide in Wales und Irland ganz gewöhnlich ist, einem Feinde zu wünschen, was weiland Hektor dem Paris gewünscht hat (nämlich einen steinernen Rock: *λαινον χιτωνα* anzuziehen), einen Cairn über sich zu haben" (N 387).[329]) Andererseits ist es „noch bis diesen Tag eine sprichwörtliche Redensart unter den Hochländern, welche auf die alten Sitten anspielt, daß Einer, welcher einen Vornehmen um etwas bittet, spricht: Curri mi chloch er do charne, d. h. ich will einen Stein auf euer Cairn legen" (N 388). Wenn das Lied, das „Einar über den erschlagenen Halfdan sang", die Worte enthielt: „Werft muntere Gesellen mit dem Meerwind die Steine" (N 45), so finden wir darin „eine Anspielung auf diese Sitte" (N 388). Über das Vorkommen dieser Sitte auf Rügen sagt Arndt: „Ich erinnere mich in meiner Heimath nicht bloß einzelne Steine, sondern auch wohl Steinhäufchen an solchen Stellen gesehen zu haben, wo die Volkssage einen Mord oder die Hinrichtung oder gar die Verbrennung eines armen Sünders erzählte. Von dem Gebrauche des Steintragens aber habe ich dort nimmer eine Spur gefunden" (N 454).[330]) Wenn in der neueren Volkssitte die Errichtung des Toten Manns nur noch über den im freien Felde befindlichen Gräbern Ermordeter, Hingerichteter oder Verunglückter sich findet, so rührt das daher, daß eben „in der christlichen Epoche, wo man die Leichen in geweihter Erde oder in geschlossenen Kirchengewölben zur Ruhe brachte, die alte Sitte des Volkes sich nur noch an solchen Stätten üben konnte" (N 454). Sitteerhaltend hat dabei gewirkt, daß die Geister dieser Toten besonders zu fürchten waren. Denn wenn Arndt sagt, „diesem Gebrauche, auf Leichen und Grabstätten Steine zu werfen und zu legen" liege „jene fromme und

heilige Scheu der Menschen, Leichen nicht unbegraben liegen zu lassen, als die Beute der Thiere des Waldes und der Vögel des Himmels" (N 454), zugrunde, so ist das ein Hineinprojizieren moderner Empfindungen in primitive Verhältnisse, der Elementargedanke ist die Unschädlichmachung des lebenden Leichnams,[331]) einmal durch feste Einschließung in die Grabstätte, sodann, und das äußert sich in der Sitte des späteren Steintragens auf den schon fertigen Hügel, deren Unterlassung ja „als Strafe irgend ein Unglück bringt", durch magische Einwirkung vermittelst des Zauberopfers. Daß es sich bei den getragenen Steinen wirklich um ein Opfer handelt, mit dem man den Dämon abwehrt, geht aus dem „sonderbaren, gewiß uralten Gebrauch" hervor, den man „bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein in diesen Inseln [Shetld.] fand, daß wenn Jemand einem Leichenzuge begegnete, er drei Erdklöse nahm und sie, einen jeden besonders, der Leiche nachwarf" (N 386).[332]) Steine als Opfer begegnen auch sonst. In Unst war es üblich, „dem Wassergotte drei Steine auf einen nahen Platz zu legen" (N 400),[333]) und in Schweden soll über den Schatzberg Ströböhög bei Köping „in alter Zeit der Aberglaube gewesen seyn, daß hier keiner vorbeireiten oder reisen durfte, ohne einen Stein oder Zweig als ein Opfer auf ihn zu werfen" (NS I 152).[334])

Vollzieher der kultischen Handlung sind die Priester. Sie üben den Verkehr mit den Dämonen aus und erlangen, aus den für ihr Amt erforderlichen kultischen Eigenschaften entwickelt, magische Kräfte, indem die Vollstreckung der Kultfunktionen ihnen die Fähigkeit der Einwirkung auf die Dämonen verleiht. So sind „die meisten heidnischen Priester im eigentlichen Sinne des Wortes Hexenmeister" (ChT 149). Irrig ist jedoch Arndts Ansicht, daß die animistischen Priester bewußt den Zauberglauben als Mittel der Herrschaft über das Volk geschaffen haben; irrig ist diese früher oft verfochtene Theorie der Entstehung der Religion aus Priesterbetrug. „Sie schreckten und bezauberten das Volk durch die verborgenen und geheimen Naturkräfte; sie spielten ihnen mit den elementarischen Geistern, welche sie diesen Naturkräften abgelauscht hatten, allerlei bunte Gaukeleien vor und ängstigten sie durch Deutungen außerordentlicher Erscheinungen und Zeichen" (ChT 149). Als Elementarzustand finden wir überall ihre aus dem Glauben an sie als schicksalverkündende und das Schicksal zu beeinflussen befähigte Menschen resultierende hohe politische Bedeutung. „Priesterorden haben die Geschichte gegründet und die Völker Jahrtausende geweidet, ehe die Nimrode und Tyrannen wurden" (W III 79). Schweifend und wenig seßhaft wie ihre Völker sind in primitiven Verhältnissen auch die Götter und ihre Priester. „Mit den Karawanen sind die Tempel oft hunderte von Meilen durch wilde Völker vorgerückt" (W III 79), eine Erscheinung, die sich in den Sagen von Wodans Wanderungen spiegelt. Er ist „der ewige Wanderer, der in allen Zeiten und Völkern gewesen ist und unter allen Gestalten gesehen worden ist" (W III 78).[335]) „Wie viele Kinder der Priester und Fürsten nennt nicht Herodot bei Erwähnung der nordischen Völker, die nach Süden zogen" (W III 81). Scheuvolle Verehrung genossen die Priester auch im Taciteischen Heidentum. „Tacitus läßt uns an mehr als Einer Stelle durchsehen, daß gewaltige Scheu vor

den Priestern bei den Völkern der Germanen war" (AA 105). Als dann das Christentum seinen Kampf gegen die germanischen Götter und ihre Kulte begann, setzte auch der Kampf gegen die Priester ein. Wie die germanischen Glaubensgebilde, soweit die Kirche sie nicht in sich einkörperte, zu Mächten der Finsternis wurden, so wurde der Priester, deren Repräsentant, zum Zauberer. Er blieb, was er ältestens gewesen war, der Magus. Ein letzter Nachklang an die priesterlichen Opferfunktionen liegt wohl darin, daß besonders Menschen, die mit Leichen zu tun haben, wie Henker und Abdecker, als Zauberer angesehen werden. „In Damgården wer een Schinner, de hedd eene prächtige Salw, de an mennigen Borstkranken all Wunner dhan hedd" (MJ II 45).

Weibliche Priester kannte das germanische Heidentum nicht, doch wurden gewisse kultische Funktionen, wie die der Mantik, besonders von Frauen ausgeübt. „Das Weib hat eine höhere, hehrere Gabe von dem Schöpfer der Dinge empfangen, das Anmuthige und Inmuthige, das Unmittelbare Ahnungsreiche und Seherische, was die alten germanischen Barbaren in ihm schon anbeteten.[336]) . . . Die Pythien die Vestalinnen die Alrunen und Velleden, die Verwalterinnen der göttlichen Dinge und Auslegungen der göttlichen Geheimnisse sollten und mußten keusche Jungfrauen seyn" (GN 200). „Wir wissen wie unsere Altvordern in dem Weibe das Ahnungsreiche und Unmittelbare, das Zeit Zukunft und Ewigkeit Belauschende verehrten und welche Gewalt die Velleden, Völwen, Alraunen und Gaunen über sie hatten" (S III 520). In den Frauen glaubten sie „etwas Heiliges und Ahndungsvolles, und weder verschmähten sie ihre Rathschläge noch überhörten sie ihre Antworten. Man sah zu Kaiser Vespasians Zeit die Velleda, welche die meisten lange wie eine Gottheit achteten; und vormals hatten sie die Aurienia (Alrun) und mehrere andere verehrt, nicht aus Schmeichelei noch als machten sie sie zu Göttinnen" (AA 95). Diese Jungfrau Velleda, „des Volkes der Brukterer, befahl weit und breit, nach einer bei den Germanen alten Sitte, die in vielen Weibern die Sehergabe glaubten und sie bei wachsendem Wahn fast gleich Göttinnen verehrten . . . Sie wohnte auf einem hohen Thurm und ließ niemand zu sich treten noch mit sich reden; sie hielt sie fern von ihrem Anblick, damit die Ehrfurcht größer wäre: irgend einer ihrer Verwandten trug wie ein Bote der Gottheit die Fragen und Antworten hin und her" (AA 126). Ihr Einfluß auf die kriegerischen Maßnahmen ihres Volkes war groß, „in der getümmelvollen Zeit, die zwischen Neros Tod und Vespasians Befestigung fiel, spielte sie hier in den Rheingegenden eine große Rolle" (WS 360). Auf ihr Geheiß wurden Kämpfe begonnen und abgebrochen. „Die Germanen kehrten zur Ruhe zurück, weil Velleda, ihre Prophetin, von römischem Golde bestochen war" (S II 20).[337])

Mit der Einführung des Christentums erlitten sie das gleiche Schicksal wie die Priester, sie wurden zu Zauberinnen und Hexen, wobei dieser Entwicklungsstrom mit dem von den Vorstellungen der altgermanischen Hexen, den Waldweibern, herkommenden zusammenfloß.[338]) Im mittelalterlichen Hexenglauben hat sich manche Reminiszenz an germanische Kultusrituale erhalten. Zu ihnen gehört die Blocksbergfahrt, denn

wir dürfen doch wohl in den Blocksbergen alte Kultstätten erblicken. Die Hexen „reiten die erste Mainacht zum Blocksberg“ (ES 8), wo sie „den wilden Blocksbergreigen“ tanzen (S III 202). Wie der Teufel hat auch der Blocksberg in den germanischen Landen seine reichste Ausprägung gefunden. „Da steht der Blocksberg gleichsam im Mittelpunkt der germanischen Christenheit, und Schweden hat seinen Blauen Berg (Blå Kulle), und fast jedes Land hat so seinen Tummelplatz für die gräuliche Feier der Walpurgisnacht“ (RAW 130). Von „Blåkulle, dem schwedischen Blocksberg, wissen die meisten nicht, wo er sich findet, einige aber setzen ihn auf eine kleine Klippeninsel der Ostsee“ (RS I 235). Die von der Hexenverfolgung im Jahre 1674 und 75 in Angermanland betroffenen Frauen wurden beschuldigt „nach Blåkulle und Nasafjell, Norrlands Blocksberg“ gefahren zu sein (RS III 101). „Im Norden der Insel Trollhouland auf einer runden Bergspitze unter kahlen und schaurigen Hügeln ist der Blocksberg oder Blokullen Shetlands“ (N 410).[339])

Gehörte die Keuschheit der altgermanischen Seherinnen zu den Bedingungen ihrer kultischen Funktionen, so treiben die Hexen Buhlschaft mit dem Teufel, und vielleicht liegt auch hier ein ursächlicher Zusammenhang zugrunde. „Nach der Volksüberlieferung sind alle alte Hexen verbuhlt, buhlen endlich sogar mit dem kalten und heißen Teufel Chim“ (S III 531). Den Angermanländer Hexen warf man vor, sie hätten „mit dem Teufel Gemeinschaft und Buhlerei getrieben“ (RS III 101). Wenn die unter dem Hochgericht in Katzengestalt schatzhütende Hexe „mit der mageren knotigen Tatze den Chim in frierender Lieb' umflicht“ (ES 79), dann polstert sie „ihr Bett der Liebe mit Nesseln und Skorpionen“ (ES 77). Den Buhlteufel führt die Hexe in mancherlei Gestalt mit sich. „Et munkelde, dat Hündeken wer een vörborgner Buhle van ehr un se künn't vörwandeln, wenn se wull“ (MJ II 171). „Eine shetländische Hexe, welche um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts mit dem Fürsten der Finsterniß Umgang hatte“, sah man „von den Teufeln, ihren Buhlen, begleitet, welche in der Gestalt zweier Raben . . . mithüpften . . . Oft erschien das Buhlteufelchen auch unter der Gestalt einer Katze; aber auch in Menschengestalt trat er auf“ (N 414). Die Früchte derartiger Gemeinschaften sind „solches wanschaffene Teufelsgesinde, das keinen ordentlichen Vater und Mutter vorzeigen kann“ (MJ II 328). So glaubte man, „dat de Waldminsch eene Düwelstucht is, de de olde böse Fiend mit den Hexen in der Walpurgisnacht tügt hett“ (MJ II 13).[340])

Die Zauberei der Hexen bezweckt Schädigung der Menschen an Leib und Gut. Besonders lassen sie das Vieh erkranken. So ist in „Wit Düweken“ die Baronin Krumholt eine der „swarten Süstern, de . . . den Höhnern un Gösen de Feddern up dem Rüggen vörkehren un den Kälwern un Schapen den Dreihhals angrinen“ (MJ II 111). Wenn die Hexe Thrin Wulfen „einmal unter eine Heerde kam, gleich streckte ein Kalb alle Viere von sich und hatte den Frosch oder ein paar junge Gänschen machten nicht zum Vergnügen den Drehhals, oder einige Lämmer und Jährlinge wurden Kopfhänger und Kopfschüttler, oder eine Schaar Säue tanzte den Dreher“ (MJ II 341). Als ihr nur noch ihr eigenes Vieh blieb, mußte sie auch

dieses krank hexen, denn „die Hexenlust ist ein unauslöschlicher und unbezwinglicher Trieb“ (MJ II 346). Deshalb hat sie „ihr eigenes Kind zum Krüppel hexen müssen“, und von ihrem Mann „erzählten einige, die Thrin habe ihn verwandelt, . . und so müsse er nun als ein gräulicher Wehrwolf rundlaufen“ (MJ II 346). Aus Furcht vor solchen Schädigungen darf man eine Hexe nicht erzürnen. „Eher mag man dem vornehmsten Mann eine Bitte abschlagen als einer Hexe, welche Milch, Butter oder Bier begehrt; und ungestrafter darf man eine Kaiserin und Königin auslachen, als eine Hexe“ (R 421).

Die Hexenverfolgungen, eine der traurigsten Kulturerscheinungen, die die Menschheit kennt, hat ihre Wellen auch nach dem Norden verschlagen. In dem Kirchspiel Thorsåker in Angermanland war „in den Jahren 1674—75 ein fürchterliches Hexen- und Zauberwesen, das sich auch in andere Kirchspiele verbreitet hatte und zu dessen Untersuchung eine große Kommission niedergesetzt ward. Es ging besonders über die alten Weiber und die Mädchen her . . . 71 arme Sünderinnen wurden hier und in zwei andern Kirchspielen zum Tode verdammt, geköpft und auf einem Berge dieses Pastorats auf einen Scheiterhaufen geworfen, der von jenem Tage her der Bålberg oder Scheiterhaufenberg heißt“ (RS III 101).

Treten die sich in den Geistern darstellenden Elemente des Glaubens miteinander in Aktion, so entsteht, als der Bericht dieser Begebenheiten, der Mythus. Wird diese Begebenheitserzählung an irdische Dinge, sei es der Person, sei es der Örtlichkeit gebunden, immer zunächst unter Beibehaltung übernatürlicher Aktionsmittel und unter Aufhebung von Naturgesetzen, so entsteht die Sage. Endlich, in den letzten Formen ihrer Entwicklung, entkleidet sie sich aller außerweltlichen Beziehungsträger und Beziehungsmittel und bewegt sich ganz im Bereich der natürlichen Erscheinungen, wobei sie Anspruch auf die Bezeichnung Sage nur dadurch noch erheben kann, daß die Grundlagen ihrer Berichte Fiktionen oder doch fiktive Umgestaltungen wirklich geschehener Ereignisse sind. Diese letzte Sagenklasse, in die besonders die Sagen mit geschichtlichem Hintergrund gehören, ein so schönes Zeugnis sie für die Formkraft der Volksseele auch bildet, tritt in ihrer Bedeutung als Quelle für den volkstümlichen Glauben völlig zurück hinter die mythischen und die Natursagen, die man mit Recht „dramatisierten Volksglauben“ genannt hat.

Wenn die Geschichte mit der Einfindung oder Übernahme der Schrift einsetzt, so gehören die Erinnerungen an die historischen Begebenheiten der vorliterarischen Zeit ins Gebiet der Sage. In dieser vorliterarischen Historik liegt der Schlüssel zu mancher späteren historischen Tatsache, indem sie die dem Volke eigenen Urkeime enthält, die sich später zu historischen Triebfedern und historischen Einstellungen, zu Bewegungsrichtungen und Institutionen auswachsen. Was sich so als die ureigenste Emanation der Volksseele nur in der Kindheit des Volkes als seiner unreflektierenden, instinktiven, relativ am wenigsten fremdkulturell beeinflußten Periode äußert, gelangt später in historischer Zeit nur in seinen Genies, die eine starke Bindung an den Nährboden der Volksseele offenbaren, zum Durchbruch. „Es giebt in jedes Volkes Geschichte etwas

Ewiges und Allgemeines, das sich besonders in den mythischen Urgeschichten hinstellt und das im gebildeten Zustand nur bei außerordentlichen Menschen und Verhängnissen erscheint" (GZ I 287). Will deshalb der Historiker die Gebilde der Geschichte verstehen, so muß er bis zu den von der Sage verkörperten Urkeimen der Wirkkräfte zurückgehen. In vielen unserer Sagen „wohnt der kühnste und frischeste germanische Urgeist, und wenn keine Geschichte Wahn, Glauben und Sitte der Völker vernachlässigen darf, so darf sie das am allerwenigsten in dem Jugendalter der Völker, wo Wahn und Gebrauch sich wie in einem bunten Fastnachtspiel in mancherlei dichterischen Weisen und Gestalten mit dem ganzen Leben verkörpern und dem, was später Verfassung und Gesetz genannt wird, ein völlig sinnliches Gepräge aufdrücken, und in der äusserlichen Erscheinung desselben mit der ganzen leiblichen und geistigen Natur oft ein seltsames und tiefes symbolisches Spiel treiben" (WS 243). „Mag die älteste nordische Geschichte, wie aller Völkergeschichten Anfang, immer Fabel und Sage bleiben, doch ist sie selbst so nicht unbedeutend, weil in der Fabel auch der Geist und das Streben eines Volkes sich mahlt, oft besser als in der dürr hingestellten Geschichte" (RS I 241). Die Erkenntnis der durch die Umwelt geformten Volksseele ist es, was die Bedeutung der Sage für die Geschichte ausmacht. „Ich will nichts sprechen von dem bestimmt historischen Werth der alten Fabeln und Sagen; was ist die ältere Geschichte jedes Volks als ein gut erzähltes Mährchen? Aber der entfernte historische Werth derselben ist unendlich größer als alles Faktische und Bestimmte, weil der Geist des Volks und, was mehr ist, der innige Geist der Natur und das Klima, worin es lebt, sich darin abdrückt. Warum verstehen so wenig Geschichtsschreiber diese tiefe Historik? Warum tappen die meisten blind in den Staub der Begebenheiten hinein, ohne vorher den Lichtweg des nothwendigen Karakters des Volkes und Landes gesucht zu haben?" (RS III 13).

Diese Sage und ihre Lebenswelt ist ein *feines Gebilde*, dessen Blüten von gewaltsamen Händen leicht zerstört werden können. „Wie viele Mährchenfamilien haben die Besuche der fremden Soldaten in den letzten zehen Jahren in Teutschland verdorben und die alten hellen und lustigen Geister der Natur und die kindlich spielenden Geisterchen der Fantasie auf immer vor ihnen verscheucht! Mährchen und Sagen sind selbst unschuldige Kinder und bleiben nur bei Menschen, die Kindern gleich sind und durch nichts Fremdes Ungleiches und Unvolkliches aus ihrer Einfalt gelockt werden" (W III 85).

Die Sage und ihre freischweifende Schwester, das Märchen, finden ihre *Träger* im Volke zumal unter den *Frauen*. Das beruht auf der Verschiedenheit der psychischen Artung des Weibes gegenüber dem Mann, bei dem die Phantasie hinter die Verstandestätigkeit zurücktritt, wohl auch auf dem engeren Verwachsensein des Weibes mit dem Kinde und seiner Welt. „Man höre einen Mann und ein Weib einem Kinde dasselbe erzählen, und man versteht mich. Bei dem Weibe wird das Todte lebendig, bei dem Manne selbst das Lebendige todt, er spricht wie ein Weltbearbeiter, sie wie eine Weltschöpferin. Sie erzählt vom Spinnrade wie vom Mäuschen, vom Baume wie vom Adler, vom Apfel wie vom Mond, immer alles

mit Leben und Bewegung vereinigend, alles in Weltverknüpfung bringend, da der Mann alles vereinzelt . . . Daß die Kinder von Weibern und kindlich-gesinnten Männern sich viel lieber erzählen lassen, als von den sogenannten Klugen und Gelehrten, das zeigt, wer seine Sache am besten versteht" (FM I 140).[341])

Die Naturſage will die Entstehung von auffallenden Naturgebilden durch überirdische Gewalten erklären. So knüpft sie gern an Steine von ungewöhnlicher Form. Auf seiner Reise durch Dalarne erzählt Arndt's Skutsbonde „mit manchem Wa Serra und vielen tausend Teufeln den Tod einer finnischen Hexe, die sich gegen den Propst von Mora feig betragen und dadurch dem höllischen Reiche geschadet habe, diese habe der Böse im gerechten Zorn hier an eine Tanne gespießt und es sei alsbald ein Stein daraus geworden, den man hier noch vor 40 Jahren gesehen habe" (RS III 251). In Arilsläje in Schonen liegt ein Stein, auf welchem der Wanderer, „die Spur eines menschlichen Körpers sieht." Dieser Stein hatte schwimmend die Leiche des von seinem bösen Stiefvater in der Absicht, sich an seinem Gut zu bereichern, auf einem Kohlenschiff, das der Schiffer unterwegs anzünden mußte, in die Welt geschickten Arvid getragen und das Verbrechen offenbart (RS IV 217). Auch bestimmte Bodengestaltungen werden so sagenmäßig erklärt. Auf den Shetland-Inseln bei Magnussetter Voe im kleinen Holm Eagle Shaw zeigt sich eine durch Verwitterung eines weicheren Gesteins entstandene Spalte, die die Insel in zwei ungleiche Hälften teilt. Sie ist dadurch entstanden, daß, als die zwei Söhne eines verstorbenen Odalers sich das väterliche Geld teilten, der ältere den jüngeren, der blind war, betrog, worauf dieser sagte: „Ich glaube nicht, daß du richtig getheilt hast und mag der Herr morgen Eagle Shaw theilen, wie du heute das Geld getheilt hast." Nach einer grauenvollen Nacht unter Donnern und Blitzen fand man die Insel am Morgen durch eine tiefe Spalte in zwei Theile zerklüftet, deren einer gerade doppelt so groß war als der andere" (N 385 f.). In der Eifel, wo „Feuer und Wasser im gewaltsamen Kampfe der Elemente Brüche und Schluchten gerissen und Senkungen und Hebungen gemacht haben", glaubte man, hier habe „das alte Meer von weiland in der großen Sündfluth der Sage sein Spielwerk gemacht" (RAW 165). Auch Seen sind mit derartigen Sagen umwoben. Von der „unergründlichen Tiefe" des Laacher Sees auf der Eifel, „und daß er Jahr aus Jahr ein immer gleiche Wasserhöhe halte, werden Fabeln gefabelt" (RAW 322). Zu den Wassersagen gehören die Vorstellungen von versunkenen Städten, wie Vinetas, von dem man nicht weiß, „ob es existiert hat oder nicht" (VGL 69),[342]) das also möglicherweise schon Sagengebilde mit geschichtlichem Hintergrund ist. Auf akustische Suggestionen geht der Glaube an „Glocken, die aus tiefen Seen läuten" (MJ I 366) zurück.

Eine Mittelstellung zwischen Natur- und Geschichtssagen nehmen die Schatzſagen ein, die zum Teil auf den Metallreichtum der Berge, zum Teil auf wirklich vergrabene Schätze gründen. Im Goldberg zu Helfingland liegt „in dem dunkeln und geheimen Schooße der Steine in glänzenden Kammern das Gold und das Silber unendlicher Menschenge-

schlechter aufgehäuft, das die alten Götter bis zu ihrer Wiedergeburt den Berggeistern zu bewahren überantwortet haben" (W III 13). In den Ströböhög bei Köping haben „die Riesen, ehe die Christen sie bezwungen, alle ihre Schätze zusammengetragen, und es liegt hier drinnen so viel Gold und Silber, sagte mein Erzähler sehr naiv, als der König nur in Stockholms Schloße habe . . . Ein anderer Berg liegt etwas südlich von diesem näher der Stadt und heißt der Schlüsselberg. Es geht nämlich die Sage, daß Odin in Ströböhög viele Schätze verwahrte, worüber er einen Drachen zum Wächter setzte, und Drachen und Schätze im Hügel verschloß, hier aber im Berg die Schlüssel versteckte" (RS I 152). Der Glaube an verborgene Schätze und die Möglichkeit, sie heben zu können, war noch in Arndt's Jugend auf Rügen durchaus lebendig. „Einige Bauern aus Wobbelkow hatten sich mit einigen beurlaubten Soldaten zusammengethan und waren mit ihnen auf das Schatzgraben ausgezogen" (S III 517). Den Schatz, der von bösen Geistern gehalten wird, zu heben, ist sehr schwer. „Es steht der Mensch wie auf der Stelle, wo ein versunkener Schatz liegen soll. Noth und Arbeit Angst und Schweiß Tagessorgen und Nachtwachen, Wegwerfen in die Erde des Geldes, was man hat, um nach dem ungewissen Schatz zu graben" (S III 356) sind mit der Hebung verbundene Beschwerden.

Zu den von Menschenhand geschaffenen Werken, die die Sage — als Geschichtssage — umspielt, gehören die Kirchen. Zumal ist die Gründungsgeschichte ihr Gegenstand. Das Marienstift zu Aachen, „war der Sage nach aus Karls des Großen Hofkapelle entstanden" (RAW 65). An der Stelle, wo jetzt die Mordkapelle bei Bonn steht, „sind die Heiligen Kassius, Florentius und Mallusius, Offiziere in der thebaischen Legion, nebst mehreren ihrer Freunde unter der grausamen Verfolgung der Christen durch Maximian und Diocletian als Blutzeugen und Marteler hingerichtet worden" (RAW 169), „die Sage läßt Konstanzius Gemal und Konstantin des Großen Mutter, nach welchen noch jetzt das Bonner Münster genannt wird, die Gebeine der erschlagenen Marteler sammeln und ein eigenes Haus darüber gründen und bauen" (RAW 171). „Altupsala ist eine Kirche kaum eine halbe Meile von der Stadt, wohin man so gern den Königsitz der Götter und Heroenzeit Schwedens verlegt. Aus den Steinen des alten Göttertempels Odins und seiner Asen soll sie erbauet seyn" (RS I 66).[343]) In Dalarne zeigte Arndt's Skutsbonde auf „Thorsångskirche in der Ferne und bemerkte, daß es die älteste Kirche in Schweden sei und als Tempel schon 300 Jahre vor Christi Geburt gestanden habe; da sei Thors Bild noch an der Mauer zu sehen" (RS II 200). Der Danmarkskyrka bei Upsala „giebt die Sage eine Nationalmerkwürdigkeit, sie soll von der Beute gebaut seyn, welche die Schweden von den erschlagenen Dänen sammelten. Gegen diese war Erich der Heilige hier gefallen" (RS I 68). Zu „Nürnbergs Raritäten gehören die famöse Riesin mit dem Schuster, und die Juden auf einem Schweine reitend, oder in ähnlicher schimpflicher Verbindung mit ihm. Letzteres soll in haut Relief an einer Kirche angebracht seyn. Die Legende sagt: die Juden boten viel Geld, daß es abgenommen würde, zur Zeit der Reformation, aber der theure Mann Gottes, Lutherus schrie:

mit nichten! sie haben es um unsern Herrn wohl verdient, daß sie zum Spott der Welt gemacht werden" (R I 96).

Auch alte Burgen sind ein Tummelplatz der Sage. „Im Rhein liegt die liebliche Insel Nonnenwörth mit einer Abtei, und dieser gegenüber unweit Oberwinter, die Rolandseck, wo der berühmte Paladin in einem Stübchen seiner Burg lange um seine Liebe geseufzt haben und oft, wie einen Strahl des Himmels, einen freundlichen Blick aus ihrem Auge empfangen haben soll, wenn sie zum Morgengruß ihm das Fensterchen ihrer Zelle öffnete. Denn in die Abtei zu Nonnenwörth steckte man fern von ihm seine süße Liebe weg; er baute sich gegenüber am Rhein eine Hütte, oder ein Schlößchen und sah seine Vielgetreue, bis der Tod ihm die Augen schloß; und bis heute heißt die Stätte, wo er schaute und verging, Rolandseck" (R VI 305, ähnlich RAW 286). Dem bei Kaub aus dem Rhein hervorragenden Felsen gibt „die alte Sage den Namen Pfalz, oder macht vielleicht nur aus dem Namen die Deutung, er sei den Pfalzgräfinnen im Rhein heilig gewesen, welche hier ihre Niederkunft hätten halten müssen; vielleicht hat es einmal zufällig eine thun müssen" (R VI 362). Die Burg Krempestein an der Donau nennt man „auch das Schneiderschloß, weil ein Schneider, der eine todte Geis durch ein Fenster hinabstürzen wollte, so unglücklich war, sich dabei zu verwickeln und den Sprung mit zu machen" (R I 151). Auch um das Eifelstädtchen Lübbecke „flattern allerlei goldgeflügelte Vögel der Fabel herum, die vielleicht auf längst vergangene frühere Wirklichkeiten hinspielen und möglicher Weise mit der Entstehung dieser ritterlichen Burgmänner im Zusammenhang stehen. Da ist unweit der Stadt ein Berg, der weiland Ronceval geheißen, da werden Ueberbleibsel von den Schlössern Rheinsberg und Babylonien genannt, worin der alte sächsische Held Wittekind gewohnt haben soll" (RAW 255).

Erinnerungen an Schlachten knüpft die Sage gern an bestimmte Orte oder hält das Andenken an die tatsächlich dort geschehenen fest. Bei Rotebro erzählen die Leute „mit dem ihnen eigenen Stolz, wie hier die Dalkarls einst mit den Dänen geschlagen haben. Solche alten Kunden und Sagen gehen bei ihnen von Geschlecht zu Geschlecht. Dort stand König Johann auf jenen Hügeln und viele unsrer Herrn mit ihm, hier Sten Sture mit 4000 Dalkarls . . . Dort sollen die Erschlagenen begraben liegen" (RS I 44).[344]) Wenn dagegen noch heute „der Urenkel dem Wanderer in Franken und an der Donau Gefilde die Hunnenfelder" zeigt (AA 173), oder wenn vom „Heidenlager" bei Burg Neideck „die Sage geht, daß hier die Heiden und Hunnen in Schlacht gegen einander standen und die Hunnen das Treffen gewannen" (R I 48), so liegt keine sagenmäßige Tradition, sondern späteres Einfließen dieser Kenntnisse ins Volkswissen vor.

Ebenso haben sich häufig Erinnerungen an Rechtssitten in Sagen erhalten. So hörte Brand auf den Shetlandinseln „um das Jahr 1700 die alte Sage, welche bis diesen Tag im Munde des Volkes umgeht: „daß, wenn Jemand, gegen den auf dem Holm das Todesurtheil ausgesprochen war, durch die um den See herumstehende Volksmenge entkommen und den Glockenthurm der Kirche von Thingwall erreichen konnte, das Todesurtheil als nicht ergangen angesehen, und dem Verurtheilten das Leben geschenkt

ward" (R 364).[345]) Auch das Andenken an die schauerlichen Femgerichte lebt in der Volkssage fort. „So „behauptet die Sage", daß in der Gegend der Rosenmüllershöhle bei Bayreuth „so ein Gericht gesessen habe" (R I 22). Durch *etymologische Deutungen* sucht die Volkssage verdunkelte Ortsnamen zu erklären. Über Dromsdorf haben „die Leute aus den ähnlichen Wortklängen wieder ihre Grübeleien und Träumereien begonnen, daß der Kaiser Trajan dort in den längst verschollenen Zeiten eine Villa gehabt habe" (RAW 173).

Wie an besonders hervortretende Erscheinungen des Natur- und Kulturlebens, knüpft sich die Sage gern an überragende Gestalten des *Menschenlebens*. So erzählt sie, wie „Starkoddur, der Starke, die Riesen schlug" (GZ I 288),[346]) sie berichtet von dem „Sprung des nordischen Helden Olof Tryggveson ins Meer", der bei Westerhusen geschehen sein soll (Erg 37).[347]) Auf dem Königsberg in der Eifel, „so klingt die Ueberlieferung des Volks, hielt vor 213 Jahren ein König, vor dessen fürstlicher und menschlicher Herrlichkeit Tausende von Kaisern und Königen sich verneigen müssen, hier hielt Gustav Adolf König von Schweden im Spätherbst des Jahres 1631 auf seinem Streitrosse" (RAW 276). Der alte Hinrich Arndt „hatte es gern, wenn man sich die Geschichten der Schlachtfelder dieser Küsten, wo Karl der Zwölfte und der alte Dessauer mit einander gerungen hatten, von ihm erzählen ließ" (Erg 37). Um Karl XII. hat sich ein besonders reicher Kranz von Sagen gewoben. „In Schweden und in den damals schwedischen deutschen Ostseelanden ist dieser König Karolus . . . gleich dem Iskander der Morgenländer und unserm Friedrich Rothbart auf dem Kyffhäuser wenige Jahrzehende nach seinem Tode ein mythischer Name geworden" (MZ II 359). Jeder schwedische Bauer kennt „die Großthaten seines allgeliebten Karl des Zwölften" (RS I 76), er ist „noch immer der Abgott des schwedischen Volkes" (RS I 121). Gustav I. und Karl XII., „diese beiden, und grade sie ausschließend, findet man in vielen Bauernhäusern und Gästgifvaregårdar [Poststationen] gemahlt, doch am meisten Karln. Er . . . ist immer noch der Abgott des Volkes, bei welchem alle Herzen und Lippen sich rühren, wie man nur seinen Namen ausspricht" (RS II 283). Ebenso waren auf Arndts väterlichem Gut Löbnitz unter den Zimmern „die einen mit Kriegsthaten Karls des Zwölften . . . geschmückt" (Erg 63). Arndts „Urgroßvater war nach der Familiensage . . . ein Krieger Karls XII. gewesen" (S IV 331). Wie sagenhaft seine Gestalt schon geworden war, zeigt das Märchen „De spökenden Buren". Als freie Bauern hatten sie sich in Langenhanshagen angebaut, „vör langer Tid, noch vör dem groten König Karolus, as 't knapp was mit Minschen im Lande un gegen de Wülw un annere Undeerde Jagden anstellt wurden" (MZ II 69).[348])

Legenden, erdichtete und umgedichtete Geschichten aus dem Leben der Heiligen, blühen heute naturgemäß am meisten in katholischen Landen. In Weißenau bei Mainz sieht man „als Schützer und Beschirmer des Oertchens gegen die Fluthen den heiligen Christoph an der Wand eines Klosters gemahlt, im Kostüm eines Riesen, der Christum auf seine Schultern nimmt. So scheint er mit ihm durch den Rhein waten zu wollen, und die

vorüberfahrenden Schiffer versäumen nie, ihn mit bloßem Haupte zu begrüßen und um eine glückliche Fahrt zu bitten" (R VI 388).[349]) Bei dem Eifelstädtchen Obermending „umspielt den Pilger die liebliche Sage von der heiligen Genoveva, die durch den Maler Müller und Tieck auf verschiedene Weise verherrlicht ist . . . Ihre Kapelle unweit der Meierei Fraukirch, in welcher ihre Gebeine ruhen sollen, war fast ganz zur Ruine geworden, ist aber in den jüngstverflossenen Jahren wieder hergestellt" (RAW 330).[350]) Konstantin der Große wird Christ, als ihm „das heilige Kreuz am Himmel erscheint" (RAW 244). An der Täuferkirche in Florenz, „nicht weit von der Seitenthüre rechts steht eine Säule, ein Andenken eines Wunders. Man trug hier die Gebeine des heiligen Zenobius vorbei, zufällig berührte die Bare hier eine dürre Ulme, und siehe! dieselbe Stunde grünte und blühte sie" (R II 319).[351]) Von dem Tode des heiligen Miniato erzählt man sich folgende Legende: „Er wohnte mit einigen frommen Gefährten hier [in Florenz] auf diesem Hügel. Decius ließ viel an ihm probieren, um seinen Glauben zu verlocken, da aber dies nichts half, so ward ihm der Kopf abgeschlagen. Dies geschah diesseits des Arno. Miniato kam dabey nicht aus der Fassung, sondern setzte sich den Kopf auf den Rumpf, und spazierte über den Arno den Berg hinan, wo er gebührend und am gebührenden Orte seinen Kopf wieder ablegte, und mit ihm zugleich das irdische Leben" (R II 215).[352])

4. Die Volkssitte

Das agens movens, das das Tier zu handlungsmäßigen Reaktionen gegen starke Reize veranlaßt, ist, aus dem Instinkt heraus geboren, der Trieb. Die in Handlungen ans Licht tretenden, bei gleichen Anlässen sich stets gleich bleibenden Lebensäußerungen des einzelnen Menschen sind Gewohnheiten. Werden sie generell, in gleichen Kausalzusammenhängen von der ganzen Gemeinschaft geübt, so entsteht die Sitte. „Das Tier wird durch den Trieb geführt, der Mensch durch die Sitte" (FL 214). „Aus der Gewohnheit geht die Sitte hervor" (S II 153). „Gewohnheit bei den Menschen verhält sich zur Sitte, wie die Sitte sich zum Gesetz verhält; sie ist die Vorbereiterin und Pflegerin der Sitte" (S II 151). Die Sitte verkörpert die Bindung des einzelnen an die Gemeinschaft, eine Bindung, die in primitiven Verhältnissen, wo die Sitte die Funktionen des Rechts trägt, eine sehr starke ist. „Zittert er vor Verletzung der Sitte nicht mehr, als vor Kerkern und Galgen, was soll den Wilden hemmen?" (FL 218.) Äußert sich diese Bindung auf niedrigeren soziologischen Stufen als eine mehr gewaltsame, der die harten Exekutivmittel des Rechts zur Verfügung stehen, so ist sie in Verhältnissen der höheren Kultur vorwiegend die handlungsmäßige Verkörperung geistiger Beziehungen, denn „der Mensch bedarf eines Aeußeren — des Lebens und der That — um sein Inneres zu erkennen und zu offenbaren" (FL 216).

Die Sitte ist eine Gemeinschaftsform, sie verkörpert die Zusammengehörigkeit der Glieder volklicher Verbände. Was ursprünglich in den Kindheitsstufen der Menschen, die eine fest ausgeprägte Eigenart und Individualität noch nicht zeigen, „die Einfassung des Lebens, gleichsam der Rahmen seines Gemähldes, die wohltätige Grenze, die der Mensch sich setzt, um die gefährliche Wildheit seiner Triebe zahm und gehorsam zu machen" (FL 214), war, das wird bei stärkerer Absonderung der Kulturgemeinschaften gegeneinander zum Band, das die einzelne Gemeinschaft umschlingt und ihre Einheit darstellt. In ihrer Sitte verkörpert sich das Wesen dieser Einheit. „Es giebt unter dem, was man so in Bausch und Bogen Sitte nennt, ein Ding, im engeren, besseren Sinne diesen Namen verdienend, nemlich eine allgemeine menschliche Uebung und Fertigkeit des Guten und Schönen, die unter dem einen Volke dieses, unter dem andern jenes Gewand annimmt, worin aber jedes Volk das Beste und Menschlichste seines Karakters eingeschlossen meint" (FM II 42). So wird die Sitte zur Heimat.[1]) Sie ist „jenes wunderbare geistige Etwas im Gemüthe, was beide das Gemeine und das Ungemeine umfaßt und mit tausend sichtbaren Fäden der Liebe so innig umpflicht, daß der Mensch sich von ihnen nicht lösen kann, er

zerreiße und zersprenge denn sein ganzes Leben" (S II 153). Sie ist „dem Menschen wie alter Wein, alte Freunde, die alte Sonne, die täglich auf- und untergeht. Nur wenn er ihren warmen und schützenden Panzer umhat, fühlt er sich behaglich und frei" (FL 215), sie „umgiebt die schönere Mitte des Lebens wie ein bescheidenes und warmes Kleid" (FL 216). So wird die Sitte der Boden, aus dem alle Werke, die nur auf volklicher Erde wachsen können, entstehen. „Keine irdische Gewalt hält den Menschen so fest als die Sitte; keine giebt ihm solchen Mut und solche Stärke, das Ungeheuerste zu wagen und zu dulden; keine giebt ihm solche Ruhe, das Große langsam zu erzeugen und zu vollenden" (FL 217). „Die Sitte gründet dem Menschen seinen sicheren und festen Boden unter den Füßen. Nur wenn er sie nicht klein achtet, wird er es in Thaten und Werken zu etwas Großem bringen können; denn nur Sitte giebt Ruhe und Beständigkeit, nicht Kunst und Wissen" (FL 214). „Unsicher wird des Menschen Leben, wenn man ihm an der Sitte rückt; schlecht und elend wird es, wenn er sie belachen lernt" (FL 215).

Nach dem zeitlichen und örtlichen Umfang und nach der Intensität ihrer Herrschaft hat die Sitte „mannigfaltige Grade und Stufen, welche man mit eigenen Namen benennt und welche zwar unter ihren allgemeinen Begriff gehören, doch aber zuweilen auch, fast als für sich bestehend, neben sie gestellt werden. So spricht man z. B. von Arten Gebräuchen Weisen Moden" (S II 156). Die Endpunkte dieser Begriffsreihe sind Sitte und Mode, jene feststehend, unwandelbar, altüberliefert, von der Gemeinschaft geschaffen und allherrschend, diese schwankend, auf kleinste Zeitdauer und kleinstes Verbreitungsgebiet beschränkt, von einzelnen oder wenigen geschaffen. Die richtige Verteilung von Sitte und Mode gewährleistet ein gesundes Kulturleben. „Sitte in den großen Verhältnissen und Gestalten des Lebens, Mode in seinen kleinen Verzierungen und Wechseln deuten auf ein Volk hin, das die beiden großen Punkte des Lebens, Festigkeit und Beweglichkeit, glücklich vereinigt" (FL 216). Weisen und Moden entstehen täglich neu, zumal aus dem Absonderungsbestreben der einzelnen Klassen. „Wer sich in der Welt ein wenig umgesehen und das Thun und Treiben der Menschen betrachtet hat, findet bald, daß jede Klasse und jedes Alter der Menschen ihren Bocksbeutel,[2]) ihre Ceremonien und Pedantereien und Nichtigkeiten, kurz ihren Komment trotz einem Studenten haben, den sie sich nicht nehmen lassen" (W I 370).

Erhalten hat sich die volkstümliche Sitte zumal in kulturentlegenen Gegenden und bei Stämmen, die ein zäheres Hangen am Alten zeigen. Nicht zum mindesten auf Rügen, was das reiche aus Arndts Schriften zu erschließende Material beweist. Ferner sind es die westdeutschen Lande, der Schauplatz ältester deutscher Geschichte, wo Arndt Sitten und Bräuche in alter Reinheit gefunden hat. „Schwaben und Westfalen und die rheinischen Lande muß derjenige besuchen, der die Schlüssel zu der Geschichte des deutschen Volkes und die Auflösung seiner Bildung und Entwickelung finden will; da ist bis auf diesen Tag in Sitten Gebräuchen Leben und Verfassungen das meiste übrig gewesen, wodurch sich in die längst verflossenen Jahrhunderte zurücksteigen und an dessen ariadnischem Faden sich durch das

dunkle und verworrene Labyrinth der deutschen Geschichte bis zum Lichte hintappen ließ" (S II 52). Auch hier sind besonders die kulturfernen Gegenden die Erhalterinnen altheimischer Sitte geblieben. So ist die Eifel „wie alle Berg- und Wald-Lande vor den meisten andern Bezirken in Sitte, Art und Lebensweise eigenthümlich", wie „die Menschen der Eifel Leute von veralteten und ungehobelten Sitten" heißen (RAW 210). „Die höchste Platte des Westerwaldes hat noch ein abgeschlossenes Leben mit besonderen Sitten und Gebräuchen" (RAW 394).

Wie so viele andere Erscheinungen des volkstümlichen Lebens ist auch die Sittengestaltung abhängig von Klima und Landschaft. Das zeigt sich besonders in den Geselligkeitssitten. „Der Südländer hat Prozessionen und Feste, sein Klima, seine Religion verschaffen sie ihm natürlich, er lebt und freut sich in lustiger Gemeinschaft zu Hunderten und Tausenden und genießt dann ein höheres und freieres Leben mit Maaß. Wir hier unten haben keine natürliche Anlage für Feste, wir müssen sie künstlich machen. Immer bleiben sie kalt und arm, und weil sie das sind, so verkehren wir sie in Gesellschaften" (FL 220). Bei uns Norddeutschen „geht es in Rücksicht der Lustbarkeiten wieder sehr klimatisch her. Weil wir schwer und nicht zu reitzbar sind, so muß es uns schon mehr gleichsam durch die Haut und an Kehle und Magen kommen, ehe wir flink und spielend werden können. Indessen sind nicht bloß bei uns die Bauernfeste, so wie viele menschliche Feste, auf der Grundlage des Wohllebens in Essen und Trinken gegründet. Doch sind die Lustbarkeiten, der Tanz und die Gelage hier lange so häufig nicht als im südlicheren Teutschlande. Hochzeiten, Kindtaufen, selbst Leichenbegängniße müssen bei uns ein tüchtiges Schmausen haben" (VGL 226). Diese starke Betonung des Schmausens bei norddeutschen Festen bezeugt schon Kantzow: „Das Volk aber ist durchaus sehr freßig und zehrisch und mag ihnen eine leichte Ursache fürfallen, daß sie große Unkosten thun; dann wird ein Kind gebohren, so haben die Weiber ihren Praß, wird's getauft, so bittet man die Gevattern und nächsten Freunde dazu, gehet die Frau wieder zur Kirchen, thut man gleicher Gestalt. Wann eine Hochzeit wird, da bittet man Freund und Fremd zu, praßet drei, vier, fünf und bisweilen mehr Tage aus und aus, und wird öfters der ganze Brautschatz verpraßet. Stirbt einer, so ist es an etlichen Orten gewöhnlich, daß man diejenigen, so bei dem Begräbniß gewest, zu Gaste lädt und ihnen fluggs aufschleppet. Ist der Todte etwas gewest, so läßt man ihnen ein Seelbad nachthun, da sich die armen Leute baden und man ihnen Bier und Brod giebt. Darnach bestellet man für sich und die Freundschaft auch ein Bad, und baden auch und haben einen guten Praß" (VGL 146).[3]) Das gilt wie für die Lebensfeste auch für die Jahresfeste. „Es ist kein hoch Fest im Jahr, keine Fasten, man hält in Städten und Dörfern Bruderschaft und Gilde bei acht und mehr Tagen, welches alles mit Freßen und Saufen ausgerichtet wird" (ebda).[4]) So ist auch die nordische Trunksucht zum guten Theil auf klimatische Verhältnisse zurückzuführen. „Je näher dem Norden, je mehr Trunkenbolde und eigentliche Säufer. Zu uns kömmt der Wein, wie eine süße Gabe der Götter, fernher zu Schiffen; unser zehrenderes Klima bedarf zuweilen eines feurigeren

Aufgusses auf die in der Kälte und den Nebeln erstarrenden und erschlaffenden Leiber; unser Gemüth selbst ist mehr wechselnd und unserem Klima gleich, daher stürmen und lärmen wir oft so bei unsern Freuden und Vergnügungen, wenn der Franzose bei seiner Weinflasche nicht frohherziger und lauter ist als bei seiner Suppe und seinem Wasserglase. Daß sich mehrere Leute zu Sechsen und Zwölfen zusammenthun und hingehen, um zu probiren, wer beim Zechen auf dem Platze bleibt, das scheint ihnen eben so abscheulich als lächerlich, und von diesen alten Sitten heißen wir Teutsche immer noch Säufer bei den Leuten hinter den Bergen" (R V 201). Ebenso sind „bei uns Teutschen die Schweden zum Theil wegen des vielen Trinkens eben so berühmt, als wir es wieder bei den Franzosen und Italienern sind" (RS I 175). Wie sehr dies Nationalübel alle Klassen, selbst die, von denen man es am wenigsten erwartet, durchdringt, zeigen jene „Geistlichen, die sich mit den Bauern in der Schenke unterhalten, die sich durch Trunkenheit und andere Gemeinheit beschimpfen" (VGL 224).

Der großen Bedeutung, die Essen und Trinken im festlichen wie im alltäglichen Leben des Nordländers haben, entspricht die Ausbildung besonderer Tischsitten. „Die allgemeine Sitte in Schweden heißt, ehe man sich zu Tische setzt, einen kleinen Anbiß zur Erregung des Appetits nehmen, was auch schon in meinem Vaterlande gebräuchlich ist, wahrscheinlich von den Schweden eingeführt. Auf einem kleinen Tische stehen Brod, Käse, geräucherte Zungen und andere geräucherte und salzige Sachen, süßer Wein, Brantwein und Liköre. Jeder nimmt sich etwas, was mancher einen Sup nennt. Man pflegt auch zuweilen wohl einen kleinen Nachguß von feinerem Likör zu machen. Diesen zweiten nennt man einen Günther, von einem alten braven Soldaten Karls des Zwölften, dem Rittmeister Günther, der unter seinen Freunden diese Sitte hielt. Jetzt hört man in ganz Schweden, von Ystadt bis Oestersund, sich einen Günther nehmen" (RS I 174). „Der Gast wird aufgefordert: Ta' sig ännu en liten Günther (Nehmen Sie sich noch einen kleinen Günther). Es ist in Schweden, in Städten und auf dem Lande allgemein die Sitte, daß bei Gastgeboten und Gelagen in dem Empfangszimmer ein Tischlein steht mit Geräuchertem, Käse, Brod und einigen Fläschchen Wein, Rum oder Brantwein und daß die Gäste vor dem Niedersitzen zur Tafel wohl Ein oder Zwei Appetitschlückchen nehmen. Da wird dann von dem Wirth oder der Wirthin unter dem Schilde Günthers genöthigt" (S IV 374).[5]) Die Trinksprüche spiegeln oft kulturelle Zustände ihrer Völker. „Die Hülfsquellen, woraus der Shetländer seinen Vortheil zieht, sind nirgends klarer und glücklicher ausgesprochen, als in den Gesundheiten, die er in seinen fröhlichen Stunden ausbringt, von welchen der beliebteste ist: Death to da head, that wear na hair! d. h. Tod dem Kopfe, der kein Haar trägt! (dem Fische). Etwa vor sechzig Jahren war es auch Brauch, wann sich um die Mittsommerszeit ein Häuflein versammelte, und zur Zeit der Kabeljaufischerei ein Gastmahl anstellte, daß dann die vornehmste Person des Festes ihren Genossen auf folgende Weise zusprach: „Männer und Brüder, laßt uns eine Gesundheit ausbringen! Hier ist erst zum Preise Gottes und auf das Heil unserer eigenen armen Seelen! unserm werthen Landherrn! unserer geliebten Hausmutter!

Gesundheit dem Menschen, Tod dem Fische und gutes Wachsthum der Erde!" (N 312).[6])

Neben Essen und Trinken spielt bei volkstümlichen Festen die wichtigste Rolle der Tanz. Seinem ursprünglichen Wesen nach ist der mimische Tanz kultische Handlung in rhythmisch gegliederten Bewegungsformen des menschlichen Körpers. In diesem Boden hat auch der Schwerttanz seine Wurzeln, den wir seinem primitiven Ursprung nach als stilisierte Dämonenabwehr aufzufassen haben,[7]) indem man besonders einen Gott des Naturlebens vor seinen ihn zumal im Frühjahr bedrohenden Feinden, Geistern der Unfruchtbarkeit, zu schützen sucht.[8]) Die kultische Bindung hat sich dann verloren, und er ist zur bloßen Geselligkeitssitte geworden. Das war er wohl schon bei den Taciteischen Germanen, wenn er auch an ihren Kultfesten aufgeführt worden sein mag. „Nackte Jünglinge, welchen es ein Scherz war, sprangen tanzend zwischen gezückten Schwerdtern und Pfriemen hin und her" (AA 103).[9]) Die Entwicklungslinie ist dann bis zum Ausgang des Mittelalters für unser Auge abgebrochen, setzt dann aber mit den Schwertfechterspielen der Handwerkerzünfte und anderer Genossenschaften wieder ein, bei denen der Schwerttanz zu gemeinschaftsdramatischen Spielen ausgebaut ist. Ein solches Schwertfechterspiel in Form des Revuestücks ist der von dem shetländischen Inselchen Papa Stour bezeugte Schwerttanz. „Seitdem viele schottische Ansiedler ins Land gekommen sind, ist der alte nordische Schwerttanz sehr geändert, indem man ihn mit einer Art Drama verbindet, welches von sieben Personen in den Rollen der sieben Kämpfer des Christenthums gespielt wird" (N 425). Das Spiel wird an Abenden der Weihnachtszeit aufgeführt. „Die Fiedel spielt eine norwegische Weise auf, und bei dem Klange derselben tritt ein Krieger auf in der Rolle des Sankt Georg oder des Meisters der sieben Kämpfer des Christenthums, hat über seine Kleider ein weißes hanfenes Hemd gezogen, welches den alten Panzer vorstellen soll, den die Normänner trugen und ist mit einem furchtbaren Schwerte umgürtet." Er spricht, während die Musik schweigt, seine Einführungsworte, tanzt, zieht sein Schwert, „und singt dann ein Lied von seiner gewaltigen Stärke und seinen Großthaten. Hierauf verneigt er sich wieder und kündigt an, daß seine sechs edlen Genossen nun gleich vor der Gesellschaft auftreten und ihre Waffenkünste zeigen werden; heißt den Minstrel aufspielen, tanzt wieder und führt alsbald in ritterlicher Sittigkeit und Züchten sechs Ritter von furchtbarem Ansehen ins Zimmer ein, jeden mit einem weißen Hemde über seinen Kleidern, und mit einem guten Schwerte an der Seite. In wohlgesetzten Reimen verkündigt er dann ihre Namen und Thaten." Hierauf tanzt „der Meister seinen Gesellen eine Probe des pas seul" vor, den jeder einzeln nachtanzt. Dann beginnt der eigentliche Schwerttanz. „Der Meister giebt seinen Genossen ein Zeichen, die in einer Reihe stehen, ihre Schwerter auf ihre rechten Schultern gelehnt, während er einen pas seul tanzt. Dann schlägt er an das Schwert Jakobs von Spanien, welcher aus der Linie tritt, tanzt und an des Dionysius Schwert schlägt." Auf dieselbe Weise fordert jeder den Nächsten zum Tanz auf. „Hierauf strecken sie ihre Schwerter in voller Länge aus: man sieht einen jeden sein

eignes Schwert mit der Rechten fassen und die Spitze des Schwerts seines linkerhandigen Nachbars mit seiner Linken. Nachdem sie also einen Kreis gebildet haben, Gefäß und Spitze (hilt and point) wie es heißt, tanzen sie einen doppelten Rondar. Die Kämpfer halten ihre Schwerter in einer gewölbten Richtung und gehen, von dem Meister angeführt, nach einander unter ihnen hin; darauf hüpfen sie über ihre Schwerter, und da diese Bewegung die Massen in eine Kreuzlage bringt, so lösen sie diese wieder auf, indem jeder Tänzer unter seinem rechterhandigen Schwerte wegtanzt." Es folgt ein Rondar, „von dem Meister unterbrochen, der unter das Schwert zu seiner rechten Hand läuft, und dann rückwärts darüber hüpft; was seine Genossen ihm nacheinander nachthun. Der Meister geht dann unter sein rechterhandiges Schwert und die andern folgen ihm in dieser Bewegung." Nachdem sie wie vorher einen Kreis gebildet und einen Rondar getanzt haben, dann über ihr rechterhandiges Schwert gehüpft sind, „wodurch ihr Rücken gegen den Kreis und ihre Hände hinter ihre Rücken kommen", tanzen sie im Kreise herum, „gehen unter ihre rechterhandigen Schwerter hin und sind im Kreise wie vorher. Der Meister legt jetzt sein eigenes Schwert nieder, und die Spitze von Jakobs Schwert ergreifend, dreht er sich, den Jakob und die übrigen Kämpfer zu einem Knaul zusammen; die Schwerter werden hoch in einer gewölbten Stellung gehalten." Die Tänzer treten aus dem Kreis und „eine Wiederholung aller oder einiger der eben beschriebenen Bewegungen erfolgt alsdann." Dann treten sie mit vor der Brust gekreuzten Armen wieder zu einem Kreise zusammen und bilden „mit ihren Schwerdtern eine Gestalt, welche einen Schild vorstellen soll. Dieser ist so fest, daß jeder der Kämpfer ihn auf dem Kopfe haltend in seiner Reihe damit tanzt. Der Schild wird dann auf den Boden gelegt, jeder Ritter faßt das Gefäß und die Spitze, die er vorher hielt, legt die Arme kreuzweise über die Brust, und zieht durch eine Figur, welche jener, wodurch der Schild gebildet worden, grade entgegengesetzt ist, sein Schwert aus demselben heraus. Diese Bewegung endigt den Schwerttanz" (R 425—430).[10]) — Pantomimische Tänze sind die „Charaktertänze". „So sah man einst bei teutschen Bauerngelagen den Mühlentanz[11]), den Webertanz[12]), den Schustertanz[13]) usw." (R 468).

In nicht minder frühe Zeit wie der mimische Tanz geht der Reigen zurück, auch er kultischen Ursprungs, aus chorischen Aufzügen und Tänzen entstanden.[14]) Als Ringeltanz hat er sich, zumal in der Kinderwelt, erhalten. In Jemtland sah Arndt „an zwei Stellen wohl an fünfzig Menschen beisammen, Mädchen, Knaben und Jünglinge, die sich in Ringeltänzen und allerlei Spiel lustig hielten" (RS III 139). Dasselbe berichtet er aus Nizza. „Etwas Allerliebstes, das ich auf dem Korso und vor den Thoren oft mit innigem Vergnügen gesehen habe, ist ein Ringeltanz der weiblichen und männlichen Jugend, worin sich auch wohl Erwachsene mischen. Er besteht im Rundfliegen und Gesang, zuweilen mit einigen Verflechtungen und inneren Neckzirkeln und kleineren Ringen und sperrt oft die Gassen und Promenaden an festlichen Tagen" (R IV 50). Die Shetländer tanzen nach einem norwegischen Viseck „einen Ringeltanz, indem ihre Schritte beständig mit der Melodie wechseln" (R 432).[15]) Der

schottische Reel ist „ein knäulartiger Ringeltanz, der sich in künstlichen Bewegungen der Tänzer zusammenknault und nach bestimmten Gesetzen wieder abwindet" (N 468).[16]) Die Bewohner Nordschonens waren „besonders berühmt durch ihre Tänze, deren sie ganz eigene hatten, von welchen der berühmteste der Elfentanz (Älfvaredans) hieß, der jetzt nur noch selten und von wenigen getanzt wird. Wie der Name sagt, sollte dieser Tanz eine Nachahmung des Elfentanzes seyn, ward auch wohl nach dem Stromgeist, der dabei aufspielen sollte, Strömkarlsslag, Gygiarsslag (des Strommanns oder des Geigers Weise) genannt. Dieser Tanz hatte elf verschiedene Variationen, von welchem man aber nur zehen tanzen durfte, die elfte aber dem Nachtgeist und seinem Heer angehörte; denn wenn man sie aufspielen ließ und tanzen wollte, fingen nach der Erzählung Tische und Bänke, Kannen und Becher, Greise und Großmütter, Blinde und Lahme, ja die Kinder in den Wiegen an zu tanzen" (NS IV 242). In Schonen tanzte man nach vollendetem Hausbau „an dem zweiten Gildetage, wenn das Wetter es zuließ, den sogenannten Langtanz. Die Spielleute setzten sich an die Spitze der Tanzenden (und Alle tanzten, beides Junge und Alte) und paarweis zog oder richtiger sprang die ganze Tanzgesellschaft von Hof zu Hof. An jeder Stelle wurden sie bewirthet, zogen mit ihrem Polnischen dahin und tanzten wieder aus dem Thor heraus. Zuweilen machten sie auch in dem nächsten Dorf einen Besuch. Dieser Langtanz währte mehrere Stunden" (HH 8).[17])

Aus den städtischen Festsitten drang der Paartanz in das Volk. „Jetzt springt unser Bauer auch schon in Tänzen herum, die er schottische und englische nennt" (N 468). Von Deutschland aus zog der Walzer in andere Länder, so auch nach Frankreich. „Diese Liebe zum Walzer und diese Nationalisierung dieses teutschen Tanzes ist ganz neu. Erst seit diesem Kriege ist er mit dem Tabakrauchen und andern gemeinen Moden gewöhnlich geworden" (R VI 56). Wie der mittelalterliche Reigen trieb auch der Walzer seine Auswüchse, zumal in studentischen Kreisen. Bei einem Tanzfest in Bubenreuth bei Erlangen, dem Arndt beiwohnte, „ging es auf gut Jenensisch her, obgleich die Mütter und Basen der Mädchen als Zuschauerinnen saßen. Die Tänzer faßten das lange Kleid der Tänzerinnen, damit es nicht schleppte und zertreten ward, weithinauf, klemmten sie in dieser Verhüllung, die beide Körper unter Eine Decke brachte, so dicht als möglich gegen sich, und so ging das Gedrehe in den unanständigsten Stellungen fort; die haltende Hand lag hart auf den Brüsten und machte mit jeder Bewegung kleine lüsterne Eindrücke; die Mädchen waren dabey wie Tolle und Hinsinkende anzusehen. Bey den Umwälzungen von der abgewandten Lichtseite gab es dabey keckere Eingriffe und Küsse . . . Ich begreife nun sehr wohl, warum man hier und da im Schwaben- und Schweitzerlande den Walzer verboten hat" (R I 69).

Der Tanz als Ausdruckskunst des menschlichen Leibes ist Schönheitsverkörperung, er ist, wie alle Kunst, beseelte Form, und nur wer die Seele, nicht wer nur die Form sieht, vermag ihn als Kunstwerk zu würdigen. „Daß aber diesem Menschenkörper in der bloßen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit seiner Bewegungen die beredteste und verständ-

lichste Sprache gegeben sey; daß in dem Rythmus und Schwung seiner Glieder, in der Kraft und Gewandheit des Leibes eine der schönsten Künste verborgen liege, wie viele können dieß ahnden, und wie viele empfinden diese Kunst, selbst wo der Tanz, wie man ihn gewöhnlich nennt, zu ihr sich erhebt? Nur wer eine Seele mitbringt, faßt die Seele; das Fleisch sieht nur das Fleisch, ihm schimmert durch die Hülle die schöne Psyche nicht durch, die sie belebt" (R I 361). Ist so der Tanz des Einzelnen geformte Seele, so offenbart auch der Tanz volklicher Gemeinschaften deren *Eigenart*. Der Tanz der Steiermärker, „der mit dem Tyroler viel Ähnliches hat, drückt ihren Karakter aus, in welchem viel Kühnes und Rasches zu liegen scheint" (R II 42). In ihm liegt „so etwas Eckigtes, Wildes und Abgestoßenes in den Bewegungen und zugleich eine außerordentliche Gewandtheit. Es sind die Allemanden mit allen Verschränkungen, aber mit weit mehr Ausdruck und mit sonderbaren Stillständen und unerwarteten Abweichungen" (R II 32). Ähnlich zeigt der Angermanländer Tanz, „halb tyrolisch den Karakter dieses munteren Bergvolks" (RS III 99). Den Tanz der Blekinger nennt Arndt „einen so freudigen und kraftvollen Bauertanz", wie er ihn „seit dem Schützenball der Tyroler zu Grätz nicht wieder gesehen. Es ist alles Leben, Takt und Kraft" (RS IV 163). So gestaltet das Volk auch Fremdtänze zu Formen, die seinem Wesen entsprechen. „Der schwedische Bauer tanzt in der Regel polnisch, aber mit mancherlei Varianten und Verschränkungen, die man anderswo nicht so kennt und meistens mit schnellerem Takt und größerer Heftigkeit, als der Teutsche. In den Sprüngen vollends, in den raschen Wendungen und gewandten Werfen der Füße, wie ich es besonders in Norrland gesehen habe, hat der Tanz viel von dem steyrischen und tyrolischen Nationaltanz und athmet den kühnen und freien Geist der Bergbewohner" (RS III 234).[18])

Gelegenheit zu Schmaus und Tanz, den Hauptbestandteilen volkstümlicher Feste, bietet in ländlichen Verhältnissen besonders die Beendigung wichtiger Arbeiten, wie Saat und Ernte. In Pommern und Rügen werden „auf manchen Höfen den Leuten drei bis viermal im Jahr Lustbarkeiten bei Bier und Brantewein gegeben, etwa nach der Saatzeit und Aerndte und nach bestellter Winterſaat das, was man Aerndtekollation nennt, wobei alles bewirthet wird, was mit zur Aerndte half" (VGL 226).[19]) Ebendort nennt man die wandernden Musikanten, die zu diesen Festen aufspielen, „Prager Studenten". Es sind „Banden von Musikanten, meistens Böhmen und Deutsche aus den sächsisch-böhmischen Gränzbergen von Joachimsthal u.s.w., welche einen Meister an der Spitze gewöhnlich 5 bis 6 Köpfe stark in den Herbstmonaten auf dem Lande in Nord-Deutschland umherzuziehen und auf den Höfen und in den Dörfern bey sogenannten Aerndtekollationen und Gebehochzeiten umherzuziehen und Musik zu machen pflegen" (S IV 394).[20]) Man tanzt in Norddeutschland „auf der Scheunendiele" (S IV 394). Außer bei den kursorisch mit Ablauf des agrarischen Jahres wiederkehrenden Gelegenheiten schmaust und tanzt man auch nach Beendigung unregelmäßig vorkommender wichtiger Arbeiten, wie des Hausbaus. In Blekingen wird „bei dem Hauen von Bauholz und beim Häuserbau traktirt und diese Gastereien heißen Hau- Fahr- und Richtungsgilden"

(RS IV 174). In Schonen „waren unter den mancherlei Vergnügungen, welche der Sommer in jenen Tagen mehr als jetzt darbot, die sogenannten Klenegilden nicht unter den geringsten. In den großen Dörfern fand sich fast immer etwas umzubauen oder neuzubauen, und das gab denn Veranlassung zu einem Freudenfeste". War gegen Mittag das Werk vollendet, so „eilten alle Arbeiter heim, um sich für den Mittagsschmauß und für den darauffolgenden Tanz umzukleiden. Um bei dieser Umkleidung nicht aufgehalten zu werden, hatten die Mädchen, die in jenen Tagen baarhaupt gingen, den Abend vorher die mühevolle Haarflechtung vollbracht und ihren Kopf in Ordnung gesetzt. Den ersten Gildetag waren alle Weiber in blaue Röcke gekleidet, den zweithen in rothe. Diese Gilde, sowie andre Gilden unter den Bauern, währte drei Tage, aber den dritten Tag wurden bloß Verheirathete eingeladen . . . Nachdem das Mittagsmahl eingenommen war, wozu immer Priester und Küster eingeladen waren, ward der Ball von dem Zimmermann eröffnet, der bei diesen Festlichkeiten die erste Rolle spielte und mit vorzüglicher Achtung behandelt ward, weil man in seiner Person den Bau ehrte und lobte" (HH 6).[21])

Viel weniger an feste Gelegenheiten gebunden als der Tanz ist das Spiel, bei dem im Gegensatz zum Tanz, den das Bedürfnis der Lösung von Gefühlsspannungen der Freude erzeugt, der Wetttrieb zum Ausgleich kommt. Diese Kampfspiele unterscheiden sich durch die Form, in der der Wetttrieb zum Austrag gebracht wird. Zu den Wurfspielen, solchen also, bei denen die Geschicklichkeit und Stärke von Hand und Arm den Sieg entscheidet, gehört das Steinstoßen. Auf der shetländischen Insel Foula, die „vormals vorzüglich die Erhalterin und Pflegerin des Altväterlichen und Nordischen gewesen zu seyn scheint, war sonst das alte germanische Spiel, das in den Schweizeralpen noch lebendig ist, daß die Männer ihre Stärke durch das Steinstoßen prüften" (R 424).[22]) Wurfspiel ist auch das Kegeln, für das sich im volkstümlichen Sprachgebrauch weit verbreitet die Bezeichnung Bosseln erhalten hat. „Die Staaten Deutschlands sollen als vier bis sechs große und eine Menge kleiner Kugeln nebeneinander liegen . . . und die französische oder englische Faust ist bestimmt, unter diesen Kugeln zu rühren und mit ihnen das blutige Bosselspiel wieder zu beginnen" (RM 101).[23]) In Paris bleibt das Kegelspiel „am meisten der ärmeren Klasse überlassen" (R V 401). Dort, auf den elisеischen Feldern, betreibt man auch das „Lieblingsspiel der Südländer", das „Kugelspiel (la boule), wozu der ganze Platz ihr bowling green abgeben muß" (ebda). Hier, wie in Nizza, wo man dasselbe Spiel hat, „kömmt es darauf an, der ausgeworfenen Kugel am nächsten zu kommen, und diejenigen, welche ihr zunächst liegen, aus ihrer Stelle zu treiben mit einer solchen Mäßigung der Stärke, daß die eigene sich darüber nicht zu weit verlaufe" (R IV 49).[24]) Wurfspiel, das mit Münzen geübt wird, ist das Klingpfennigspiel. In Paris „spielen sie auch, was der Italiäner battimuro und der Niedersachse Klingpfennig nennt, eine Art, wobei man die Stärke des Wurfs sehr in seiner Gewalt haben und aus dem Gegenprellen wissen muß, wohin die Münze ungefär fliegen werde" (R V 401). Das Spiel kennt man auch in Nizza (R IV 49). Ein mit Bällen geübtes Wurfspiel ist das französische

Ballonspiel. „Die sich mehr bewegen und doch die Augen und Füße nicht zu sehr angreifen wollen, spielen mit großer Geschicklichkeit Ballon, der immer im Kreise rundgehen muß, oft um Geld, daß der, so ihn über den Kreis hinausgeschlagen oder innerhalb dem Kreise zur Erde kommen lassen, eine gewisse Summe zahlen muß" (R V 401).

Die Stärke der Beine entscheidet beim Laufspiel. Ein solches ist das Drittenabschlagen, das Arndt für Rügen bezeugt. „Einen schönen Sommertag spielten die jungen Burschen auf dem Anger vor der Stadt Drittenjagen" (MJ II 229).[25]) In Schonen pflegten „Wettrennen zwischen den Knechten und Mädchen nach dem Ziel zu seyn, wobei die Mädchen um der Leichtigkeit willen im Hemd liefen. Dies halb spartische Wesen schadete damals den Sitten nicht. Wer die Wette gewann, ward im Triumpf herumgeführt und mußte von allen traktirt werden" (RS IV 240). Laufspiele, zu Pferde geübt, sind die Reitspiele. Ein solches, das vermutlich kultische Reste birgt, ist das in der Julzeit abgehaltene Stephansjagen, mit dem man vielleicht in vorchristlicher Zeit auf die Sonne einen Analogiezauberzwang hat ausüben wollen, ihr Steigen zu beschleunigen. „In einigen Landschaften, besonders in dem lustigen Blekingen und im Göinge Härad in Schonen hielt man vormals das Sankt Stephansjagen am zweiten Christtage; denn Sankt Stephan ist der Schirmherr der Rosse, wie das alte Reimlein klingt:

. . . Sankt Stephanus ein Stallknecht war,
Er tränkte die Hengstlein alle beid.

Da ward lustig mit den Rossen geturnt und auf seine Gesundheit getrunken, da ritt man mit den Pferden zu fremden Tränken und galoppirte um die Wette wieder heim" (ES 364, RS III 88). Bei Stockholm hörte Arndt von seinem Skutsbonde „Bauernweisen und unter andern eine kleine Weise auf den Patron des schwedischen Pferdewettlaufs, Sankt Stephan, dessen Ehre eigentlich in die Julzeit fällt. Jenes Stephanslied heißt:

. . . Stephan ein Knecht im Stalle war er
Halt dich wohl, Hengstlein mein.
Er wässerte die Hengstlein alle fünf.
Helf Gott und Sankte Stephan" (RS I 43).

In Schonen „galoppirten sie den zweiten Jultag oder den Sankt Stephanstag in den Dörfern umher; das heißt Staffans Skede und das Reiten selbst rida skede oder in ihrer Sprache rida skere. Deswegen heißen manche Strecken in diesen Härad Skea; ein Hügel Namens Stobyberg ist noch jetzt wegen der vielen dort in die Wette jagenden Reiter bekannt" (RS IV 242).[26]) Ein anderes schonisches Rennspiel ist das Tonnenabschlagen. „In den Fasten war das Tonnenabschlagen gebräuchlich, welches in Pommern noch in einigen Dörfern gefeiert wird, aber mitten im Sommer. Die Knechte nehmen eine Tonne, bohren in sie ein Loch, ziehen einen Strick dadurch und hängen sie über oder an der Gasse des Dorfes auf, wann sie vorher eine oder mehrere lebendige Katzen darin verschlossen

haben. Ist dies fertig, so setzen sie sich in der Reihe zu Pferde und reiten, mit großen Knüppeln bewaffnet, im vollen Galopp vorbei, indem sie auf die Tonne schlagen. Wem es glückt, sie zu zerschlagen, der ist König und wird mit Bändern und Kränzen geschmückt und kann aus der ganzen Mädchenschaar sich diejenige auswählen, welche ihm beliebt zur Königin zu machen. Das Fest wird mit Spiel und mit einem Landball beschlossen" (RS IV 240). In Pommern wurde „das Tonnenabschlagen, ein halsbrecherisches Wettrennen zu Pferde um den Preis des Königthums, das zu den Bauernfesten gehört, gegen Johannis begangen" (VGL 227).[27])

Wie in den Wurf- und Laufspielen die Stärke einzelner Glieder, mißt sich in den Kampfspielen die Kraft des ganzen Körpers. Bis an die Grenze von Spiel und ernstem Kampf geht die Geselligkeitssitte, wenn es in Blekingen „und in den benachbarten Gegenden von Schonen und Småland noch häufig Sitte war, sich mit Messern zu duelliren. Dieser Zweikampf hieß spänna bälte, den Gürtel spannen. Sie zogen nämlich die langen Messer aus der Scheide und verknüpften sich mit ihren Gürteln so, daß sie nicht von einander kommen konnten. Auf die Frage des Ausforderers: wie lang verträgst Du kaltes Eisen? (huru långt tål du kallt jern?) traf man den Verein, wie viele Zoll tief man mit dem Messer schneiden wollte. Im Ingrimm forderten sie sich oft zu einem so langen Maaße heraus, daß das Eisen bis zum Leben drang" (RS IV 164). Auch in Schonen „war vormals das Gürtelspannen sehr Sitte" (RS IV 242).[28]) Durch Schwimmen ausgetragene Kampfspiele, bei denen es sich darum handelt, eine ins Wasser geworfene Münze wieder heraufzubringen, üben „die Halloren in der Saale" (FM II 210).[29]) Ein Wettspiel in Tanzform, dessen Sieger der Zufall bestimmt, ist das Hammelschießen in Nürnberg. „Wo ein Hammelschießen aussteht, das weiß man sogleich" (R I 113).[30]) Ein durch Schießen ausgetragener Geschicklichkeitswettkampf ist das Vogelschießen, über das Arndt aus seinen Jugenderinnerungen erzählt: „Unsere sundischen Freunde brachten uns für den Sommer die Freude des Vogelschießens mit. Für diese der großen Hauptstadt nachgemachte Sommerlust ward auf dem kleinen Tannenberg . . . eine mächtige Stange mit einem Vogel aufgerichtet, nach welchem wir oft zwei drei Tage mit Flitzbögen und Bolzen schossen, bis das letzte heruntergeschossene Stück einen der Schaar zum König machte. Das gab dann, gewöhnlich in der Pfingstwoche, eine große Festlichkeit. Es ward ganz nach sundischer Weise mit großer Feierlichkeit unter dem Klang von Pfeifen und Hörnern vom Hof ausmarschirt, einige mit Maien und Kränzen geschmückte Zelte waren aufgeschlagen, worin Butterbrod, Kuchen und Punsch gereicht ward, und wozu in der Regel die Menge Junge und Alte unserer sundischen Freunde und der Nachbarn geladen wurden" (Erg 34). Ähnlich erwähnt es Arndt in seinen Märchen. „In Soltwedel was een grot Vagelscheten, un de olde Klas Scharpsteker schot dat beste Stück van dem Vagel un wurd Schützenkönig" (MJ II 187).[31])

Eine im Spiel erhaltene Erstarrung einer alten Rechtsitte liegt in dem Spiel vom Breiten Stein. Arndt beginnt seine „Erinnerungen" mit den Worten:

„Ich steh, ich steh auf einem breiten Stein,
Und wer mich lieb hat, holt mich ein.

Diesen Spruch habe ich in der lieben Heimath oft gesprochen in den Tagen, wo es mir noch lustig däuchte, im Pfänderspiel eine hübsche Dirne anzulocken und von ihr mit einem Kusse von dem festen Platze erlöst zu werden. Es lag nämlich im Mittelalter in der alten herrlichen Stadt Stralsund auf dem Alten Markt ein sogenannter Breiter Stein, unweit einer andern Schand- und Schau-Stelle, dort Kak, anderswo Pranger genannt. Dieser Breite Stein hatte weiland gedient wie jetzt die Kanzel zu allerlei feierlichen Ausrufungen und Verkündigungen, namentlich: wann hohe Ehrenstellen in der Obrigkeit besetzt werden sollten, wurden sie dem Volke durch Ausrufungen von jener Stelle bekannt gemacht; Verlöbnisse wurden dort verkündigt, Verlobte stellten sich in Feierkleidern dahin und ließen unter Pauken- und Trompeten-Schall ihre Stimme erklingen und so jedermänniglich zu Einrede und Einwand auffordern" (Erg Einl. 3).[32])

All diese Spiele wurden, mit Ausnahme zuweilen des letzten, im Freien ausgeführt, wobei für Kinderspiele mit Vorliebe der Kirchhof gewählt wurde, eine Erinnerung an mittelalterliche Sitten. So spielten die Kinder des Rektors Masius in Barth „an seinem Hause auf dem Kirchhofe" (S III 523), und aus Stralsund erzählt Paul Beck: „Ich war elf oder zwölf Jahr alt, da spielte ich an einem Decemberabend mit andern Jungen nach der Schule auf dem Jakobi-Kirchhof" (S III 564), und „Wir Jungen spielten Nachmittags nach der Schule auf dem Kirchhof" (S III 566).[33]).

Ihnen stehen die Zimmerspiele gegenüber. Zumeist entscheidet bei ihnen nicht Gewandtheit und Stärke, sondern Zufall und Glück. So bei dem Spiel mit der Julkeule. „Auch die Julkeule (Julklubba) war vormals wichtig. Diese Keule wurde an einem Bande über dem Tisch befestigt und mußte irgendwohin gespielt werden, um über den Trunk zu entscheiden. Wer auf unsern Universitäten den sogenannten Papst gespielt hat, versteht hier sogleich die Art der Entscheidung: gegen wen sie sich wendete, an dem war der Trunk. — Ebenso spielte man mit dem Julhahn, einem Ebenbilde jenes gefiederten Haus- und Thürhüters aus Julstroh künstlich zusammengeflochten.[34]) Diese beiden Spiele nebst blinde Kuh, auf schwedisch Blindbock genannt[35]) und mancherlei Jullieder und Julspiele (Jullekar) werden noch in manchen Landschaften auf das fleißigste und lustigste geübt" (ES 366). „Ich habe eine lange Reihe solcher Julspiele in Reimen vor mir, welche den bäurischen und naiven Witz in seinen mancherlei Aufsprudelungen und Kitzeln brav genug mahlen" (RS III 89). Leider teilt Arndt von diesen Reimen nichts mit. Nicht nur bei festlichen Gelegenheiten wie diese Orakelspiele geübt wird das Würfelspiel, in dem sich noch bei den Germanen, was in jenen verblaßt ist, der dumpfe Glaube an das Zeichen gebende Schicksal kundtat. „Das Würfelspiel trieben sie auch nüchtern mit dem größten Ernst" (AA 103).[36]) An heimatlichen Kartenspielen führt Arndt den „Bestbauer" an: „gesellig und spielsüchtig — aber leider nur zum Bestbauer — ist hier alles" (BfMG 22),[37]) ferner das

Whist- und Lomberspiel: „mit dem Riesen [Subow] habe ich einen Rubber Whist gespielt" (WW 26), wir haben uns „herumgekappelt und herumgedoppelt, d. h. wir spielten endlich ein Lhomberchen 12 auf einen Schilling" (S I 73), wobei das ursprünglich auf das Würfelspiel angewandte „Doppeln" auch als Kartenspielbenennung Verwendung findet, so auch: „Dubbeln un Paschen . . . dat was sin Lewen" (MJ II 74).[38]) In Italien sind „Pharao" und „trente et quarante" beliebt (R IV 49). Der in einer gemeinsamen Kasse gesammelte Gewinst ward als Bete bezeichnet: „Wir wollen das Spiel schließen und die Bete theilen" (S III 569).[39])

Die Sitten der Lebensfeste knüpfen sich zur Hauptsache an die drei großen Wendepunkte Geburt, Hochzeit und Tod. Ist das Kind geboren, so ist in Blekingen „der Mutter erstes Essen ein Schluck Branntwein mit Pfeffer und Eiermilch mit Kringeln.[40]) Den dritten Tag erhält die Wöchnerin Besuch von den Nachbarinnen, welche Grütze, Eierbier, Eiermilch und Kuchen mit sich haben. Sowohl beim Kindelbier und Kirchgangschmause vergißt man die Förningar [Lebensmittel] nicht. Das Geld, das bei dieser Gelegenheit ausgegeben wird, heißt Gevattergabe" (RS IV 174).[41]) Nach alter Sitte wird das Kind in Windeln gelegt.

„Das war es, was die Parze mir gesungen,
als man ins Windelband den Säugling fing" (G 72).[42])

Wie Tacitus berichtet, wuchsen unter den Germanen die Kinder „gewöhnlich ohne Kleider, ohne Wartung in den Häusern auf" (AA 100).[43]) Um Kinder zu beruhigen oder gewaltsam in den Schlaf zu bringen, gibt man ihnen an manchen Orten Branntwein, glaubt jedoch, daß sie dadurch nicht wüchsen. „Man beschuldigt die Bologneser, daß sie sie [die kleinen Bologneser Hunde] von außen und innen häufig mit Branntewein ausbaden, damit sie fein zwergartig bleiben. Es wäre einer Untersuchung der Naturforscher werth, dies näher zu beleuchten. Gewöhnlich sagt man ja auch: Kinder, welche Branntwein trinken, werden nicht groß" (R II 173).[44]) Wächst der Knabe heran, so kommt er in die Schlingeljahre. „Die Italiäner nennen diese Epoche, die sich auffallend auszeichnet, sehr treffend l'età acerba, die Teutschen und Schweden Schlingeljahre" (FM I 193). Die Rute hat ihren Platz hinter dem Spiegel, wie Arndt aus seiner Kindheit erzählt: „Der Handel wird untersucht . . . die Waffe der Züchtigung hinter dem Spiegel hervorgebracht" (S III 489).[45]) Sonst wird als Züchtigungsmittel der Stock gebraucht: „Den Bakel würde ich als Bruder nicht brauchen können" (BfMG 17).[46])

Die an die Hochzeit geknüpften Sitten setzen ein mit den Werbungssitten, denen der Annäherung der Geschlechter, die ihren Höhepunkt in den „Probenächten" finden. In Westergöthland waren „vor 50 Jahren die Probenächte noch sehr gebräuchlich. Diese Sitte, welche auch in andern Provinzen gilt, soll hier doch noch nicht ganz ausgestorben seyn. Die jungen Burschen besuchen nämlich ihre Feinsliebchen die Sonntags- und Festtagsabende, und bleiben die Nacht bei ihnen in Amors süßem Schmause; dies versteht sich unter solchen, die sich dadurch stillschweigend verloben, wenn sie nicht schon verlobt sind, denn sonst würde es nicht

geduldet werden. Dies heißt auf Gothland gehen und probieren (gå och profva), in Delarne ligga på jällen" (RS I 234).[47])

Aus ökonomischen Gründen halten „die Bauersleute ihre Hochzeiten gewöhnlich im Herbst" (S II 208). Bei den Shetländern werden an den „kürzesten Tagen . . . die meisten Hochzeiten gefeiert" (R 425).[48]) Die Vorbereitungen beginnen in Angermanland am Tage vor der Trauung. Dort „kömmt die Braut den Abend vor dem Trausonntag ins Pfarrhaus, sich zur morgenden Ausschmückung den Kopf mit Zangen und Wickeln zwicken und bereiten zu lassen. Da wird sie mit allen möglichen Blumen, Flittern, Perlen, Spangen, Ketten, Ringen und andern Zierrathen bunt und schimmernd behangen und geschmückt, wie es bei Bräuten üblich ist" (RS III 66). Ebenso nahm bei der lappischen Hochzeit „das Aufputzen des Brautpaars den größten Theil des Morgens hin." Der Geistliche hatte „den Bräutigam und seine niedliche Schwester die Braut unter den Händen, die sich nun weidlich mußten in den Haaren zausen lassen" (RS III 218).[49])

Wenn sich in Blekingen „die Freunde und Verwandten im Hochzeitshause" versammelt haben, „fährt und reitet der ganze Hochzeitsstaat und die übrige Versammlung zur Kirche" (RS IV 169), wobei „manche Frauen und Dirnen in ihren Queersätteln reiten" (RS IV 171).[50]) Der Hochzeitszug hat in Angermanland, wenn man zu Fuß geht, eine fest bestimmte Reihenfolge. „Voran treten die Musikanten mit hellem Saitenspiel, dann folgen zierlich geschmückte Jungfrauen, Freundinnen und Nachbarinnen der Braut, unter dem Namen Brautmädchen in einer langen Reihe je zwei und zwei, oft zu dreißigen und vierzigen. Diesen tritt der Brautvater nach, die Braut an seiner Hand führend, — eine schöne rührende Sitte. Darauf kommen alle alten Weiber, der Prediger und der Bräutigam, zuletzt die Junggesellen und der schlechtere Troß" (RS III 66).[51]) In Blekingen „gehören zum Hochzeitsstaate die Vorreiter, Spielleute, Ledsvenner, Brudtömmar und Brautmädchen nebst dem Redner . . . Die Ledsvenner heißen auch Hofridare, man könnte sie die Leibtrabanten des Brautpaars nennen. An einigen Orten ist es gebräuchlich, daß einer von ihnen des Bräutigams, der andere der Braut Verwandter ist. Im Hochzeitszuge zur Kirche reitet an jeder Seite der Braut einer von ihnen, und bei Tische sitzen sie ihr gegenüber. Die Brudtömmar sind zwei Frauen, welche die Braut kleiden, mit ihr zur Kirche fahren und ihr die Kleider zurecht setzen, wann sie in die Kirche geht" (RS IV 169). Dabei muß es, wie in Nerike, „nach allgemeiner Nationalsitte lustig hergehen. Bei Hochzeiten, wenn es irgend etwas seyn soll, kann die Begleitung zur Kirche und der Glanz, das Gewimmel und die Musik nicht groß genug seyn" (RS I 172).[52])

Die Trauung geschieht nach dem Gottesdienst. Dabei schlingen in Angermanland „die Brautmädchen zu beiden Seiten des Altars eine Wagenburg, darauf tritt der Bräutigam zuerst vor den Prediger und verneigt sich züchtig, dann tritt der Vater heraus und giebt bei der heiligen Handlung die Braut in des Bräutigams Hände. Zum Schluß singt man ein Hochzeitslied und die Musik spielt den Zug wieder hinaus" (RS I

172). Nach der Trauung steht die Braut in Angermanland „auf dem Kirchhof zur Parade und muß sich von jedermann beschauen lassen, auch kleines Backwerk, Kuchen und drgl. an die kleine Jugend und die Kinder austheilen“ (RS III 67).[53]) In Blekingen führt oft „die Gesellschaft Essen und Branntwein mit sich, was verzehrt wird, wann man aus der Kirche kommt und alle sich auf ihre Pferde und Wagen gesetzt haben“ (RS IV 171). Dann geht es in schneller Fahrt zurück. In Nerike herrscht der Glaube: „Je rascher, im je volleren Galopp es bei der Heimfahrt aus der Kirche nach dem Brauthause geht, desto besser Glück haben die Neuvermählten . . . . Auch der Pastor, wenn es seine Jugend noch duldet, sprengt, wenn er die Braut recht ehren will, zu Pferde im vollen Galopp neben ihrem Wagen her“ (RS I 173).[54]) In Angermanland, wo in den Berggegenden der Zug „oft ganz beritten ist, so daß Braut und Bräutigam, Prediger und Damen reiten müssen,“ sind gewöhnlich „mehrere Paare der rüstigsten Jugend unter dem Namen Vorreiter voran und erweisen sich lustig mit Galoppiren, Rufen und Prunken und Prangen.[55]) Reitet der Bräutigam, so ist sein Pferd und Geschirr ausgesucht zierlich, ebenso das der Braut“ (RS III 67). In Blekingen ist es „an manchen Stellen Sitte, daß der Stass [Hochzeitszug] bei seiner Rückkunft sich draußen vor dem Brauthause etwas aufhält und einige deputirt, welche vorreiten und sich ausbitten, mit der Gesellschaft aufgenommen zu werden. Freilich weiß man die Antwort vorher, aber die Ueberzeugung von der künftigen Lust wird lebendiger, wenn jeder dieser Deputirten mit seiner Ölkanne [Bierkanne] in der Hand zurückkömmt“ (RS IV 171).[56])

Bei dem nun beginnenden Schmause ist der Platz des Brautpaars durch besonderen Schmuck vor dem der übrigen Festteilnehmer ausgezeichnet. In Angermanland ist hinter ihrem Sitze „die Wand oft besonders geziert und über dem Haupte nicht selten eine Art Thronhimmel angebracht“ (RS III 69). Bei der Lappenhochzeit in Jemtland „setzten sich Braut und Bräutigam unter einen Ehrenhimmel, der mit einem weißen Laken, mit goldnen Flittern und Bändern verziert, über ihren Sitzen gewölbt war; ihre Namen standen mit großen Buchstaben an die Wand geschrieben“ (RS III 225).[57]) Die Kosten des Schmauses werden gemeinsam getragen, und zwar im Norden zumeist in der Form, daß die Gäste Speisen mitbringen. So ist es in Angermanland üblich, „daß jeder zum Hochzeithause an Butter, Käse, Fleisch, feinem Brode so viel Essen mitbringt, als er für mehrere Tage bedarf“ (RS III 70). Auch in Blekingen haben „beides bei Hochzeiten und andern Gastgeboten die fremden Weiber sogenannte Förningar (von föra, mit sich führen) mit sich, die in feinem Brode, Butter, manchen Arten Käse, Brataal, Kuchen etc. bestehen. Man sieht, die Sitte ist dieselbe von Westerbotten bis Schonen“ (RS IV 172).[58]) Die Gerichte und deren Reihenfolge ist sittenmäßig fest vorgeschrieben. Bei den jemtländischen Lappen „ward zuerst ein Anbiß genommen, bestehend aus Renzungen, Renkäse und einem Schluck Juxt [Branntwein]. Dann folgten die verschiedenen Gerichte dicht aufeinander, Gerichte, welche die Lappen bei allen Hochzeiten haben sollen. Die erste Schüssel bestand aus köstlichem Fisch, dem Rör oder Alpenlachs, und aus

einer Art Forellen, deren Namen ich vergessen. Darauf folgte eine Suppe, Rennilch und Renkäse, die mir herrlich schmeckten, dann ein frischer Renbraten, und endlich zum Schluß Butterbrod und der zweite Sup" (RS III 225). In Blekingen sind „die Gerichte bei solchen Gelegenheiten Kohl, Bier und Fleischsuppe, Fisch, Braten, mancherlei Käse, Torten und mehrere Arten Kuchen" (RS IV 171).[59]) Die Schmausereien bilden den wichtigsten Bestandteil des Hochzeitsfestes, mehr noch in den südlichen als in den nördlichen germanischen Ländern. „In Pommern werden die Hochzeiten der Bauern gewöhnlich mit zu langen und verschwenderischen Schmausereien gefeiert" (VGL 227). Ebenso folgen die Trinksitten altüberlieferten Formen. Beim Beginn des Gelages wird in Schweden „zuerst die Gesundheit der Neuvermählten getrunken, welches in den verschiedenen Provinzen verschieden geschieht" (RS III 68). In Angermanland kommt „der Ausstatter der Tochter mit zwei kleinen Bechern Bier und giebt den einen der Braut, den andern dem Bräutigam, die einander zutrinken, indem jeder zweimal den Becher leert. Darauf hält der Prediger oft noch eine kurze Rede und erklärt die Bedeutung von Dannemans und Dannequinnas Skål, wie diese Gesundheiten heißen. Jeder der Gäste trinkt und stimmt mit ein, und so werden sie durch die allgemeinen Wünsche und Kehlen für den künftigen Hausstand eingeweiht. In der alten Sprache muß Danneman mit Hausvater und Dannequinna mit Hausmutter gleichbedeutend seyn" (RS III 68).[60]) Ebenso wird bei den Lappländern „mancherlei Gesundheit in Branntwein und starkem Bier getrunken" (RS III 227). Wie beim Essen werden auch beim Trinken große Mengen genossen. „Der Vorrath an Öl und Branntwein ist bei dieser Gelegenheit unerschöpflich" (RS IV 171). Auch hier entwickeln sich die Sitten fort mit der steigenden Lebenshaltung. Im reichen Blekingen hat man „in den letzten Zeiten sogar Kaffee, Wein und Punsch gesehen" (RS IV 172). Der Wichtigkeit der Befriedigung leiblicher Bedürfnisse bei Hochzeiten entspricht das Ansehen des Schenkenamtes. „Bei den meisten Hochzeiten ist auch ein bachischer Diener, keiner der unwichtigsten, der die Tamen und Krüge unter seiner Aufsicht hat und Skänkesven heißt" (RS III 71). Bei der Hochzeit, die Arndt unter den Lappen miterlebte, war „Schenkdiener der gute Ol Thomasson, der sich durch gute Einfälle und Aufmunterung der Gäste besonders auszeichnete" (RS III 226). Hier fließt das Hochzeitsamt des Schenken mit dem des Redners oder Talemanns zusammen, der „eine wichtige Person ist, und mit einer guten Zunge und allerlei witzigen und schnurrigen Geschichten und Einfällen zu jeder Stunde bereit seyn muß, die Gesellschaft zu ergötzen. Er hält eine Rede an die Versammelten, ehe sie zur Kirche fahren, auf dem Kirchhofe, wann sie heimfahren sollen, vor und nach der Mahlzeit, wann die Brautgeschenke gegeben werden, und endlich wann man die beiden jungen Leute zum lustigen Bettsprung führt" (RS IV 170).

Wie die Gäste durch Mitbringen von Speisen ihr Teil zur Herrichtung des Hochzeitsfestes beitragen, so haben die Geschenke den Zweck, dem jungen Paare seine Existenz gründen zu helfen. Auch die Schenksitten sind an feste Traditionen gebunden. In Blekingen „treten zu-

erst die Ältern hin und erklären, was sie in loser und fester Habe ihren Kindern verehren. Darauf ist die Reihe an dem Redner und nachher kommen die übrigen, jeder mit seinem Geschenke. Jeder muß, wenn er geschenkt hat, quitiren, welches in dieser Bedeutung heißt, einen kleinen Becher Öl leeren. Der Redner ruft aus, wieviel jeder gegeben, und legt eine allgemeine Danksagung ab" (RS IV 173). In Angermanland wird „jeder der Anwesenden nach dem Range seiner Verwandtschaft, seines Standes und Alters aufgefordert, den jungen Leuten ein kleines Geschenk als Beisteuer zu ihrer Wirtschaft zu geben. Je näher einer verwandt ist, desto mehr muß er geben. Die Ältern schenken häufig 100 bis 150 Reichsthaler, manche auch lebendige Habe, als Kühe, Schaafe, Schweine; die andern Gäste und Nachbarn geben 5 bis 10 Rthaler; selbst ein Knecht und eine Magd können nicht unter 2 bis 2½ Rthaler schenken. Solche Schenkungen sind fast in allen Provinzen Schwedens Sitte" (RS III 69). Sie herrschen auch unter den Lappen. Gegen Abend „nahmen Braut und Bräutigam ihre Sitze wieder ein, der Prediger setzte sich am Ende des Tisches mit der Feder in der Hand und dem süßen Strom der Überredung auf der Zunge . . . . Im Namen des Brautpaars hielt der Geistliche eine anpassende Rede und Bitte, sie in ihrem beginnenden Hauswesen mit etwas zu unterstützen . . . Jeder gab nach Lust und Vermögen, und der Prediger rief seinen Namen und sein Geschenk vor der ganzen Versammlung auf und notirte es frisch . . . Diese Geschenke waren von 12 Groschen bis 2,3 Rthlr. So wie der Prediger notirt hatte, ward dem Geber vom Skänkesven ein Sup eingeschenkt, den er als Gratial hinabgleiten ließ" (RS III 231). Daß dabei „der Prediger das Gelobte aufschreibt, hat sowohl hier als bei manchen schwedischen Hochzeiten seinen guten Grund. Die Leute können es vergessen, was sie zu schenken versprachen, sie können in einem halben Rausch, der das Gemüth sthenisirt, freigebig geworden seyn, und nachher wohl gar widerrufen, was sie hier laut aufriefen, um ihrer Eitelkeit ein Opfer zu bringen. Erfüllen sie nun das Versprochene nicht, so dient der Prediger als ein geschworener Notarius, die Schenkungsurkunde ist da, und im äußersten Nothfall können sie selbst durch den Richter angehalten werden, zu leisten was sie gelobten" (RS III 233). Andererseits dient das Aufzeichnen der Schenksumme als Gedächtnishilfe für das Brautpaar, denn die Geschenke „können fast nur als eine Anleihe angesehen werden" und „das Brautpaar muß es sich wohl einprägen, wieviel es von einem jeden empfing, um bei ähnlichen Gelegenheiten nicht weniger zurückzugeben" (RS IV 172).[61]) Auch gegenseitig beschenken sich die Eheleute. In dem Geschenk des Mannes liegt eine letzte Erinnerung an die Sitte der Kaufehe, während sich das Geschenk der Frau erst sekundär als Äquivalent dazu herausgebildet hat. Bei den Germanen „brachte die Brautgabe nicht die Frau dem Manne, sondern der Mann der Frau zu. Die Aeltern und Verwandten waren dabei, und prüften die Geschenke: Geschenke nicht für weibliche Niedlichkeiten ausgesucht noch zum Schmuck der Neuvermählten, sondern Rinder und ein gezäumtes Roß, und ein Schild nebst Pfriem und Schwerdt. Gegen diese Geschenke ward das Weib empfangen, und auch sie brachte dem Manne etwas von Waffen zu"

(AA 99).[62]) In Schweden werden zuweilen auch die Gäste von der Braut beschenkt. „In wenigen Provinzen ist es auch Sitte, daß die Braut allerlei selbstgemachte Kleider, als Handschue, Strümpfe, Mützen, Bänder u. d. g. an die Gäste austheilt" (RS III 70). So bestimmt in Dalarne „die Landessitte, daß die Jungfrauen an ihrem Ehrentage jedem der Hochzeitgäste irgend eine freundliche Gabe ihrer Hand darbieten, als Strümpfe, Handschuhe, gewirkte Bänder und Anderes, wofür jene denn nicht schlecht antworten dürfen" (RS II 295).[63]) Als Beihilfe zur Bestreitung der Unkosten ist es anzusehen, wenn „außer den Brautgeschenken auch Gaben für die Armen, die Spielleute, die Kellnerin (Oeltapperska) und Köchin gesammelt" werden (RS IV 174).[64])

Der Tanz spielt eine große Rolle, auch ist er oft an feste Traditionen gebunden. In Blekingen „müssen Braut und Bräutigam mit allen anwesenden Männern und Weibern tanzen" (RS IV 172). In Angermanland wird „den ersten Tag, auch wohl den zweiten, frisch getanzt, nachher noch immerfort gejubelt, besonders gezecht" (RS III 70). Bei der Lappenhochzeit wurden „alle Tische weggeräumt bis auf einen kleinen Schenktisch, duftende Maien wurden rund umhergestellt und hoch über die Köpfe gewölbt; dann hatte die Luft ihren Raum und drehte sich weidlich rund" (RS III 235). Bei seinem Aufenthalt in der polnischen Stadt Zitomirs sah Arndt den auf der Straße getanzten Reigen einer Judenhochzeit. „Da entstand plötzlich ein so gewaltiges Klingen und Schwirren von durcheinander tobenden Instrumenten und ein solches Getümmel und Gelärm von Menschen, daß wir alle geschwind an die Fenster liefen. Was sahen wir? Es war ein Schauspiel für Götter, eine prächtige Judenhochzeit oder vielmehr der Reigen einer Judenhochzeit. Um den Marktplatz dieser allerdings etwas dreckigen Stadt tanzten einige hundert Juden, Alt und Jung, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen immer ringsum, d. h. den weitesten Ring der Häuser haltend, ihren Reigen, Geigen und Dudelsäcke voran und Tosen und Geklingel hinten nach" (Erg 129, ähnl. BL I 422).[65]) Ihren Höhepunkt finden die Hochzeitssitten im Haubungstanz, dem „Kranzabtanzen" (MJ I 9). Es ist die tanzmäßige Darstellung des letzten Kampfs der jungen Mädchen um ihre scheidende Genossin, die ihnen die Frauen durch die Haubung entziehen wollen. In Blekingen „schlagen die Mädchen einen Kreis um die Braut, um sie von den Weibern zu trennen, welche endlich in den Ring brechen, und die Braut entführen" (RS IV 173).[66]) Ähnlich suchen die Junggesellen den Bräutigam dem Ehestande vorzuenthalten. „Zuweilen ist es gebräuchlich, daß die jungen Burschen im Tanz den Bräutigam auf ihre Schultern heben, als wenn sie den Männern zeigen wollten, daß sie ihren Kameraden noch etwas länger unter sich behalten mögten" (RS IV 172). Diese Kampftänze nennt man „Braut und Bräutigam zu sich tanzen" (RS IV 173).[67])

Bildet die Haubung in den Hochzeitssitten die symbolische Darstellung des Ehevollzugs, so wird dieser rechtlich verkörpert durch die Bettleite. In Blekingen folgt „der Redner mit dem Brautmädchen und mehreren andern dem Brautpaare zum Bett, zuweilen mit Gesang, Spiel und Tanz" (RS IV 173). Sonst hat sich diese altgermanische Sitte der Deckebeschla-

gung nur noch symbolisch erhalten, wobei sich die Sitte selbst noch im Namen birgt. Sie heißt „Bettsprung" (RS IV 171), „Bettführung oder Sångledning" (RS III 69), oder „Bettleiten" (RS IV 227). In Angermanland wird „eine Decke oder ein Kissen ausgebreitet, worauf das Brautpaar niederkniet, die Gesellschaft singt ein geistliches Lied und der Prediger spricht noch einmal ordentlich den Segen über sie" (RS III 69). Ähnlich ist die Bettleite, „die letzte Hochzeitsceremonie", im lappischen Hochzeitsbrauch. „Mitten in der Stube ward ein Kissen hingelegt, die beiden Neuvermählten knieten nieder, die Gäste stellten sich im Kreise, der Geistliche segnete sie noch einmal ein, und darauf sangen wir alle ein letztes Glücks- und Segenslied auf ihre Köpfe herab" (RS III 227).[68])

Die ganze Hochzeit währt in Blekingen „meistens drei bis vier Tage" (RS IV 172), in Angermanland „muß eine anständige Hochzeit 7 bis 8 Tage dauren" (RS III 70).

Wie Geburt und Hochzeit umranken auch Tod und Begräbnis fest überlieferte Sitten. „In einigen Härraden oder Bezirken Schwedens bestand vor einigen Menschenaltern noch der Brauch, daß, wann eine Leiche im Hause war, oder wann der Hausherr gestorben war, einstweilen auf dem Herd alles Feuer gelöscht und alles eben im Hause befindliche Wasser ausgegossen ward, und daß, wann der nächste Erbe Besitz nahm oder ein neuer Käufer desselben es bezog, auch dann alles Feuer gelöscht und neues Wasser aus dem Brunnen geschöpft, frisches Feuer von dem Herde des nächsten Nachbars geliehen ward, um gleichsam frisches Licht- und Hausleben anzuzünden" (HH 9).[69]) Eine altgermanische Sitte hat sich im Totenmahl erhalten. In Blekingen „muß auch des Menschen Ausgang aus dem Leben mit einem Schmause oder Graföl gefeiert werden" (RS IV 175).[70])

Bei dem Begräbnis der Germanen „war kein Gepränge. Dies allein ward beobachtet, daß die Leiber berühmter Männer mit gewissen Holzen verbrannt wurden" (AA 104). Dem Glauben an das anthropomorphe Weiterleben der Seele entsprang der Brauch, „jedem seine Waffen, einigen auch ihr Pferd mit in die Flammen zu werfen" (AA 104).[71]) Nur vereinzelt wird es im Mittelalter vorgekommen sein, Leichen aus bestimmten Gründen jahrelang unbeerdigt zu lassen. „Im Jahre 1601 starb Gebhard und seine Witwe ließ seine Leiche und die in seinem Hause aufbewahrte Leiche seines acht Jahre vor ihm verstorbenen Bruders Karl, der einst treu und ritterlich in Glück und Unglück mit ihm gestanden . . . in letzter rührender Vereinigung mit ihm in der Domkirche herrlich bestatten" (RAW 56).[72]) Grabschmuck war den Germanen unbekannt. Bei ihnen „erhob das Grabmahl der Rasen" (AA 104).[73]) In Blekingen herrscht „bei der letzten Bestattung eine schöne und rührende Sitte. Sobald das Grab mit seinem Rasenhügel erhöhet ist, tritt ein junges Mädchen heran und streut Sand und Blumen darauf. Zuweilen wird das Grab nicht sogleich, sondern nachher bestreut, auch ist es wohl Sitte, ein oder zwei Jahre sommerlich jeden Sonntag die Gräber der geliebten Todten mit Blumen und Grün im süßen Andenken zu ehren" (RS IV 175). Auch in den Rheingegenden schmücken Blumen die Gräber. In Godesberg „zeigt ein freundlicher Kirchhof seine grünen Gräber und auch manche frischgepflanzte

Blumen und frische Kränze, womit die Gräber vorzüglich aber die grünen Erdenwiegen der Kindlein, welche im zarten Alter wieder heimgingen, zu schmücken hierlandes eine löbliche und liebliche Sitte ist" (RAW 140).[74] Auch werden Blumen den Verstorbenen ins Grab mitgegeben, und junge Mädchen erhalten als Virginitätszeichen die Myrtenkrone. Die Gruft der kleinen Julie, der Tochter des Pastors Kosegarten zu Altenkirchen, war „mit Blumen ausgestreut, ihre rechte Hand hielt eine Rose, ihre linke fünf Veilchen, Myrthen bedeckten ihr weißes Kleid und eine Myrthenkrone ihr sonst so lebendiges Köpfchen" (BfMG 24).[75]

Die Sitten der Jahresfeste haben ihre Wurzeln zumeist im Heidentum. Sie sind agrarreligiös, denn sie beziehen sich meist auf den Sonnenlauf als Ursache des Vegetationslebens. Das Christentum, das sich auch hier als höhere Kulturschicht über uralte Vorstellungen legt, hat sie alsdann in seinem Sinne ausgedeutet und damit das Konglomerat geschaffen, das heute die Sitten des festlichen Jahres darstellen. So ist der Martinstag ein von der Kirche auf den Bischof Martin von Tours bezogenes altgermanisches Schlachtfest, woran sich Erinnerungen in unserer Martinsgans erhalten haben. „Am Martinstage setzte keine Bäuerin so viele gebratene Gänse auf [als die reiche Trine Pipers]" (MJ I 340).[76]

Kirchlich umgedeutete elementargedankliche Vegetationsriten sind auch die meisten Sitten des Weihnachtsfestes. „Schon in den grauen Tagen des Heidenthums, lange vor der Einführung des Christenthums ward im Winter ein großes Fest unter dem Namen Jul gefeiert" (ES 348). „Man weiß nicht genau, zu welcher Zeit" (RS III 77) dieses Sonnenfest begangen wurde, immerhin scheint sicher, daß es nicht auf den Tag des Wintersolstitiums gefallen ist, sondern daß sein „Anfang ungefähr in die Mitte des Januars fiel, wo die Sonne wieder bergan zu wandeln und die Tage zu wachsen begannen" (ES 348). „Dieses Fest hieß in der Heidenzeit Midvetursblot, Mittwinterfest. Es war eigentlich das Wintersonnenstillstandsfest, wich aber um drei Wochen davon ab in das neue Jahr hinein, so daß man seinen Anfang wohl um den fünfzehnten bis zwanzigsten Januar setzen kann. Denn das war eben die Bedeutung dieses Festes, daß nicht bloß das junge Jahr sondern vor allem die Freude des jungen wieder aufsteigenden Lichtes gefeiert werden sollte. Darum wollten die Menschen dieses wachsende Licht schon sinnlich fühlen, sie mußten also einige Wochen hinter den Sonnenstillstand vorschreiten" (ES 382). Der Streit über den Ursprung des Festes ist alt. „Über den Zweck und die Bedeutung jenes alten Julfestes und warum man grade in der strengsten und härtesten Winterzeit die muthigsten und lustigsten Freuden hatte, laufen die Meinungen der Kenner und Forscher der Vorzeit oft weit genug auseinander. Einige wollen, es sei das große Fest des beginnenden Jahres gewesen und der Hoffnung der künftigen Aerndte und also der künftigen Freude, womit man die Ankunft des neuen Jahres begrüßte und einweihete; andere machen es idealisch zu einem Feste des aufsteigenden Lichtes, das nach dem Wintersonnenstillstande wieder mit längeren Freuden und Hoffnungen zu leuchten beginnt. Die der ersten Meinung sind, berufen sich auf den ähnlichen Laut, den das Wörtlein Jul mit dem geschärften

Hjul hat, welches auf schwedisch so viel als Rad bedeutet,[77]) womit offenbar, wie mit dem lateinischen annus (annulus Saturni u. s. w.) der Ring, der Umlauf der Zeit, die nach bestimmten Gesetzen immer wiederkehrt, von wo sie auslief, bezeichnet werde. Die letzten hingegen sagen: Darum zündete man Feuer an auf den Bergen und schwang die Julfackeln durch die Nacht der allerfreuenden und allerzeugenden Sonne zu Ehren, die nun allmälig von der langen Nacht zu erlösen kam, weil man die Freude über das Licht, des Lebens höchste Wonne, nicht hell und herrlich genug ausdrücken konnte" (ES 349, ähnl. RS III 77). Heute dürfen wir annehmen, daß die Julfeuer nicht Freudenfeuer waren, sondern zauberzwangsmäßige Riten. — So hat man auch die Stelle aus Prokop Bell. Goth. II 15 mit dem Julfest in Zusammenhang gebracht. „Sie erinnern dabei an eine Beschreibung, die man in Prokop vom Gothischen Kriege liest von der Sehnsucht, welche die Nordländer, die nun wochenlang im Finstern gesessen haben (man sieht, er meint die am Eismeer von Finnmarken bis Archangel) nach der Sonne empfunden und wie sie täglich die höchsten Berge besteigen, um nach der Sonne auszuschauen, und wie endlich ein allgemeiner und unermeßlicher Jubel beginnt, wenn einer von den Bergen herabkömmt und verkündet, er habe die ersten Sonnenstrahlen gesehen" (ES 350).[78]) Der Heiligkeit der Zeit entsprach es, wenn in ihr begangene Delikte erhöht bestraft wurden. „Die festliche Zeit hieß vormals auch der Julfriede (Julafred), weil alle Gerichte und Fehden während derselben ruhen und aller Hader und Zwang schweigen mußten. Wer in diesen fröhlichen Tagen angriff und verletzte, der ward fast wie ein Friedbrecher Gottes angesehen und büßte dreifach und vierfach gegen das sonst Uebliche" (ES 352, RS III 78).[79])

Als dann das Christentum kam, zog es die heidnischen Vorstellungen und Sitten des Julfestes auf das Weihnachtsfest und verwandelte „das Lichtfest, das den alten Heiden der grauen Zeit weiland ein Fest des irdischen Lichtes war in ein Fest des himmlischen Lichtes" (ES 347). Erinnerungen daran haben sich unter der verdeckenden Oberschicht lange erhalten. „In Yorkshire und den nordenglischen Landschaften haben sie einen alten Gebrauch: nach der Predigt oder dem Gottesdienste am heiligen Christtage singt alles Volk in der Kirche zum Zeichen der Freude Jul! Jul! und das wilde Gesindel auf den Gassen läuft umher und singt und schreit: Jul! Jul! Jul!" (ES 370.)[80]) Noch fester haften die Erinnerungen in dem andern Lande, das uns als Sitz des heidnischen Julfestes bezeugt ist, in Skandinavien. „Schweden . . . bewahrt in dem Julfeste noch die vielen Zeichen der grauen Vergangenheit, so wie es in der That die drei großen Feste des Alterthums noch feiert, nemlich das Winter-, das Frühlings- und das Sommerfest" (ES 381).

In den Sitten der Neuzeit hat das Weihnachtsfest seinen Charakter als heidnisches in die Schlachtzeit fallendes Agrarfest bewahrt in den reichen Weihnachtsschmäusen. Schon „in den alten Kalendern ward die Julzeit als eine Wonnezeit ausgezeichnet. Man findet auf den Runsteinen und Runstäben den Anfang derselben mit vielen Hörnern bezeichnet, sowie das Ende oder den zwanzigsten Tag mit einem umgekehrten Horn,

zum Zeichen, die Lust der Gelage und Becher sey jetzt zu Ende" (ES 359, RS III 83).[81]) In Schweden sind „seit Julabend die Tische gedeckt: Schinken, Fleisch, Käse, Butter, gutes Oel und Branntwein sind aufgetragen und jeder der Ankommenden wird bewirthet" (ES 359, RS III 83).[82]) Dort ist „in mehreren Landschaften noch der Brauch, daß die Nachbarn zum Theil der Reihe nach bei einander rundschmausen, indem sie an Lebensmitteln und Starkbier den Beitrag zum Gelage mitbringen" (R 441). Anklänge an den alten Opferschmaus haben sich dabei erhalten, wenn die Sitte bestimmte Weihnachtsspeisen vorschreibt. In Schweden müssen „als Gerichte des ersten Abends unumgänglich Stockfisch, Erbsen, Reisgrütze, Oel und Branntwein auf dem Tische seyn" (ES 361, RS III 85). „Julgrütze und Julbrod gehören durchaus mit zum ersten Tage" (ES 360, RS III 83). Zu diesen kultischen Speisen, durch deren Genuß man sich magische Kräfte anzueignen glaubt, gehört vor allem das Julgalt genannte Weihnachtsgebäck, das wir als Opferablösung kennengelernt haben (s. S. 139).[83]) Als Jahresanfangszauber, also Zauber, der die Beschaffenheit des Beginns zwangsmäßig auf den ganzen weiteren Verlauf überträgt, soll man dem Vieh zu Weihnacht als einer Neujahrszeit besseres und doppeltes Futter geben, um ihm für das kommende Jahr gutes Gedeihen zu sichern. Am Julabend „soll man den Kettenhund lösen und ihm ein gut Stück Fleisch geben; die Kühe sollen Heu und die Pferde Hafer in die Krippen bekommen, damit auch sie der fröhlichen Zeit inne werden" (ES 360, RS III 84).[84]) Diese volkstümliche Begründung aus christlicher Liebe ist höchstens sittenerhaltend, Primärmotiv ist sie nicht. Dieselbe unrichtige Deutung bestimmt Arndt, für die Feier der Leipziger Schlacht als eines Nationalfeiertags vorzuschlagen: „Der Haushund und Jagdhund bekömmt bessere Bissen, die Kuh und der Ochs vom besten Heu, das Pferd reinen Hafer u.s.w. So hielten es unsere Vorfahren weiland an festlichen Tagen, so halten es die Schweden und Schotten noch und ist dies wohl ein feiner und menschlicher Brauch" (S II 209). In Schottland wird „der Maiden oder die letzte Handvoll Korn den Weihnachtsmorgen, zuweilen auch den Neujahrsmorgen, unter die Pferde und Kühe vertheilt, ihnen während des ganzen künftigen Jahrs gutes Gedeihen zu geben. In einigen Gegenden bekommen die Pferde überhaupt den Weihnachtsmorgen eine Gift Korn, aber das Sattelpferd den Maiden" (ES 368).

Kirche und Zimmer wurden am Jultage mit Stroh ausgelegt. „Noch im Anfang des 18. Jahrhunderts pflegte man die Kirchen mit Julstroh auszustreuen, aber das ist als ein schlechter, heidnischer Aberglaube schon seit lange von der Regierung verboten" (ES 363, RS III 87). Dagegen wird in den Stuben „an vielen Orten der Boden noch mit langem Roggen- oder Weizenstroh belegt" (ES 361, RS III 84), was mit zu den Erfordernissen des ersten Jultags gehört (ES 360, RS III 83).[85]) Ferner hängt „eine Strohkrone mit kleinen Zierrathen an der Decke über dem lustigen und freigebigen Tisch" (ES 361, RS III 85).[86]) „Das Zimmer des Hausherrn, wo gejult werden soll wird mit weißen Decken oder bunten Teppichen umhängt. Sehr fein ist, wenn in den Teppich etwas gewebt ist, was auf Geschichten dieser Tage hinspielt, z. B. der englische Gruß oder

die Anbetung der heiligen drei Könige, oder das Kindlein in der Krippe mit Ochs und Eselein in Gesellschaft" (ES 361, RS III 84).[87]) Im Julzimmer „müssen das feinste Leinenzeug und die Festkleider in zierlicher Reihe paradiren.[88]) Alles im Hause wird gewaschen, gefegt und gescheuert, und das Zinn, Messing und Silber muß schimmernd auf seinen Brettern aufgepflanzt seyn" (RS III 84).[89])

Jahresanfangszauber ist auch das Weihnachtsgeschenk, mit dem man die Habe des Nächsten an diesem maßgeblichen Tage zu bereichern sucht.[90]) Seine spezifisch nordische Form ist der Julklapp. „Julklapps (Julklappar) heißen die Geschenke und Scherze, die man einander zuschickt" (RS III 81, ES 355). „Mancherlei Boten und Masken, Postillione zu Pferd und zu Fuß, auf Krücken und im Unterrock, sind diesen Abend in Bewegung. Denn frappant und unerwartet soll der Julklapp auch kommen und sein Sender und Überbringer unbekannt seyn und unerwartet erscheinen wie der Gott. Das meiste wird so rasch und heimlich auf irgend eine schlaue Weise hineinpraktiziert, wohin es soll, oder man wirft und stößt es geschwind durch die Thüre, und macht sich dann auf schnellen Füßen davon. Von solchem Anklopfen an die Thüre, sagt man, heißt das Geschenk Julklapp" (RS III 82, ES 365). Die Absender „strengen sich außerordentlich an, daß sie das Herausfinden der Julklappe nach Möglichkeit erschweren, die oft so närrisch verpackt sind so wunderlich versteckt sind, daß man an manchen eine halbe Stunde lösen, aufschneiden, aufwickeln und suchen und das Durchsuchte und Weggeworfene wieder durchsuchen kann, ehe man zum Kern kömmt" (ES 357). „Das ist denn zuletzt noch die Hauptlust und Hauptplage, die Sender und Schenker oder die Auslacher und Verspötter zu enträthseln und zu entziffern" (ES 359).[91]) Die Sitte hat ihren heimatlichen Boden im Norden, doch ist sie auch nach Norddeutschland hinüber gewandert. „Auch bei uns kennen wir diese Julklapps als eine hinübergepflanzte Sitte; aber das Eingebohrene, der eigentliche Geist und Glanz dieses Abends fehlt doch ganz. Man sieht und fühlt leicht, daß es bei uns nicht so gebohren ist" (RS III 80, ES 355).[92])

Älteste Erinnerungen liegen in den Weihnachtslarven, in denen man durch Anlegung der Hülle eines theriomorphen Dämons sich dessen Kraft anzueignen und somit ein Äquivalent gegen die Schädigungsmacht seines Geschlechts zu haben glaubt.[93]) Eine solche Weihnachtsmaske war in Schweden „vormals der Julbock, der nun mit seinen zugleich lustigen und schauerlichen Schrecken immer seltener wird, ein großes Julzeichen. Junge Leute oder Knechte zogen sich nämlich das Fell eines Bockes an und setzten sich seine Hörner auf, und so fuhren sie über die jungen Dirnen und Knaben her sie zu erschrecken, auch wohl mit Ruthen zu geißeln, und mit den fürchterlichen Hörnern zu stoßen.[94]) Diese Weihnachtsgespenster hatten große Angst mit sich, jenen in Nordteutschland zu derselben Zeit erscheinenden ähnlich, die, mit einem mit Sand und Steinchen gefüllten Beutel[95]) und einer herzhaften Birkenruthe bewaffnet, auch Mädchen- und Knabenschrecken sind und mit der gräulichsten Zusammensetzung den Namen Bullkater (Stierkater) führen. Wahrscheinlich uralte Larven aus der Zeit, als die Wehrwölfe und Genossen in der Weihnacht und Neujahrszeit, in

den sogenannten Zwölfen, noch umgingen" (ES 366). Arndt erinnert sich dieses Weihnachtsgespenstes aus seiner Kindheit. „Dieser Bullkater war eine scheußliche Weihnachtslarve, welche den Weihnachtsabend in allen Häusern aufzutreten pflegte: das Gesicht mit Ruß verschmiert, straubiges Haar oder Hörner, in der Hand eine große Ruthe oder ein sogenannter Klumpsack, über den Schultern zwei Säcke, deren einer Sand und Steinchen, der andere Nüsse und Aepfel enthielt; mit dem Klumpsack oder Sandsack ward gezüchtigt, aus dem Nuß- oder Aepfelsack wurden Gaben vertheilt. Ich erinnere mich, wie oft ich vor diesem Bullkater, der auf unsern Höfen und in unsern Bauernhäusern noch umzugehen pflegt, gezittert habe" (N 442). Das Wort „Bullkater" stellt Arndt mit „Buman" und ähnlichen Gespensterbezeichnungen zusammen. „Bummack, Buman, Buzzemann, Bullemann, Bullkater, Buko bezeichnen insgesammt in Shetland, Schottland, Teutschland und Holland Häßlichverlarvte oder auch tückische gespensterartige Wesen, welche die Phantasie bei den verschiedenen Völkern verschieden aufgeputzt und ausgeschmückt hat. Was bei dem Holländer Bullemann heißt, klingt z. B. in meiner Heimath der Bullkater" (N 442). Buman bedeutet „in Nordschottland noch jetzt einen bösen Geist, ein Gespenst, ja den Gottseybeiuns selbst" (N 442).[96]) In Shetland treten nach dem in der Julzeit stattfindenden Schwerttanz die guisars auf. „Eine Menge phantastisch gekleideter Männer treten ins Zimmer, ein weißes Hemd, wie einen Ueberrock, über ihre Kleider geworfen, welches um die Hüften ein kurzer, aus losem Stroh geflochtener, bis auf die Knie reichender Unterrock ablöst. Das Ganze steht unter der Aufsicht eines Leiters, welcher der Scudler [„Scudler heißt in Shetland der Steuermann einer Schute oder eines zwölfrudrigen Bootes"] heißt, und sich von seinen Gesellen durch eine sehr hohe Strohkappe unterscheidet, deren Spitze mit Bändern geschmückt ist" (N 431). Diese „Guisars sind Lustigmacher, welche an diesen fröhlichsten Tagen des Jahres in allerlei Vermummungen, Thorenspielen und Possenstreichen sich erfinderisch erweisen. Solche von Haus zu Haus ziehende Guisars waren vormals in Schottland und in den Inseln etwas sehr Gewöhnliches. Jamieson erzählt unter diesem Worte etwas sehr Besonderes. „Es ist, wenigstens in einigen Gegenden Schottlands, gebräuchlich, daß, wenn sie in einem Hause zugelassen werden, einer von ihnen, welcher die übrigen anführt, einen kleinen Besen mit sich führt und einen Ring oder Kreis für sie fegt darin zu tanzen. Diese Ceremonie wird genau beobachtet, und man meint, sie hange mit den leichten Tänzen der Feen zusammen, von welchen man sich immer eine denkt als den für ihre Lustbarkeit bestimmten Fleck fegend"" (N 467). In Wahrheit hat das Fegen mit dem Besen ursprünglich den Sinn der Dämonvertreibung. — Auch unser Weihnachtsmann, der Knecht Ruprecht, dessen Name mutmaßlich in heidnische Zeit hinaufreicht, war ein solches Weihnachtsgespenst. Der Zeitgeist „geht rund und schüttelt, ein abentheuerlich ausstaffirter Knecht Ruprecht mit Hörnern auf dem Kopf und mit der Ruthe in der Hand, seine Säcke und Beutel aus, allerlei Gütchen, Leckereien und Geklimper, auch mit Giftfarben bemaltes Gebäck genug" (S III 206).[97])

Seiner größeren Bedeutung, die das Christfest im Norden als bei uns

hat, entspricht auch die lange Festdauer. „Die Julzeit fängt in Schweden wie bei uns mit dem heiligen Weihnachtsabend an, wird aber viel länger gehalten und währt, wo sie ordentlich begangen wird, wenigstens bis Heiligendreikönige, also bis zum zwölften Tag, und, wenn alles richtig abgemacht werden soll, bis zum Schluß des dreizehnten Januars, Sankt Knuts Tag im schwedischen Kalender.[98]) Daher der alte Reim:

Trettonde Dag Knut
Dansas Jul ut.
Den drütteiden Dag Knut
Danzt man Jul ut;

oder

Sankt Knut
Kör Julen ut.
Sankt Knut
Driwt den Jul ut" (ES 353, NS III 79 u. 83).[99])

Von größerer Bedeutung noch als das Wintersonnwendfest ist für ein agrarisches Volk das Frühlingsäquinoktium als Zeit des beginnenden Wachstums. Auch beim Maifest liegt das Fest dem Termin der Tag- und Nachtgleiche nach, weil sich der Frühling, zumal in nordischen Ländern, erst später sinnenfällig in der Natur zeigt. „Wie die Zeiten nach den Verhältnissen des Klimas und der Länder verlegt werden können, wie viele Beweise ließen sich davon anführen! So ist das Frühlingsfest der Nachtgleichen in Schweden auf den ersten Mai verlegt, weil der schwedische Frühling dann wirklich erst anfängt, so ward bei den Franken das berühmte Märzfeld zu einem Maifeld, ursprünglich wie alle Volksversammlungen und Heerschaue (census, lustratio) an große Sonnenfeste gebunden" (ES 381). Auch auf den ersten Mai als Beginn des Vegetationslebens haben sich Jahresanfangssitten gesammelt. „Man nimmt diesen Tag gleichsam für das neue Jahr des Lebens, und macht ihn zum Symbol und Omen der künftigen. Wer heute fröhlich gewesen, und einmal lustig hintenausgeschlagen, dem kann es das ganze Jahr an Muth und Freude nicht fehlen. Diese Lust bei dem Becher an diesem Tage nennt man mit einem solennen Ausdruck, der über ganz Schweden gilt, Mark in die Knochen trinken, dricka marg i benen. In großen Städten gewinnt diese lustige Sitte des ersten schönen Maitags das Ansehen eines Festes" (NS I 236).[100]) „Da setzt man sich in manchen Provinzen die Nacht mit seinen Freunden hin und lebt munter, damit der Böse und das Unglück nicht Unbereitete überfallen" (NS I 235).[101]) Eine Erinnerung an kultische Kampfspiele zwischen Winter und Sommer liegt vielleicht in der schwedischen Sitte, Zwiste und Streitigkeiten mit Vorliebe am Maitage auszutragen. „Auf dem Lande und in kleinen Städten ist dieser Freudentag auch häufig ein Fehdetag, vermutlich, weil man sogleich probiren will, ob das Mark in den Knochen gewachsen ist. Sonst wurden eine Menge Händel und Ausforderungen für diesen Tag aufgehoben und dann mit Ringen, Schlagen und Stoßen liquidirt. In einigen Gegenden herrscht die Sitte noch" (NS I 237).

Manche Sitten des Maitags haben sich auf das Johannisfest, die Sommersonnenwende, zurückgezogen. Zu ihnen gehört in Schweden der Maibaum. Er ist ein Fruchtbarkeitszauber, insofern man die in dem jungen Baum aufsteigenden frischen Säfte und Kräfte durch Ausschmückung von Stuben mit Mailaub und Errichtung des Maibaums auf Dorfplatz und Hof auf die engere Gemeinschaft der Familie und die weitere der Dorf- und Gutsgenossenschaft analog überträgt. In Schweden „haut man einen der schönsten und schlanksten Bäume, einen rechten mat de cacagne, und richtet ihn auf dem Anger des Dorfes auf, wo das Fest gefeiert werden soll. Dieser Baum heißt Maibaum oder Maistange durch eine Verwechselung des Frühlings- und Blumenfestes mit der allgemeinen Freude, als einer Frühlingsbringerin in jedem glücklichen Monat. Diese Maistange ist auf mancherlei Weise verziert; Bänder, Blumen, Kränze, Flittern machen sie bunt von unten bis oben. Mehrere kleine Stangen sind an ihr befestigt und tragen Kränzlein und Fähnlein. Allerlei große und kleine Thiere, geschnitzte und ausgestopfte, sind angebracht, doch gewöhnlich prangt oben mit mehreren Wimpeln und Fahnen ein stattlicher Hahn, der im Winde rund geht" (RS III 72).[102]) Auch in Städten wird „die lustige Stange aufgerichtet", wie Arndt es in Säther in Dalarne sah (RS II 197).[103]) In Dalarne erscheint der Maibaum auch als Doppelstange. Dort sieht man „um die Häuser auch eine Art Ehrenpforten, mit Maienlaub und Blumen umkränzt, neben den Maistangen für den Johannistag" (RS II 288). Ebenso sind in Helsingland die Maistangen „in manchen Dörfern gleich einer Triumphpforte über dem Wege errichtet, doch anders als in Dalarne. Zwei hohe Stangen stehen etwa 12 Fuß voneinander, roth gefärbt und mit Laub und Blumen umwunden, oben durch mancherlei fröhliches Geflecht und durch Guirlanden zusammengefügt, an welchen ein dicker, mächtiger Kranz hängt. Einige tragen Fahnen auf der Spitze, alles mit Blumengeflecht, auf den andern paradirt ein Hahn und eine Henne, auch wohl eine Gans" (RS IV 30),[104]) Fruchtbarkeitssymbole, wie die rote Farbe der Stange Dämonenabwehr bezweckt. Auch auf Gutshöfen wird die Maistange errichtet, wie Arndt es auf dem westergöthländischen Säteri Dala sah. Sie „ist mit vielen Zierrathen und Flittern behangen, und steht mitten auf dem Hofe" (RS I 238). Enger ist der Zusammenhang mit der Lebensmaie in der Sitte, am Johannistage Haus und Zimmer mit jungem Grün zu zieren. In Angermanland „schmückt man das Haus hie und da mit Blumen und Laub aus. So sah ich heute bei meiner Reise nach Thorsäcker viele Thüren und Fenster mit Maienlaub und Kränzen umwunden" (RS III 76). Auch in Jemtland „sieht man Thüren und Stuben mit Maien und Blumen bekränzt" (RS III 135).[105]) Der ursprüngliche magische Sinn verliert sich dann im Volksbewußtsein, und das Maigrün sinkt zum bloßen Schmuck herab, als welcher es auch bei kirchlichen Feiern Verwendung findet, wie Arndt es in Aachen sah. „Rund umher in der Kirche standen Maiensträuße, zum Theil mit Blumen umwickelt, und in der Stadt waren viele Thüren und Häuser mit ähnlichen geschmückt, weil man das Salvatorsfest nur vor einigen Tagen begangen hatte" (R VI 254).[106])

Die Maistangen sind der Mittelpunkt der Festfreuden. „Um solchen Lustbaum versammelt sich die Jugend und tanzt und jubelt die ganze Nacht" (RS III 105). Ebenso sieht man auf dem Säteri Dala „die Leute am Johannistage um die Maistange springen" (RS I 238).[107]) Das Gleiche gilt von den Städten. In Säther „wird die Johannisnacht auf dem Markt der Stadt herrlich begangen. Man kömmt 3 bis 4 Meilen aus der ganzen Gegend hierher . . . Hütten und Lauben werden gebaut und mehrere Tage geht es mit Tanz und Jubel fröhlich durch" (RS II 197).[108]) Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde in Schweden das Fest an altüberlieferten Plätzen abgehalten. „Gewisse Hügel, Auen und Inseln in den verschiedenen Provinzen waren zu Versammlungen und Tänzen für ihre Bezirke geheiligt und manche von ihnen werden noch wohl mit einem heiligen Schauer und Andenken an das freudigere Alterthum angesehen" (RS III 72). Auch der Friedhof war die Stätte dieser Johannisfreude. In Schonen war einst „die Kirche von Serslöf durch diese Freudenzeit bekannt, denn die Schmausenden und Tanzenden mit ihrer ländlichen Musik kamen auf den Kirchhof und tanzten die Runde auf den Gräbern der Todten — das schönste Frühlingsfest der Freude und des ewigen Lebens — ja oft gingen sie in die Kirche hinein und gaben reichlich in den Stock, was nachher unter die Geistlichkeit, die Armen und die Kirche verteilt ward" (RS IV 239).

All diese Sitten finden sich wenig in den nördlichen Provinzen Schwedens. In Angermanland „fehlt der Jubel dieses Festes ganz. Da sind keine Maibäume, kein Tanz, kein Hurra und Heida der fröhlichen Jugend auf den Lippen und im Blute" (RS III 76). Dagegen ist es „besonders in den südlicheren noch Mode, wenigstens die Johannisnacht durchzutanzen und zu singen und zu spielen" (RS III 72).[109])

Eine Sonderentwicklung der Sitte ist das Recht. Zwischen den Institutionen der Sitte und denen des Rechts, die beide das Verhältnis zum Nächsten normieren, besteht ein Wesensunterschied nicht, sondern nur ein Gradunterschied in der Intensität ihrer Gesetze und der daraus folgenden Ahndung der Übertretung. „Sitte und Gesetz sind enge Blutsfreunde, aus einem Stamm entsprossen. Sie stehen oft brüderlich nebeneinander, zuweilen auch gleichsam fremder einander gegenüber. Man mögte sagen, sie verhalten sich wie ihre Verwandte, die beiden Wörter sitzen und setzen. Sitzen bedeutet still seyn, setzen still machen; die Sitte ist das Sanftere, das Gesetz das Härtere; die Gewalt der Sitte ist mild, die Gewalt des Gesetzes ist streng; die Sitte herrscht mehr durch die Gewohnheit und die Meinung, das Gesetz herrscht durch den Befehl und den Zwang" (S II 148). Wie in primitiven Verhältnissen Sitte und Recht noch nicht differenziert sind, so kann auch in Verbänden höherer Kulturstufen ein gesundes Kulturleben nur da blühen, wo sich Sitte und Gesetz in Gebot und Verbot decken. Bei den Germanen „übte die größte Herrschaft die Sitte und das Herkommen, das seit undenklichen Zeiten Gebräuchliche und Beliebte, ohne daß man eben immer seinen Ursprung anzugeben wußte. Glücklich ist das Volk, bei welchem es so zusteht; denn die Sitte und der Gebrauch ist der rechte Boden des Gesetzes, worauf es am sichersten ruht. Das sind die beßten Ge-

setze, welche aus der Sitte und dem Gebrauch eines Volkes unmittelbar erwachsen scheinen" (ChT 159). Die Kraft der Sitte, den Einzelnen ihren Normen zu unterwerfen, ist oft viel größer, als die des Rechts. So hat man zum Abstellen studentischer Mißbräuche, „wie bei vielen teutschen Dingen, immer mehr von der Sitte als von dem Gesetz hoffen dürfen" (W I 320).

Träger der richterlichen Gewalt war in germanischen Zeiten die ganze Volksversammlung. Diese Rechtsform hat sich in fortlaufender Tradition erhalten, wenn in Hinterpommern „die Bauern von ihren alten Ehren noch einige haben; z. B. die Kaspel- oder Kührgerichte, gleichsam eine Bauernjury, deren Sekretär gewöhnlich der Prediger ist, und welche zur Entscheidung der Feldstreitigkeiten sich gewöhnlich einmal, von Ostern bis nach der Aerndte, versammelt" (VGL 233). So sind „in den schwedischen Kirchengesetzen unter andern auch viele für die häusliche Polizei und die Sitten, worüber der Prediger und die ehrbarsten Männer des Kirchspiels entscheiden" (RS I 147). Amt dieser „Sexmän" ist es neben anderem, „auf christliche Ordnung, Zucht und Sitte zu sehen, und Anzeige zu machen, wann Unordnung und Gräuel sich hie und da aufthun und einreißen wollen. Dann, und wann in solchen Dingen wirkliche Arreticungen und Handgreiflichkeiten nöthig seyn sollten, müssen sie der Gemeinde als Leiter und dem Prediger als Diener zu Hülfe seyn" (RS I 148). In den westschonischen Küstengegenden hat „jedes der Dörfer einen Fischerschulzen oder Byfogd. Dieser mit seinen Beisitzern schlichtet kleine Händel, die aufkommen können, sieht auf die Ordnung beim Einsalzen, daß die Gefäße gehörig sind, merkt mit seinem und des Dorfes Zeichen die Tonnen und Gefäße, worin die Fische verpackt werden . . . Die gegen den Byfogd aufsätzig sind, kann er mit ansehnlichen Geldbußen belegen" (RS IV 216). Oft nehmen diese Rechtseinrichtungen den Charakter der Nachbarschaft an. „Dahin gehören die byskrå oder Dorfinnungen, welche über gegenseitige Hülfe und Eintracht der Dorfeinwohner nützliche Übereinkünfte enthalten. Kraft derselben ist es nemlich eine Schuldigkeit in der Arndte einem kranken Bauren oder einer hülflosen Witwe beizuspringen. Eben so sind auf Vergehungen besondere Bußen gesetzt, die in die Dorfkasse gesammelt werden. Sogenannte Lagdagar (Gesetztage) werden gewöhnlich zwei im Jahr gehalten, da setzt man die Alterleute der Dorfschaft um, deren Pflicht es ist, über der Dorfschaft Gränzen, Ländereien, Zäune u. s. w. Aufsicht zu haben, Schornsteine zu besichtigen, Geldbußen einzustreichen" (RS IV 169).

Oft haben sich Kultrudimente in Rechtssitten erhalten. Ein solches ist aus dem Bereich des Besitzrechts wohl die Grenzbegehung, wenn sie auf die kultische Verehrung des Marksteins durch die Nachbarschaften zurückgeht.[110]) Zu den „Gebräuchen, welche wahrscheinlich bei den alten Germanen schon bestanden, gehört der sogenannte Snaatgang. Snaat, Snait (von sniden, schneiden) heißt Gränze, von dem ursprünglichen Brauch, die Waldgränze durch Anhieb und Bezeichnung einzelner Bäume, die Feldgränze durch behauene Pfähle oder Pfosten zu bezeichnen. Nun war es Sitte und ist hin und wieder noch Sitte, daß gewöhnlich beim Frühlingsanfang, wann der Schnee geschmolzen ist, und der Pflug ins Feld geht,

von den Schulzen und Dorfrichtern in Begleitung der Markgenossen im Wald und Feld die Gränzen besichtigt und geordnet werden" (FA 255). Der Grenzbegang geschah „gewöhnlich im Frühlinge, wann der Pflug ins Land zu gehen anfing, wo Unordnung und Eindrang zu bemerken und abzustellen das Leichteste und Natürlichste war" (N 453). In Shetland muß „der Untervogt jedes Kirchspiels mit zwölf guten Männern jährlich die Gränzen des Kirchspiels bereiten, zwischen dem ersten Oktober und dem letzten April, wann die Scatholders ihn begehrten" (N 368). „Eben eine solche Untersuchung in Begehung der Scheiden der Felder ist in mehreren Landschaften Schwedens noch im Brauche. Sie geschieht auch im Frühlinge unter Leitung des Dorfschulzen oder Byfogdes, welchen die Landbesitzer der Dorfschaft dabei natürlich begleiten müssen. Das heißt in Schweden der Rogong (Gränzgang)" (N 453).[111]) Die Umwandlung der Flur zum Zweck der Geisterabwehr und Besegnung der Saaten geht ebenfalls in heidnische Zeiten hinauf. Die Kirche übernahm auch diesen paganischen Ritus. Die Flurumwandlung „wird hin und wieder, zumal in altkatholischen Landen, mit Gesang und Gebet, Einsegnung und Besprengung der Felder mit Weihwasser u.s.w. noch heute begangen" (FA 255).[112])

Die Pflichten des Einzelnen gegen die Gesamtheit waren an den Besitz gebunden. „Die Hufe oder das Gütchen eines freien Mannes hatte deswegen Eine Benennung mit der Waffe: sie hieß die Wehr, weil ein bewehrter Mann von ihr ausziehen sollte. Dieses Wort ist in den nördlichen und nordwestlichen Landschaften Teutschlands bis auf den heutigen Tag geblieben. Man fragt nach dem Tode eines Bauers: Wer von den Kindern hat die Wehr (die Hufe) bekommen? man fragt: Ist das Gut wohl in der Wehr? d. h. ist Vieh, Saat, Feldgeräth, Feldbestellung, wie sie seyn sollen?" (W III 274, ebso GV 99; auch sonst braucht Arndt „Wehr" für Hof: VGL 149, FA 250, Erg 90, 92; „wehrhafte Mannschaft" eines Hofes: RS II 280).[113]) Ebenso haben sich in bezug auf die Ausbildung des Privateigentums alte Rechtsformen bis auf den heutigen Tag erhalten. Tacitus berichtet uns, daß die Germanen, „wenn sie neue Stücke Land unter den Pflug nahmen, nach der Kopfzahl der Ackersleute und nach der Würde theilten . . . Dies erlärt sich aus dem noch bestehenden Brauch unserer Tage, wenn, wo Markenverfassung herrschte oder eine große Dorf- oder Stadt-Allmend war, Stücke wüster Haiden oder Gemeinweiden unter den Pflug genommen werden sollten, diese nach der Würde (d. h. nach dem kleineren oder größeren Feldmaaße, welches jeder in der Gemarkung oder Allmend besaß) in kleineren oder größeren Loosen zugemessen wurden" (Erg 268).[114])

Alten Ursprungs wie manche Normen des Besitzrechts sind auch solche des Personenrechts. Die uralte Rechtsform des Avunculats reicht bis in die Zeit der Germanen. Bei ihnen „genossen die Kinder der Schwestern bei dem Oheim gleicher Ehre als bei dem Vater. Einige hielten dieses Blutsband heiliger und enger" (AA 101).[115]) Gleich primitiv ist die Sühnform der Blutrache. „Man mußte sowohl die Feindschaften als auch die Freundschaften seines Vaters übernehmen" (AA 101).[116]) Bei Übergabe des Hofes an seinen Sohn behält sich der Bauer den „Altenteil" vor.

So „heißt das auf Bauerhöfen zur Versorgung der Alten Ausgesetzte in mehreren Landschaften des Vaterlandes“ (W II 408). „Für die Bauern ist an vielen Orten eine gute Einrichtung, was man ihre Abtheilung oder ihren Alttheil (Ollen Deel) nennt“ (VGL 211. ähnl. 267).[117]) Ebenso sorgten die Klöster für den Lebensabend ihrer Arbeiter. Hinrich Bierk „lebte seine letzten Lebensjahre als Prövener (Pfründner, Präbendarius) im Kloster vor Rambin, welches die schöne, christliche Einrichtung hat, daß alte lebens- und arbeitmüde Bauren und Landleute der Klostergüter darin für das Alter eine nette und anständige Versorgung finden“ (S III 494).

Alte Rechtsnormierungen haben sich in den der agrarischen Zeitrechnung entstammenden Kündigungs- und Ziehterminen der Dienstboten erhalten, die sich auf Feste legen, welche durch den Ablauf des agrarischen Jahres bedingt sind. Als Beginn derselben gilt der 25. März, „Mariä Verkündigung, hier Pflugmarien genannt“, der auf Rügen Lohntag ist (VGL 202). Als Sommertermin ist Johannis „der gesetzliche Zeitpunkt der Aufkündigung“ (GV 41, 67, 68), als Wintertermin Weihnachten (GV 41, 68). Abschluß des Arbeitsjahres ist Martini. So bestimmt ein Patent von 1810: „Für Häker, Schäfer, Hirten und Einlieger ist Martini oder der 10te November jeden Jahres der gewöhnliche Umzugstermin“ (GV 68). Er ist auch Lohntag (VGL 202).[118])

Nach altüberlieferter Sitte geschieht die Entlohnung des Gesindes oft in Naturalien. Auf den Orkneys besteht der „Gesindelohn häufig in einem festen Satz, oder sogenanntem Deputat von Gerste, Malz, Mehl und Linnen, ja wohl in einem Stücke Acker, welches die Knechte besäen und beernten; ein Brauch, welcher hin und wieder auch in Pommern noch ist, wo Beide, Knechte und Mägde, nach dem Verhältnisse ihrer Würde auch etwa ein Viertel oder einen halben Scheffel Leinsaat für sich ausgesäet bekommen“ (R 228).

Bedeutsam wie kaum etwas anderes für das gesamte Leben des deutschen und besonders des norddeutschen Bauern bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts war die Leibeigenschaft. Freilich, „die alten Deutschen hatten auch hörige Leute, die ihre Felder gegen Pacht oder Abgaben bebaueten und leibeigene Knechte und Sklaven, die sie sogar ungestraft tödten durften“ (VD 9),[119]) aber das Abhängigkeitsverhältnis des Bauern von seinem Grundherrn hatte sich bis ins 19. Jahrhundert hinein zu Formen entwickelt, die einen gewaltigen Rückschritt gegenüber den germanischen Verhältnissen bedeuten. Hatte dort die Klasse der Unfreien nur eine kleine Zahl gebildet, so wurde sie in der Neuzeit aufs äußerste vergrößert durch das „Bauernlegen“. „So war es geschehen, daß in dem Anfange des 17. Jahrhunderts und in dem 18. durchweg nur noch einzelne bauernfreie Genossenschaften oder einzelne Reichsdörfer, gleichsam grüne Inseln in öden wasserleeren Wüsten, bestanden und weniges Gute und Freie aus der früheren Zeit sich hin und wieder kaum noch bei den Westfalen und Friesen gerettet hatte“ (VD 11). Auf Rügen hatte „vor 35 Jahren fast jedes Gut noch ein Bauerndorf neben sich; jetzt kann man leider die wenigen adlichen Höfe leicht überzählen, welche noch Bauern haben“ (GV 12). Die rechtliche Stellung der Leibeigenen war im höchsten Grade mißlich. Sie waren

an den von ihnen bewirtschafteten Boden gebunden, persönliches Eigentum des Grundherrn und wurden „wie wahre Inventariumsstücke, wie res immobiles, die zum Gute gehören, bei dem Kauf und Verkauf desselben gerechnet, gezählt, taxirt und nach Jahren und Kennung, wie Ochsen und Pferde aufgezeichnet" (VGL 216). Das Besitzrecht des Grundherrn erstreckte sich selbst auf die Ehre der ihm hörigen Frauen und Mädchen. „Ich weiß auch, daß ein wackerer Landvoigt der Insel Rügen von Normann von Tribberatz, der im sechzehnten Jahrhundert ein Rügensches Landrecht verfaßte, in seinen Tagen schon klagte, „es sei nicht gut, daß man die Bauernfreiheit schmälere, weil die Junker sich sonst zu sehr mit den hübschen Landdirnen erlustigen würden." Ich habe die Zeit noch gesehen, wo der Dorfschulz und Bauer mit Weibern und Töchtern dem Junkerpatriarchen, wenn es ein liederlicher, böser, verschwenderischer Mann war, rettungslos preisgegeben waren. Nur ein damals gewöhnliches Beispiel, was in vielen Dörfern und Höfen zu schauen war. Auf Rügen kannte ich die Wirtschaft und Familie eines alten reichen Landraths von A. auf A. Wenn man dessen Höfe betrat, war eine große Familienähnlichkeit der verschiedenen Gesichter des Gesindes unverkennbar; es war wie die Familie eines Patriarchen Abraham mit fünf Weibern und zwanzig Kebsweibern" (PG 154). So besaß auch der Gutsherr die niedere Gerichtsbarkeit über seine Leibeigenen. „Es ist Norm, daß die Bauern und andere auf dem Gut wohnende unterthänige Leute nicht mit Geldstrafen belegt werden dürfen, sondern daß es meistens auf ihren Rücken losgeht; doch darf die Ruthenstrafe nicht über 6 Paar Ruthen seyn" (VGL 208). Die Nutznießung des Gutsherrn bestand in Dienstleistung und Naturalabgaben der Hörigen. „In England gab es bei vielen Lehngütern eine alte Abgabe, welche canage hieß . . . Die Steuer ward gewöhnlich zu einer bestimmten Zeit des Jahres, oft um Weihnachten, in Geflügel, Käse oder Hafer bezahlt" (N 338).[120]) Auf den Orkneys bestand „die Weise, das canagium zu sammeln, darin, daß man von den Untersassen ein jährliches Geschenk zu Weihnachten begehrte, wovon ein Gastmahl angerichtet ward, woran beide, der Herr und die Untersassen, Theil nahmen. Dieser Gebrauch hat bis auf den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fortgewährt, und die kleinen Herren jenes Landes und die Lehnträger der Krone haben darin den stolzen Baronen Südbritaniens nachgeahmt" (N 339). Auf Shetland „bewirthete jeder Untersaß seinen Laird wenigstens einmal im Jahre am Weihnachtsfeste. Diese Schmäuse nennt das Landvolk Boumacks" (N 340).[121]) „Daß dieser Brauch weiland in Nordengland unter den mächtigen Landherren jenes Landes bestand, leidet keinen Zweifel. Folgende Worte sind aus einem Zinsverzeichnisse eines Ritters von Ashton under Line bei Manchester gezogen, welcher zur Zeit Heinrichs des Sechsten, also um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte. Der Dienst dieser Untersassen ist dieser: daß sie ihre Geschenke zum Jul geben müssen, jedes Geschenk zu solchem Werth, als im Zinsbuche gesetzt und geschrieben ist. Und der Lord muß alle seine besagten Untersassen und ihre Weiber, wenn sie zu kommen belieben, am Jultage bewirthen" (N 341). Zu den Verpflichtungen gehörte ferner „das Hundegeld oder das Hundefüttern, welches den Lehnsleuten

gegen ihre Herren oblag; woher noch bis auf den heutigen Tag in so vielen Ländern, unter andern auch in meiner Heimath, von manchen Gütern und Höfen das sogenannte Hundekorn geliefert wird" (R 338). Weiter liegt eine bedeutsame Nutznießung in der Beerbung des Hörigen. So „erbtheilt in Westfalen der Leibherr gewöhnlich den ganzen beweglichen Nachlaß des Eigenbehörigen mit dessen nächsten Verwandten. Jedoch läßt die Münstersche Eigenthumsordnung nur die Kinder und den überlebenden Ehegatten zu dieser Erbtheilung, die entfernteren Verwandten schließt der Leibherr von dieser Erbschaft ganz aus.[122]) Ueberhaupt ist dies Recht in Westfalen noch am strengsten üblich" (VGL 34). Wer aus dem Hofe herausheiratete, verlor seine Habe, eine Rechtsform, die „in Westfalen unter den sogenannten Hobsleuten und Hobsgenossen noch im Gebrauche" ist (VGL 32). Freie Leute, die nicht leibeigen geboren waren, konnten hörig werden durch Betreten bestimmter Gebiete. „Einige Orte behielten das Vorrecht, daß man leibeigen ward, flugs wie man sie betrat. Das nannte man: die Luft macht leibeigen. So war es hie und da in der Wetterau, im Wirtembergischen. Noch sind hiervon Spuren da" (VGL 29). Sich eigenmächtig frei zu machen dagegen war unmöglich. „Wer sich herausnahm frei seyn zu wollen, ward wie ein wildes Thier, das in der Biesterung (daher Biesterfreiheit) irre, eingefangen und gezähmt" (VGL 38).

Durch Körperteile oder an Gegenständen zum Ausdruck gebrachte bedeutsame Gedankeninhalte des Rechtslebens sind die Rechtssymbole. Ein solches ist der Stab. Ursprünglich als Zauberstab Träger magischer Kräfte, wurde er, als die kultischen Funktionen sich von den politischen lösten, Zeichen der königlichen Gewalt. Als Amtsstab ging er sodann auch auf die Vertreter des Königs über. In Leyden trug der Richter „den kurzen oder rothen Stab: corte roede, roode roede. Dieser Stab war das Zeichen der Gewalt. Ebenso trugen die Bürgermeister von Neuß als Gewaltmeister (magister violentiarum) oder Oberpolizeiherren bei feierlichen Aufzügen und an Markttagen einen eisernen oder stählernen Fausthammer in der Hand; ein dazu bestellter und bekleideter Knabe trug ihnen einen Stab nach" (RAW 412). Als Botschaftsstab hat er sich in mancherlei Form bis in die jüngste Zeit erhalten. Im Norden schnitt man in germanischer Zeit „bei nahender Gefahr oder bei andern plötzlichen Vorfällen, wo geschwinde Hülfe, oder bei greulichen Missethaten, wo geschwinde Verfolgung des Uebelthäters noth tat, den sogenannten Heer- oder Kriegspfeil und sandte ihn aus. Man sieht aus einigen beiläufigen Erwähnungen, daß dieses Botschaftsstöckchen auf den [nordschottischen] Inseln auch wohl Korss (isländisch Kross) Kreuz oder Krückstock genannt ward, vielleicht, weil es eine kreuz- oder gaffelförmige Gestalt hatte" (R 68). Ueber die Ausführung der isländischen Nachbarschaftsbotschaft bestimmt das Erbschaftsbalk Kap. 10: „Derjenige soll Botschaft tragen zwischen den Höfen, der für Wort und Eid einstehen kann, und dem Bonde den Budsticken (Botschaftshölzchen) selbst in die Hand geben, wenn er daheim ist; aber seiner Frau, wenn er nicht daheim ist, oder seinem Sohne, wenn derselbe volljährig ist, oder seiner Tochter, wenn sie erwachsen ist; dann dem Verwalter oder dem besten Manne, der auf dem Hofe anwesend ist. Aber ist

alles Gesind aus dem Hofe fort, dann soll er in des Bonde Stube eingehen, wenn sie offen ist, und ihn auf den vornehmsten Sitz legen, so fest, daß er nicht herabfällt. Kann er nicht hineinkommen, so soll er den Budsticken mitten über die Thüre binden, damit jeder Hineingehende ihn sehen kann. Dann soll der Bonde zu dem gehen, welcher den Budsticken zu ihm trug, und ihn befragen, was er bedeutet, und ihn dann zu seinem nächsten Nachbarn auf dem Botschaftswege tragen . . . Keiner darf den Budsticken zu einem Andern tragen, nachdem die Sonne im Sommer niedergegangen ist, oder im Winter, nachdem es dunkel geworden" (N 111). Das norwegische Gulathings Laug Kap. 3 verordnete über das „Schneiden der Kriegspfeile: Aber wenn es sich so hart begeben sollte, daß ein Heer einfiele, oder sich in dem Lande selbst erhöbe, dann sollen Die, welchen wahre Kriegszeitung zukommt, Kriegspfeile schneiden [„Dieser Heer- oder Kriegspfeil heißt Herör oder Heraur, (Plur. Aurfax oder Örvar) wird auch Treör, oder Holzpfeil genannt"] und sie durch alle Landschaften fahren lassen. Dieser Pfeil soll zu Lande auf den Heerstraßen (Thiodgautor Volksstraßen) hinfahren, und zum wenigsten mit drei volljährigen Männern, aber zur See mit einem vollgerüsteten Schiffe. Er soll den Volkweg fahren beide Tag und Nacht"; und ferner Kap. 16: „Der von Räubern Geplünderte kann eine Oer oder Herör aussenden, wenn er will. Dann soll ein Jeder dahin fahren, wohin der Pfeil sie ruft . . . Aber wenn sie nicht wollen, so ist ihre Habe verwirkt, wo nicht Noth hindert" (N 68 ff). Bei den Bergschotten hatte das Gebotszeichen folgende Form: „Wenn der Laird eines Klans die Botschaft von dem Anzuge eines Feindes bekam, tödtete er alsbald eine Ziege mit seinem eigenen Schwerte, tauchte die Spitze eines angebrannten Stockes in das Blut, und ließ ihn nebst der Ansagung des Stelldichein zum nächsten Dorfe tragen" (N 70).[123]) „Bei den Schweden hieß der Heerpfeil oder das Botenhölzchen Budkafle, welches ganz dasselbe bedeutet, was Budsticken. Das schwedische Botenstöckchen war gleich dem bergschottischen angebrannt, und mit einem Stricke durchschossen" (N 112).[124]) In Wales wurden, „wann Krieg erklärt werden sollte, in verschiedenen Richtungen Eilboten abgesandt, deren Jeglicher einen gespannten Bogen trug und vorwies; und bei Friedensverkündigungen einen abgespannten" (N 71).[125]) Die Sitte hat sich bis in die neueste Zeit erhalten. Auf den Orkneys „bestand diese Art Botschaftstragen durch das Korss. . . noch in den letzten Jahrhunderten als eine öffentliche Anstalt" (N 68).[126]) In Schottland ward das Botschaftszeichen „bei dem letzten Aufruhr vom Jahre 1745 von einer unbekannten Hand durch die Landschaft Braidelbain gesandt, und durchflog in drei Stunden einen Bezirk von 7 teutschen Meilen" (N 71).[127]) — Der geschälte Stab erschien als Zeichen der Unterwerfung im Kriege:

„Ja der Hunger kalt und mager
Treibt im Armensünderrock
Boten aus ins Fürstenlager
Mit dem Strick und weißen Stock" (G 378).[128])

Altes Befriedigungszeichen, das vermutlich ebenso wie der Stab ursprünglich Zaubermittel war, ist der Strohwisch, der sich im volkstümlichen Gebrauch als Verbotzeichen erhalten hat. Die Vorstellung von seiner bannenden Kraft hat sich vermutlich vereinigt mit der von dem Besen als Zauberabwehrmittel, wenn „Brittanniens weltherrschende Flotten. . . den Besen aufgesteckt haben, den einst unter Cromwell der holländische Admiral gegen ihren Blake als warnendes Zeichen aufsteckte" (BS 25). Dasselbe gilt von den Warnungszeichen. „Warnungsstangen, ausgesteckt für Schiffer, um Untiefen, und für Fuhrleute, um Tiefen zu vermeiden, heißen bei uns Wetten" (N 110).[129])

Botschaftszeichen wie der Stab war auch das Licht. Neben dem Schall gehört das Licht zu den „geschwindesten Boten, die man aussenden kann. Beide sind seit den ältesten Zeiten als Eilboten gebraucht, um Begebenheiten und Vorfälle, woran vielen gelegen ist, auf das schnellste weithin mitzuteilen und um Warnungen und Verkündigungen zu melden" (S II 203). Auf den Shetland- und Orkneyinseln war „zur Sicherheit gegen plötzliche Einfälle und Ueberfälle von den Feinden verordnet, an welchen Stellen Wachtthürme für Feuersignale, oder sogenannte Baken mußten gebaut und unterhalten werden. . . Diese Wachtthürme oder Wachthäuser werden oft erwähnt in den Geschichten der Inseln, auch gelegentlich, zumal in inneren Rottenkriegen, mancherlei Verräthereien, daß z. B. die Warnungsfeuer verkehrt angezündet, oder daß Stroh und Holz angefeuchtet waren, so daß man sie in der Noth nicht anzünden konnte. Gewöhnlich baute man sie auf Höhen an den Küsten, und zwar an solchen Stellen, wo gute Häfen und bequeme Anfuhrten für die Schiffe waren" (N 67).[130]) Der norwegische Landwehrbalk setzt fest, daß, „sobald ein Anfall von Feinden zu befürchten ist, und die Botschaft durch die königlichen Beamten rundgeschickt wird, die Bönder Warnungsfeuer anzünden müssen, wo sie vor alten Zeiten gewesen sind. Ein Viertel der Heradsmänner [„Herad: ein einzelner Bezirk oder Kreis"], nämlich die zunächstwohnenden sind pflichtig dabei die Wache zu halten, und Wachhäuser mit einem Dache und vier Thüren zu bauen. Drei Mann müssen immer auf dieser Feuerwache seyn" (N 109).[131]) Auf Rügen haben sich diese Signalfeuer bis in Arndts Jugendzeit im Gebrauch erhalten. „Auf meiner Heimathinsel Rügen sind an den Küsten hin und wieder Anhöhen, die gewiß von unbedenklichen Zeiten her zu Bakenfeuern gebraucht sind, und daher Bakenberge heißen. . . In meiner Jugend habe ich alle rügenschen Bakenberge in ihrem Glanze gesehen; es war zur Zeit des Russen- und Dänenkrieges in den Jahren 1789 und 1790. Da bin ich selbst bei der Nachsehung der Bakenwachen mit einem alten wackern Ohm umhergeritten, welcher an einem Theile der Küsten eine Art Bakenhauptmann war. Die Höhen waren mit Stangen besteckt, worauf Theertonnen prangten, die jede Sekunde in Flammen gesetzt werden konnten" (N 110).[132])

Zu den Exekutivzeremonien des Mittelalters bei Halssachen gehört die Sitte, den Verurteilten vor der Hinrichtung an den „Blauen Stein" zu stoßen. So haben die Kölner „in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein paar unglückliche lutherische Ketzer an den blauen Stein ge-

stoßen" (RAW 40). „Am Tage der Hinrichtung fand die Ceremonie des Blauen Steins Statt. Der Verurtheilte wurde nämlich, ehe er nach Melaten abgeführt wurde, einem kleinen Ort eine Viertelstunde vor der Stadt vor dem Hahnenthor, wo Henkerbühne und Galgen standen, zuerst im feierlichen Zuge vor den Blauen Stein gebracht. Hier ergriff ihn ein Gerichtsdiener und stieß ihn mit dem Kopf an den Stein, indem er ihm den Reim zurief:

Ich stoße Dich an diesen Stein,
Du kommst zu Vater und Mutter nimmer heim" (RAW 406).

„Ein derartiger „Blauer Stein" hat in mehreren großen Städten des Niederrheins eine ganz eigentümliche Bedeutung gehabt." Der zu Köln, den Arndt noch selbst gesehen hat, „war auf dem Domhof neben der jetzt niedergerissenen Johannis- oder Seminariums-Kirche in eine kleine Mauer eingefaßt und mogte zwei bis drei Fuß ins Gevierte haben" (RAW 403).[133]) Ein ähnlicher Stein befand sich in Leiden. Wenn ein Leidener Bürger, der seine Schulden nicht einlösen konnte, an seiner Freiheit gepfändet werden sollte, so konnte dies nur nach Entziehung des Bürgerrechts gesehen. Diese Zeremonie der Entbürgerung fand am Blauen Stein statt (RAW 411), indem der Schulz den Gläubiger nach Erledigung anderer Rechtsformalitäten „dreimal um den Blauen Stein zu leiten gehalten war und bei jeder Kehre zu fragen, ob da jemand wäre, der ihn verbürgen wollte?" (RAW 416).[134])

Unter den Germanen galt die Sitte, als Versinnbildlichung der übertragenen Führergewalt den Neugewählten auf den Schild zu heben und in die Luft zu werfen. Die Kaninefaten „wählten einen tollkühnen Wagehals Namens Bruno zum Führer, indem sie ihn nach heimischer Sitte auf den Schild hoben und so auf den Schultern in die Luft warfen: eine Weise, wodurch die Schweden und Russen noch heute ihre Befehlshaber ehren" (AA 121).[135])

Übertretungen der Gesetze wurden mit Ehren-, Leibes- und Lebensstrafen geahndet. Zu den Ehrenstrafen gehört der Schandstein. „Die lapides vituperii waren tragbar (lapides portabiles), man hat sich . . . nur kleinere Steine zu denken, die mit Kettchen an einander befestigt waren und auf den Schultern getragen wurden, zumal da Weiber meistens mit diesem Steintragen gestraft zu seyn scheinen. Solche werden in den Gesetzen von Brabant und der Champagne genannt.[136]) Weiber, welche sich mit Schandworten oder wirklicher Haarzauserei zerrissen hatten, mußten zur Strafe solche Steine durch bestimmte Straßen und Viertel der Stadt umtragen. Ein ganz ähnlicher Brauch hat auch in Hamburg gegolten. Auch in Schweden gab es solche Schandsteine, welche Stadtsteine hießen[137]) und womit Ehebrecher bestraft wurden. Die Art der Vollziehung dieser Strafe scheint mit der Bestrafung jenes Verbrechens bei den alten Franken und Sachsen weiland viel Aehnlichkeit gehabt haben, bei welchen solche Sünder mit Steinen beladen nackt vor allem Volk durch die Straßen umherlaufen mußten, wobei es hin und wieder auch noch einige unnenn-

bare Ceremonien und Handgreiflichkeiten gab. Die schwedische Ehebrecherin trug solchen Schandstein nach der Gestalt des Hauptgeräths zu jener Sünde gebildet auf den Schultern, den Mitsünder aber auf ihrem Rücken. So mußten sie durch die Stadt einherziehen und wurden damit aus dem Weichbilde derselben gebannt" (RAW 407). Eine andere Art von Ehrenstrafen war die Errichtung von Schandsäulen, die das Bild des Verurteilten trugen. Dem Anführer der lutherischen Partei in Aachen, Johann Kalkbrenner, war vor dem Rathause „eine Schandsäule mit einer Inschrift errichtet: Ein steinernes Bild, Johann nackt auf der Richtbank sein Kopf zu seinen Füßen liegend und der Henker neben ihm stehend im Begriff seinen Leib zu vierteln" (RAW 84).

Ein zu Leibesstrafen verwandtes der römischen Rechtspflege entlehntes Rechtsgerät war der pommersche Ganten. Bei den Römern war „ein fürchterliches Marterinstrument der Nervus der mit dem pommerschen und mecklenburgischen Ganten Aehnlichkeit hatte; ein Gerüst, wo Arme und Füße und Kopf jedes seine Oeffnung hatten, wodurch man sie widernatürlich und schmerzlich in Einer Richtung hielt, indem der Kopf oft mit dem Rückgrat bis auf die Knie hinunter gebogen ward. Die Griechen nannten es daher *πεντεσυριγγον ζυλον*, oder ein Holz mit fünf Löchern" (FR 67).[138]) Die Prügelstrafe hat sich in der militärischen Rechtspflege bis ans Ende des 18. Jahrhunderts erhalten. „Ich habe solche Geißelungen in den Jahren 1780 und 1790 noch mit meinen Augen gesehen" (VD 14). Im russischen Heer bestand die Züchtigungsstrafe in Form der „Padoggen, einer Strafe, wo man mit kurzen Stäbchen nicht geschlagen, sondern im geschwindesten Takt gedroschen wird" (SG 350).[139])

War die Todesstrafe in der germanischen Rechtspflege zunächst Kultübung, indem man Kriegsgefangene und Verbrecher den Göttern opferte (siehe S. 138), so kannte man sie auch für bestimmte Verbrechen ohne dieses sakrale Moment. „Verräther und Ueberläufer henkten sie an Bäume; Weichlinge und Feige und am Leibe Geschändete versenkten sie in Schlamm und Morast und warfen Hürden darüber" (AA 96).[140]) In der Sage hat sich die Erinnerung an jene grauenvolle Todesstrafe, die auf Baumfrevel stand, erhalten. So hat der wilde Jäger dem Hirtenknaben, „der einen jungen Baum abgeschält und sich aus der abgeschälten Rinde eine Schalmei gemacht hatte, den Leib aufgeschnitten und das Ende des Gedärms um einen Baum gebunden und den Knaben so lange um den Baum treiben lassen, bis das Gedärm aus dem Leibe gewunden und der Knabe todt hingefallen war" (MJ I 336).[141]) Ebenso grauenvoll waren die Todesarten, die die im Kriege Besiegten erlitten. Nach der Heimskringla schnitt der Jarl Einar dem Halfdan „den Adler auf den Rücken auf diese Weise, daß er das Schwert tief am Rückgrat einsteckte, und alle Rippen losschnitt hinab bis zu den Lenden und da die Lunge herauszog" (N 45), welche „greuliche Art in den alten Geschichten und Sagen des nordischen Heidenthums oft vorkommt" (N 102). Etwas Aehnliches finden wir bei den heidnischen Liven. „Livoni pagani Christianos inter medium scapularum secantes interfecerunt" (N 102)[142]) In Schottland wurde eine grausame Todesstrafe, „die erst in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts

abgeschafft ist", an dem zum Tode Verurteilten geübt, der zur Vermeidung einer öffentlichen Hinrichtung und der Einziehung seines Vermögens kein Geständnis ablegen wollte. „Man führte ihn in ein unterirdisches Gewölbe, zog ihn nackt aus, und legte ihn in eine Gruft, den Kopf niedrig und die Füße hoch, dehnte seine Arme und Beine mit Stricken aus, und legte eine große Last von Eisen und Steinen auf ihn. Seine Kost, bis er starb, waren blos drei Bissen Gerstenbrod ohne Trinken, den nächsten Tag; und überlebte er den, so bekam er täglich Nichts als so viel faules Wasser, als er zu drei verschiedenen Malen trinken konnte, und zwar ohne Brod" (N 103).

Volkssitte im Sinne der Volkskunde bezeichnet in neuzeitlichen Verhältnissen nicht die Sittenformen, die sich sämtliche Klassen einer Nation unterworfen haben, sondern nur solche, die in den unteren Schichten herrschen. Wie so viele Äußerungen des volkstümlichen Lebens sind auch sie durch Einsickern von Lebensformen aus höheren Kulturschichten in das altgegebene Element des Elementarguts entstanden. Die Sitten der höheren Schichten, die langsam in das Volk hineinsinken, sind die *Kunstsitten*. Dieses Nachhinken der sittenmäßigen Lebenshaltung in den unteren Schichten gegenüber den höheren, oft um viele Jahrhunderte, bezeugt Arndt aus russischen Verhältnissen, wenn er sagt, in den „Nebenhäusern und Hinterhäusern" Petersburgs sei „selbst in alltäglichen Sitten und Gebräuchen eine Weise, wie man sie sich sicherlich in dem sechsten und siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bei den Merovigern und ihren Edlen und Magnaten vorstellen muß" (WW 73).

Arndt ist sowohl in der Welt der volkstümlichen Sitte als auch in der der höheren Schichten aufgewachsen. Einerseits in seiner Kindheit umgeben von völlig unverbildeten Landmenschen, herrschte doch in seinem *Elternhause* durch die gesellschaftliche Stellung seines Vaters die Sitte der höheren Kreise. Diese war „damals beides feierlich und streng und Kinder und Gesinde wurden bei aller Freundlichkeit und Gutherzigkeit der Ältern und Herrschaften immer im gehörigen Abstand gehalten. Es ward selbst in den unteren Ständen ebenso sehr, als man sich jetzt lotterig oder ungezogen gehen läßt, nach einer gewissen Vornehmigkeit und Zierlichkeit gestrebt" (Erg 12). „Dies ging durch alle Klassen durch bis zu denen hinab, die an die allerunterstenen gränzen" (Erg 14). So entsprach es der Sitte, daß die Kinder ihre Eltern siezen mußten (VfMG 13 u. ö.), im größten Gegensatz zu Schweden, wo „das Du dem Volke gewöhnlich ist und Kinder und Alte in den unverdorbenen Provinzen Dalarnes Jedermann dutzen, er sei König oder Bettler" (RS II 284). Besonders gegensätzlich zum Volk waren in Rügen die Festsitten der höheren Kreise. „Es ging bei solchen Gelegenheiten in dem Hause eines guten Pächters oder eines schlichten Dorfpfarrers ganz eben so her, wie in dem eines Barons oder Herrn Majors Von, mit derselben Feierlichkeit und Verzierung des Lebens; aber freilich steifer und ungelenker also lächerlicher und alberner. Es war nur der Paruckenstil oder der heuchlerisch wälsch und jesuitisch verzierlichte und vermanierlichte Schnörkel- und Arabeskenstil, der von Ludwig dem Vierzehnten bis an die französische Umwälzung hinab gedauert hat.

Noch lächelt mirs im Herzen, wenn ich der Putzzimmer der damaligen Zeiten gedenke. Langsam feierlich mit unlieblichen Schwenkungen und Knicksungen bewegte sich die rundliche Frau Pastorin und Pachterin mit ihren Mamsellen Töchtern gegeneinander, um die Hüften wulstige Poschen geschlagen, das oft falsche, dicht eingepuderte Haar zu drei Stockwerken Locken aufgethürmt, die Füße auf hohen Absätzen chinesisch in die engsten Schuhe eingezwängt, wacklicht einhertrippelnd. Die Männer nach ihrer Weise eben so steif, aber doch tüchtiger . . . Man mogte mit Recht sagen, es waren die komischen Transfigurationen Friedrichs des Zweiten und seiner Helden . . . Und die Jungen? Selbst diese kleinen unbedeutenden Kreaturen mußten schon mit heran. O, es war eine schreckliche Kopfmarter bei solchen Festlichkeiten. Oft bedurfte es einer vollen ausgeschlagenen Stunde, bis der Zopf gesteift und das Toupet und die Locken mit Wachs, Pomade, Nadeln und Puder geglättet und aufgethürmt waren. Da ward, wenn drei vier Jungen in der Eile fertig gemacht werden sollten, mit Wachs und Pomade drauf geschlagen, daß die hellen Thränen über die Wangen liefen. Und wenn die armen Knaben nun in die Gesellschaft traten, mußten sie bei jedermänniglich, bei Herren und Damen, mit tiefer Verbeugung die Runde machen und Hand küssen" (Erg 16).

Sitten vergangener Kulturperioden, oft in bizarren Umartungen, haben sich im Studententum, zumal dem deutschen, erhalten. Die Summe dieser Studentensitten, im besonderen der Trinksitten, der Komment, ist „eine Ueberlieferung von Seltsamkeiten und Schnurrigkeiten, die in tausendfältigen Verkleidungen und Wechselungen doch immer ungefähr zu demselben Ziele streben" (W I 345). Das Bestreben, sich abzuschließen, drückt sich schon in der Bezeichnung der Nichtstudenten aus, indem sie „alle andere Menschen unter dem Namen Philister ihnen gerade gegenüberstellen" (W I 344).[143]) In Schweden „sieht man von dem freien und burschigen Studentenwesen der teutschen Universitäten durchaus nichts; ebenso wenig hört man von blutigen Geschichten und Duellen. Das Einzige, was die Studenten verräth, ist wohl zuweilen abendlich und nächtlich ein lustig durch die Straßen ziehender Gesang, oder ein klang- und sangvoller Commers bei altem Öl und Punsch" (RS I 101). Sie sind nach alter Weise in Landsmannschaften geteilt. „Die Studenten jeder großen Provinz, oder richtiger jedes gemeinschaftlichen Bischofssprengels, bilden ein eigenes zusammenhängendes und zusammenhaltendes Korps, oder eine Landsmannschaft, wie man hier spricht, eine Nation" (RS I 101). Ebenso unterscheiden sich in Pisa nach fortlaufender Tradition die Studenten „durch die Kokarden der verschiedenen Staaten" (R II 212). Auch hier ist „alles frei und selbst renommistisch wie in Halle und Jena. Doch sind Duelle und blutige Raufereien nicht Sitte, wohl aber Lärmen und Tosen und Gesang durch die nächtlichen Gassen . . . An teutsche Bacchanalien und Orgien muß man bei ihnen nicht denken, das ist nicht italiänisch" (R III 213).

Eine gesundurwüchsige kirchliche Sitte findet sich in Schweden. Für die während des Gottesdienstes „Schlafenden ist der Kirchenvogt der Wecker, und trägt eine große Stange, mit welcher er ihnen etwas unsanft den teuflichen Streusand des Schlafes von den Augenwimpern schüttelt.

Wegen dieser Stange heißt er Spögubbe oder der Alte mit der Ruthe. Man hat denn doch in neueren Zeiten in den meisten Kirchen die Stangenzucht abgeschafft und das sechsellige Spö steht, neben andern veralteten Reliquien, jetzt meistens ruhig in einer Ecke der Sakristei" (RS I 150).[144])

Zu den Sitten, die mit steigender Lebenshaltung ins Volk dringen, gehört der Genuß des Tabaks, der mit von Deutschland seinen Ausgang nahm. In Paris „trieb man vormals den Gebrauch des teutschen Tabakrauchens auch nur als einen Spaß, und hatte bloß Zigarren im Munde, aber jetzt sieht man nicht bloß mehr im Munde der Soldaten die mächtigsten Pfeifenköpfe aus Meerschaum und Holz, ganz auf teutschem Fuß, mit Silber beschlagen" (R V 171).[145]) In den Vorzimmern des Herzogs von Södermanland lagen „die Zeichen des Seelebens in hundert ausgesogenen Tabaksklümpchen umher, und eine seiner Wangen war gewöhnlich von einem solchen Prim, der schwedisch Tuggbus heißt, aufgeschwellt" (SG 163; auch RS I 43).[146])

5. Volkssprache und Volksdichtung

Die Sprache ist die Einkörperung der Volksseele in den Formstoff des Lautes. Die so entstehenden geistig-substanziellen Gebilde sind deshalb als Werke volklicher Gestaltungskräfte „helle Spiegel des Gemüthes der Völker" (FkT 24), sie sind „das geheimste und tiefste Symbol eines Volkes" (FM II 28). Als formgewordene Volksseele ist die Sprache „das äussere Abbild des Volkes, das sie gebraucht" (BG 177), und deshalb liegt „in den Tiefen der Sprache alles innere Verständniß und alle eigenste Eigenthümlichkeit des Volkes verhüllt" (EG 33). So hat die deutsche Sprache „die volle Schwere und Abgründlichkeit unseres ursprünglichen Wesens" (S IV 121). „Eure Sprache ist schwer, stark, mächtig, innerlich tief wie Euer Streben und Wollen, in Schritt und Klang freien Gesetzes und muthigen Stolzes, fest in der vollen Wahrheit wurzelnd" (FkT 24). Ein Spiegel seiner Eigenart ist auch die Sprache des Holländers. „In seiner Sprache offenbart das Volk die Gradheit seines Lebens, man mögte sagen die Vollheit und Leibhaftigkeit seines Daseyns" (S IV 233). „Schon aus der Sprache kann man vieles von ihrem ebenen und stillmüthigen Karakter deuten. Es giebt beinahe nichts, was mehr zum Lehnstuhl und zur Biertonne paßte, als der flamländische Dialekt" (R VI 222). Wie auch der Wortschatz volksartlich bedingt ist, zeigt das Wort „seelig. In diesem einzigen Worte liegt der Karakter der Teutschen, der auf die Tiefe geht. Ich fordere alle Sprachen auf, mir ein so philosophisches Volkswort zu zeigen. Seele und seelig und Seeligkeit" (R V 86).

Die Sprache ist jedoch nicht, wie alle ergologischen Formbildungen, in totes Material eingeschlossene und somit erstarrte Wirkkraft, sondern, so lange sie als Sprechsprache in Gebrauch ist, reproduzierte Neuschöpfung. „Die Wörter sind nichts Todtes, sie sind ewige Urbilder von Gefühlen und Gedanken, sie sind gleichsam versteinerte und verzauberte Ideen, die durch die lebendige Rede und den warmen und lebendigen Hauch der Seele, die sie gebraucht, in jedem Augenblick wieder belebt werden müssen" (GG IV 336). So ist „die Sprache das Urbild eines in einer großen Genossenschaft abgeschlossenen eigenthümlichen Seyns und Lebens, sie ist ein tief verhülltes Bild eines ganzen Volkes, welches jedoch in Klängen und Farben und Scheinen täglich klare Zeichen seiner Bedeutung geben muß" (GG IV 400). Wirkt die Volksseele beim Gebrauch fertiger Sprachgebilde reproduktiv, so ist sie produktiv in den Neubildungen, insofern sie nicht die bewußten Neuschöpfungen eines einzelnen sind. „Das ganze Volk, wie ihm neue Gefühle und Begriffe aufgehen, schafft und findet auch neue Wörter und Zeichen für sie; das schöpferische Volk wirkt da ebenso wie die dunkel und geheimnißvoll schaffende Natur" (GG IV

431). „Die meisten neuen Zeichen und Wörter werden, ohne daß man häufig weiß, wo sie geboren und woher sie gekommen sind, die rechten neuen Zeichen und Wörter werden, wie alles tüchtige Leben wird, sie quellen und sprießen unmittelbar aus dem Volke hervor und bleiben unter dem Volke" (GZ IV 406). Sie werden geschaffen durch die „dunkle Volksahnung, die uns bei der Forschung der Sprache und der Begriffe so heilig seyn muß" (GE 72).

Wie der Schatz der einer Kulturgemeinschaft eigenen Sprachgebilde auf phylogenetischem Boden entstanden ist, so schließen sich durch sie die Völker gegeneinander ab. „Die einzige gültige Naturgränze ist die Sprache" (S II 6). So sind Bodenbildungen wie „Ströme nie Naturgränzen gewesen und können es auch nie werden" (S II 9). „Berge und Ströme sind keine Gränzen der Natur, sondern die Sprache" (R VI 230). Sie ist im Laufe späterer Entwicklungen der kräftigste Faktor zur Erhaltung politischer Einheiten. „O was ist die Sprache für ein Band der Menschen! Es giebt keine Gränzen der Natur als die ihrigen" (R I 93). Aus dem Heimatboden der Sprache saugt der Mensch seit frühester Jugend die Kräfte, deren er zum Aufbau als Eigenwesen bedarf. „Die Sprache giebt mit dem unbegreiflichen Grundton jedes individuellen Karakters von der zartesten Jugend so vieles mit, was sich freilich nicht klar bestimmen läßt; sie wirkt so wunderbar, daß nur, wo sie gilt, auch die ganze Ausbildung jedes Individuums gelten kann" (R VI 231).

Wie alle Äußerungen volkstümlichen Lebens wird auch die Sprache mitgestaltet durch die Umwelt. „In den Sprachen ist eben so viel entschieden Klimatisches, als in den Weisen und Gebräuchen der Völker" (GE 357). „Wir wünschen darauf hinzuweisen, ob nicht in jeder Sprache gerade das Karakteristische des Klima und der Nation, wo sie herrscht, in näherer Verbindung stehen, als man glauben mögte" (AS 18). So ist die Sprache der Engländer „wie das Holländische eine ächte Matrosen- und Seemanns-Sprache und hat die dumpfen und unklaren sausenden Töne und Klänge der Wellen, die plätschernd und kurztönig an's Ufer schlagen; sie ist wispelnd und sausend kurz und abgebissen" (VV 285). Die Sprache Hollands ist „gleich der englischen von den heiseren schrillen Tönen der Seevögel durchschossen" (VV 361). So finden wir auf den Shetlandsinseln „die wispernde und zischelnde Sprache, die so vielen Inseln- und Küstenbewohnern eigen ist" (R 175). Die deutsche Sprache „ist rauh und unmild, wie ihr Land, dem Lieblichen und Süßen spröd und widerstrebend; das anmuthige Spielen, das leichte Einherhüpfen in Tönen, die bloß als Töne ergötzen, ist ihr nicht eigen" (AS 39). „Vieles hangt der Sprache von nordischer Rauhigkeit und Sprödigkeit an" (S I 423). Diese Erdgebundenheit zeigt sich schon „in der Sprache Brands, Hans Sachs', Luthers, Weckhrlins, Moscherosch'", wo „durch alles Harte und Rauhe, durch alle Freiheit, die doch das leichteste Spiel und die gewundenen Schlingungen der Perioden nicht duldet, ein fester und sicherer Klang hervorgeht, der in höherem Schwunge hoch poetisch wird, aber selbst am Erdboden den Tiefsinn und die Fülle des Gemüthes bezeichnet, woraus er erklang" (AS 41). Bei dieser Erdhaftigkeit ist sie wohl „rauh, aber volltönend, frei wie die griechische, aber doch

organisch mehr gefesselt, weil ihr die Volubilität der griechischen Zunge, wie uns die Versalität des griechischen Karakters fehlt" (AS 40).

Die umweltlich mitbedingte Volksveranlagung des stark ausgeprägten Absonderungsbestrebens hat die große Zahl der deutschen Mundarten in unverminderter Gegensätzlichkeit bis heute erhalten. „Welch einen Reichthum, den anmuthigsten und vielgestaltigsten und vielgehaltigsten haben wir an Mundarten, mehr als irgend ein anderes bekanntes Volk!" (GZ IV 433.) „Welch einen Reichthum und welche Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Töne Farben Schatten und Lichter nach dem Sinn und Gemüthe eines jeden verschiedenen teutschen Volksstammes!" (GZ IV 421.) Die in den Dialekten verkörperten Stammeseigenarten zeigen sich am gegensätzlichsten in der Gegenüberstellung des Ober- und Niederdeutschen. „Jene beiden teutschen Hauptmundarten, die wir die fassische und die allemanische Mundart nennen wollen, haben in ihrem innerlichen Wesen wieder zwei sehr entgegengesetzte Richtungen, welche auf entgegengesetzte Triebe und Richtungen der Stämme deuten, die sie gebrauchen und ausbildeten. Die fassische Mundart hat das äußerliche Gesellschaftliche und alles, was sich äußerlich im kleinen Leben in kleineren Lebensverhältnissen und in kleinen und mehr äußerlichen Gemüthsbewegungen und Erscheinungen darstellt und offenbart, kurz sie hat die kleinen und äußerlichen Scheine der Dinge mit einer unnachahmlichen Wahrheit und Natürlichkeit aufgegriffen und in Namen Worten und Sprichwörtern niedergelegt: ihr Karakter ist naiv und komisch. Die oberdeutsche Richtung hat mehr eine innerliche Richtung, das Innere der Dinge die inneren Verhältnisse die Bewegungen und Erscheinungen des tiefsten Gemüthes das was in der Einsamkeit mit Gott und den Seelen und dem gestirnten Himmel sich entwickelt, kurz das Geheime Ernste und Große hat sie mehr ausgebildet: ihr Karakter ist erhaben und tragisch" (S I 423). Dabei hat „in Holstein Mecklenburg Vorpommern die reine körnige sächsische Mundart, wie sie urkundlich im dreizehnten Jahrhundert gesprochen und geschrieben ward, sich am reinsten erhalten, mit einer gewissen männlichen Volltönigkeit, welche in dem Stammlande sehr verloren ist, in dessen meisten Landen nach meiner Beobachtung eine den Dänen ähnliche Unart die Sprache immer mehr geschwächt und entnervt hat, so daß sich die sächsischen Hauptlande in dieser Beziehung zu Holstein und Mecklenburg ungefähr verhalten wie Dänemark zu Schweden. Die Sprache hat nämlich aus weichlicher Bequemlichkeit und Faulheit der Menschen ihre Knochen verloren und nur das schlaff schlotternde Fleisch behalten, indem die faulen Leute die Mitlauter herausbeißen oder verschleifen" (VV 370, ähnl. MJ II Einl. 5). Daß das Niederdeutsche heute nur Mundart ist, hat historische Gründe. „Es hat nämlich das Hochdeutsche nur Einen mächtigen Vorsprung gewonnen, . . . daß nämlich seine Mundart in der deutschen Literatur das Übergewicht erlangt hat — d. h. die deutsche Schriftsprache, welche aus allen deutschen Mundarten sammeln und wählen darf und gesammelt und gewählt hat, steht mehr auf der hochdeutschen als auf der niederdeutschen Seite. Das Plattdeutsche und die demselben verwandtesten Mundarten sind seit dem dreizehnten vierzehnten Jahrhundert man mögte sagen mehr körperlich als

geistig fortgepflanzt, sie sind von den besseren deutschen Köpfen nicht bis an die geistigen Spitzen der Literatur fortgeführt und fortgebaut; und auf diese Weise hat das Hochdeutsche als Schriftsprache allerdings die höhere Ehre und eine tiefere geistige Veredelung und Erhebung gewonnen, während das Niederdeutsche gleichsam in den unteren Regionen des Geistes und Lebens so still fortvegetirt hat" (VV 350). Landschaftliche Verschiedenheit der Volkssprache findet sich, wenn auch nicht in der Stärke wie in Deutschland, auch in Schweden. Am reinsten spricht der Södermanländer. „In keiner Provinz wird die Sprache so rein und klar accentuirt, nirgends weniger affektirt, nirgends spricht auch der Bauer so gut" (RS IV 102). Ebenso ist der Neriker „durch die reine Sprache, die er und sein Nachbar, der Westmanländer, spricht, vorteilhaft vor vielen andern Provinzen ausgezeichnet" (RS I 165). „Der Gästriker spricht unstreitig richtiger als die andern Norrländer; aber er ist verdrossen und beißt ab und verschluckt, wie die Upländer, kurz er accentuirt weniger" (RS III 6). Der Helsinger spricht „mit der vollen norrländischen Kehle, die die Worte etwas rauh ausstößt, aber keine Sylben umkommen läßt, wie man an allen Norrländern, besonders an denen aus den Küstenprovinzen, die Kraft und Energie des Karakters, der sie beseelt, auch in der Sprache mitklingen hört" (RS III 6). Die Dalekarlische „etwas langsame aber sehr accentuirende Sprache fasset derb an, wie ihre Finger" (RS II 290). Den Grenzübergang von Nerike nach Westergöthland „merkt man selbst an der unverständlichen Sprache, die in die singenden und oft halb verschluckenden Halbtöne übergeht" (RS I 179). Nähert man sich Schonen, so wird „die Sprache schleppender und singender, geht mehr in die Halb- und Dumpflaute über und beißt viele Sylben ab und verschluckt einzelne Laute oder stößt zwei zu einem zusammen, welches überhaupt Karakter der gemeinen schwedischen Sprache ist, wie sie der Ungebildete spricht" (RS IV 183).

In Grenzstrichen wird die Sprache von der des Nachbarvolkes beeinflußt. Bei Lund wird, „je weiter man nördlich und je näher dem Sunde kommt, desto pfeifender und accentloser der Landesdialekt. Sollte die größere Nähe der Dänen hier wohl mehr gewirkt haben?" (RS IV 190). So wird „der schonische Dialekt immer schleppender in diesen Gegenden [um Landscrona], welche Dänemark und seiner Sprache so nahe sind" (RS IV 238). „Die Sprache Köllns, soviel ich aus dem gemeinen Munde der Bürger und Arbeiter davon vernommen habe, ist etwas Gemischtes und Unbestimmtes. Das Holländische, Platte und Hochteutsche schlingt sich wunderbar darin, und über dieses unstimmige Ganze ist eine jüdische Gesangweise gegossen, die langsam schleppender oft ebenso komisch, als langweilig macht . . . Aus diesem Volksdialekt geht nun der richtigere teutsche Sprachton, wie er unter den Gebildeten herrscht, sehr dick und voll hervor; noch weit mehr als bei dem Westfalen und Holsteiner, der doch noch zuweilen accentuirt, welches der Kölner gar nicht thut" (R VI 290). Ebenso ist in Aachen „die Sprache ein Gemisch von Hoch und Platt. Man nehme umschichtig ein sächsisches und ein westphälisches Wort, und man hat sie weg; doch spricht man hier bei weitem so breit nicht, als in Kölln" (R VI 247).

Wie hier nebeneinander geordnete Elemente die Volkssprache in Lautgebung und Wortschatz modifizieren, so können auch Einwirkungen in historischer Abfolge zur Lautmodulation beitragen. So führt Arndt die singende Sprechweise mancher Rügener Gegenden auf slavischen Einfluß zurück. „Nach allen Nachrichten haben die Reste der alten Meerslaven, die zugleich noch die alte Sprache reden, die hinterpommerschen Cassuben, in ihrer Aussprache etwas Jüdischsingendes und Monotonischdehnendes der Worte; mit einer wunderbaren Uebereinstimmung finden wir diese Art in dem heutigen Plattdeutschen grade dieser Rügenschen Plätze . . . Die Bewohner der Halbinsel Dars, die Dörfer gegenüber, Michelsdorf, Pruchten, Bodtstedt, Bresewitz, in Rügen die Putbusser Herrschaft (gerade die Besitzung jener slavischen Dynasten), die Halbinsel Mönchgut, die Inseln Ummantz und Hiddensee haben diesen breiten singenden Thon" (VGL 118). Ein anderes historisches Moment zur Bildung bestimmter Lautmodulation möchte Arndt in der Isolierung durch Kriegsereignisse gegen die Umgegend erblicken und so den Dialektunterschied von Stralsund gegenüber seinem Hinterland erklären. „Wegen Fehden mit den Fürsten und der Landschaft oft abgeschlossen und auf ihre Ringmauern oder höchstens auf einige Gebiete in der Insel Rügen angewiesen, hatte sich in ihr in einer Ähnlichkeit mit der herrlichen Reichsstadt Köln ein ganz eigener Volksdialekt gebildet, der mit dem umwohnenden Lande wenig gemein hat und in seinem Ton und Akzent bis diesen Tag sich mit einer gewissen Dünnheit und Weichlichkeit bricht" (Erg 58).

Mehr als die Lautformung ist der Wortschatz durch vormals herrschende Fremdsprachen beeinflußt. So trifft man besonders in den oben genannten Rügenschen und Pommerschen Orten „noch manche Worte wendischen Ursprungs mit teutschem Zuschnitt, die in dem übrigen Pommern und Rügen nicht verstanden werden" (VGL 118).[1]) Slavisches Sprachgut hat sich besonders in Ortsnamen erhalten. „Noch jetzt sind auf der Insel Rügen und auf den Pommerschen Halbinseln und Küstenstrecken die meisten Namen wendisch, weit mehr als in den übrigen Provinzen" (VGL 117). Ebenso sind Bezeichnungen wie „Wendisch, Wendorf, Wendland hie und da in Pommern nachgebliebene Zeugen des alten Volksstammes" (VGL 116). Als sprachliche Beweise für die Besiedlungsgeschichte hat man ferner „von Rheinländern Zeichen genug, die allergültigsten, in den gleichen Namen: davon nehmen die Auswanderer so gern das Andenken der verlassenen Heimath mit. Wir haben in Vorpommern und Rügen Köln, Koblenz, Kamp, Altenkamp, Neuenkamp, Wrechen, Rodenkirchen, lauter rheinische Städte und Dörfer" (GV 2).

Stark ausgeprägt findet sich auf Rügen die auch anderswo beobachtete Differenzierung der Sprechweise bis in kleinste Einheiten hinab. Dort herrscht „in gar nicht fern von einander liegenden Kirchspielen wirklich oft die manigfaltigste Verschiedenheit, wo dasselbe Wort in dem einen ei und in dem andern i (z. B. vier veir), in dem einen u und in dem andern au (Fru Frau, Ruh Rauh), in dem einen e, in dem andern i tönt (steht steiht, eenzig einzig, Snee Snei, Perd Pird, ehrlich ihrlich, gestern gistern, mehr mihr, gern girn, vörfeerd vörfierd)" (MJ II Einl. 7).[2]) Innerhalb

dieser kleinen örtlichen Einheiten modifiziert sich die Sprache noch nach der Stimmung des Redenden. So beeinflußt der Affekt die Lautung. „Bei lebendigeren Gefühlen und heftigeren Gemüthsbewegungen, z. B. im Zorn, brauchen die Leute fast immer die schweren tiefen Töne statt der leichten und hohen — dann sagen sie Frau Rauh geiht fleiht veir Doiwel für Fru Ruh geht fleht (schlägt) vier Düwel" (MJ II Einl. 9). Andererseits das Pathos. „In feierlicherer und ernsterer Stimmung bei'm Sprechen oder Erzählen gebrauchen sie auch die ordentlichere vollere Tönung und sprechen aus besünders ward bald Händ für besünners wadd bal Häñn" (MJ II Einl. 9). Auch syntaktisch beeinflußt das Pathos die Sprache. So in der Genetivkonstruktion „des Bosses Föt" für das gewöhnliche „de Föt van dem Boß, dem Boß sine Föt". „Diese dem Hochdeutschen nähere Form gebrauchen die Leute fast immer in feierlicher Rede oder in einer Erzählung, die was bedeuten soll, auch die allerungebildetsten, so daß es nicht bloß aus der Schule stammt" (MJ II Einl. 10). Beide, Affekt und Pathos geben dem Dativ, zumal der Einzahl weiblicher Substantive, die hochdeutsche Form. „Man sagt gewöhnlich giff de Fru Brot, gah to de Stadt, bewis mit de Dhat; das heißt das dativische r weiblichen Geschlechts fällt aus. So wie aber das Gefühl des Sprechenden sich steigert, sagt er giff der Fru, gah to der (tor) Stadt, bewis mit der Dhat" (MJ II Einl. 9).

Hatten in Arndt's väterlichem Hause die Sitten der höheren Kreise Eingang gefunden (s. S. 188), so versuchte dasselbe in seiner Jugend die hochdeutsche Sprache, zunächst wie die Sitte bei festlichen Gelegenheiten. „Das Possierlichste bei diesen Abkonterfeiungen und Nachkonterfeiungen des feinen und vornehmen Lebens war noch der Gebrauch der hochdeutschen Sprache, welcher damals in jenem Inselchen auch für etwas Überaußes und Ungemeines galt und auch wohl gelten mußte, weil wenige damit ordentlich umzugehen verstanden, ohne dem Dativ und Akkusativ in einer Viertelstunde nicht wenigstens einige Hundert Maulschellen zu geben. Es gehörte nämlich unerläßlich zum guten Ton, wenigstens die ersten 5 bis 10 Minuten der Eröffnung und Versammlung einer Gesellschaft hochdeutsch zu radbrechen; erst wenn die erste Hälfte der feierlichen Stimmung abgekühlt, und die ersten Beklemmungen, welche der Überfluß von Komplimenten verursacht, über einer Tasse Kaffee verseufzet waren, stieg man wieder in die Alltagssocken seines gemüthlichen Plattdeutsch hinunter" (Erg 17).[3])

Arndt ist also sprachlich so gut wie völlig in plattdeutscher Luft groß geworden. So unterläuft ihm denn auch in seinen Schriften manch heimatliches Wort und manche heimatliche Wendung. Größer jedoch, als die Zahl des unbewußt einfließenden niederdeutschen Wortguts, ist das bewußt angewandte. Es sind zumeist Wörter, wie sie in derselben kernigen Frische, in derselben plastischen Ausdrucksfähigkeit und feinen Farbtönung, in derselben das Volk so scharf kennzeichnenden Bildhaftigkeit das Hochdeutsche nicht kennt. Die andern Mundarten entstammenden Provinzialismen, die natürlich völlig gegenüber den niederdeutschen in den Hintergrund treten, sind aus denselben Gründen aufgenommen. Neben diese den Volks-

sprachen entnommenen Besonderheiten des Wortschatzes, also Ausdrücke, die zu Arndt's Zeit nicht allgemein schriftsprachlich waren oder es doch heute nicht sind, oder endlich, deren Gebrauch landschaftlich und volksklassenmäßig beschränkt ist, treten Wörter, die, veraltet und abgestorben, von Arndt der schriftsprachlichen Überlieferung entnommen sind, oder die sich dem Gesetz vom sinkenden Kulturgut entsprechend in den Volkssprachen erhalten haben und die Arndt dann, insofern ein Kind der Romantik, als kerndeutsch wieder zu beleben suchte.

Ein solcher Archaismus ist „Mimern, ein treffliches deutsches Wort der innersten Betrachtung", wie Arndt zu dem „Mimerung unter deutschen Eichen" überschriebenen Gedicht anmerkt (G 530).[4]) Gleichen Sinn hat „Rernung (osnabrückisch Rärnung, französ. rever)" (G 530). „Wir sind ein träumerisches grüblerisches reveniſches Volk, wir sind, wie die Westphalen sagen, berevet (gleichsam von Träumen besessen)" (T Anh. 48).[5]) Archaismus ist „Thurst" im Sinne von Heldentum, Wagemut:

„Sei hart! bezwinge Hunger und Durst,
Such Müh und Fleiß, — das ist ein Thurst,
Der nimmer wächst in feigen Brüsten" (G 647).[6])

Ebenso „froden": „Es ist nie zu spät, froden zu lernen" (W III 167). „Se spelden mit den Flinten, as unfrode Jungs dhon" (MJ II 96). „Frode (ital. prode, franz. preux, prud'homme), davon froden, welches den verbundenen Begriff des Gutwerdens und Klugwerdens, also das Weisewerden einschließt. Daher muß dieses treffliche sassische Wort, dem wir kein gleichgeltendes haben, wieder gangbar gemacht werden. Das Wort unfrode bezeichnet die äusserliche und innerliche Untauglichkeit" (W III 211). „Frod klug, besorgt, tapfer" (S IV 365). „Die Wohlweisen in Holland heißen vroodschapen: frode, prode, preux klug tapfer; froden klug seyn" (S IV 210).[7]) Für rauh findet sich die ältere Form „rauch": „da das Glück ihnen das Rauche auswärts gekehrt hat" (R V 372),[8]) für schwül „schwul": „schon im Frühlinge war mehreren Fürsten . . . sehr schwul geworden" (BW 125),[9]) für gut „baß": „sie erquickten mich baß" (RS III 169),[10]) für kraftlos, bloß „blott": „Ich bin noch zu stumpf und blott, um mehr schreiben zu können" (BfMG 19), „. . . ohne daß ich darum blott oder gar todt oder Gott weiß was bin" (BfMG 29), „das kann uns nie ganz blott und verzagt machen" (BfMG 30),[11]) für rasch, frisch „risch": „Frisch und risch ihr Feuerschützen" (G 519, ebso 221, G 1818 I 327, ES 262, ChT 84, AA 74, BfF 60).[12]) Archaistisch ist ferner „beramen" für beraumen: „da war die beramete Zeit vorbei" (G 1818 I 246, ebso GJ II 362, R 46),[13]) „pletzen" für mit Flicken benähen:

„Möchtest mit Engländern und Franzosen
Bunt Dir pletzen Wams und Hosen" (G 650),[14])

„sich prüden, ein gutes altes deutsches Wort für sich zieren, äffen; im Sassischen prüden, im Schwedischen pryda" (S I 408); „prüden, sich pruden; sich schmücken" (S IV 365),[15]) „freißlich" für scharf, von Waffen ge-

braucht: „Was hat so freißlich scharfen Ort?“ (G 478),[16]) wobei „Ort“ Schwertspitze, wie „Wort“ Schneide besagt: „Ort und Wort heißen in deutscher Sprache Spitze und Schneide“ (Germ Einl. 8), „Wie führt dein Schwert so scharfen Ort?“ (G 497), „Der das schwere Wort that sprechen führte scharfen Schwerdtes Ort“ (G 635).[17]) Veraltet ist ferner „Harst“ für Heerhaufe: „Ich wünschte einen im Rath und im Felde erlauchten mitkämpfenden Senat und Harst der Fürsten“ (BL I 236),[18]) „Sponde“ für Bett (S III 529),[19]) „Sonnengicht“ für Mittsommerzeit (MJ I 182, 284),[20]) „Docke“ für Puppe, angewandt auf ein putzsüchtiges Mädchen: „Die Docke meine Tochter“ (MJ I 198),[21]) die Gefäßbezeichnung „Lase“: „Eine Lase Bier her!“ (S I 11),[22]) „Aglaster“ für Elster (MJ I 192),[23]) wozu sich „vergalstert“ für bezaubert stellt (MJ II 13).[24]) „Zimmer“ gebraucht Arndt in der archaistischen Bedeutung von Haus: „Einem Teutschen scheinen die schwedischen Dörfer leicht größer, als sie sind, wegen der Menge von Zimmern, die oft auf einem halben oder Viertelhemman stehen“ (RS I 115); „Er hat hier ein großes Zimmer von eigener Invention gebaut, welches Scheune, Speicher und Viehstall in sich vereinigt“ (RS II 182).[25]) In seinen Briefen, die in der Sammlung BfMG vereinigt sind, gebraucht Arndt vom 22. Dezember 1820 an nach den Worten der Herausgeber „häufig, später regelmäßig die deutschen Monatsbezeichnungen, und zwar bald die älteren von Karl dem Großen festgesetzten, bald die neuern, wie sie sich in den Kalendern des 15. und 16. Jahrhunderts finden“ (243). Zu dem „Bonn, den letzten des Wintermonds 1819“ datierten Brief BfF 203 merkt Langenberg an: „Von hier an bedient sich Arndt zur Bezeichnung der Monate oft folgender Ausdrücke: Wintermond = Januar, Lenzmond = März und Mai, Brachmonat = Juni, Weinmonat = October, Windmonat = November, Christmond = Dezember“. Dazu kommen aus BfMG: Hornung (373 u. ö.), Fastenmond (387 u. ö.), Lenz- oder Hungermond (416), Frühlingsmond (425 u. ö.), Wonnemond (432 u. ö.), Maimond (303), Heumond (390 u. ö.), Aerndtemond (407 u. ö.), Herbstmond (397 u. ö.), Sturmmond (379 u. ö.).[26])

Reicher bei weitem, als an Archaismen, ist Arndts Sprache an *Provinzialismen*. Sie ist, derjenigen Luthers gleich, aus dem Volke heraus geboren und wurde zum Volke gesprochen. Volkläufige Ausdrücke, Wendungen und Metaphern finden sich deshalb auf Schritt und Tritt.[27])

Mundartliche *Bodenbezeichnungen* sind „Klailand“ (MJ I 204), „Klaiboden“ (AA 60) für schwerer lehmiger Boden,[28]) „Blachland“ (VV 349 u. ö.), „Blachfeld“ (RS I 114 u. ö.) für Flachland,[29]) „quebbicht“ für sumpfig (AA 59, Erg 143).[30]) In der Schweiz bedeutet nach Stalder „Falletsche ein abschüssiger Berg“,[31]) in Österreich nach Schmeller „Pfahl eine hohe Bergweide“ (WS 246).[32]) „Prohn“ heißt „in der Thüringischen Jagdsprache eine vorlaufende Waldecke“ (KS 492). In der Eifel „findet der Wanderer an den zerrissenen Berghängen oder auf einzelnen Kuppen die merkwürdigen sogenannten Maren, große Teiche mit nimmer versiegendem Wasser, meistens von runder Gestalt, die gefüllten Kessel von Vulkanen . . . Mare heißt ein solcher Kessel hier in der Volkssprache“ (RAW 212).[33]) Vulkanische Schlacke wird in der Eifel in „Traßgruben

und Traßmühlen gefördert und verarbeitet" (RAW 331).[34]) Am Rhein heißt „Leye ein Schieferberg und die einzelnen Platten und Steine nennt man daher Leyensteine" (R VI 316).[35]) Ebendort „nennt man den gemahlenen und zermürseten Tuffstein Traff" (R VI 317).[36]) „Die Inseln nennt man hier Auen" (R VI 376).[37]) „Wall" bezeichnet „an der Ostsee in der Fischersprache: die grüne hervorspringende Küste, der Kurische Wall, Pommerische Wall u.s.w." (S IV 303).[38]) Ebendort ist „Wyk eine schmale Seebucht, welche tief in das Land hineinläuft" (R 317, auch RS III 39 u. ö.).[39]) Den Strudel bezeichnet man als „Meerküselung" (R 417).[40]) Buschwerk wird in der Bayreuther Gegend als „Reisholz" bezeichnet: „Den zweyten Theil des Parks machte ein Reisholz, wie man hier sagt, aus: Eichen, Buchen, Haseln und anderes Gesträuch, welches mit schönen Gängen durchflochten ist" (R I 13).[41]) Dem Landbau entstammt das für Abgraben der oberen Rasenschicht verwandte „aufplaggen" (FA 254).[42]) „Klacks", die Bezeichnung eines Stücks feuchtkotiger Masse, meist Erde, wird metaphorisch für Schandfleck gebraucht: „so hätte er eine Art Klacks angehängt bekommen" (BfMG 466).[43])

An Pflanzenbenennungen stellt Arndt in dem Gedicht „Das Marienblümchen" für bellis perennis zusammen: „Gänseblümchen", „Tausendschön", „Zeitlose", „Maaßliebe". Dazu kommt G 457 und G 1818 I 85 „Merlblümlein".[44]) Nymphea lutea, alba heißt volksbotanisch „Mümmelken" (R VI 186, 255),[45]) der Erdschwamm „Poggenstohl" (HK 130),[46]) die Mispel „Apenärsch" (MJ II 106), „die Zwergbirke, betula nana, schwedisch Käringris oder Altweiberreis" (RS III 167), die cunila „Quendel" (BfM 125), der Vogelbeerbaum „Quitze" (R II 247),[47]) die Kartoffel „Erdtoffel" (FA 247),[48]) die vicia faba „Saubohne" (EG 9).[49]) „Bleichert" nennt man „den blaßlichrothen Rheinwein" (R VI 314, 316, 366).[50]) Obst, das nicht auswachsen will, „vermückert sich": „Wenn die Zeit der Reife kommt, verknorpeln und vermückern sich" die Äpfel (VV 116).[51])

Volkläufig wie solche Pflanzenbenennung ist auch die Blumensymbolik, die hier angeschlossen werden möge. Danach versinnbildlicht „die Rose die himmlische Liebe" (G 451). Sie ist „die Blumenkönigin, die Erstlingstochter der Liebe" (G 141).

„Man sagt, daß die lieblichste Blume im Mai
Die Rose, die Tochter der Liebe sey" (G 1818 I 131).

„Die erste Blum' vor allen
Das muß die Liebe sein . . .
Sie ist die Rose roth" (G 456).

„Denn seh ich Deiner Farben Licht
Du Rose, Königinne, . . .
So blitzt der königliche Leib
Der Hohen, die ich minne" (G 160).

Sinnbild der Demut ist das Veilchen. „Demuth, das Veilchen, lächelt so blau" (G 451).

„Ihr Name Demuth heißt,
Auf Erden auch das Veilchen" (G 457).

„Das holde Veilchen auch herfür
Das Köpfchen regte zur Sonne,
Stand da in stiller Demuth Zier . . ." (G 141).

„Und winkt die kleine Demuth auch
Mit Augen wie die Kinder,
Der blaue grüne Veilchenstrauch . . ." (G 161).

Die Unschuld verkörpert die Lilie. „Die Unschuld winket als Lilie im Thau" (G 451). „O Lilie, Unschuld süß" (G 458).

„Und wenn ich Dich, Du Unschuld seh' . . .
Dich Lilie, keusch und weiß wie Schnee . . . (G 160).

„Die Lilie sprach: der Unschuld Preis
Schmückt baß denn Perlen und Seiden" (G 141).

Der Glaube wird symbolisiert durch die Nachtviole.

„Der Glaube heißt die Dritte,
Sie duftet nur bei Nacht . . .
Da thut das Herz sich auf
Der frommen Nachtviole" (G 457).

„Das Sinnbild heiliger Frommen,
Die Nachtviole grau" (G 141).

Als Blume der Hoffnung gilt das Schneeblümlein.

„Auch Hoffnung ist nicht minder
Ein liebes Gotteskind . . .
Schneeblümchen, grün und bleich . . .
Du bist ihr Bild auf Erden,
Kommst mit dem Lenz zugleich" (G 457).

Das Merlblümchen stellt die Beständigkeit dar.

„Merlblümchen, frisch und bunt!
Beständigkeit soll leben!" (G 457.)

Die Tiere werden zunächst bezeichnet nach ihren Lauten. So nennt man „Burrhähne" die „Streithähne, eine Art Schnepfen" (S I 90),[52]) wie man das geräuschvolle Fliegen als „burren" bezeichnet: „Es läßt sich so an, daß ich mit Gottes Hülfe in den nächsten Tagen von hier, wie man bei uns sagt, abburren werde" (BfM 123).[53]) Den Wiedehopf nennen „die Leute deswegen häufig den Kukuksküster, weil sein Laut aus der Ferne wirklich oft so klingt, als wolle einer dem Kukuk seinen Gesang nachmachen, wie der Küster dem Pastor" (MJ I 359, so HK 130).[54]) Auffällige Eigenschaften sind maßgebend gewesen, wenn man die Bachstelze „Quakstert, Wippstert" nennt (VV 365),[55]) die Lebensweise, wenn der scarabaeus „Schornwe-

berer" (MJ II 246),[56]) die dem Geschlecht der Amseln zugehörige schwedische Nachtigall „Tolltrast oder Tannendrossel, auch Nattwaka wegen ihrer nächtlichen Munterkeit" (RS III 46) und der lanius cinerus „Neuntödter" heißt (GJ IV 160),[57]) der Volkshumor, wenn der Schmetterling „Ketelböter" genannt wird (HK 130, MJ II 108, 112, 156).[58]) Die Lerche heißt niederdeutsch „Lewark" (Erg 10),[59]) der Panter „Pardel": „die Zeit, wo die Pardel mit den Böcklein spielen" (RM 63),[60]) „Gosarndt, Gänseadler der Seeadler" (S I 146),[61]) „Lur, Lurk heißt in mehreren deutschen Landschaften eine Kröte" (KS 487),[62]) „Gimpel" der Dompfaff (G 1818 II 151).[63]) Auch überträgt man Personennamen auf Tiere. „Kord heißt der Hase in einigen Gegenden Westfalens. Aus diesem Kord hat der Volksspaß, der im poetischen Scherz die Wörter in verwandten Beziehungen gern weiter bildet, wahrscheinlich das längere Kortschwanz gemacht, wie das Häschen auch genannt wird" (WS 351).[64]) Sein „Volksname ist an der Ostsee Marten oder Martin" (WS 352).[65]) Mythologische Vorstellungen liegen in „Marienwürmchen" für Blattlauskäfer (BfM 122)[66]) und „Gottespferdchen" für Libelle (BfM 120, MJ I 286, 290).[67]) Bezeichnungen für Haustiere sind „Gösseln" für junge Gänse (BfMG 15),[68]) für Truthahn „Schruthahn" (PG 19, Erg 33), auch „Puter" (RS III 20) und „kalkuttischer Hahn" (RS I 270).[69]) Auf Rügen „wird der junge Hund Wölp genannt" (N 49).[70]) Ebendort „heißt die tragende oder die des Tragens (Gebärens) fähige Stute Will" (RS 489),[71]) und „Farr, der Zielstier, de Parr Heerde; noch heute sagt der Hirt, der die Dorfheerde übernommen, in Pommern: Ick hebb de Parr annahmen" (VV 96). In Shetland heißen awens „die Lammschaafe, Mutterschaafe (d. h. tragende Schaafe)" (N 470), es ist „das fassische aw oder au, welches ein weibliches Schaaf heißt, z. B. in meiner Heimath, wo man die Geschlechter Aulämmer und Bucklämmer nennt. In Ew, Aw sieht man auch das lateinische Ov, ovis" (N 470).[72]) Die Bienenmutter bezeichnet das Volk als „Weisel" und gibt ihr männliches Geschlecht. Der „Weisel" oder „Weiser" wird von Arndt gern metaphorisch für den Führer einer ihm blindlings folgenden Menge gebraucht (Weisel: S I 123, III 428, U 44; Weiser: GE 388, GJ II 204, 411, III 70, S I 455, VEF 28, 29, VV 180, 299).[73]) Der Ruf des Hahnes wird als „Krai" bezeichnet (MJ I 22, 65, 141, G 549, BfMG 307), das Gackern der Henne als „Kakeln" (BfMG 263, FkT 7, G 33),[74]) der Taubenlaut als „girren und kuttern" (RAW 383), niederdeutsch „kurren" (MJ II 113 u. ö.),[75]) das Lautgeben der Schafe onomatopoetisch als „bäen" (GJ IV 137), das der striges mit „uhuen" (GJ II 258), das Wiehern der Pferde mit „brenschen" (G 405, MJ I 290, II 3, 27).[76]) „Munken nennt man bei uns die Weise der wiehernden Vierfüßler, wo sie, von Fliegen und Bremsen geplagt, sich dicht aneinander drängen, vorn die Hälse an und übereinander, . . . so wie sie hinten mit den Schwänzen zusammenhauen, um des Ungeziefers los zu werden" (KS 496, ähnl. MJ I 31).[77]) „Weifeln" nennt man das Hin- und Herschlagen der Tiere mit dem Schwanze (G 1818 II 303).[78]) Die verschiedenen Gangarten des Pferdes bezeichnet man mit „Schritt Paß Trott Trab Galopp" (S I 61). „Paßgängerschritt" wird gern von Arndt metaphorisch verwandt (AA 458, BF 9, FM II 170,

GZ IV 297, VV 229).[79]) Das Störrischwerden heißt „bocken" (W III 386),[80]) das Sicheinwühlen der Hühner in den Sand „buddeln" (BfMG 16, BfM 174).[81]) Das Pferdegeschirr wird als „Siele" bezeichnet: „In den Sielen der Arbeit" (BfM 171, G 24),[82]) der vor der Tür des Schweinestalles angebrachte Auslauf mit „Schweinkowen" (N 21), wie „Kober" als Bezeichnung für Behälter dient: des Vagabunden „spärliche Habe lag in einem offenen Kober" (RS I 159).[83])

Aus dem Bereich der Witterungserscheinungen findet sich „kleines Gegraupel" und „großer Schrot", womit man in Thüringen den Hagel nach der Korngröße bezeichnet (BfMG 231),[84]) ferner „Kultie" für Regenschauer aus der Jenaer Gegend: „Ich bin unter Donnerwettern und Wolkenbrüchen hierher gezogen, aber doch unbeschädigt und undurchnäßt, so glücklich trafen wir es, mit dem Postwagen bei einer Kultie immer in einem Dorfe zu sein" (BfMG 28), als Windbezeichnung das vielleicht mythologische „Windesbraut" (GZ II 283).[85]) Für Finsternis braucht Arndt gern metaphorisch „Biesternis": „Alle gleich den Blinden tappen wir in Biesterniß" (G 450), „Und tiefer stets und weiter läuft fort die Biesterniß" (G 602), „Der Armen Schatz, der Biestern Licht" (G 469), „Da begiebt man sich auf ein unsicheres und biesterliches Feld" (RAW 40).[86])

Volkstümliche Dingbezeichnungen sind die der Seemannssprache entnommene Kontraktion „Slup" für Schaluppe: „Dogge holländisch: eine große Slup" (N 314), wie „Polt" für Nachen (N III 501).[87]) „Plutzerl" bedeutet „in Oesterreich ein Kürbiß und eine bauchige Flasche" (BF 258).[88]) Eine kleine Pfeife heißt volkstümlich „Stummel": „aus einem Stummel von einer Tabakspfeife schmauchend . . ." (RS I 159), die Schneewehr „Schneeamme": „Diese vielen Zäune und Einhägungen sind auch herrliche „Schneeammen" (RS I 119). Für Schlittschuh hat sich in Volkssprachen das ältere „Schrittschuh" erhalten (GZ IV 371, BfF 79, SG 330).[89]) Für Daunen hat Arndt die niederdeutsche Form „Dunen" (FM I 78), als Stoffbezeichnung „Rasche" (VGL 222),[90]) für Mantel „Hoiken" (MZ II 85).[91]) Eine Zusammenstellung von Bezeichnungen „der verschiedenen größeren Feuerröhren" gibt Arndt in dem „Lied der Feuermusikanten":

„Der Klinger und Singer habt ihr gnug,
Karthaunen und Scharfmetzen,
Auch Basilisken, die im Flug
Auf Thurm und Mauer sich setzen,
Und Narren, die mit Stock und Stein
Gleich wilden Buben um sich spei'n,
Anschnarcher Heuler Preller,
Gewalt'ge Feuerschneller.
. . . Der Singerinnen feurig Heer
Und Falken und Sperber noch viel mehr,
Auch müssen Nachtigallen
Mit hellen Kehlen schallen.

. . . Der wilden Feuerkatzen Wuth,
Der Feuerschlangen Grausen;
Der Bomben und Granaten Schein
Das soll der Hochzeitbitter sein,
Mit Orgeln und mit Glocken
Sollt ihr zum Tanze locken" (G 361 f.).[92])

Als Bezeichnung eines Menschen mit hervorragenden Charaktereigenschaften gebraucht Arndt gern das Wort „Sehrmann, ein in Norddeutschland hie und da übliches und sehr brauchbares Wort, das einen kräftigen und ungewöhnlichen Mann bezeichnet und ganz dem griechischen ὁ πανυ entspricht" (FkT 91; verwandt G 614, GR 196, GZ III 360, 364, 436, S I 517, II 210, 465, III 236, 348, SG 294, VEF 103).[93]) Unter den Dalkarls ist „das Wort Unmann (Oman) für einen elenden und schlechten Kerl gewöhnlich" (RS II 294). Als Bezeichnung des Charakters selbst dient „Klemme": „Wo bleibt da die Klemme des Willens, der Karakter? De Klemm. Dies hübsche niederdeutsche holländische Wort hatte Stein sich angeeignet" (WW 234); „Er war für diese Erde nicht klemmig genug" (BfF 367).[94]) Andererseits braucht Arndt den Ausdruck „Klemme" in dem allgemein volkstümlichen Sinn von Verlegenheit, Bedrängnis (GlSt 86, GZ IV 117, 208, VV 120, 195). Denselben Sinn hat „Patsche": „Wir sitzen nun sehr in der Patsche" (BfMG 473).[95]) In „Sankt Christoph" wird der Furchtsame „Bebehose" genannt:

„Bist Du der Teufel, schlage ein!
Wenn Du kein Bebehose bist,
So will ich treu Dein Diener seyn" (G 1843, 305),

W III 5 und G 306 verwässert in „Wenn Du kein Mann von Fürchten bist". Zur Bezeichnung eines ungraden, listigen Charakters dient „schräg":

„Und alle Schrägen müssen weichen.
Denn glaube mir, daß schief und schräg
Die meisten feig und listig schleichen" (VE 38);

„. . . Wozu das Spiel
Von schräger Worte Leerheit zwischen uns?" (ES 173);

„Der Gott des Schicksals hieß der schräge Gott
Den Heiden, weil er schräge Worte liebt"

(ES 186, ähnl. verwandt GZ IV 435, 437). Für mürrisch, verbissen gebraucht Arndt „vergritzt" (MZ I 68),[96]) ähnlichen Sinn hat „gnitterig" (FM I 129).[97]) Leichtsinnig vergeuden heißt volkstümlich „vörsumfeien" (MZ II 138),[98]) verzagen „vörzuffen": „Un Du wust nu vörzuffen?" (MZ II 207)[99]), mutig „karmänsch": „He was wild un karmänsch un ging gewaltig in't Tüg" (MZ I 403).[100]) „So nennt man bei uns einen übermütigen und gewaltigen Kerl — was man sonst wohl einen flämischen Kerl zu nennen pflegt[101]) — einen karmänschen Kerl" (ES 400). Für böse findet

sich das alte „quad“ (MJ II 200, Krbl III 72);[102]) ähnlichen Sinn hat das ebenfalls alte „aisch“: „Das alte deutsche Übel, daß jeder seinen bösen aischen eignen Willen haben wollte . .“ (VV 289).[103]) Wer allerlei verspricht, ohne es zu halten, gilt als „Fickfacker“: „Schelten Sie mich nicht einen Fickfacker, sondern glauben sie vielmehr, daß das Leben ein rechter Erzfickfacker ist“ (VfF 89).[104]) In der Studentensprache erhalten hat sich der alte „teek: (schwedisch täck: zart, lieblich), weich mürb, ein ächter Burschenausdruck“ (W I 347).[105]) Demselben Bereich entstammt „Kalmäuser“ für Kopfhänger (VF 171),[106]) wie „Pinsel“ für diejenigen, „der die Kollegien fleißig besucht“ (W I 357);[107]) ferner „Jungfernknecht, Damenpudel, Weiberwedel, Weiberknecht“ für den, der sich viel mit dem weiblichen Geschlecht abgibt (W I 348). Der vorwitzige Neuling gilt als „Geelschnabel“ (Erg 15, 72, 328, R VI 311, GR 376), „ein junges kaum flügge gewordenes geelschnabeliges Geschlecht“ (VV 390). Auf Personen bezieht Arndt scherzhaft „wählig[108]) und piekfett“[109]): „Ich wünsche, daß Du [Arndts Schwester Dorothea] und Rassow und das kleine Moritzmoiken jetzt alle wählig und piekfett seid“ (VfMG 167). „Die Menschen fühlten sich außerordentlich wohlig und wählig“ (Erg 8). Für dumm gebraucht Arndt „dämisch“: „Wie ist es möglich, daß im Julius und August besonders der Lehrende nicht oft halb dämisch und verwirrt werde?“ (RS I 98). Das aufmerksame Zuhören der Kinder beim Geschichtenerzählen wird mit „Gienung und Gapung“ gegeben: „Du kannst Dir denken, mit welcher Gienung[110]) und Gapung[111]) unsere Kinder bei dieser Erzählung aufhorchten“ (VfMG 353). „Anglupen“ bezeichnet ein nicht offenes, tückisches Ansehen: „Bürger, innerhalb 14 Tagen wird sich das Volk nicht mehr durch Lünetten anglupen lassen“ (R V 28; auch III 53).[112]) Über „grieflachen“ (MJ II 116, S III 567, Bst 118) merkte Arndt an: „Wird ausgesprochen an einigen Orten grifflachen, an anderen grieflachen, das letzte offenbar richtiger. Wir haben kein Wort in unserer Sprache, diesem gleich, ein boshaftes Lachen, was sich unter Bart und Lippen verstecken mögte und doch die geheime Freude über fremden Unfall nicht bergen kann, auszudrücken, als dieses fassische Wort. Es drückt die Gebehrde aus, die zwischen Weinen und Hohnlachen in der Mitte um den Mund schwebt“ (MJ I 351). „Es drückt das Hohnlächeln mit etwas vom Tölpel aus“ (R V 342).[113]) Einen ähnlichen Sinn hat „greinen“ (VV 384, 432), „begreinen“ (G 614, NWF 85):

„Fort mit den Satanswörtern! Fort!
Die nur mit Satansfratzen greinen“ (G 647),

plattdeutsch „grinen“: „Se is van der Blocksbargrüterie, . . . de den Schapen den Dreihhals angrinen“ (MJ II 111).[114]) Auf den Volkscharakter zielt der Ausdruck „eine Bitte à la Pommerenk“ (VfMG 242).[115])

Körperliche Eigenschaften bezeichnen „schneidig und grätig“ (R VI 223),[116]) „glatt und glau“, von Mädchen zur Bezeichnung ihres schmucken Aussehens gebraucht (MJ I 342),[117]) als Gegensatz von glatt, doch oft auf Sachen bezüglich, „straubig“: Cederström „versteht die Kunst auf dem Straubigen als wäre es glatt und auf dem Glatten als wäre es

straubig, fortzuschreiten" (SG 286).[118]) Für Lebhaftigkeit braucht Arndt „Quickheit": „Die Menschen sind still . . . da ist wenig Quickheit und Beweglichkeit darin" (RS III 5).[119]) Das unsichere Gehen alter Leute wird „stakerig" genannt: „Ehe meine Beine stümperhaft und stakerig werden" (BfMG 329).[120])

Unter den Krankheiten ist die „Pest bekannt unter dem Namen des schwarzen Todes, bei den Franzosen unter dem Namen des blauen Todes — jetzt ein Fluch — im Norden der große Tod, Diger Död" (RS I 162, ebso Bst 76, RAW 22, W III 89).[121]) „Geschwüre, die am Leibe hin und her schleichen, und plötzlich kommen und vergehen", nennen „die Bauern in Norddeutschland blinde Dinger" (GZ IV 153).[122]) Das Vomieren wird volksmäßig als „Füchse machen" bezeichnet: als Arndt auf dem Ligurischen Meer fuhr, „fingen die renard's an; so nennt man nämlich die Wirkung des Seeübels" (R IV 7); „die meisten machten Füchse" (ebda 8). Die Franzosen bezeichnen dasselbe mit „Löwen gießen": „Ihr gewahrt, wie sich selbst im Gemeinsten der Unterschied der Selbstschätzung der beiden Völker ausdrückt, indem das eine Volk da sagt einen Löwen gießen und das andere einen Fuchs machen" (VV 225).[123]) Für Ohnmacht hat Arndt das ungebräuchliche „Abkraft": „Der König mußte sie halten, damit sie nicht in Abkraft hinfiele" (MJ I 252), für kränkeln „quinen": „In einer kümmerlichen Wirtschaft so lange fortquinen . . ." (Bst 45),[124]) für sich erholen „sick vörkowern" (MJ II 149),[125]) für Verzärtelung „Pimplichkeit": „Der Vater . . . fühlte mit unserer Pimplichkeit kein weichliches Mitleid" (Erg 13), für dem Tode nahe sein das alte „reh": „Castlereagh ist reh geworden . . . Reh plattdeutsch wie feig[126]) mittelaltrig: zum Tode matt und reif" (G 1843 374).[127])

Als Bezeichnung natürlicher Verrichtungen des menschlichen Körpers findet sich das ungezierte „pissen": „Er ist vor Ärger sich zu bepissen" (G 1803 85); „von den Einwohnern ward erschlagen, was an die Wand p. . . . (30 000 Männer)" (VV 78). Ebenso volksmäßig ist es, wenn Arndt Radowitz einen „eitlen Klugsch(ei)ß(e)r" nennt (BfMG 481). Aus seiner Advokatenpraxis erzählt Friedrich Arndt: „Ein Kerl mit dem Namen pessimi odoris et ominis, kurz mit dem fürchterlichen Namen Mars trat als Kläger gegen seinen Nachbarn auf, weil er ihm seinen ehrlichen Namen schimpfire, indem er ihn vor allen Leuten mehrmals Niers statt Mars gerufen". Dazu merkt Arndt an: „Mars plattd. anus, Niers das Diminutiv: anulus" (S I 108).

Wer im Essen und Trinken wählerisch ist, gilt als „Kostverschmader" (BfMG 14).[128]) Die Ernährung kleiner Kinder wird als „auspeppeln" bezeichnet (BfMG 158).[129]) Für trinken findet sich „pegeln": „Ihr habt zuviel gepegelt" (S III 543),[130]) für sich betrinken „sich benüsseln" und „sich beschnauzen": „Man hat im Plattdeutschen das Wort benüsseln, sich benüsseln (sich berauschen), . . . wie man in der gemeinen Rede schnauzen sagt für trinken und sich beschnauzen für sich betrinken" (KS 495).[131])

Als Bezeichnung körperlicher Bewegung findet sich „schlarpen": „Freilich schlarpe ich noch nicht mit den Füßen" (BfMG 487), zu „Schlarpen", Pantoffeln (R IV 218),[132]) „wanken": „Wanken wird in der

sassischen Sprache noch jetzt für reisen gebraucht" (W II 375),[133]) „waden": „Es verdrießt mich, in diesen Mistpfützen zu waden" (R V 319), „auf dem Wege wadete das Pferd . . . im Wasser" (RS III 256),[134]) „glitschen": „Die Sekunde, worin die Feder fortglitscht" (BfMG 334), „. . . wohin seine Jugend scheint ausgeglitscht zu haben" (BB 249),[135]) „möten" für begegnend aufhalten: „Ich soll die Hebräer hier möten" (R I 93); in Schweden haben die Bürgertruppen „Regimentszusammenkünfte oder Möten" (RS I 109 u. ö.),[136]) ferner „flutschen": „Ich studiere alte nordische Sprachen, und es flutscht ziemlich" (BfMG 149),[137]) „Sparteln, Stangeln und Rangeln": „Jetzt wird alles Queruliren und Suppliciren, um juristisch, oder Sparteln,[138]) Stangeln[139]) und Rangeln,[140]) um plattdeutsch zu reden, vergebens seyn" (BfMG 290), „wroischen" für ringen: „Sie mußten auf dem grünen Rasen mit ihm ringen oder sich wroischen, wie es aus dem Munde der Pommerenken lautet" (S IV 104); „Er sagte, er wolle sich mit ihm wroischen" (S IV 389). „Schulen gan" erklärt Arndt mit „sich weglauren" (KS 487).[141]) „Kuschen" verwendet er für sich ruhig verhalten: „. . . obgleich ich wohl keinen Sommer so viel im Zimmer gekuscht habe" (BfMG 17).[142])

Unter den Bezeichnungen für Sprechen, dessen Varianten ja ihrem Sinne nach im Niederdeutschen in feinste Verästelungen ausgehen,[143]) findet sich „dahlen": „Sie lachten, schwatzten und dahlten mit ihren Gesellen" (R III 355), „in Strömen . . plätschern und dahlen" die Elfen (B 217);[144]) „praten": in der Schenke „sitzen sie zu Fünfzigen und praten, ohne daß je ein Wort recht hervorklinge" (R VI 225), „wull he mit Jochen praten und kallen . . ." (MJ II 36),[145]), „quatschen" für Unsinn reden: „Man hat die leeren Köpfe noch nicht genug quatschen lassen" (BfMG 110), „. . . obgleich die Katholiken mir mit dem Sonderbund und Sammlungen für desselben Gequetschte dazwischen gekommen sind" (BfMG 425),[146]) „schrejeken" für schreiend auslachen: „Wir Jungen machten uns Schneeklumpen und warfen den alten Mann und schrejekten ihn aus" (S III 566),[147]) „kabbeln und schnabbeln" (FM III 22), für eine kleine Zänkerei, „Wortkabbelung" (S III 553), „Kabbelei" (Vl 31) ausfechten,[148]) „Tüschen der Wärterinnen" für das Beschwichtigen der Kinder (R V 50),[149]) „begeuschen" in demselben Sinn (S I 162),[150]) „angapeln" für anschnattern, von Menschen gebraucht (S I 124), „loddern" für das mangelhafte Sprechen einer fremden Sprache: „. . . der in schwedischer Sprache mit mir geloddert hatte" (S IV 284),[151]) „gnurren" für bestimmte unreine Lautmodulierungen: „. . . Zischen und Gnurren wie z. B. die englische und dänische Sprache" (FM II 173),[152]) „Getratsch und Geklatsch" für schwätzen (BfMG 207),[153]) „fleddern" für flattern im Sinne von umwerben: „Sitzen nicht eben dreißig vierzig vor mir und die Weiber gehorsam hingesenkt und die Kerle flattern — sie nennen es hier fleddern mit einer besondern Meinung — um sie herum" (S I 67). Dem Schwedischen entnommen ist „grälen" (R V 434), „Quälerei und Grälerei" (BfMG 418), „diese großen Gedanken können uns in den stillsten und glücklichsten Stunden wohl hoch über die irdische Quälerei und Grälerei des Daseins erheben, aber in wiederholten Neckereien nicht endlich auch ein Grälmaker zu werden, das will eben viel"

(BfMG 220). Dabei ist „Grälmakare, schwedisch ein Mensch, der von und über Kleinigkeiten hin und her schwatzt und brümmelt. Gräla, Grälen plattd.: albern reden und hin und her zanken" (BL II 82). „Grälmakare: einer, der in Kleinigkeiten und in kleinlichen Zänkereien sich vergeblich abarbeitet" (BL I 103).[154]) Von kreischen bildet Arndt das ungebräuchliche Substantiv „Kreischung" (RhrAu 28, BW 414). Onomatopoetika sind die Ausdrücke „josen, jachen, juchen, kraschen, klautschen (von Jagdhunden üblich)", die der „fassischen Mundart" entstammen, welche „wie keine teutsche Mundart reich an ursprünglichen und tiefen Naturlauten ist" (ES 396).[155]) Lautmalend ist ebenfalls „blübbeln": „Der arme Besiegte muß unter dem Wasser schnauben und blübbelnd den Beifallsruf und das Klatschen hören, welches seinem Sieger ertönt" (R VI 52). Für necken hat Arndt „wetzen, drillen, foppen" (MJ I 67), für Lärm „Spalk": „De ward Spalk in de Welt maken" (MJ II 137).[156])

Tätigkeitsbenennungen sind „pusseln", kleine Arbeiten verrichten: „Wie Adam noch ziemlich verkehrt und unwissend unter den Disteln und Dornen herumgepusselt hat . . ." (RhrAu 79),[157]) „bruddeln", kleine Arbeiten schlecht ausführen: „Man hat in diesem Leben auch in Geschäften, die nicht die größten sind, weil es viele bruddelhafte Leute giebt, oft mehr zu bruddeln als gut ist" (BfMG 150),[158]) „schwere Arbeit thun" heißt „noch jetzt in den vormals slavischen Landen Teutschlands slaven" (AA 191).[159]) Wer ständig kleinlich verbessern will, gilt als „Schmirkler": „Hat mancher Schmirkler an mir geputzt" (G 88). „Ein Aemsiger, der nichts fertigt", wird als „Nusseler" bezeichnet (KS 494).[160]) Dem seemännischen Arbeitsbereich entstammt „kalfatern": „Ich muß nach Aachen ins Bad, . . . um zu sehen, ob ich für meinen . . . Kopf nicht etwas kalfaternde Ausbesserung finden darf" (BfMG 184), „die kalfaterte Barke" (BfMG 316, ferner RS I 297, III 107, IV 45).[161]) Zierlich zur Schau stellen wird mit „ausfleien" bezeichnet: „Er fleiete alle seine Herrlichkeiten aus" (MJ II 240), „Dies alles ist mit französischer Zierlichkeit . . . ausgefleit und aufgeziert" (R V 343),[162]) gepunkt anstreichen mit „antürfeln": „Ich ziehe das Angetürfelte und Rotangestrichene aus" (BfMG 252), in der Tasche suchen mit „fummeln" (MJ I 193),[163]) niederschlagen mit „niederbaxen" (BfM 78),[164]) sich versammeln mit „vergadern" (MJ II 12), dazu „Gaderung" (ebda 11) und „Vergaderung" (ebda 180).[165]) Dem Schwedischen entnommen hat Arndt „ringen" für läuten: „. . . weil Dalebys Glocken ringen so laut" (B 135), „Und so oft ich höre die Glocke ringen . . ." (ebda 145, ähnl. G 444, 519, G 1818 II 381).[166]) Klangwort ist „matschen": „Die Schweizer matschen so eine Art altdeutsch papistischer Arbeit . . . zusammen" (BfMG 422), „Man kann sich denken, wie sie unter den Papieren der Jünglinge und Knaben gematscht haben" (BfMG 255).[167]) Für unentwirrbar verknoten findet sich „verfitzen": „die verflochtenen und verfitzten diplomatischen Federkünste" (WW 159), „Hier lag Dänemarks Unglück, welches durch seinen bösen unheimlichen Faden durch die verworrene Politik von Jahr zu Jahr heilloser sich hat verfitzen und verknötern sehen müssen" (S IV 273).[168]) Ähnlichen Sinn hat „Verklütterung": „. . . weil es schwer ist, durch die Verklütterung unter lauter

Spitzbuben ein ehrlicher Mann zu bleiben" (R VI 342); auch „Klüngel": „Aristokratien, schlimmer und mit viel schlimmeren Klüngeln und Familienverklettungen . . ." (VD 34). Zu Klüngel merkte Arndt an: „Klüngel: Knaul, engl. clew, ein hier am Rhein sehr gewöhnliches Wort, ein Festzusammengeschlossenes, eine abgeschlossene Genossenschaft mit ihrer Art und Abart und mehr noch mit ihrer herkömmlichen Unart zu bezeichnen" (WW 233).[169]) Alliterierende Klangfigur liegt in „ihre zusammenverklettete und verklitterte Pest" (GZ IV 175),

„Mich hat vor Gripsgrabbelei und Sorgen
Das fröhliche Sprüchlein vorlängst geborgen . . ." (G 606),[170])

„knirrende und knarrende Maschinen" (RS II 207), „nun dämmert und dümmert der alte Traum immer noch fort" (RhrAu 66); auslautende in „wippeln und trippeln" (MJ II 116), „Schlotterer und Lotterer" (VV 395), dazu „Schlotterigkeit und Lotterigkeit" (ebda), mit „Nichtsthun und Herumprangen" wird mancher Tag „vertändelt und verquändelt" (MJ I 362, S I 417), „Strom der schwebenden und webenden Bilder" (VV 395), „Das im ganzen Volke Lebende und Webende" (GZ III 272, IV 278, 361), „Nücken und Tücken" (S I 394).[171]) Schlechten Charaktereigenschaften entspringende Betätigungen sind „mausen" für Kleinigkeiten stehlen, dazu „Mausmarten: ein kleiner Dieb, Mauser" (MJ I 5),[172]) „Rapsen und Zurapsen" für an sich raffen (VV 66), ebenso „wegrapsen" (WW 101),[173]) „beschnellen" für betrügen: der Lappe soll „sich nicht leicht von jemand übervortheilen und beschnellen lassen" (RS III 252). Ähnlichen Sinnes ist „begigeln": „He hett em begigelt heißt: er hat ihn auf eine feine und schlaue Weise beschwatzt und betrogen" (R 466, so verwandt S I 162, III 165, MJ II 13, 88, 120, 162).[174]) Der Schleichhändler wird als „Lurenträger" (RS III 252), schwedisch „Lurendrägare" (RS III 159) bezeichnet, dazu „Lurenträgerei" (RS II 152), „Lurendrägerei" (RS I 207), metaphorisch „Gedankenlurenträgerei" (PG 121).[175]) An Bezeichnungen geistiger Betätigungen findet sich „zurechtklüpeln", von Philosophen gebraucht (ChT 267), „gischen" für schätzen: „. . . seine Kinder von acht bis zwölf vierzehn Jahren nach meiner Gischung" (WW 39),[176]) „triezen" für quälen: „. . . ohne viel mit Lernen getriezt werden zu müssen" (BfMG 385),[177]) „ungeheiet" für ungeschoren im Sinne von unbelästigt: „Dieser aber ließ mich ungeheiet" (Erg 53), „aufmutzen" für auf einen Fehler aufmerksam machen: „Ich will einen großen Sprachfehler aufmutzen" (BfMG 498).[178])

An Berufsbezeichnungen treffen wir „Haidereuter" für Forstaufseher (S IV 386), für Flurschütze die niederdeutsche Form „Flurschütter" (GR 295),[179]) „Pissetter" für Lehrer (MJ II 36, 139),[180]) ferner „Holländer" (Erg 40), „mein Vater hatte auf den Vorwerken drei bis vier Holländer oder Kuhpächter" (Erg 65), „Holländerwirtschaft" (RS IV 269).[181]) In Köln nennt man „Arbeiter, Matrosen, Weiber, Huren und Gauner und was es sonst noch für Arme und Elende manches Namens und Gewerbes giebt, . . . Kappisbauern" (R VI 266). Für Umherstreicher braucht Arndt „Streuner" (WS 349), „Streuner und Vogelbund" (BfMG

75), „Streunender Mann" (GZ II 67), „Streunerin" (S II 42), „ein paar hundert . . . Gauner . . . streunten durch die Welt herum" (GZ IV 170), „Streunen als Bettler, das ist wahrlich vor allem betrübt" (GZ II 67).[182])

Verwandtschaftsbezeichnungen sind „Vettern und Völken" (MZ I 10, 12)[183]) und „Schnur" für Schwiegertochter (AA 100, MZ I 279).[184]) Kosenamen für Kinder sind „Nestpuk" als Bezeichnung des Jüngsten (BfF 257),[185]) ferner „kleine Krabaten" (BfF 244).[186]) Seine siebenjährige Schwester nennt Arndt „kleiner Sneck" (BfMG 15), seinem Buben Karl Treu gegenüber nennt er sich „sein Vatrussige" (BfMG 53) und „sein Muschelvater" (ebda 52).[187]) Seiner Schwester Söhnchen nennt er „das kleine Moritzmoiken" (BfMG 167). Sich selbst bezeichnet er siebzigjährig als „Greisart":

„So ruft auch ihr zum Freudenspiel
Den lebensmüden Greisart auf" (G 406).

Maßbezeichnung ist das alte „Ohm": „einige Ohm Wein" (BfMG 230), „die Ohm Most" (RAW 202).[188]) Als Tageszeitbenennung gebraucht man auf Rügen für Mittag „Ihrmdagstid" (MZ II 5).[189]) „Die Isländer nennen die Zeit um 5 Uhr früh Midursmorgun oder Hirdisrismol (Mittmorgen oder Hirtenaufstehnszeit) und die Zeit um 5 Uhr Nachmittags Midurapton (Mittabend), wie wir sonst unser erster, zweiter „dritter u.s.w. Hahnenschrei gebrauchen" (R 446).[190]) Dem Gebiet des Rechts entstammt „Warnagel" für Warnungszeichen: „Der Schulze von Bodstede nebst einigen Bauren sollten . . . andern zum Warnagel erschossen werden" (BL I 140, ebso MZ II 91), ebenso „Diebesbrüchte":

„So soll uns nun die Rechnung
Der Diebesbrüchte stehn" (RAW 377).

Andere Bulgärausdrücke sind „Quark" für eine geringwertige Sache: „. . . als daß ich sie um Quark aufgeben sollte" (BfMG 169), der Russen „Teufel und Gott sei gegen einen Dalkarl ein Quark" (RS II 192),[191]) „Hack und Mack" für wenig brauchbare Menschen: „Sie konnte zuletzt nichts als Hack und Mack in ihren Dienst bekommen" (MZ I 345),[192]) „Spille" für Augenlid: „Ich schloß Spille und Augen" (RS I 185). „Ziefer heißt Bild, Zeichen, dann Zahl. So sagt man in der Volkssprache: Du stehst ja wie eine Ziefer, du siehst ja wie eine Ziefer (d. h. totes Bild) aus. Davon Ungeziefer: das Bildlose, Gestaltlose, Wurmartige und Frauenziefer: Frauenbild" (ES 379).[193]) „Ein plattdeutsches Wort" ist „Schaplun, Schablun, dem isländischen Scaplynne entsprechend; es ist in die Schriftsprache aufgenommen, wo es in Schablon, auch wohl Jabloni, als sei es wälsch, verwandelt ist und bedeutet Schöpferlaune, Grundgedanke, Grundentwurf" (HG 118).[194]) Niederdeutsch ist auch „hill": „Das Ausbleiben entschuldigt nichts als einige Wochen der hillesten Aerndte" (FkT 189),[195]) ebenso „lidig": „Lidig, leidig heißt weich, lidigen erweichen: die Sonne lidigt" (T Anh. 76), wie „verliden" für vergangen: „Eine Zurückspiegelung des längst verlidenen pommerschen Lebens (BfMG 353),

„längst verlidene Tage“ (BfF 356), „verlidenes Jahr“ (ebda 375), „nach mehr als sechzig verlidenen Jahren“ (Erg 6).[196]) Für vor Kälte starr und steif werden hat Arndt „verklahmen“: „Ohne Ceres und Bacchus verklahmt Venus“ (R IV 237),[197]) für ausgetrocknet „spakrig“:

„Dem Wassertrinker mit solcher Kost
Schwellt auf die spakrigen Rippen“ (G 76).[198])

„Friesen“ erklärt Arndt mit „schaudern, zittern, frieren“ (VV 365).[199]) Für faulen findet sich „verolmen“: „Meine schöne Wurst war so weich und verolmt, daß ich sie . . . aus dem Fenster schicken mußte“ (BfMG 15).[200]) „Flatsche“ gebraucht Arndt für einen aus dem Zusammenhang gerissenen und deshalb mißverständlichen Auszug: „Auf die Gefahr hin, daß wieder mal eine neue Flatsche von mir in die Staatszeitung kommt . . .“ (BfMG 225).[201]) Als Interjektion hat Arndt „hupen heel!“ (MJ II 5). „Holl und boll“ bedeutet „was leicht zusammenfällt, inwendig hohl“ (VV 365).[202])

Der Volksmund unterlegt bestimmten Ausdrücken oft *Bedeutungen*, die sie *schriftsprachlich nicht haben*. „Diese Gärten hier sind recht erbärmlich, und doch erbärmlich besucht, wie man in Thüringen und Franken spricht, wo erbärmlich und Erbärmlichkeit oft für das Ungeheure, Große gesagt wird“ (R VI 38). Öfter jedoch ist der *Wandel lautlicher Art*. So wird im Volksmund „aus Mullwurf — nicht von Maul, sondern von Mull: Staub — Maulwurf, aus Nachtschaden Nachtschatten“ (ES 380).[203]) Possen „spricht das Volk Buzzen, Putzen“ (R 443).[204]) Besonders *Fremdwörter* werden willkürlich behandelt, zumeist, um sie mundgerecht zu machen. Grimassen wird zu „Gramanzen“: „Affensprünge und Bocksgramanzen“ (NWF 23), „Mänchen und Gramanzen“ (VV 49).[205]) Ferner „sagt das Volk bei uns: Mak nich so veel Hanövers, wenn man sagen will: Sprich nicht so viel leeres unverständliches Zeug . . . Es kann verdreht seyn aus Manövers“ (ES 400). „Reveller (so spricht der thüringer Bauer das welsche ribaldo aus)“ (BfMG 358).[206]) Für Publikum findet sich in der Bayreuther Gegend „Bublikom“ (R I 92). Für Bursche gebraucht Arndt studentensprachlich „Marblerum“ (R VI 310). Zahlreich sind besonders die dem Französischen entlehnten Fremdwörter in der *Umgangssprache der Gesellschaft* des 18. Jahrhunderts. Darüber erzählt Arndt aus seinen Kindheitserinnerungen: „Französische Brocken wurden hin und wieder ausgeworfen, und ich weiß, wie ich mich in mir erlächelte, als ich das Wälsche ordentlich zu lernen anfing, wenn ich an das Wun Schur! Wun Schur! (Bon jour!) und à la Wundör! (à la bonne heure!) oder an die Fladrun (flaçon), wie das gnädige Fräulein B. ihre Wasserflasche nannte, zurückdachte, und wie die Jagdjunker und Pächter, wann sie zu Roß zusammenstießen, sich mit solchen und ähnlichen Floskeln zu begrüßen und vornehm zu bewerfen pflegten“ (Erg 17). In „die Herrin, . . . die nicht bloß mit dem Pompadour und Retikolo auf den Knien spielt“, wird das Retikolo „hübsch in ridicule verwandelt“ (S IV 131). Aus der Gesellschaft dringen diese Entstellungen ins Volk. So „macht der Bauer uns affront Abgrund“ (S IV 131, T

Anh 78). „Er hat mir das zum Abgrund gethan, habe ich oft aus gemeinen Münden vernommen" (ES 380).

Oft gebrauchte Worte werden vom Volksmund kontrahiert, so Ortsnamen. „Ich glaube, der Name Eifel ist nichts anderes, als ein abgebissenes und verstümmeltes Eichsfeld; so daß sie mit dem thüringischen Eichsfeld auch die Namensgemeinschaft trüge . . . Solche Verstümmelung oder vielmehr Verquetschung konnte hier an den französischen und wallonischen Sprachgrenzen viel leichter als anderswo sich begeben. Diese Kühnheit des Zerquetschens zeigt sich sogleich in dem Worte Schneifel (für Schnee-Eifel)" (RAW 347). Auch der Volksscherz spielt in solchen Wortwandlungen. „Hier prangt das Schloß Arenfels oder Ehrenfels, was das Volk Argenfels ausspricht" (RAW 347). Stark ist die Kontraktion auch in den volkstümlichen Eigennamen. In der Eifel heißt „Antonius in der Volkssprache Tönnies, wie Dionysius Dinnies und Henrikus Drikkes" (RAW 318).[207]) Der Spitzname heißt niederdeutsch „Oekelname" (BfMG 274, PG 151). „Ökelname, so spricht man in Norddeutschland, nicht Ekelname. Ökun, öka nord. vermehren. Also nur so viel als Beiname" (Erg. 27).[208]) Sprachliche Symbole sind die altgermanischen Eigennamen.[209]) So besagt „Lutbrand leuchtendes Schwerdt" (BB 105).[210]) „Vrajas", der „Zornmütige", hat sich als „Wrede, . . . ein überall im Norden und bei uns üblicher Name", erhalten (BB 80).[211]) Wunschbilder enthalten auch die weiblichen Eigennamen, und zwar in der älteren Schichtung epische, dem Heldenleben entnommene. „Du heißest Hildegard, zu deutsch Kriegsburg oder Flammenburg" (BfMG 323).[212]) Lyrisch werden sie erst in einer späteren Zeit. „. . . eine schöne Frau, mit . . . Thusneldaaugen (dunkle Flammen, was ja der Name Thusnelda bedeutet)" (BfMG 495).[213]) Schon im Mittelalter war es Sitte, die Namen literarischer Helden als Eigennamen anzunehmen, Namen, welche „ihren Inhabern und Inhaberinnen wohl eben so wunderlich angemessen gewesen seyn mögen, als den Unsrigen die Auroren Philomelen Thusnelden Siegfriede und Achilles. Da begegnen uns die Jolante und Imagina (Gudenus III) die Blanschflor und Isalda der Parzifall und der Titurell, ja sogar der Abindor der reine Abenteurer . . . in einer Urkunde des Jahrs 1364 (Gudenus III 461);[214]) und man sage also nicht, daß diese die verliebten Quaalen von Tristam und Isalda und die Geschichten vom Parsifall und Titurell umsonst gelesen hatten. Grade wie in unseren Tagen, wie ich aus den Erzählungen meiner Mutter in meinen Kindheitstagen weiß, daß Gellerts „schwedische Gräfin" die Charlotten zuerst bis in den Häusern der Pächter und Bauren gemein gemacht hat" (RAW 308). Verkörperungen lyrischer und epischer Schönheitsvorstellungen sind auch die, allerdings erst im siebzehnten Jahrhundert einsetzenden Namen schwedischer Adelsgeschlechter. Zusammensetzungen wie „Keulenstern . . . sind schwedischer Brauch; eine Frucht schwedischer Eitelkeit, welche in den Namen der ältesten Rittergeschlechter Skandinaviens sich nicht findet, aber sonst allgemein bei allen Geschlechtern . . . von dem dreißigjährigen Kriege an abwärts . . . in das Wappenregister eingetragen sind" (S IV 397). „Man braucht nur das Verzeichniß der zum schwedischen Ritterhause gehörigen

Geschlechter und Namen zu überlesen und wird lächeln, wie sie alles, was in Sternen, Blumen, Metallen, heroischen Thieren und Ehrenkränzen und Ehrenblättern Glänzendes ist, geplündert und sich zugeeignet haben" (S IV 342). „Alles, was an Metallen, Sternen, Blumen, Vögeln, Thieren Klangreiches, Glänzendes, Schönes, Edles und Heldiges, was in den menschlichen Dingen und Thaten Ritterliches und Glorreiches ist, hat das schwedische Ritterhaus geplündert" (SG 36). Dem nordischen „Sonnentrieb" entspringt das Verlangen nach dem „Glanz, den sie im Leben suchen, daher selbst der Glanz in Namen, welche die Willkür bei neuen adlichen Geschlechtern erfunden hat, wo sie alle Sterne, Metalle, Edelsteine, Blumen und Schimmer plündern, um sich damit zu schmücken" (ES 346).

Die sprichwörtlichen Redensarten, stehende Wendungen, die sich nach der Seite des Wortguts dahin abgrenzen, daß sie nicht einwörtlich sind oder, um in ihrem angewandten Sinn verstanden zu werden, Ergänzungen bedürfen, sind zumeist metaphorisch. Die verwandten Bilder entstammen zunächst dem Tierreich. So „seggt man, wenn man sick äwer jemand lustig maken will, dat't em man klamm geiht: Wo piepen de Müse?" (MJ I 403). „Valentin hatte seine besten Geschichten aufgespart, er hatte den Kindern, wie man zu sagen pflegt, seine Mäusekiste aufgethan" (MJ I 65).[215]) Derjenige, den man zum besten hat, wird als „Eule" bezeichnet: „Er ward jetzt unsre Eule" (R IV 109),[216]) oder auch als „Spaßhammel": „Dieser Christoph war der allgemeine Spaßhammel" (Erg 32). Eine geringe Entfernung nennt man „Katzensprung": „Von Berlin bis zur Peene ist nach jetziger Redeweise ja nur ein Katzensprung" (BfMG 353).[217]) „Man hat in der schwedischen Sprache ein sehr passendes Sprichwort, um zu sagen, daß etwas nicht verfängt; es heißt Wasser auf die Gans gießen" (BB Einl. 6, ebso Tg Nr. 1). Der Wolf muß „auch bei uns an der Ostsee ungefähr in dem Sinne des alten Wargr zum Gleichnisse dienen, wie aus folgenden Redensarten erhellt: „Dat is 'n Kerl as 'n Wulf": ein wüthig grimmiger Kerl. „Sla up em, dat is 'n Wulf" — „Sla'n dodt as 'n Wulf" sagt man im Ernst oder gleichnisweise über Personen oder Sachen, die ohne alle Schonung behandelt werden sollen" (WS 366). Der Freiherr von Stein nannte den Märker „den Wolf, der mit trotzigen Augen aus der Sandgrube guckt" (PG 163, ebso BB 372). In dem „Dom"-märchen heult die Hexe „as eene hungrige Wülwin in den Twelften" (MJ II 177). Weiter ist es „ein deutscher Ausdruck, der freilich nur in gemeinster Rede noch rundläuft, daß man sagt, wenn man jemands tapfres Herz recht loben will: er hat einen rechten Ochsenmuth" (BB 224). Ebenso „er ging wie ein beschneiter Hund von dannen" (Erg 22), und „Meilen, die der Fuchs gemessen und den Schwanz zugegeben hat" (Erg 65). So findet auch das Weihnachtsgespenst „Bullkater" metaphorisch redensartliche Verwendung: „Auch sagt man sprichwörtlich bei uns: sick to 'n Bullkater maken, wenn man einen zornigen oder grausamen Karakter beschreiben will" (R 442), „so wie man bei uns, wenn man andeuten will, daß die Weihnachtslustbarkeiten fast etwas wild begangen worden, wohl zu sagen pflegt: se hebben mal ens bullkatert" (R 443).

Dem Pflanzenreich entstammt die Metapher in: „Die Stärke,

welche Kraut und Loth und der Harl des Hanfstengels geben, kann Preussen sich nicht verschaffen" (PG 147). Die Italiener „müssen dann wohl dulden und sich gedulden lernen und sich einstweilen noch von Kraut und Loth und dem Harl des Hanfstängels züchtigen und regieren lassen" (PG 263).[218])

Der Umwelt entnommene Metaphern finden sich besonders oft im Holländischen, das sich ja durch stark ausgeprägte Bildhaftigkeit auszeichnet. „Man sehe die gewaltige Leiblichkeit und in vielen auch die Oertlichkeit des See- Wiesen- und Heckenlandes" (S IV 234). So findet sich „Eenen om den tuin leiden: (Jemand um den Zaun führen) Jemand irre führen" „Eenen de Hecken verhangen: (einem die Hecken behängen) Jemand in Verlegenheit, Noth bringen" (ebda). „Eenen dwars boomen: (Jemand den Baum vorschieben) Jemand in etwas hindern, durchkreutzen" (S IV 235). „Sick diep to zee begewen: (sich tief zur See begeben) sich in eine Sache, Gefahr tief einlassen" (S IV 234). „Wenn wir von schlechten Jahren sprechen oder Jemand was schlimmes wünschen, so nennen wir ein nasses Jahr" (RS III 281). So läuft „das Wort preußischer Wind bei uns phlegmatischen Halbschweden auch sprichwörtlich durch die Mäuler der Leute" (S I 112).

Körperteile sind bildlich gebraucht in den holländischen Redensarten „Dat steekt mi in den krop: (das sticht mir in den Kropf) das verdrießt mich". „Dat steiht em tegen de Borst: (das steht ihm gegen die Brust) das ist ihm zuwider". „Rondborstig: (rundbrüstig) aufrichtig; Rondborstigkeit". „Sick schoorfoetend overhalen laten: (sich scharrfüßend überholen lassen) sich schwer bewegen lassen". „De zaak had meerdede voeten in de aarde: (die Sache hat mehrere Füße in der Erde) die Sache war schwer zu bewinden" (S IV 234). „Eenen in't oog loopen: (Einem ins Auge laufen) Jemand verdächtig werden". „Dat oor tot jet' hangen laten" (Das Ohr wozu hangen lassen) einer Sache das Ohr leihen". „Reikhalzend uitsien: (Halsreckend aussehen) sehnsüchtig erwarten". „De beschuldigung wederan in de Hals halen: (Die Beschuldigung wieder in den Hals holen) die Beschuldigung widerrufen". „Dat het weinig an't lyf: (Das hat wenig um den Leib) das war unbedeutend" (S IV 235). „Am Niederrhein heißt Näschen machen Gesichter schneiden" (KS 493). Jemand hinters Licht führen heißt „einem eine wächserne Nase andrehen" (R V 271), im Spiel überwältigen „über die Brust werfen": „Ich war sonst gesund und stark und warf die meisten meiner Gesellen leicht über die Brust". (BF 174).

Funktionen des menschlichen Körpers liegen zugrunde in „de verschillen werden van vry langen adem: (die Zwiste wurden von sehr langem Athem) die Händel wurden sehr weit aussehend" (S IV 235); Affektbewegung wird volkstümlich ausgedrückt in „Jürgen sprang mir an den Hals und rief: o du himmlische Unschuld! Und ich ward naß von seinen Thränen, wie sie bei mir zu Lande sagen" (S I 16). Zur Bezeichnung großer Jugend dient „jünger als jung sein": „Wie sollte er, um mit dem Volke zu reden, nicht jünger als jung seyn?" (W I 366.)

Zu dinglichen Metaphern dienen Trachtstücke. So in „unter den

Pantoffel kommen" (BfMG 321), „Eenen mit looden schoenen aangaan: (Jemand mit bleiernen Schuhen nahen) Jemand beschleichen" (S IV 235), „Em hert onder den riem steeken: (ihn hart unter dem Gürtel stechen) ihn gefährlich treffen" (S IV 234). „Bei harter Arbeit" verwendet man „den plattdeutschen Ausdruck Upp! de Mauwen upgeströpt" (S IV 355).[219]) Gebrauchsgegenstände werden metaphorisch verwandt in „dat gaf de clap up de sweep: (das gab die Klappe auf der Peitsche) das brachte die Sache zum Durchbruch" (S IV 235), „Dat Spill up'm Wagen" für gewonnenes Spiel haben (MJ II 130), in „die Hand vom Sack" (S III 144),[220]) „Pfahl vorschlagen" für etwas verhindern (R IV 165),[221]) „Eene zaak op't sleptouw bringen: (eine Sache aufs Schlepptau bringen) eine Sache in die Länge ziehen" (S IV 234). Das „Ende der Welt" bezeichnet der Volksmund als „mit Brettern zugenagelt" (MJ II 159, 263, R 77).[222]) „Rah, im Sassischen eine gerade Stange (man denke an Rahsegel)" liegt zugrunde in dem „sprichwörtlichen Ausdruck Rahmaat weten: das rechte Maaß wissen — in sittlicher Beziehung gebraucht" (R 439).[223]) Der Bibelsprache entstammt: dem Verstorbenen „Steine nachwerfen" (BfMG 491),[224]) der Sprache des Spiels „einen sehr guten Stein im Brett haben" (BfMG 50), dem Bereich der Lebensmittel das holländische „Brooddronkenheit, Brodtrunkenheit, Uebermuth" (S IV 235), der Körperpflege „das Kindlein mit dem Bade ausschütten" (RS I 208, 241). Umgekehrt wird ein Abstraktum als Dingbezeichnung verwandt in dem holländischen „Goden Dag: (Guten Tag) Hellebarde, Morgenstern" (S IV 235).

Ebenso finden Tätigkeiten metaphorische Verwendung. „Man sagt in meiner Heimath alle Tage statt ich will dirs eintreiben oder ich will dir die Dauben auftreiben „ick will die inreffen"" (WS 345).[225]) Für das Kochen des Essens sagt man „hierlandes am Rhein: das Pöttchen hebt" (BB 226). In Holland heißt „'t was jet uitleckt: (es war etwas ausgeleckt) es hatte etwas gemunkelt, verlautet" (S IV 235). Dem Rechtsleben entnommen ist „betoppen", wie man das „immer noch gebräuchliche und an manchen Orten auch noch rechtsgültige Einschlagen der Hände die Hände über etwas nehmen, die Hand auf etwas geben und im Sassischen Topp seggen, enen Topp äwer ene Sak maken, en Ding betoppen nennt" (R 436).[226]) Eine „schwedische Volksredensart, welche die Beschäftigung mit den Wissenschaften bezeichnet", ist „die buchlichen Künste treiben" (R 19), „den buchlichen und papierlichen Künsten sich ergeben" (BF 215), „der schreiblichen und buchlichen Künste mächtig seyn" (S I 122). Dem Bereich geistiger Arbeit entstammt ebenfalls: „Unser Bauer und Bürger, wenn er seinen Sohn auf die Hochschule schickt, sagt von dem Jüngling: er geht studieren lernen" (BB 2). Dienstboten, die „Ort und Herrn ändern", nennen das „sich was versuchen" (GB 53). In „Vierkantig aanloopen: (wie mit vier Seiten anlaufen) ganz feindlich gegen etwas seyn", „Vierkantig verschillen: ganz verschiedener Meinung seyn" und „sick gegen wat kanten" (S IV 234) werden geistige Beziehungen gegenständlich umschrieben.

Auf historische Begebenheiten verweisen „Leben wie der König in Frankreich" (FkT 22, BEF 28)[227]) und „Holland in Not" (BfMG

223).[228]) Stammesneckerei besagt der Reim von dem „gesegneten Sachsen, wo die hübschen Mädel auf den Bäumen wachsen" (S I 37).[229]) Stammescharakterologie liegt in „der blinde Hesse": „Er sprach, wie blinde Hessen drauf!" (G 375), der schwedische Soldat, der „darauf schlägt wie ein Hesse . . ." (RS II 300), „wie unser blinder Hesse geht der Deutsche ins Zeuch" (VV 225), denn „dies Wort blind soll gewiß kein Gebrechen bezeichnen sondern eine feste derbe unerschütterliche Art, die keinen Wechseln und Veränderungen unterworfen ist; es soll gewiß den stillen festen Muth bezeichnen, mit welchem der Hesse mit offenem Aug wie ein anderer mit geschlossenem der Gefahr und dem Tode entgegen geht" (VV 375).[230]) „Wie der plumpe Pommer und der blinde Hesse" besagt auch der „dumme Schwabe . . . etwas Ursprüngliches, Unvertilgbares in diesem Stamme. Und es ist wahr, die Dummheit ist eine recht schwäbische Tugend. Wir müssen nur bei der ursprünglichen Bedeutung des lieben Wörtlein dumm stehen bleiben, wo es eigentlich das Starre Taube bedeutet, was fremde Töne und Art nicht vernehmen noch aufnehmen kann". Man nennt den Schwaben so, „weil er schwer aus sich heraus will und heraus kann, weil er etwas in sich Abgeschlossenes, Festes hat, was schwer in Anderes und Fremdes übergeht, weil er gleichsam in sich versperrt und abgesperrt ist" (VV 382).[231]) Die gleiche Stammesneckerei liegt der Redensart vom „Schwabenalter" zugrunde: „Schwabenalter gleich vierzig Jahren, erst im vierzigsten Jahre fällt dem Schwaben das Geele vom Schnabel und fängt er an, klug zu werden" (VV 382).[232]) In Angermanland sollen um das durch seine Spinnereien bekannte Städchen Nätra „die Menschen am fröhlichsten, munntersten hübschesten seyn. Will man hier ein Mädchen loben, so sagt man, sie sieht aus wie eine Spinnerin und Weberin aus Nätra" (RS III 58).

Das Sprichwort als volksläufiger Ausdruck primitiver Gemeinschaftserfahrung unterscheidet sich von den sprichwörtlichen Redensarten formal durch seine satzmäßige Geschlossenheit und inhaltlich durch seine lehrhafte Tendenz. Ein großer Teil der Sprichwörter hat mit den sprichwörtlichen Wendungen gemeinsam das metaphorische Element. Dem Tierreich entstammen die Bilder in „Eine Schwalbe macht keinen Frühling" (VV 229), „Wenn der Himmel einfällt, sterben alle Lerchen" (S I 143, BL I 101, II 58), „Jeder Vogel singt nach seinem Schnabel" (VV Einl. 7), „Eine blinde Taube findet zuweilen auch eine Erbse" (Erg 45), „Hoch geflogen, tief gefallen" (BfF 321), „Hungrige Musikanten speelen und hungrige Vägel singen am besten" (MJ II 33), „Ich denke da, wie die Bauren: laß den Kukuk fliegen und sing ihn nach" (S I 137), „Wer hängen will, de kann wol dör eenen Spennenfaden to Doode kamen" (MJ II 63), „Veel Müse freten den Kater" (MJ I 352), „Eher mag man — daß ich ein treffendes Sprichwort des gemeinsten Volkswitzes gebrauche — einen Scheffel mit geduldigen Flöhen füllen, von welchen keiner mehr springt, als die quicken Geister einscheffeln" (W III 334). Haustiere werden metaphorisch verwandt in dem Rechtssprichwort „Trittst du mein Huhn, so wirst du mein Hahn" (VGL 246), in „Den Letzten beißen die Hunde" (G 665),[233]) „De dode Hund bellt und bit nich" (MJ II 70), „Ei, wie viele Knüppel, um ein heimatliches Sprichwort zu gebrauchen, liegen da bei dem

Hunde" (BfMG 277),[234]) „Bei Nacht sind alle Katzen grau" (G 645),[235]) „So konnte, wie das gemeine Sprichwort sagt, der Kater zugleich am Kopf und am Schwanz gefaßt und gezwickt werden" (ChT 302), „Wenn die Diebe sich entzweien, bekommt der ehrliche Mann seine Kuh wieder" (W II 85). Ein „ächtes Bauernsprichwort" ist „des Herrn Aug macht die Kuh fett" (GN 283). Das Hüteamt findet seinen sprichwörtlichen Niederschlag in dem Hans Sachsischen Wort „Je mehr Hirten, je übler Hut" (S III 222, RM Titelblatt). Dem Bereich wilder Tiere entstammt: „Auch ein alter Fuchs läßt zuweilen Haar" (R IV 20) und „das italienische Sprichwort: der Wolf zerreißt den, der sich zum Schaafe macht" (R III 10, VV 219, 290). Das Pflanzenreich liefert die Metapher in „Wo viel Holz ist, da muß es auch bröckeln" (BfF 392), „Wo Spähne sind, da ist Holz gehauen worden" (R IV 349), „Die taube Nuß beißt sich leicht auf" (RS II 319). Für „keine Rose ohne Dorn" sagt „der Italiener im Sprichwort: Jede Erbse hat ihr Auge und jedes Haus seinen Abtritt" (R III 4). Der menschliche Körper wird herangezogen in „Bleib weg, wo Du nichts zu thun hast, so behältst Du Deine Nase" (MJ I 302), das menschliche Leben in „Zu jedem Handel gehören Zwei sagt ein gemeines Sprichwort" (GJ IV 94). Hausgerät bietet die Bilder in „De Krog geiht so lang to Water bet he breckt" (MJ II 16),[236]) in „Nimmer ein Messer schärfer schiert, als wenn der Bauer ein Edelmann wird" (S III 476),[237]) die menschliche Nahrung in „Wessen Brod ich esse, dessen Lied ich singe" (VV 49),[238]) in „Wie der Mann ist, brät man ihm die Wurst" (Erg 27). Die Umwelt wird verbildlicht in „Der Tropfen höhlt den Stein aus" (GJ IV 322), „Fallen wir nicht aus dem Regen in die Traufe?" (GJ III 310), „Rom ist nicht an Einem Tage erbaut" (VV 420). Unmetaphorisch ist schon der Gegenstand in „Kleider machen Leute" (VJ 231) und „Eigner Heerd ist Goldes werth" (Vst 53).

Das Sprichwort spiegelt seine Tendenzen nicht nur an Erscheinungen der körperlichen Welt, sondern es gibt sie auch als nackte Lehrsätze. Solche Erfahrungssätze der Volksweisheit sind „Glück is Glückes Moder" (MJ II 201), „Wenn Brüder in Haß gerathen, ist der Haß der brennendste" (VV 324), „Bescheidenheit macht blöde, sagt ein deutsches Sprichwort" (S IV 117), „Junges Wort, leichtes Wort" (W III 31), „Die Mitte ist das sicherste" (W III 91), „Wer alles erfaßt, hält nichts fest" (W III 118), „Gut Ding will Weile haben" (BfF 321) oder anders: „Selbst der Zeit muß man ihre Zeit geben, wie das Sprichwort sagt" (GJ II 360), „Nachgedanken sind Nachtgedanken sagt Onkel Schu[h]macher]" (S I 81), „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben" (VV 184), „Jeder Name hat sein Amt" (EVL 8), „Das Sprichwort sagt: Andre Zeiten andre Herzen" (VV 49), „Wer nich mit Godem will, de mütt mit Quadem" (MJ II 124). „An den kürzesten Tagen, sagt man, hat der Mensch die längsten Gedanken" (BfF 223), „Es geht ein altes deutsches Wort: Kürzester Tag und längste Gedanken" (G 523), Sprichwörter, die sich auf die Mittwinterzeit als Zeit des durch Arbeit nicht gestörten Grübelns und Denkens beziehen, wie „Kürzeste Tage, längste Freude klingt ein alter deutscher Spruch" (Ma 125) auf das Weihnachtsfest hinweist.

Besonders stark ausgeprägt hat das Sprichwort die ethische Tendenz. So entstand „das brave teutsche Sprichwort: Recht muß doch Recht bleiben" (GZ III 307), „das altsassische Sprichwort: Folg Odder un do Quad" (GZ IV 249); „ein altes teutsches Sprichwort sagt: „Ein ehrlicher Mann wird nie ein Schelm" (BW 176), „So viele Kinder, so viel Segen" (BfF 260).[239]) Dabei arbeitet die Ethik des Sprichworts vorwiegend mit den Extremen Gut und Böse, während sie Zwischenglieder kaum kennt. Personifikation des Bösen ist der Teufel. „Müßiggang ist des Teufels Ruhebank und aller Laster Anfang" (BD 46), „Wen der Teufel erst an einem Faden hat, den führt er auch bald am Strick" (MZ I 309), „Wenn de Minsch vörbaden Spill makt, gift de Düwel umsünst de Musik dåto" (MZ II 96). Historisch ist „das schwedische Sprichwort: der Teufel mag streiten gegen die, welche Holz essen (Fanen mo strida mot dem, som äta trä)" (AA 341). Volksartlich kennzeichnend für die Schweden ist es, daß sie im Kriege „nach dem Sprichwort: en Karl mot en och twä mot fanen (ein Kerl gegen einen, und zwei gegen den Teufel) durchfahren" (RS I 271). Von Gott, der Verkörperung des guten Prinzips, handeln die „gemeinen Volksaussprüche: Gott läßt sich von den Menschen die Augen nicht ausstechen, Gott läßt sich von den Menschen nicht in die Karte sehen" (GZ IV 521),[240]) „Daß wir alles wollen und versuchen, das ist unser Elend; wir schlagen, wie der Bauer spricht, mit solchen losen Künsten Gott in die Augen" (BF 38). Ein italienisches Sprichwort sagt: „In Italia Iddio non e trino, ma quatrino, das man übersetzen kann, wie es gerade gemüthlich ist: In Italien ist Gott nicht dreieinig, sondern viereinig, oder: In Italien ist Gott nicht trino, sondern quatrino (d. h. ein Pfennig- oder Hellerstück)" (R III 332). Wie anders unser „Gott verläßt seine Teutschen nicht," ein Sprichwort, das für das deutsche Volk wie für Arndt wie kaum ein zweites bezeichnend ist und oft in seinen Schriften, besonders den politischen, Verwendung findet (GZ II 359, 456, III 300, IV 94, 95, 116, 372, 521, 551, S I 456, BW 63, 184, GlSt 51, KE 53). Ähnlich volkscharakterisierend ist „Des Volkes Stimme Gottes Stimme" (BW 1) und „Des Volkes Wille Gottes Wille" (BW 5). Aus der Blütezeit jenes mächtigen Handelsbundes stammt das „hanseatische Sprichwort: Wer will streiten wider Gott und Großnaugardt?" (GZ III 218).

Als Neckstadt dient das södermanländische Städtchen Söderelje, das „nebst dem kleinen Trosa sich in Schweden ebenso wie Schöppenstedt, Schilda und Reutlingen in Teutschland, zum Spott gebrauchen lassen muß" (RS IV 106). Ebenso erzählen bei uns „die Poeten von einem Abdera und der schmale Witz der Novellisten für den Pöbel von einem Reutlingen, Schilda und Polkwitz" (R V 150).[241]) Als Ortsneckerei „trägt man in Italien von den Genuesern das häßliche Sprichwort herum: Berge ohne Holz, Meere ohne Fische, Menschen ohne Treue, Weiber ohne Schaam" (R III 292, BW 140). Wie Städte zur Zielscheibe der Spottlust dienen, benecken sich auch die Stämme. „Solche kleine Anzettelungen und Zwiste der Eitelkeit und der Einzelheit ... sind ja auch in Gesprächen und kleinen Streiten und Wettstreiten und in scherzhaften Anzapfungen die natürlichsten und alltäglichsten; denn nicht bloß streitet der Thüringer gegen den

Hessen oder der Westfale gegen den Schwaben und umgekehrt über Vortheile und Nachtheile und Tugenden und Mängel der Volksart und Landesart sondern in den einzelnen größeren Völkerschaftsgebieten sind oft zehn und hundert kleine Verschiedenheiten ja kleine Seltsamkeiten und Wunderlichkeiten, die oft fast Naturspielen gleich sehen und worüber die nächsten Nachbarn sich bespotten und zerzanken" (VV 352). „Die Gegensätze und die Häkeleien und Mäkeleien unten im Volke sind natürlich und werden bleiben, werden um so mehr bleiben, je mehr Geist besonderer Vereinzelung und edler fester Verschiedenheiten die deutschen Stämme haben: der Schwabe wird über den Westfalen, der Sachse über den Östreicher, der Baier über den Pommer glossieren, und umgekehrt; solcher hergebrachter Scherz und Spott durch über und gegen einander ist unschädlich. Grade so ist es auch in andern Ländern, z. B. in Frankreich und Schweden" (VV 432).

Der Humor, wie er sich in den Schöpfungen sprachlicher Volkskunst äußert, hat unter den Niederdeutschen eine ganz bestimmte Form. „Was in dieser Mundart in Sprichwörtern und Volksscherzen niedergelegt ist, ... das hat jetzt freilich den Karakter des kleinen Volks angenommen, in dessen Kreisen es rundgeht ... Vorzüglich ist der sassischen Art eine wundersame schräge Darstellung eigen, wo sie die Dinge im Gegensatz oder gar in völliger Umkehrung betrachtet und abspiegelt. Dieses Schräge könnte klimatisch seyn und ist es zum Theil auch. Weil die Natur in schroffen und ziemlich unfreundlichen Gegensätzen gegen die Menschen spielt, so könnte daraus, indem er sich zugleich über sie und über ihre und seine Mängel lustig macht, die Ironie und Satyre und die Ausbildung des Komischen, die hier sehr weit getrieben ist, als ein ganz natürliches Gewächs hervorgesprungen seyn" (GS IV 435). „Ich nenne freundliche und spaßhafte Ironie des Lebens und Gespaßigkeit als eine Eigenthümlichkeit des sächsischen Stammes ... Die ganze niedersächsische Sprache, bei Dünkerken angefangen und in Kiel und Stralsund aufzuhören, hat einen eignen hervorstechenden Zug des langsamen Spaßes und der fortspielenden Ironie. Ich sage langsamer Spaß; denn wirklich das ist diesen Völkerschaften eigen, daß sie die Dinge und die Bilder der Dinge am liebsten durch die mannigfaltigsten Umkehrungen und Verschiebungen sehen und betrachten. Dies geht durch die gewöhnlichen gesellschaftlichen Scherze Spiele und Späße und selbst durch die Namen und Zeichen, womit sie die Dinge nennen und bezeichnen. Wie sind sie zu dieser Gespaßigkeit gekommen? .. Ich denke, zuerst durch ihre natürliche Anlage, welche uns ein Geheimniß bleibt; zweitens, glaube ich, wirkt eine gewisse Verneinung, ein gewisser schlechter ja schlimmer Spaß, welchen die Natur in diesen Landen mit dem Menschen zu treiben scheint, die zu große Einförmigkeit der Naturbilder, welche den Menschen durch keine mannigfaltigen Reitze aus sich herauslockt sondern ihn immer zur Selbstbetrachtung und der Abwechselung der selbstgemachten Bilder wegen zur Beschauung in vielfach gewendeten und oft auch in umgekehrten Spiegeln zurückführt ... Es ist der Mensch an den Wassern, in deren Spiegeln sich alle Gegenstände auf den Kopf stellen, kurz ein Unten oben und umgekehrt" (VV 368). „Dieser gutmüthige Schalks-

sinn, diese Anlage zur Naivität und Karrikatur, die aus dem langsam bedächtigen Genuß der Anschauungen und Gedanken in vielfacher Umkehrung und vielseitiger Beleuchtung entsteht, geht selbst durch die Töne und Worte der niederländischen Sprache und findet sich in dem verwandten niedersächsischen Dialekt . . . eben so reich wieder, wo häufiger als in andern Sprachen durch ein spaßhaftes Gegeneinanderhalten gefundener Aehnlichkeiten der Dinge die Benennungen der Dinge entstanden sind . . . z. B. Ketelböter der Schmetterling, Poggenstol der Erdschwamm, Kukuksköster der Wiedehopf" (HK 129). Solcher landläufiger Volkshumor liegt in „‚Just das Gegenteil, Herr Schleiermacher!' wie der Küster von Kenz Herr Eggert weiland auf ein zugebrachtes Glas zu antworten pflegte" (BfMG 263).

Am klarsten zeigt er sich jedoch in den apologetischen Sprichwörtern. Solche liegen, freilich ihrer typischen Form entkleidet, zugrunde in den redensartlichen Volksscherzen: „Das war ein bißchen zu viel, wie Grethe zu sagen pflegt, wann Hans ihr den vollen Eimer Wasser ins Busenloch schüttet" (S I 34), „Auch gut, sagt Jungfer Dorthe, wann Hans das Schneiderzeichen sucht" (S I 98),[242]) „Ich sage mit Fräulein Fieken, wann ihr beim Füttern Färkel Hühner Gänse und Enten durcheinander laufen und fliegen, das ist eine Wirtschaft" (S I 115), „Irgendwo muß es doch hinaus sagen die Bauern, wenn sie sich im Holze verirrt haben und auf gut Glück gradaus gehen" (S I 64). So auch in dem onomatopoetischen Sagewort: „Lat 't warden, wat 't watt, sed de Erpel un tratt" (BfMG 463, S I 158).[243])

Volksartlich bedingt wie die sprachlichen Kunstwerkchen der volkstümlichen Worte, Redensarten und Sprichwörter ist auch die Volksdichtung. Die deutsche Gemütstiefe, der dumpfe und dunkle Trieb zu Gestaltungen wühlender und gärender Seelenkräfte, der Trieb, psychische Spannungen durch künstlerische Formung und Äußerung zu lösen, hat, da diese Spannungszustände am natürlichsten in klanglichen Auslösungen ihren Ruhe und Gleichgewicht schaffenden Ausgleich finden, das deutsche Volk wie kaum ein zweites zu einem Volke der Musik gemacht. „Ist nicht der Deutsche allenthalben und überall der große Musikant und Saitenspieler Europas, der auch in der kleinen Musik, in dem Gebiete der Töne, den europäischen Reigen führt?" (VV 385). „Unsere lieben Deutschen sind ein sangreiches und klangreiches Volk, sind es vor den meisten Völkern der Erde von jeher gewesen. Sie sind selbst nach dem Geständnis der Fremden, welche ihnen diese hohe Naturgabe beneiden, in dieser Kunst in die tiefsten Tiefen hinabgestiegen und zu den höchsten Höhen emporgeflogen. Deutschland und Italien, das sind die beiden musikalischen Länder des christlichen Europa" (RAW 302). Es sind die „tiefen erhabenen Grundtöne des musikalischen Lebens eines Volkes", es ist die „zeugende musikalische Schöpferkraft", in der „die Deutschen und Italiener in Europa obenan stehen, ja sie [die Deutschen] stehen fast allein, und die Italiener selbst gestehen, daß die Deutschen die größeren Meister haben. Diese musikalische Anlage däucht mir die innerste geistige Grundkraft eines Volkes zu bezeichnen" (VV 396).[244])

So sind nicht nur die Werke unserer Genien aus diesen volklichen Urkräften entstanden, sondern auch all das viele, was so bescheiden am Boden bleibt, sich seiner selbst als Kunst nicht bewußt nur eine naturnotwendige Formung seelischer Emanationen und Evakuationen, das Volkslied. „Ein Singer und Spieler ist der Deutsche von Natur, er muß mehr denn irgend ein anderes Volk seinen Ernst und seine Lust sich von der Brust lossingen und ins weite Leben hineinklingen lassen. So ist der deutsche Jüngling von jeher gewesen, der Landsknecht, der Handwerksbursch und der Bursch im höhern Stil, der Student; so hat das deutsche Volkslied in immer neu erfrischtem Leben sich durch die Jahrhunderte fortgeschwungen, mit der veränderten Sprache immer neu gekleidet aber in alter Art und im alten Ton fortlebend. So hat unter Anderm der deutsche Mensch jeden bedeutenden Wandel und Wechsel der Zeit jede große oder ungeheure Begebenheit immer sogleich mit eignen Tönen und Liedern begrüßt und bewillkommt und oft durch ein Menschenalter hindurch die Klage der Trauer und des Schmerzes oder den Klang der Freude und Lust mit ihren Weisen als Zeitenklänge fortklingen lassen, bis sie wieder anderen jüngeren und lebendigeren Empfindungen und Tönen Platz machen mußten" (RAW 304).

Wohl auf keinem Gebiet volkstümlicher Gestaltungsformen zeigt sich die alle Volksklassen und alle Kultursphären so eng umspannende Einheit des mittelalterlichen Lebens so klar, wie auf dem des Volksliedes. „Geistliches und Weltliches hat sich in jenem unserm Mittelalter ganz eigenthümlich gemischt, wie es heutiges Tages nimmer seyn kann; aber ganz vorzüglich ist dies gewiß hinsichtlich der Musik der Fall gewesen, wo die wehmütige einfältige und sehnsuchtsvolle Stimme des Volksliedes, zuerst in den einsamen Bergthälern der Hirten und in den Hütten der Köhler erklungen, von den Wissenden in die Kirche aufgenommen und dort veredelt worden und wo auf der andern Seite für den heiligen Dienst gedichtete und geordnete Feiergesänge aus dem Heiligthum in die Welt hinausklangen und auf das weltliche Volkslied übertragen wurden. Solche Gegenseitigkeit, welche auch in unsern Tagen wohl nicht ganz fehlt, ist damals etwas sehr Gewöhnliches gewesen, und wir finden noch um das Ende des sechzehnten Jahrhunderts Beispiele, daß sehr ernste Männer, die das Geistliche und Weltliche und Heilige und Unheilige gewiß nicht leichtsinnig zu mischen wagten, zu gewöhnlichen Volksweisen geistliche Lieder gedichtet und sie zum kirchlichen Gebrauche eingerichtet haben. Sie durften das, weil das Volk es noch so empfand und übte" (RAW 305).[245]) Als Beispiel der Kontrafaktur zieht Arndt aus einem Bonner „Gesangbüchlein geistlicher Psalmen Hymnen Lieder und Gebett . . ." vom Jahre 1584 „Ein geistlich Lied von Adam und Eva im Ton Ich weiß eine stolze Müllerin" und „Ein schön geistlich Lied im Ton wie das Meidenburger Lied". Dieses lautet:

„Es wollt guter Jäger jagen
Wohl in des Himmels Thron,
Was begegnet ihm auf der Haiden?
Maria die Jungfrau schön.

Der Jäger, den ich meine,
Der ist uns wohl bekannt,
Er jagt mit einem Engel,
Gabriel ist er genannt.

Der Engel blies ein Hörnlein,
Es lautet sich also wohl:
Gegrüßet seyst Du, Maria!
Du bist aller Gnaden voll.

Gegrüßest seyst Du, Maria!
Du edle Jungfrau fein!
Dein Leib der soll gebären
Ein kleines Kindelein.

Dein Leib der soll gebären
Ein Kindlein ohn allen Mann,
Der Himmel und auch Erden
Einsmal bezwingen kann.

Maria die viel reine
Fiel nieder auf ihre Knie,
Dann sie bat Gott vom Himmel
Sein Will geschehen sey!

Dein Will der soll geschehen
Ohn sonder Pein und Schmerz.
So empfing sie Jesum Christum
In ihr jungfräulich Herz.

Der uns dies Liedlein nun gesang
Allhie in dieser Stund,
Jesus Gottes Sohne
Mach uns an der Seelen gesund" (RAW 398, WK 151).[246]) Ein anderes kirchliches Lied, ein „Abendreihen", beginnt:

„Der Maie, der Maie
Bringt uns der Blümlein viel,
Ich trag ein frei Gemüthe,
Gott weiß wohl, wen ich will . . ." (WK 143).

„Ein weltliches Lied, geistlich verändert", setzt ein:

„Wach auf meines Herzens Schöne,
Du christeliche Schaar,
Und hör das süß Getöne
Das rein Wort Gottes klar . . ." (WK 148).

Dieses wechselseitige Geben und Nehmen wurde ermöglicht nicht nur durch die innere Gleichartigkeit beider Kulturbereiche, sondern auch durch ihre enge äußere Verbundenheit. Es hatten „fast alle große und edle Häuser jüngere Söhne Neffen und Vettern, welche geistlich studierten und sich höherer Kunst und tieferer Wissenschaft beflissen. Wenn in solchen Jünglingen ein ruhiger begeisterter Ernst war und in ihrer Brust irgend ein dichterischer Funke glühete, so trugen auch sie gewiß mit Fabeln und Liedern Freude in die Burgen und zu den Festen derselben und haben gewiß manchen Bruder und Neffen manche liebliche Schwester und Nichte mit höherer Sehnsucht und zarteren Reitzen entzündet" (RAW 298). „Die jungen Schildgebornen, welche den geistlichen Rock für den Degen gewählt hatten, trugen die edle Kunst in die Burgen und Schlösser der Brüder und Vettern, die edlen geistlichen Frauen, die Priörinnen und Aebtissinnen, unter deren Hut die Töchter der Ritter häufig erzogen wurden, diese sollten die Jungfrauen in der anmuthigsten aller weiblichen Künste, in der Kunst des Gesanges, zumal des geistlichen Gesanges, nicht unterwiesen haben? und auf diese Weise sollte dieser mildeste Bildungskeim nicht als ein edler Samen zur Erheiterung und Verfeinerung des Lebens in die Welt umher ausgestreut sein?" (RAW 303).

Wie so „die edle Musica aus den heiligen Stätten und abgeschiedenen Wohnungen der von der Welt Abgeschlossenen unter das Volk getreten und den Klang des Lebens erhöhen und erheitern geholfen" hat (RAW 304), so wurde andererseits der Strom des mittelalterlichen Volksliedes durch einen andern und ältern Quell gespeist und fortgetragen, den der Spielleute. „Wie viele Spieler Pfeifer Sänger Lustigmacher das Leben des Mittelalters bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinein gehabt hat, wie das alte Deutschland waidlichen und fröhlichen Spaß des Lebens verstanden hat, davon wimmelt es in allen Blättern unsrer Geschichte. Solche fehlten gewiß auch oft in den Burgen nicht und halfen die Einsamkeit derselben erheitern und die langen Winternächte verkürzen" (RAW 298).

Mehr noch als in Burg und Kloster fand das Volkslied mit Spiel und Tanz seine Träger in den Städten. „In diesen war der Glanz und der Reichthum, und diese ergingen sich oft auf das prächtigste in dem Reigen- und Geigen-Spiel der Freude. Man denke nur an Köln Straßburg Regensburg Nürnberg Wien Frankfurt und an ihre Schwestern im heiligen Reiche, an die vielen Kaisertage Fürstentage Bundestage und auch an die fröhliche Zeit der Winterfestlichkeiten, zu welchen sich dort alles versammelte" (RAW 300).

Als unmittelbarer unreflektierender Ausgleich ihrer Gefühlsspannungen ist das Volkslied ein klarer Spiegel der Volksseele. Zunächst melodisch. „Keine Kunst hat die Geistersprache der Seele, wie die reine Musik der menschlichen Stimme" (R VI 154). Sie ist „die Ursprache des Gemüthes in Gesamtheit, die eigentliche Sprache der Seele" (VF 104). Und wie „die Weisen aller einfältigen Menschen und auch der alten Kirchenlieder so oft in süße melancholische Nachklänge ausgehen, etwa wie das Zwitschern und Klagen der Abendvögel, die nach Sonnenuntergang ihr Lied anstimmen" (R IV 37), so kennzeichnen den germanischen wie den slavischen

Menschen „Lieder in jenen tragischen Molltönen, welche die Gesänge der nordischen Völker auszeichnen und welche eine süße Wehmut zurücklassen" (GZ III 55).[247]) Bei dem Hochzeitsfest der Lappen „sangen einige von ihnen auch kleine Weisen in der eignen Sprache vor mir ab. Es geht mit sehr schnellen Abspringen des Tons und endigt immer sehr klagend, indem sie die letzten Töne traurig dehnen" (RS III 216). Schwermut ist auch der Grundton der schottischen Klanlieder, der Port. „Die weiland wandernden Harfner oder Minstrels schufen jene Art Musik, die jetzt an den meisten Orten schon verschollen ist: das Port. Fast jede große Familie Schottlands hatte ihr Port, welches den Namen der Familie führte. Von den einzelnen noch erhaltenen sind Port Lennox, Port Gordon, Port Seton und Port Athlone, welche in ihrer Art vortrefflich heißen können. Gewöhnlich denkt man sich unter dem Port eine frische und lustige Weise; aber es hat nicht den lebendigen und kriegerischen Takt des Marsches, wie Einige gemeint haben: alle eben genannten Ports sind in klagender Weise und für die Harfe gesetzt" (N 466).[248]) Mit auf umweltlichen Einwirkungen beruhend, stellt der schwermütige Grundton im Volkslied die Völker des Nordens in Gegensatz zu denen des Südens, etwa zu den „rollenden Liedern" des Spaniers (GZ III 88). Wie melodisch besteht auch textlich ein solcher peristatisch bedingter Unterschied. Bei den nordischen Menschen „weht durch einen großen Theil ihrer Lieder der volle Geist und wandelt die volle Geschichte des mystischen nordischen Zauber- und Hexenglaubens. Die Fels-, Eis- und Gewaltnatur, die in den alten Edden und Sagen lebt, offenbart sich auch in den Volksliedern, sie haben weit mehr als die Lieder der südlichen Völker ungeheure und finstere Verbrechen der Unnatur und rohesten und scheußlichsten Gewalt zum Gegenstande; es ist, als ob den härtern und straffern Menschen für die Erregung ihrer Gefühle und für die Flügelspannung ihrer Phantasie Grausameres und Gewaltsameres vor Augen gestellt werden müßte" (S IV 343). Ein solches typisch nordisches Lied ist das eddische Mühlenlied. „Es giebt in Skandinavien ein altes Lied, der Mühlengesang genannt, worin zwei Sklavinnen von riesenartigem Wuchse die Worte singen, während sie auf einer Mühle von unermeßlicher Größe arbeiten, worauf sie einem Seekönige Reichthum mahlen; im Zorn über die Tyrannei ihres Herrn, der sie die ganze Nacht bei der Arbeit bleiben heißt, mahlen sie gegen ihn ein siegreiches und zerstörendes Heer" (N 418).[249]) Es beruht sicher nicht allein auf kultureller Abgeschlossenheit des skandinavischen Nordens den südlicheren Ländern gegenüber, wenn die ritterliche Dichtung wie überhaupt das Rittertum dort nicht die Bedeutung wie im Süden gewonnen hat. „Die Skandinaven haben außer einigen Nachklängen der alten eddaischen Götter- und Heldensagen keine Ritterlieder wie die Spanier, Franzosen und Engländer; auch war die südeuropäische christliche Ritterlichkeit in Norddeutschland und dem hohen skandinavischen Norden nimmer ausgebildet" (S IV 343).

Die uralte Verbindung des Liedes mit dem Tanz, das Tanzlied, hat sich auf nordischen Inseln erhalten, wobei das Lied zumeist Heldenschicksale besingt. „Lucas Debes in seiner Beschreibung der Färöer sagt: „. . . bei ihren Hochzeiten und um die Weihnachtszeit erlustigen sie sich

mit einem einfältigen Tanz, indem sie sich in einem Kreise die Hände gefaßt halten und einige alte Heldenlieder singen. Die meisten können fast alle alten Heldenlieder, nicht allein aus dem alten dänischen Heldenbuche, sondern auch noch manche andere von den norwegischen Helden (Kämper), welche möglicherweise bei Andern vergessen und hier in frischer Erinnerung sind und beständig bei ihrem Tanze gebraucht werden (N 467).[250]) Ebenso bestand auf Shetland „weiland die größte Lust bei den Festgelagen der alten Odaler in dem Hersagen oder Absingen alter nordischer Weisen. Zu Lows Zeit [„Low, von welchem eine handschriftliche Beschreibung Shetlands aus dem 1770ger Jahren übrig ist, fand im Jahre 1774 nur noch wenige norskische Lieder und Weisen im Munde des Volks"] waren noch viele beliebte historische Lieder lebendig . . . Solche Lieder wurden mit einem etwas verdorbenen nordischen Worte Visecks oder Vissacks genannt (von Visa: Weise, Lied) und mußten immer an fröhlichen Festen zu Tänzen und andern Freuden ertönen" (N 380).[251]) Auf dem shetländischen Inselchen Papa Stour wird das Julfest „bei Tagesanbruch immer von Fiedeln verkündigt, welche den Day Down (die Morgendämmerung) aufspielen, eine alte norwegische Weise" (N 425). Der Schwerttanz wird dadurch eingeleitet, daß „die Fiedel eine norwegische Weise aufspielt", bei deren Klange „ein Krieger auftritt in der Rolle des Sankt Georg oder des Meisters der sieben Kämpfer des Christentums", der, während „die Musik verstummt, seinen Eintritt spricht

Ihr Leutchen hier all' insgemein
Scherzt und spielt ihr gern die Sorgen fort,
Kommt, seht mich tanzen meinen Reih'n.
Du, Spielmann, spiel mir auf das Port" (N 426).[252])

Als Begleitinstrument bei den Tänzen der shetländischen Julfeier „erklang das Gue, eine alte zweisaitige Geige des Landes; Einer sang eine norwegische Viseck, und so tanzten sie einen Ringeltanz, indem ihre Schritte ständig mit der Melodie wechselten" (N 432).[251]) Als dann um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts „die Visecks und der alte Ringeltanz verschwanden, . . . ward der Reel eingeführt und bald höchst beliebt und einige zu ihm passende Originalmelodien wurden von eingebornen Shetländern gesetzt und von ihnen war der sogenannte Foula Reel der beliebteste. Dieser Melodie ward später ein Lied angepaßt, die Shaalds von Foula, welches auf eine sehr einträgliche Kabeljaufischerei anspielt" (N 432).[252])

Historische Lieder wurden wie in Schweden auch auf Rügen in Arndts Jugendzeit zum Tanz gesungen. „Es erinnert mich wohl, und ich sehe noch die fröhlichen Züge und Sitte der Jahre 1780 vor mir, wo mein Vater mit dem beliebten schwedischen Revolutionsliede Gustavs skål bei jedem frohen Gelag auf den Tisch zu schlagen pflegte und wie der Tanz mit Gustavs skål munter angetanzt werden mußte . . . Das Lied begann mit der Strophe Gustavs skål, den bästa kung, som Norden äger, Gustavs Heil, dem besten Könige, den der Nord hat" (SG 102).

Ein Trutzlied ist das zum Tanz gesungene „Gös up de Deel". „Ich setze einen Vers aus einem plattteutschen Volksliede her, welches auch zum Tanze gesungen wird:

Gös up de Deel, Gös up de Deel,
Ganten dabi:
Jochen lat Thrinen gan,
Segg ick to di" (N 470).[253])

In der Kinderwelt lebt das Reigenlied in dem „Kinderspill, wo de lütten Dinger sick im Ring herumküseln un Kringelkranz de Wide singen" (MJ II 53). Es lautet:

„Kringelkranz de Wide,
Ick spünn so 'ne schöne Side
As een Håar
Negen Jåhr
Min Moder gaff mi 'n Klöckchen,
Dat bund ick an min Röckchen;
Dat sed Klingdal!" (MJ II 57.)[254])

Neben die an den Tanz gebundenen Lieder treten solche, die frei gesungen werden. Von Heldenliedern unserer Vorfahren berichten auch die Römer. „Tacitus erzählt uns, Arminius sei als der Sieger und Retter seines Volkes nach seinem Tode in Liedern gefeiert worden;[255]) wir wissen, wie des germanischen Helden, des großen Ostgothen Theoderich Thaten in allen Landen auf den Schild des unsterblichen Ruhms gehoben worden sind, wie sie noch heute in den äußersten Inseln des Weltmeers, auf den Schaafinseln, in Liedern erklingen" (WW 274).[256]) Um eine Art geraunten Zaubers, mit dem auf die schlachtlenkenden Gewalten eingewirkt werden sollte, wird es sich bei dem Barditus handeln, indem er durch Ausschaltung hemmender Vorstellungen und Empfindungen eine beschwichtigende Wirkung ausüben und das Sicherheitsgefühl des Kriegers steigern sollte.[257]) Tacitus berichtet: „Sie hatten auch Schlachtlieder, durch deren Absingung, welche sie Bardit nannten, sie die Gemüther entflammten, und des künftigen Treffens Ausgang durch den Gesang selbst weissagten; denn sie erschreckten oder zitterten, je nachdem die Schlacht tönte, und es schienen nicht sowohl Stimmen, als eine Musik der Tapferkeit zu seyn. Es ward vorzüglich nach Rauhigkeit des Klanges und einem gebrochenen Getöse getrachtet, und deswegen hielten sie die Schilde vor dem Munde, damit die Stimme durch den Widerhall voller und gewaltiger schwölle" (AA 93).[258])

Als dann die geschichtliche Begebenheit gegenüber dem germanischen Helden, um den sie sich, sich unterordnend, akkumuliert hatte, in den Vordergrund trat, entstand das historische Volkslied. Von den „Kreuzfahrten, die lustig zu Lande und zur See nach dem gelobten Lande gingen", künden im Norden „viel Runsteine, noch mehr alte Lieder, die durch den Mund des Volkes noch im lebendigen Klange umherfliegen" (W III 86). Bei Brunbäck südlich von Avestad „ist ein berühmtes Schlachtfeld aus der großen Revolutionszeit unter Gustav dem Ersten. Hier bei

der Fähre über die Dalelf überraschten 1621 5000 Dalkarls unter Pehr Svenssons in Wibberboda Anführung 7000 Dänen unter dem schlimmen Bischof Beldenack. Die meisten wurden niedergemetzelt und viele ertranken im Strom. Noch jetzt singen die Darlkarls ein altes Lied davon:

„Brunbäcks Elf ist wohl tief und so breit
Falivilan.
Da schlugen sie nied manche Jüten im Streit
Falivilivilivan.
So jagten sie die Dänen aus Schweden.
Falivilan" (RS II 186).

Bei Säther in Dalarne hörte Arndt von seinem Skutsbonde „den Anfang eines alten Kriegsliedes aus Gustavs des Ersten Zeit:

Als die Dänen wir hieben bei Mädelby zuhauf,
So fuhren wir fort bei Hedemorby 'nauf
Und setzten unsre Fahnen hoch zum Himmel auf"

(RS II 197). Von seinem Vaterbruder Christian, der „unter dem großen König den Bairischen Erbfolgekrieg oder den sogenannten Kartoffelkrieg mitgemacht" hatte, und „welcher eine Menge lustiger Volks-, Jäger- und Soldatenlieder abzusingen wußte" (Erg 42), gibt Arndt „von seinen Soldatenliedern hier ein recht karakteristisches . . .:

In Böhmerland bei Prag
Da hat der König von Preußen
Getanzet mit der Königin
Von Ungern und von Böhmerland
Gar lustig wohl auf dem Plan.

Sie tanzeten so vortrefflich herum,
Daß ihnen das Gehirn im Kopf war dumm,
Ein solcher Tanz kostet Muth —
Doch wenn ichs wiederum recht bedenk',
So thut es mich von Herzen kränk'n:
Meine Kameraden liegen in dem Blut.
Da heißt es nicht: Bruder, komm herein!
Hier ist gutes Bier, hier guter Wein,
Nein, da kostet es Fleisch und Blut.

Potz tausend! ei! ei! ei! ei! ei!
Eins hätt' ich bald vergessen:
Die Herren Sachsen waren auch mit dabei;
Sie machten ja solche weite Schritt,
Daß der Zehnte nicht konnte halten das Glied —
Da war der Tanz vorbei" (Erg 43).[259])

Wie in ältester Zeit *singt* man noch *heute* beim Auszug in den Kampf, aus denselben psychischen Notwendigkeiten wie die Sänger primitiven Schlachtzaubers, zur Auslösung drückender Gefühlsspannungen. In Rußland sah Arndt unter den Bauern, die zu den Sammelplätzen fuhren, „auf einigen Wagen Saitenspieler, und alle sangen fröhliche Lieder, woran der lebhafte Russe so reich ist" (GZ III 55). Andererseits sind die militärischen Zusammenkünfte, zumal zu Übungszwecken, der Boden, auf dem das Soldatenlied und andere Volksdichtung als Gemeinschaftsprodukt *entsteht* und *lebt*. „Hier wird aus der freien Übung und der hohen Gesinnung mancher Blitz der jungen Seelen von selbst hervorschlagen und in den andern zünden; es wird, was als Volkswitz, Sprichwort, Fabel und Lied hie und da einzeln lebte, aller Gemeingut werden" (GK 32).

Erzählenden Inhalts sind auch die *Balladen*, doch ohne Anknüpfung an historische Personen und Ereignisse, sondern zumeist Stoffe der Mythen-, Sagen- und Märchenwelt behandelnd. Für ihre Form ist kennzeichnend der Kehrreim. „Häufig sind sie mit einem Nachklang oder Mittelklang (einem sogenannten Refrain) begleitet, welchen man mit Recht oft den Nachklang oder Durchklang eines dunkel mittönenden Gefühls nennen möchte, das in dem Sinn des Liedes oder in der Geschichte der Ballade vorwaltet, gleichsam ein begleitendes Anspiel des Gefühls fast in dem Sinn des Chors der griechischen Dramatiker" (B Einl. 12). Eine Reihe von Übersetzungen solcher Volksballaden aus dem Nordischen und Britischen gibt Arndt in seiner „Blütenlese", unter anderm auch eine schwedische Fassung der „Königskinder" (B 150).[260]) Über den Ursprung der Arvidskapelle in Arilsläje in Schonen (siehe die Steinsage S. 147) „hat man noch ein altes Lied, welches Fischer und Bauren singen und welches so anfängt:

Stolz Inger klein war ein Rosenblad,
Die Herren liegen vor Brunby.
Herr David er um sie wohl bat.
So jämmerlich weinet stolz Inger" (RG IV 218).

Bei dem liebevollen Verständnis, das Arndt allen Äußerungen bodenständigen Volkstums entgegenbrachte, ist es begreiflich, daß er das *Wunderhorn* mit warmer Freude begrüßte. Er selbst wurde dadurch angeregt, sich nach Volksliedgut umzusehen. Im Jahre 1810 schrieb er an Georg Reimer: „Hier sind einige Sächelchen, die meine Freunde gesammelt haben, wovon einiges vielleicht für das Wunderhorn dienen könnte. Du magst es Arnim geben" (BfMG 62) und kurz darauf, 1811, an denselben: „Hier noch ein paar Reime für das Wunderhorn" (BfMG 64). Ob diese Volkslieder in das Wunderhorn aufgenommen sind, läßt sich nicht feststellen. Im Besitz der Litteraturarchivgesellschaft in Berlin befindet sich aus Arndts Nachlaß eine handschriftliche Sammlung von Volksliedern, die sich sämtlich bis auf das „Schornsteinfegerlied" und den kleinen Reim „Quackliquä" im Wunderhorn finden. Die Abweichungen, wo sie überhaupt erscheinen, sind zumeist rein orthographischer Natur, und da selbst die Reihenfolge streckenweise mit dem Wunderhorn über-

einstimmt und, wo das nicht der Fall ist, vielleicht eine Umlegung der losen Blätter erfolgt sein kann, ist anzunehmen, daß Arndt sie aus dem Wunderhorn abgeschrieben und nicht selbst gesammelt hat, zumal keines der 105 Volkslieder als auf Rügen beheimatet bezeichnet ist.[261]) Vielleicht gehören zu den in den Briefen an Reimer erwähnten Liedern die drei „Volkslieder von der Insel Rügen", die Arndt 1818 in der „Wünschelruthe" veröffentlich hat. Sie lauten:

Der Spielmannssohn.

Als ich ein kleiner Knabe war,
Da lag ich in der Wiegen,
Als ich ein wenig größer war,
Ging ich auf freier Straßen.

Da begegnet mir des Königs Töchterlein,
Ging auch auf freier Straßen.
Komm herein! komm herein! kleiner Spielmannssohn!
Spiel mir eine kleine Weise.

Es währte kaum eine Viertelstund,
Der König kam gegangen:
Du Schelm! Du Dieb! kleiner Spielmannssohn!
Was thust Du bei meiner Tochter.
In Frankreich ist ein Galgen gebaut,
Da sollst Du Schelm dran hangen. —

Es währte kaum drei Tage lang
Die Leiter mußt ich steigen:
Ach! gebt mir meine Geige her!
Ich will ein wenig drauf streichen. —

Ich strich wohl hin, ich strich wohl her,
Ich strich auf allen vier Saiten,
Ich spielt einen hübschen Todtengesang,
Der König fing an zu weinen.

Komm herunter! komm herunter! kleiner Spielmannssohn!
Meine Tochter soll Dir werden.
In Oestreich ist ein Schloß gebaut,
Da sollst Du König werden" (Wünschelruthe 181).[262])

Die drei Königstöchter.

Es fielen drei Sterne vom Himmel herab,
Sie fielen wohl auf des Königes Grab
Dem Könige starben drei Töchterlein ab.

Die eine starb, als der Morgen anbrach,
Die andre, die starb, als der Mittag anbrach,
Die dritte, die starb, als der Abend anbrach.

Die erste, die ward mit Rosen geschmückt,
Die andre, die ward mit Nelken bestickt,
Die dritte, die ward mit Nadeln gespickt.

Sie faßten sich all drei wohl an der Hand
Und gingen den grünen Weg entlang.
Da begegnet ihnen ein weißer Mann,
Der hatt des Herrn Christus seine Kleider an.

Der weiße Mann sprach: Wo wollen Sie hin?
Wir wollen nach der himmlischen Ruhe hin —
Gehn Sie, gehn Sie ein klein wenig baß zu
Da werden Sie wohl finden die himmlische Ruh.

Und als sie kamen ein klein wenig baß zu
Da kamen sie wohl an die himmlische Ruh.
Sie klopften gar gar leise an,
Sankt Petrus kam, es ward aufgethan,
Die zwei gingen in den Himmel hinein,
Die dritte ließ Sankt Petrus nicht ein.

Ach! Jesus! Was hab ich Dir zu Leide gethan,
Daß ich muß vor dem blauen Himmel stahn?
Gehn Sie, gehn Sie, ein klein wenig baß zu
Da werden Sie wohl finden die hölliſche Ruh.

Und als sie kam an die hölliſche Ruh,
Da klopfte sie so gräulich an,
Der Teufel kam, es ward aufgethan.

Sie setzten sie auf einen glühenden Stuhl,
Sie gaben ihr einen glühenden Becher in die Hand,
Daß ihr das Blut aus Händen und Füßen sprang.

Ach! Jesus! was hab ich Dir zu Leide gethan,
Daß ich muß im hölliſchen Feuer stahn?

Wenn die andern sind in die Kirche gegangen,
Prangtest Du mit Federn und Blumen behangen,
Wenn die andern haben gebet't und gesungen,
Bist Du mit den jungen Kavaliers herummer gesprungen.
(Wünschelruthe 198).[263])

Jägerlied.

Es wollt ein Jäger jagen,
So sagt er,
Es wollt ein Jäger jagen,
Drei Stunden vor den Tagen,
Im Walde hin und her:

Einen Hirschen, einen Hasen und ein Reh,
So sagt er,
Er grüßt das Mädchen feine:
Was thut sie so alleine
Wohl in dem Wald so früh?

Ich will mir pflücken Rosen,
So sagt sie,
Ich will mir pflücken Rosen,
Wir wollen beide kosen,
Wohl in dem Walde früh.

Ich kann vor meinen Hunden nicht,
So sagt er,
Ich kann vor meinen Hunden nicht,
Bleib Sie nur Schönste, wer sie ist,
Wohl in dem Walde früh.

Laß Er die Hunde laufen,
So sagt sie,
Laß Er die Hunde laufen,
Wir wollen sie verkaufen
Wohl in dem Walde früh.

Ich kann vor meinen Hasen nicht,
So sagt er,
Ich kann vor meinen Hasen nicht,
Bleib Sie nur, Schönste, wer sie ist,
Wohl in dem Walde früh.

Laß Er die Hasen schmausen,
So sagt sie,
Laß Er die Hasen schmausen,
Es sind ja mehr als tausend,
Wohl in dem Walde früh.

Ich kann vor meinem Pferde nicht,
So sagt er,
Ich kann vor meinem Pferde nicht,
Bleib Sie nur, Schönste, wer sie ist,
Wohl in dem Walde früh.

Laß Er das Pferd doch stehen,
So sagt sie,
Laß Er das Pferd doch stehen,
Wir wollen beide gehen,
Wohl in dem Walde früh.

Ich kann vor meinen Sporen nicht,
So sagt er,
Ich kann vor meinen Sporen nicht,
Bleib Sie nur, Schönste, wer sie ist,
Wohl in dem Wald so früh.

Laß Er die Sporen klingen,
So sprach sie,
Laß Er die Sporen klingen,
Wir beide wollen singen
Wohl in dem Walde früh.

Ach! Mädchen, bist Du rasend blind?
So sagt er,
Ich bin Dein Vater, Du mein Kind,
Ach! Mädchen, bist Du rasend blind,
Wohl in dem Walde früh.

(Wünschelruthe 203).[264])

Das Schornsteinfegerlied, das Arndt handschriftlich in seiner Volksliedersammlung überliefert, lautet:

Schornsteinfeger.

Wenn morgens früh ich fegen geh
Ins kleine Dorf hinunter,
Sagt all mein Kümmerniß ade,
Bin gar so lieb, so munter.
Aufgeht die Sonn in Herrlichkeit
Als wie ein Bräutigam und streut
Mir Rosen aus am Himmel.

So froh wie unsereins im schlott
So schwebt die lerch am Himmel
Und tilirirt dem lieben Gott
Bei raschem pfluggetümmel;
Und schreit ich so ans dorf heran,
So laß ich Fürsten Kronen ha'n
Und freu mich meiner Kappe.

Wie einer, den Gott selig hat,
Tret' ich zu liebchens Hütte,

Die daß mir thut, denn meine stadt
Mit all der feinen sitte.
Mein liebchen, wie der thau so rein,
Steht in der Thür und wartet mein
Und beut mir guten morgen.

Schön guten morgen, schön gesell!
Schön guten morgen, Ännchen.
Ihr Hündlein treibt ein froh gebell
Und macht gar wackre männchen!
Bis, gutes Hündlein, bis fein still!
Schön Ännchen das nicht haben will,
Daß Du die Mutter weckest" (Vl Nr. 94).[265])

Der in derselben Sammlung enthaltene kleine Reim „Quackliquä" lautet:

„Wir han gar keine Sorgen
Wohl um das römisch Reich,
Es sterb heut oder morgen
Das gilt uns alles gleich" (Vl Nr. 29).

Ferner „teilte E. M. Arndt (Bonn 5. April 1831) an K. Bouterwek, der damals in Breslau studierte, einige Volkslieder mit, darunter auch vier niederdeutsche".

De bedragene Jumfer.

1. Als Muschüken ut de Schole kamm,
Ging he de lange Straat entlang,
Stund en Jümferken vör de Döhr,
De hadd ne hellblag Schörte vör.

2. Jumfer, is ehr Vader in?
Muschüken kam he näger in!
Jümferken, wo is ehr de Schört so glatt?
O Muschüken, wo süt he dat?

3. As he nu in de Stube satt,
Un Grapenbrod mit Plummen att,
Smeet se em mit 'n Plummensteen,
Dat he sick mußt ümmesehn.

4. De Moder kreeg de Dochter vör
Un schult se vör en Stratengör:
Dochter, Dochter, wat is dat,
Dat di de Kierl so ansag?

5. Wo du mi den Kierl nimmst,
Du unse ganze Fründschaft schimpst,
Da wahnt en old Mann op'n Sommerkroog,
Nimm den, so hest din Dag genog.

6. Den ollen Kierl, den will ick nich,
Ick mag nich bi em weſen,
Ick mütt em Schoh un Strümp uttehn,
Un ſnuben em de Näſe.

7. He hett en ollen griſen Bart,
Un de krüppt em vull Lüſe,
Un wenn he achtern Fürhierd ſitt,
So danzen ſe as Müſe.

8. Ick ſett mi up den breden Steen,
Will mi de Ogen ut weenen,
Dat alle annern kregen en'n,
Un ick alleen kreeg kenen" (Krbl III 71).[266])

Hänschen in Schottſteen.

1. Hanschen ſatt im Schottſteen
Un flicket ſine Schoh,
Da kam en wacker Mädelin
Un ſprack Hanschen to:

2. Hänschen, wenn du frien wiſt,
So fri du man na mi,
Ick hebb enen blanken Daler,
Den will ick gewen di.

3. En Daler is to vele,
En Witten is to wenig,
Enen Witten gift de Bedelmann
Enen Daler gift de König.

4. Un as de Brut to'r Karke ging,
Ehr Haar was ſchön geflochten,
As ſe wedder heruter kamm,
Hedd ſe ne junge Dochter.

5. Vader un Moder wurden quat,
Un hedden veel to kiven,
Schweſter und Bröder gewen Rath
Doch müßt dat Ding ſo bliven.

6. Hänschen reiſt na Holland,
Hahlt ſick Weeg un Windelband,
Weege mit Violen,
Windelband mit Roſen.

7. Ilſchen, gif de Küken wat,
Gif en nich to veele,
Wenn ſe ſatt ſünd, wenn ſe ſatt ſünd,
Denn danzen's up de Deele" (Krbl III 72).[267])

De Hochtid.

1. Kükerü! ſeggt unſe Hahn,
Up't Frien will he riden,
Blanke Sporen ſnallt he an
Portpee up ſine Siden.
As he vör Ükermünde kamm,
Wat ſäden ſine Lüde?

2. De Koh ſtund vör dem Für,
Dat Kalf lagg in de Weege,
De Hund de kaart de Botter,
De Katt de lickt de Schöttel,
De Schaarnwewer fegt dat Hus,
De Mullworm drägt dat Mull herut.

3. He drog dat woll vör ene Schün,
Da döſchten dre Kapunen in,
Döſchten dat ſchöne Hawerkaff,
Da bruden ſe ſtark Bier aff,
Dat Bier namm enen Sus,
Tom Gebel ut dem Hus.

4. Häſter mit dem langen Swanz
Deed mit de Brut den Vördanz
Sparling, dat lütte Ding,
Gaff de Brût den Truring,
Adbar mit de langen Knaken,
Wull de Brût dat Bett upmaken" (Krbl III 11).[265])

De Burjung up Reiſen.

1. Min Vader heet Hans Vagelneſt,
Was Bur in Pomerellen,
He was mal eens up Reiſen weſt
Drum kann he wat vertellen.
Eens ſprak he to mi: Hür min Jung,
Du müßt di wat vörſöken,
Sünſt bliwſt du jo akrat ſo dumm
As Eken und as Böken.

2. Da haſt du teigen Daler Geld,
So brukſt du nich to ſtehlen;

So kömmst du dörch de ganze Welt,
Dat kann di gar nich fehlen.
Jung büst du jo un darto hübsch
Van Snuten und van Poten.
Drüm snür di man din Bündel fix,
Un morgen kannst du lopen.

3. Dat let ick mi denn ok woll nich
Vom Vader twemal seggen.
Bi'm Döschen helt ick nicht so Stich,
As bi dem Plog un Eggen.
As hedd ick Hummeln in dat Gatt,
So kreeg ick nu dat Lopen,
In enem Dag bit an de Stadt;
Da hürd ick nah mi ropen.

4. Wat denkt Ji woll, wer dat nu wär?
Da känt Ji lange raden.
Dat was so'n langer Unnerofzeer,
De bekeek mi Kopp un Waden.
Wo kommst du her? wo willst du hin?
So kreeg he nu dat Däsen.
He slept mi in de Wach henin;
Da hulp keen Fedderlesen.

5. Da wären woll an twintig Mann,
De kregen mi to faten.
Se treckten mi'n bunt Röckschen an
Un makten mi to'm Soldaten.
Fat't ick't Gewehr nich ordtlich an
So gaw't mehr Släg as Mosen;
As ick't nu kunn, so mußt ick man
An'n Rhin up de Franzosen.

6. Da was de General Dummerjahn
Un wo de Keerls all heeten,
De müßten woll keenen Spaß verstahn,
Se kreegen gliek dat Scheeten.
Ja wo, Jungs! seed ick, nehmt Ju in Acht!
Hier stahn ja luter Lüde,
Un ehr ick mi dat recht versach,
Hedd ick nen Schott im Lieve.

7. Don slepten's mi int Lazareth,
Da wullens mi kurieren,
Da was nich Stroh, da was nich Bedd,
Da mußt ick mal recht frieren;

Da gav dat nicks as Hawersliem,
Ick kreg nich mal eens drinken;
Doch kregen's t'linker Been nich hel,
Ick mütt upsteds noch hinken.

8. Da dacht ick so in minen Sinn,
Gaht Ji doch all an'n Galgen!
Watt hedd ick denn da vör Gewinn,
Mit Ju mi rüm to balgen?
Dat is nich ölkereen sin Sak,
Den Meisten wat et leede.
Ick ging to Hus, nam'n Adamsknaken.
Dat was dat End vam Leede" (Krbl VII 26).[269])

Aus den Papieren seines verstorbenen Bruders Friedrich nahm Arndt den „Plattdütschen Sniderspott". Er selbst hat das Lied als Volkslied nicht gekannt, denn er schreibt, es sei „wahrscheinlich nicht vom Fritz".

De Katt de satt in'n Nettelbusch
In'n Nettelbusch vörborgen,
Dä kemen drei Lumpensnider gahn,
Un böd'n ehr goden Morgen.
Wist du nich to Huse gahn?
De Klock de hett all Tein slan,
Du Zickelbuck, du Rottenkopp, du Snider!

Dee Supp is kakt van Müggenmelk,
Van Müggenmelk in'n Manschin,
Een Flicken van des Schulten Brood
Dat was dåto ehr Deckeldoock.
Du Zickelbuck u.s.w.

Dee Fru de hett den Disch gedeckt,
Den Disch gedeckt tom Spisen,
De Gerichter sünt all alle klär
Drei Lüs un eene Schullerswär
Du Zickelbuck u.s.w.

Se drög to Disch eene Flöhpastet,
Eene Flöhpastet in de Schachtel
För unsen olden Zickelbuck,
De Maltid is ball all to smuck.
Du Zickelbuck u.s.w.

Tolezt kam noch een Eierback,
Een Eierback mit Lusbeern —
Hei lustig! sünt de Spellüd' hier?
De Snider danzt na sin'm Plaisir,
Du Zickelbuck u.s.w.

Dat Bier is sur, de Branwin ut,
De Branwin ut — lat bruen!
In de Nätschell maischt sick't got,
Sla äwer in den Fingerhot,
Du Zickelbuck u.s.w.

Dat Hoiken föddert di up tom Danz
Di up tom Danz — lat springen!
In de Krütz un in de Queer.
De Zeeg, de danst all bi di her.
Du Zickelbuck, du Rottenkopp, du Snider" (S I 57).[270])

Ebenfalls von seinem Bruder Friedrich stammt die Fassung des Lügenliedes, die Arndt seinen Märchen anhängt unter Hinweis auf das „Dietmarsische Lügenmährchen" der Brüder Grimm. „Diese Bearbeitung, die ich hier gebe und die mir vorzüglich gerathen scheint, habe ich aus den Papieren meines seligen Bruders Fritz gezogen, welcher sich in Thüringen weiland manche Lieder, Leuschen und Schnurren gesammelt hatte.

Lügenlied.

Ich will euch erzählen, und will auch nicht lügen:
Ich sah zwei gebratene Ochsen fliegen,
Sie flogen gar ferne —
Sie hatten den Rücken gen Himmel gekehrt,
Die Füße wohl gegen die Sterne.

Ein Amboß und ein Mühlenstein
Die schwammen bei Köln wohl über den Rhein,
Sie schwammen gar leise —
Ein Frosch verschlang sie alle beid
Zu Pfingsten wohl auf dem Eise.

Es wollten Vier einen Hasen fangen,
Sie kamen auf Stelzen und Krücken gegangen,
Der erste konnte nicht sehen,
Der zweite war stumm, der dritte war taub,
Der vierte konnte nicht gehen.

Nun denke sich einer, wie dieses geschah:
Als nun der Blinde den Hasen sah,
Auf grüner Wiese grasen,
Da rief's der Stumme dem Tauben zu,
Und der Lahme erhaschte den Hasen.

Es fuhr ein Schiff auf trockenem Land,
Es hatte die Segel gen Wind gespannt
Und segelt' im vollen Laufen —
Da stieß es an einen hohen Berg,
Da thät das Schiff ersaufen.

In Strasburg stand ein hoher Thurm,
Der trotzete Regen Wind und Sturm
Und stand fest über die Maaßen,
Den hat der Kuhhirt mit seinem Horn
Eines Morgens umgeblasen.

Ein altes Weib auf dem Rücken lag,
Sein Maul wohl hundert Klafter weit aufthat,
S'ist wahr und nicht erlogen,
Drinn hat der Storch fünfhundert Jahr
Seine Jungen groß gezogen.

So will ich hiemit mein Liedlein beschließen,
Und sollt's auch die werthe Gesellschaft verdrießen,
Will trinken und nicht mehr lügen:
Bei mir zu Land sind die Mücken so groß
Als hier die größesten Ziegen" (MJ II 370).[271])

Als Märchenliedchen „sangen die Leute . . . als meine selige Mutter, die in Lanken geboren war, noch ein Kind war", über den Grenzabpflüger Matthes Pagels, der seinen Landraub mit Meineid und falschem Papier bekräftigt hatte und deshalb des Nachts auf der Grenzbuche „als ein kleiner Mann im grauen Rocke mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopfe, gewöhnlich aber wie eine schneeweiße Eule" sitzen mußte:

„Pagels mit de witte Müz,
Wo koold un hoch is din Sitz!
Up de hoge Bök
Un up de kruse Eek
Un achter'm hollen Tuun;
Worüm kannst du nich ruhn?

Darüm kann ick nich rasten:
Dat Papier liggt im Kasten,
Un mine arme Seel
Brennt in de lichte Höll" (MJ I 208).[272])

In der „Geschichte von den sieben bunten Mäusen" singen die in diese verwandelten Mädchen, die nur dann erlöst werden können, wenn sich eine Frau, die mit der Mutter der Mädchen genau gleichaltrig ist, mit ihren sieben Söhnen, die eben so alt sein müssen, wie es die Mädchen bei der Verwandlung waren, auf den umtanzten Stein, die verwandelte Mutter, setzt:

„Herut! Herut!
Du junge Brut!
Din Brüdegam schall kamen;

Se hebben di
Doch gar to früh
Din junges Leben namen.

Sitt de recht up'n Steen,
Watt he Flesch un Been,
Und wi gan mit dem Kranze:
Säven Junggesell'n
Uns führen schäl'n
Juchhe! to'm Hochtidsdanze" (MJ I 7).

Zu den Tierreimen gehört das alte Hochzeitsansingelied:

„De Kukuk up dem Tuune satt,
Dat wutt regnen, un he wutt natt.
De Kukuk un de wutt natt.
Doon schreed he: Ach! min buntes Gatt!
Wo natt! wo natt! wo natt! wo natt!
Min Gatt, wat büst du natt!
Kukuk, Kukuk flog na Hus —" (MJ I 352, eine hochdeutsche Fassung Bl Nr 74).[273]) Ebenso das Zaunkönigliedt:

„Piep! piep!
De Aeppel sünt riep
De Beren sünt geel
Dat Speck in de Tweel,
De Stuw is warm,
Hans slöppt Greten in Arm.

Piep! piep!
Wo koold is de Riep!
Wo dünn is min Kleed!
Wo undicht min Bedd!
Wo lang is de Nacht
Wer hett dat woll dacht?" (MJ I 355).[274])

Endlich ein „Liedchen, welches zuerst aus einem Bauernhause scheint in die Welt hinausgeklungen zu seyn:

Adebär du Langebeen
Wennehr wist du wegtheen?
Wenn de Rogge riep is,
Wenn de Pogge piep is,
Wenn de geelen Beeren
Up dem Bome gähren,
Wenn de roden Aeppeln
In de Tunne dröppeln,
Wenn de Spis ward lütt un kleen,
Will ick Adebär wegtheen" (S III 547).[275])

Eines andern Kinderliedes, das Tiere zum Gegenstand hat, erinnert sich Arndt aus seiner Jugend. „Als Kind habe ich ein solches Lied singen gehört, auf alle Hausthiere, das ich leider lange vergessen habe. Das Thier ward immer mit einem Beinamen aufgeführt, den aus der plattteutschen . . . Sprache wenigstens keiner zu deuten verstand. Das Reimlein von dem Schweine z. B. hub an: Nüscherin het min Swin: Nüscherin heißt mein Schwein" (ES 399).[278])

6. Die volkstümlichen Sachgüter

Konnte sich bei den geistigen Gestaltungsformen des volkstümlichen Lebens die Volksseele relativ frei auswirken, so treten ihr bei den *Sachgütern* stärkere Hemmungen des Materials wie die des Gebrauchszwecks entgegen. Andererseits ist sie in ihren ergologischen Ausformungen, weil an festen Stoff gebunden, viel mehr vor Verflüchtigung und Wandlung gewahrt, und so finden wir zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch in kulturentlegenen Gegenden, wie im skandinavischen Norden und mehr noch auf den schottischen Inseln Primitivformen, die in ungetrübter Reinheit sehr alte Zustände kultureller Entwicklung darstellen. Das zeigt sich besonders im Hausbau.

Die *primitivste* Form der Wohnkultur ist die aus Windschutzvorrichtungen an Bäumen und Felsen entstandene aus Strauchwerk geflochtene Hütte. Transportabel gemacht, wird sie zum Zelt. Im Bereich des germanischen Kulturkreises findet es sich bei den Lappen im nördlichen Skandinavien. Es ist „aus aufgerichteten armdicken Stangen konisch aufgesetzt, deren Spitzen oben in einem Büschel zusammengestellt, mit Reisig durchflochten, und mit Rasen, Walmar und Näfver belegt sind. Die Vermögenden pflegen die ganze Hütte, besonders die Winterhütte, mit Walmar zu bedecken. Oben ist eine Öffnung, woraus der Rauch zieht, welche aber, wenn der Wind es gebietet, zuweilen nach der Seite hin gemacht wird. Statt der Thüre ist eine niedrige Öffnung, wohinein man kriecht, auch sie mit Walmar verhängt. Eine solche Koje hat unten etwa zwei Mannslängen im Durchmesser, und ist eine bis anderthalb Mannslängen hoch. In der Mitte brennt das beinahe ewige Feuer, das im Winter wegen der Kälte nicht gern fehlen darf und im Sommer wegen der Mücken selbst bis in die Nacht unterhalten wird" (RS III 204).[1]) Dieselbe primitive Hausform findet sich im germanischen Norden noch als Vorratshaus. In Westergöthland zeigen sich „manche kleine halb lappische Kegelhütten aus grünem Reißig und zusammengestellten Tannenstämmen, oben mit Rinde bedeckt, und mit kleinen Kriechlöchern statt der Thüren . . . Sie dienen nur zum Aufbewahren von allerlei Holz und Geräthschaften" (RS I 179). An solche wandlosen Behausungen erinnern die von Arndt nördlich von Lucca gesehenen „elenden Hütten aus Stein oder Stroh, nach tartarischer Art bloß mit einem Loche zum Einkriechen, ohne die geringste Wand oder Fenster, sondern wie unsre Ziegel- und Tabaksscheunen bis an die Erde mit Stroh gedeckt; und in so einem Loche findet man die ganze Wirthschaft der Menschen und des Viehs" (R III 245).[2]) Hob man den vom Zelt bedeckten Boden aus, wozu das gesteigerte Raumbedürfnis den Anlaß gab, so entstand die Wohngrube, von der uns Tacitus berichtet: „Auch pflegen

sie sich Höhlen unter der Erde zu graben, die sie mit vielem Dünger beschütten, Zuflucht für den Winter und Behälter für das Getraide: in sie drang die strenge Kälte nicht ein, auch waren sie gut, wenn der Feind anrückte, der das Verborgene und Vergrabene nicht so leicht finden konnte" (AA 91).[3])

Das älteste konstruktive Element des Wohnbaus ist also das Dach. Es bestand schon in altgermanischer Zeit aus der vom Dachstuhl gehaltenen Stroh- oder Schilfschicht, je nach Maßgabe der landschaftlichen Bodenerzeugnisse. Das Strohdach hat sich noch heute in Gebieten mit vorwiegendem Ackerbau weit über den germanischen Kulturkreis hinaus erhalten.

„Noch steht das niedre Haus, bestrohet und beschindelt,
Wo du den ersten Sonnenblick
Vom schönen Himmel eingesogen" (G 1803 145)

sagt Arndt vom Elternhaus seines Vaters.[4]) Strohdächer sah er ferner in Franken, in der Bayreuther Gegend (R I 63), in der Oberpfalz (116) und an den bairischen Donauufern (140).[5]) Bei Stein an der Donau „findet man Strohdächer in den Gebirgsgegenden selten" (172), um Wien „fehlt das Strohdach" (393); bei Marburg in Steiermark waren „mehrere Häuser mit Stroh gedeckt" (II 47), in mehr entlegeneren Gebieten „fast lauter Strohdächer" (39), an der Mur die Häuser „fast alle mit Stroh bedeckt" (43), und bei Cilly in Südsteiermark „meistens mit Stroh gedeckt" (53). Bei Laibach in Krain zeigten sich „die Häuser und Scheunen zum Theil mit Stroh gedeckt" (57). In der Poebene sind „die Wohnungen meistens mit Stroh, weniger mit Ziegeln kümmerlich bedeckt, und auch hierin sind diese Gegenden den ungrischen zwischen Presburg und Pest an der Donau ähnlich" (137). Um Pisa „sieht man einige schlechte Wohnungen mit Stroh gedeckt, die ich seit langer Zeit wenig gesehen hatte" (III 223). In der Champagne, bei Joigny „sieht man kaum ein Strohdach" (IV 159), im Rhônetal sind die Häuser „selten mit Stroh gedeckt" (119), im Saônetal „werden aus den Ziegeldächern ströherne" (142), und im nordöstlichen Frankreich sind „die Dächer meistens von Stroh" (188). In Schweden finden sich Strohdächer vorzüglich in den kornreichen Provinzen. „Daß Upsala ein Kornland ist, sieht man an den vielen Strohdächern" (RS I 48). Doch sind „die Dächer der Häuser und Wirthschaftsgebäude mit Stroh mehr schlecht belegt als gut gedeckt. Diese Strohdächer werden durch quer übergelegte Latten gehalten, welche über die Fasten geklemmte Kneiphölzer zusammenzwängen, oft noch einzelne Steine niederdrücken" (116). Bei Österby in Upland sind die Strohdächer „nicht einmal zierlich gelegt" (IV 87). In Östergöthland ist „das Strohdach tüchtig und nett gemacht, nicht so elend und rauh, wie man es in Upland und Westmanland fast allgemein sieht; die Fasten sind wegen der Stürme mit Brettern belegt" (137). In Westergöthland „sind Strohdächer die gewöhnlichen" (I 189). In Blekingen, bei Assarum melden „die Strohdächer der Scheunen und hie und da auch der Häuser, daß man in einer Gegend reiset, wo der Kornbau anfängt, ergiebiger zu werden" (IV 162).[6]) Die Strohdächer haben sich selbst in der

städtischen Kultur lange erhalten. In Köln, „dieser Mutter aller teutschen Städte, findet man selbst Strohdächer" (R IV 266).[7])

Eine andere, ebenfalls altgermanische Bedachungsform, die Beschindelung, hat sich vorzugsweise im Süden erhalten. Noch in der Gegend von Bayreuth sieht man „weniger Schiefer und Schindeln und mehr Stein- und Strohdächer" (R I 63), in der Oberpfalz sind „die Dörfer mit Stroh und Schindeln gedeckt" (116), und an den bairischen Donauufern „die Häuser mit Stroh gedeckt und beschindelt, und diese reich mit Feldsteinen belegt" (140). Bei Aschach „sind die Dörfer strohern und schindlig zum Theil" (156). Aber schon in Passau „sieht man fast in der ganzen Stadt nichts als Schindeldächer" (145), und bei Linz sind die Häuser „fast alle mit Schindeln bedeckt" (160). In der Gegend von Stein an der Donau „sind die Schindeldächer mit Steinen belastet" (172). Um Wien „sieht man meistens nur Schindeln, nach der Art des ganzen Landes, die nur in Wien eine Ausnahme macht" (393). In den österreichischen Alpenlanden tritt die Schindel gegenüber dem Strohdach zurück. Bei Marburg in Steiermark sind von den Häusern „einige beschindelt, mehrere mit Stroh gedeckt" (II 47), in Südsteiermark sind sie „selten geschindelt" (53), in den entlegenen Gegenden „fast lauter Strohdächer statt der Schindeln" (39). Die Vorstädte von Laibach sind „zum Theil mit Schindeln gedeckt" (57). Die Rhônetalhäuser sind „selten mit Schindeln gedeckt" (IV 119).[8]) Größere Bedeutung hat die Holzbedachung in den Gebirgsgegenden Skandinaviens. In Dalarne sind „die Dächer gewöhnlich von Brettern" (RS II 249). In Westergöthland sah Arndt „die Gebäude häufig bloß mit dicker Tannenrinde gedeckt" (I 179). Die Fischlappen haben „hölzerne Hütten mit Birkenrinde bedeckt" (III 271). In Christinehamm in Wärmeland traf Arndt Häuser „mit kleinen Feldsteinen gedeckt. Das Dach ist wie gewöhnlich mit Birkenrinde belegt, auf diese Birkenrinde legt man etwa zwei Zoll hoch dicht aneinander eine Menge kleiner Feldsteine von der Dicke einer Faust bis zur Größe eines Hühnereies. Je bunter und mannigfaltiger diese sind, desto schöner wird das Dach. Die Birkenrinde soll sich 50 bis 60 Jahre unter ihnen halten. Ich habe nachher auch auf dem Lande viele ähnliche Dächer gesehen" (II 129). An anderen Orten besteht der Rindenschutz aus Sägespäne und Ton. Bei Säther in Dalarne „fand ich eine neue Art Dach, was ich nachher am mehreren Stellen gesehen, nämlich Sägespäne und Thon über der gewöhnlichen Birkenrinde unter einander geschlagen und mit glänzenden Steinchen und feineren Hüttenschlacken durchstreut. Ein solches Dach ist sehr nett und auch über die Dichtigkeit desselben soll nichts gehen" (II 198).[9])

Auf die Erdblockhütten gehen die nordischen Erddächer zurück, mit Rasen überlegte Rindendächer. „Mit diesen Rasendächern, die unstreitig in dem größten Theil des Landes die Dächer sind, hat es folgende Bewandtniß. Man belegt die Dachsparren mit Brettern, deckt hierüber Birkenrinde und endlich über die Birkenrinde Rasen bis an die höchsten Gipfel . . . Von diesem Dache ist die Binkenrinde der Hauptbestandtheil, weil sie oft 50 bis 80 Jahre aushält und die unterliegenden Bretter trocken erhält" (RS I 62). Diese Dächer treten besonders in kornarmen

Gegenden auf. In Upsala, „diesem Getreidelande, sieht man sehr wenige Dächer von Birkenrinde und Rasen" (I 116). In Karlstadt in Wärmeland sind von den Häusern „manche auch mit Rasen bedeckt" (II 63), in Westergöthland sind neben den Stroh- die „Rasendächer die gewöhnlichen" (I 189). Rasen als Firstschutz findet sich an Schonischen Strohdächern. „Die Giebel der Strohdächer sind oben meistens mit Rasen oder haltenden Kneipen wegen der Stürme belegt" (IV 185).[10]) Die shetländischen nur zur Fangzeit bewohnten Fischerhütten haben dieselbe Bedachung. „Die Leute machen das Dach aus dünnen Stücken Holz, worauf sie Rasen legen" (R 322). Ebenso sind die Wohnhäuser „mit Plaggen[11]) von Heide, Binsen u.s.w. gedeckt" (374),[12]) eine Dachform, die sich auch noch auf Rügen findet: „ganz so wie viele auf dem Inselchen meiner Heimath, auf Hiddensee" (ebda). Mittelalterliche Metallbedachung hat sich an nordischen Kirchen erhalten. „Die meisten Kirchen haben Bleidächer" (RS IV 252).[13]) Sie sind dabei meist „thurmlos, höchstens die fünfzehnte hat einen Thurm" (ebda). Statt dessen haben sie „Glockenstapel" (III 161).[14])

Das bei der Bedachung verwandte Material richtet sich in erster Linie nach den Bodenerzeugnissen des Landes. Doch spielt eine wesentliche Rolle auch die *sittenmäßige Tradition*, wie die Schindeldächer der holzarmen österreichischen Ebenen und die Strohdächer der waldreichen Alpenlande beweisen. „Man sieht hieraus, wie alles blos auf Gewohnheit ankommt, und daher entspringt. Warum hat der Oesterreicher lauter Schindeldächer, der doch mit Holz eben nicht übergesegnet ist? und hier, wo die Tannen im Gebirge verfaulen, hier deckt alles mit Stroh" (R II 39). Das gilt wie für die Bedachung auch für die *Bewandung*.

Der altgermanische Baustoff war das *Holz*. Noch heute herrscht im skandinavischen *Norden* der alte Schrotbau. Man baut „fast alles aus übereinander gelegten und an den Enden ineinander gefugten Balken; weniges, z. B. Scheunen mit dicken Bretterwänden" (RS I 115). In der Gegend von Upsala sind „die meisten hölzerne Häuser im eigentlichen Verstande [nicht Fachwerk]" (I 61). In Ostergöthland sind „die Scheunen und übrigen Wirtschaftsgebäude unten aus Holz gebaut" (IV 137). In den an Blekingen grenzenden Gebieten Schonens „hat man zu den Wänden nicht mehr ganze, bloß leicht behauene Bäume auf einander gelegt, sondern dünnergesägte, die Scheunenwände bestehen meist nur aus Brettern" (IV 184). Je holzreicher ein Land, desto schöner die Häuser. Die Westergöthländer „Häuser und Nebengebäude sind nicht besonders zierlich, weil Westergöthland nicht zu den holzreichen Provinzen gehört" (I 186).[15])

Eine primitive Hauskultur findet sich in *Steiermark*. Die Häuser sind „so ärmlich, daß sie mich lebendig an das Vaterland erinnern" (R II 47), in Südsteiermark sind „die Wohnungen hie und da nach ungrischer und pommerscher Art" (52). Sie sind im Blockverband gefügt. „Die Häuser sowohl als die Ställe, Köhlerhütten und Mühlen sind meist von Holz, die hohen Schornsteine etwa ausgenommen, die bei vielen hoch hinausgemauert wie Pfeiler aufsteigen. Man legt Balken auf Balken und hängt sie ganz meisenfallenähnlich an den Spitzen ineinander, so werden die Innen- und Außenwände fertig. Nun ein gutes Gebälk und Schindel-

dach darüber, und die kleinen Ritzen mit Moos gestopft, und Fensterluken dringesägt, so ist die menschliche Wohnung fertig" (16). Bei Mürzzuschlag sah Arndt die „Häuser und Scheunen fast ganz von Holz, wie in den Wäldern Thüringens" (11). Im südlichen Steiermark verbinden sie sich mit dem Steinbau, „doch giebt es noch hölzerne und balkige Wände, doch nicht aus ganzen, sondern etwa fünfzolligen Stücken" (39). Bei Marburg sind die Häuser „unten oft ganz, oft halb von Holz, oft auch gemauert" (47), bei Cilly sind sie „zum Theil unten gemauert, zum Theil aus halbdurchsägten Stämmen" (53).[16]) Holzbauten sind auch die russischen Bauernhäuser. Südwestlich von Petersburg sah Arndt die „Häuser als auch die Täfelung drinnen fast ganz aus Holz" (Erg 141). „Mir gefielen die hübschen hölzernen Häuser wohl" (GZ III 217).[17])

Der größte Nachteil der Holzbauten bestand in ihrer Feuergefährlichkeit, die sich besonders unheilvoll in den Städten auswirkte. Engelholm in Schonen brannte „vor einigen Jahren fast ganz ab" (RS IV 199). Dasselbe geschah mit Sölvitsborg in Blekingen (IV 179). Karlskrona hat „seit dem schrecklichen Brande von 1790 eine andere Gestalt erhalten" (IV 146). In Gotenburg ist „binnen eilf Jahren dreimal ein verderbliches Feuer gewesen" (II 8). Das Äußere von Sallun in Westergöthland „ist angenehm, was es einem Brande zu danken hat, der vor 26 Jahren den größten Theil seiner Häuser wegnahm" (II 190). Im Jahre 1761 ging Fahlun „halb in Feuer auf" (II 231). In Gefle in Helsingland war „im Jahre 1748 ein großer Brand und 1776 ging gerade der schönste und bestbebaute Theil der Stadt in Flammen auf" (IV 48). In Upsala hat „der letzte große Brand von 1702 einen großen Theil der Stadt zerstört" (I 65). In dem Dalarnischen Städtchen Avestad brannten „von den Häusern 1803 die meisten, 104 an der Zahl, ab" (II 190). Die Stadt Sundswall in Norrland „hat voriges Jahr der Brand größtentheils zerstört, ein Unglück, das in Schweden so lange fürchterlich seyn wird, als man fortfährt, Häuser von Holz zu bauen" (III 41).[18]) Unter dieser Gefahr litten auch die deutschen Städte. In Erlangen „brannte die ganze Altstadt im Anfange dieses Jahrhunderts ab" (R I 74).[19]) Durch Erlaß von Bauvorschriften suchte man der Gefahr zu begegnen. In Gotenburg muß „nach einem neuen Gesetz, welches durch die vielen Feuerschäden, die die Stadt gelitten hat, veranlaßt ist, jedes neue Haus aus Stein gebaut werden" (RS II 8).[20])

Älter noch, als der Blockverband, ist die Flechtwand. „Ihre Häuser flechten sie nur aus Ruthen zusammen" berichtet Helmold noch von den Pommern (VGL 64).[21]) Die Technik hat sich im Fachwerkbau erhalten. Seine Beschaffenheit zeigt die Herstellungsweise. Wenn in Schonen ein Haus neu- oder umgebaut werden sollte, so geschah das durch den Nachbarschaftsverband der „Klenegilden" („‚Klena' dasselbe was in Norddeutschland ‚Klemen' oder ‚Kleimen' heißt" (HH 6)),[22]) und das gab denn Veranlassung zu einem Freudenfeste. Sobald das Zimmerwerk des Hauses gerichtet, die Ständer und Stöcke der Wände eingesetzt und die Lehmhaufen gehörig zubereitet waren, versammelten sich mit der Morgendämmerung alle Knechte und Mägde des Gildengelags, um zu kleimen oder

die Wände mit den Händen mit dem zubereiteten Lehm zu beschlagen. Die Weiber standen da wie jetzt paarweis, die eine innerhalb, die andre außerhalb der Wand, und die Männer waren ihre Handlanger. Der Lehm, den sie herbeitrugen, ward von den Mädchen in und zwischen die Stöcke und Ständer geklebt (bei ähnlicher Bauart ist unter uns Deutschen hin und wieder noch von einem „Klebefeld" in der Hauswand die Rede), bis die Wand fertig war. Das Haus war selten so groß, daß es nicht vor dem Mittag mit innen und außen fertigen Wänden ordentlich da stand" (HH 6).[23]) An solchen Schonischen Fachwerkbauten waren „die hohen Giebelenden mit Reisig zugeflochten" (RS IV 188). Fachwerk kommt im Norden nur in Schonen vor. „Das Mauern in Fachwerk (Korsswerk) kennt man nur in dem holzarmen Schonen" (I 61), in seinen nördlichen Gebieten noch in Verbindung mit dem Holzbau. „Schon mit dem Schluß Blekingens sah ich heute die ersten Leimwände, nachher werden sie häufiger, doch machen sie immer noch kaum ein Achtel aus (IV 184). Auch im holzärmeren Upland „kommen hie und da für die Balken Leimwände . . . Man sieht es den upländischen Wohnungen an, daß man nicht mehr im bloßen Waldlande lebt" (IV 87).[24]) Lehmbewandung findet sich auch auf Rügen, wie Friedrich Arndt vom „langen Normann, mit dessen Kopf man wenigstens alle rügenschen Lehmwände einrennen kann", spricht (S I 113). Das Häuschen, das Arndt im „Traum" aus heimatlichen Verhältnissen sieht, war

„Nett von aussen, die Fenster blank,
die Ständer grün, die Wände weiß" (G 181).[25])

Statt der mit Lehm beschlagenen Weidegeflechte werden die Gefache auch mit an der Sonne getrockneten Lehmsteinen ausgelegt. „Kluten nennt man weiche oder nur an der Sonne getrocknete Backsteine im Gegensatz gegen die gebrannten oder die Ziegel" (RS 497).[26])

Kennzeichnend für die Wohnkultur des Südens ist der Steinbau. In Niederösterreich sind „die Häuser fast alle von unten auf gemauert oder aus Bruchsteinen aufgeführt" (R I 393). Im südlichen Steiermark „fangen die Wohnungen schon wieder an, mehr gemauert zu werden" (II 39). In der Gegend nördlich von Lucca fand Arndt Steinhütten äußerst primitiver Art. „Man kann sich nichts Traurigeres denken, als die einzelnen Hütten, die in den Feldern zerstreut liegen. Sie sind strohern, aber mehr steinern und zwar die Wände aus Feldsteinen und Leimen zusammengefügt, und für die Thüren und Fenster bloße Löcher, die gegen die Sturm- und Regenseiten mit ungehobelten Brettern verschlossen sind. Ihre Kleinheit macht das Bild der Armut desto auffallender, und ihre mit Steinen belegten Schindeldächer ihr Äußeres noch ärmlicher" (III 249). Um Florenz ist „die Wohnung des Bauers meist zierlich, mit Ziegeln gedeckt und gemauert" (II 224). Die Rhônetalhäuser sind „bis an das Dach aus Sandstein gebaut" (IV 119). Im Saônetal „sieht man statt der massiven gemauerten Wände bekalchte" (143). In Deutschland hat das Steinhaus im volkstümlichen Wohnbau zumal auf keltisch-römischem Boden seine vorwiegende Herrschaft gefunden. An den Rheinufern zwischen Bonn und

Koblenz „bestehen die Dörfer auf der ganzen Fahrt mehr aus Ziegeln und Schiefer als aus Leimen und Stroh" (VI 313). In dieser Gegend konnte sich der Begriff „Haus" mit einer gewissen Ausschließlichkeit auf den Steinbau beschränken. „Hous bedeutet ja auch bei uns, und namentlich hier am Rhein, ein schloßartiges und festes Steinhaus" (N 212). Im skandinavischen Norden beschränkt sich der Steinbau auf die Stadt und tritt selbst in dieser stark hinter die autochthonen Baustoffe zurück. In Upsala sind von den Häusern „gar wenige massiv gebaut und mit Ziegeln gedeckt, und die Steinhäuser, wie man sie nennt, lassen sich leicht zusammenzählen" (NS I 61). Die Innenwände bleiben in ihnen meist von Holz. „Die Zimmer waren nicht ganz dicht und hie und da strich der Luftzug durch die brettern-nen Seitenwände, die sie von anderen des übrigens massiven Hauses trennten" (I 53). In der volkstümlichen Kultur tritt im Norden nur da, wo das Holz völlig fehlt, der Steinbau auf. Die von den shetländischen Fischern als Unterkunftsort für die Fangzeit errichteten Hütten „sind aus hohen Steinen ohne irgend einen Kalk oder Lehm gebaut, eben geräumig genug, die Mannschaft eines sechsrudrigen Bootes zu fassen" (N 321).[27]) Ihre Wohnhäuser, „welche man gewöhnlich wohl Hütten nennen kann, sind denjenigen sehr ähnlich, welche die Isländer sich bauen. Wegen des Mangels an Holz lang, schmal, niedrig, auch die Dächer niedrig und leicht. Die Wände von Steinen, Moos und Rasen aufgeführt;[28]) . . . Ganz so wie viele auf dem Inselchen meiner Heimath, auf Hiddensee, welches auch größtentheils von Fischern und Matrosen bewohnt ist" (374).[29])

Bedeutungslos für das konstruktive Gefüge, also nicht gebunden an technische Notwendigkeiten und daher der Volksseele ungehemmtere Auswirkungen ermöglichend, ist der Wandschmuck. Die Hausbemalung hat ursprünglich nicht den Sinn der Materialkonservierung[30]) und noch weniger den der Schmuckgestaltung, sondern diente magischen Zwecken, als Abwehrzauber. Vielleicht war die Wandfarbe noch Zaubermittel bei den Germanen, die „einige Stellen säuberlich mit so reiner und glänzender Erde anstrichen, daß sie mit Farben bemahlt schienen" (AA 91).[31]) Dämonenabwehr durch die das Blut ersetzende rote Farbe ist der verblaßte Sinn, wenn in Schweden, „diesem Lande der Braunfarbe, die Häuser und Scheunen fast alle roth angestrichen" sind (NS I 156). So sind in Östergöthland „die Scheunen und die Wirtschaftsgebäude roth angestrichen" (IV 137), in Södermanland „die Häuser und Wohnungen roth gefärbt" (IV 109), und in Dalarne „wenige Häuser roth angestrichen" (II 249).[32]) Das magische Moment hat sich verloren, und die Hausfärbung ist zum Hausschmuck geworden und dem Schönheitssinn der Gemeinschaft überlassen. Die Schonischen „Bauernhäuser und zuweilen auch die andern Gebäude sind oft zierlich mit Kalk angestrichen" (IV 237), so die in der Gegend von Malmö (252).[33]) Der Steinbau des Südens bot mit seinen weiten Flächen dem Schmuckbedürfnis Gelegenheit zur Anbringung umfangreicher Darstellungen, zumeist kirchlichen Inhalts. „Daß ehedem viel Mahlerey und Geschmack an heiligen und bunten Geschichten in Nürnberg gewesen ist, das beweisen die Vorderseiten mancher Häuser, wo aus der Legende ganze Geschichten, seltener aus der profanen Mythologie, zum besten

gegeben sind, mit gar zierlichen Inschriften" (R I 88). In Steiermark sind „die weißen Wände mit allerley bunten Heiligen und andern Schnurrigkeiten seltsam bemahlt" (II 43). Bei Cilly sind neben den ärmlichen Behausungen „manche indessen, auch Bauernhäuser, mit Bildern von Heiligen, mit Engeln, mit Reitern und Husaren bemahlt" (52).[34]) Sonst begnügt man sich auch hier mit dem bloßen Anstrich. Bei Stein a. d. Donau sind die Häuser „meistens gelb und weiß angestrichen" (I 172), in Ungarn „mit Kalk zierlich überstrichen" (BfMG 31), in Peronne „häufig mit bunten Steinen oder Klinkern bekleidet, oder mit heitern Farben betüncht oder beworfen" (R VI 189). Zwischen Twer und Nowogrod sah Arndt „Bauernhäuser mit bemahlten Gesichtern und manchem zierlichen Schnitzwerk und mancher bunten Beblümung" (GZ III 217, ähnl. Erg 141).[35]) Als Dachschmuck haben Östergöthländische Häuser „Wimpel statt der Wetterfahnen" (RS IV 136).

Die innere Raumteilung des Hauses wird bestimmt einmal durch die wirtschaftlichen Erfordernisse und zweitens durch die Feuerstelle. Das Bauernhaus — und das ist für die Volkskunde der neueren Zeit der fast ausschließliche Vertreter des volkstümlichen Wohnbaus — zerfällt in Wohn- und Wirtschaftsräume, und diese wieder in die Unterbringungsräume für Feldfrüchte und Vieh. Nach der Einlagerung dieser Räume in das Haus unterscheiden sich seine Typen.

Ein Einheitshaus, ein Haus also, bei dem Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dache vereinigt sind, ist das Bauernhaus in der Gegend von Florenz. „Gleich am Eingang ist das gewöhnliche Zimmer mit einem Kamin . . . zur Seite dieses Eingangs sind dann mehrere Zimmer, die das gewöhnliche Wirthschafts- und Hausgeräth und manches, was zum Acker- und Weinbau gehört enthalten, und zu Schlafkammern und Vorratszimmern dienen. An einem andern Ende sind Ställe für Rinder, Ochsen, Pferde, Schweine und Federvieh, größer oder kleiner, nach dem Bedürfniß und Vermögen eines jeden. Oben endlich ist noch Raum für Heu, Holz, gedroschenes Korn und andere Sachen" (R II 225).[36]) Ein Einheitshaus ist auch das niedersächsische Bauernhaus. Das Dithmarsische Dwerhaus hat im Gegensatz zu andern niederdeutschen Hausformen seine Einfahrt an der Langseite und gleicht darin pommerschen und mecklenburgischen Landgasthäusern. So erzählt Arndt von einem in „Holstein-Dietmarsen" reisenden Mecklenburger Edelmann, der „bei einem an der Landstraße einzeln liegenden stattlichen Gehöfte" angekommen sei, „dessen durch die Mitte des Hauses durchführende offene Thore ihm ein Wirtshaus zu bezeichnen schienen, wie man in Mecklenburg und in Pommern die Landwirthshäuser häufiger gebaut findet" (S III 419).[37]) Das Einheitshaus schließt das Vorhandensein von Nebengebäuden nicht aus. So spricht Arndt aus seinen Dumsewitzer Kindheitserinnerungen von den „Speichern des alten Hauses, wo Korn Spreu Flachs in Haufen nebeneinander lagen" (S III 491).

Ein Gehöft, eine Hausform, bei der alle Wirtschaftszweige eigene Gebäude haben, war schon das altnordische Bauernhaus, und die Traditionen haben sich im Norden bis heute erhalten, obwohl keine Material-

notwendigkeit dazu zwang. So bestehen die Upsalischen Bauernwirtschaften aus einer „Menge von Zimmern [= Gebäude, siehe S. 198], die oft auf einem halben oder Viertelhemman stehen. Da ist eine unendliche Menge kleiner Ställe, Schuppen, Scheunen, Kornspeicher, Nebenhäuschen (Uthus) außer dem rechten Wohnhause. Offenbar ist dies, was sich fast überall in Schweden findet, mehr aus alter Gewohnheit, als aus jungem Nachdenken, so geworden und geblieben. In einem Lande, wo das Holz gewöhnlich nicht mehr kostet, als es anzufahren, hat man die Kosten des Baues und der Unterhaltung der vielen Dächer ebensowenig berechnet, als die vervielfältigte Feuersgefahr; denn was nun in 4 bis 5 verschiedenen kleinen Gebäuden steht, könnte bequemer und wohlfeiler als Ein großes Gebäude unter Einem Dache stehen. Man baut schmal und niedrig, zwei, höchstens drei Mannslängen hoch, selten aber zwei Mannslängen breit" (RS I 115). Ebenso baut man in Schonen „die Häuser und Wirthschaftsgebäude niedrig und sehr schmal, daher müssen sie lang ausfallen" (IV 185).[38]) Neben die regellos gelagerten Gehöfte treten in feste Formen gebundene. Am Klarelf in Wärmeland bilden „das Haus und die übrigen Gebäude meistens ein Viereck, das aber als ein geweihter Platz vor Vieh und anderem Übel in Acht genommen wird. Es muß durchaus ein grüner Anger sein" (RS II 132). In Schonen ist die Sitte „fast allgemein, die Gebäude auf sächsische Art in einem Quadrat oder Oblongum dicht aneinander zu bauen und die Höfe so zu verschließen. Manche haben schlau genug die Häuser und übrigen Zimmer gegen Süden in einem ordentlichen Halbmond gestellt, damit die Sonnenstrahlen in dem Hohlspiegel sich desto besser konzentriren mögen" (RS IV 185).[39]) Der Gehöfttypus findet sich auch in Niederösterreich. An die Wohnhäuser „schließen sich dann die Ställe, Korn- und Heuschober an" (R I 393).

Außer durch die Einordnung der Wohn- und Wirtschaftsräume wird die innere Gestaltung des Hauses bestimmt durch die Feuerstelle, die Seele des Hauses. Das Haus, zu einem bedeutenden Teil aus dem Bestreben heraus entstanden, der Feuerstätte Schutz gegen Wind und Regen zu verschaffen, war also seiner ursprünglichen Anlage nach ein Einfeuerhaus. Es hat sich im skandinavischen Norden erhalten. Bei Upsala dient „ein geräumiger Feuerherd, wie in Thüringen und auf dem Harze, statt des Kamins" (RS I 116). Primitive Rauchabzugsvorrichtungen zeigen die Häuser in den entlegenen Gegenden Steiermarks. „Viele sind ohne Schornsteine oder nur mit einem kleinen Rauchloch seitwärts heraus" (R II 43).[40]) Der frei durch das Haus ziehende Rauch verbot die Bildung eines Obergeschosses, und so finden wir im Norden den alten Einraum in reiner Gestalt bewahrt. „Der Dalkarl nimmt gern das ganze hohe Gewölbe des Hauses über seinem Haupte, er schließt sich die Decke nicht, sondern läßt es gewöhnlich bis unter dem Dach offen" (RS II 249). Bei Upsala geht „die Hauptstube mit einer hohen Wölbung gewöhnlich bis unter das Dach" (I 116). In Jemtland ist der Wohnraum „hochgewölbt und hat häufig das Dach zur Decke" (III 135). In Westergöthland „findet man noch die kleinen Häuschen, wo die Stuben gewöhnlich bis unter das Dach reichen" (II 53). Der Einraum löste sich dann in Einzelzimmer

auf. In Jemtland ist „drei bis vier Stuben zu haben ganz gewöhnlich“ (III 135). Hinsichtlich der Gruppierung der Wohnräume sind „die Häuser in Dalarne meistens wie in andern Provinzen gebaut. Am Eingang der Hausthür ist gewöhnlich ein kleiner bäurischer Portikus mit eben solchen Säulen mit einem flachen Dache und Sitzen zu beiden Seiten. Von hier tritt man in eine geräumige Hausflur (farstuga), hat sich gegenüber die Küche, die aber oft mit der Hauptstube Eins ist, und links und rechts ein paar große Stuben, von welchen aber die Wohnstube bei weitem die ansehnlichste ist“ (II 248).[41]) Als man dann nach südländischem Vorbild den Rauch in einer Esse ableitete, war der Weg zur Bildung eines Obergeschosses geöffnet. Mehrstockhäuser finden sich auch im Norden. So sind in Helsingland „die meisten Häuser von zwei Stock und haben 6 bis 10 nette Zimmer“ (IV 41). In der Petersburger Gegend fand Arndt „nette Bauernhäuser, mehrere von zwei Stock“ (Erg 141, GZ III 217). Der ursprünglich frei stehende Herd rückte an die Wand und wurde durch Umgebung mit einem Rauchmantel zum Kamin. In Höganäs in Schonen sind „alle Häuser mit ihren Kaminen und Herde auf Steinkohlen eingerichtet und nach englischer Art gebaut“ (IV 226).[42]) In Westergöthland besteht „eine sonderbare Einrichtung, wie in Småland, mit hölzernen Klappen an einer Art Schwungruthen, womit die Schornsteine der niedrigen Häuser zugedeckt werden, damit die Hitze nicht verfliege“ (I 195). „Die Schornsteine werden gewöhnlich von außen zugeschlagen, wenn das Feuer auf dem Herd zu aschigen Kohlen niedergebrannt ist, um die Wärme im Zimmer zu erhalten“ (II 53).[43]) „Eine Menge der Schornsteine sind in Wärmeland aus Eisen gegossen, die mit mehreren Absätzen und Zinnen hoch und stattlich meistens über die niedrigen Häuser hervorragen“ (II 153).[44]) Auch im niedersächsischen Hause hat sich, unter oberdeutschem Einfluß, landschaftlich ein Obergeschoß entwickelt. „He tog bawen herup in een Stüwken unner de Auken“ (MJ II 42), wobei Auken den Raum unter den Dachsparren bezeichnet: die weiße Frau zu Löbnitz „steg to Bänen unner de Oken to den Katten“ (MJ II 82).[45]) Der Herdraum wird im Niedersachsenhause als „Flett“ bezeichnet. „Im nördlichen Westphalen ist Flet ‚eine jede der beiden Seiten oben im Bauernhause, welche mit Fenstern erleuchtet sind, etwas reinlicher gehalten werden, und wo die Betten sind. Wir nennen diesen Ort des Hauses auch die Howand. Im Osnabrückischen Flötte.‘ (Bremisch niedersächsisches Wörterbuch)“ (R 447).[46]) Als Befeuerungsstoff verwendet man in Schonen „zum Brennen und Kochen allgemein Torf“ (RS IV 238).[47]) Bekannt ist die absprechende Art, in der Reisende des 18. Jahrhunderts sich über das Gasthäuserwesen im Bereich des niedersächsischen Bauernhauses äußern. „Das südliche Teutschland zeichnet sich in dieser Rücksicht vorteilhaft vor dem nördlichen aus, wo man oft mit Ferkeln und Hühnern in Einem Loche die Nacht kampieren muß“ (R IV 120).[48])

Einen Gradmesser für die Höhe der Wohnkultur bieten die Lichtzufuhrvorrichtungen. Im altnordischen Haus bestanden sie außer aus augenförmig in die Blockwand geschlitzten Löchern aus einer im Dach ausgesparten Unterbrechung, eine Fensterform, die sich dort bis in die Neu-

zeit erhalten hat. „Eine Gewohnheit hat ein Theil der Westgöther und Dalsländer voraus, nemlich, daß sie häufig ihre Fenster schräg über den Köpfen im Dache haben. Zwar sind diese Fenstern von außen und innen oft dreifach mit Holz eingefaßt und verwahrt; dies hindert aber doch nicht, daß nicht zuweilen Regentropfen eindringen. Eine andre Unbequemlichkeit haben diese Fenster, daß sie nicht so gutes Licht geben, als die graden Wandfenster. Wann im Winter die Sonne schräg steht und gegen den Abend, wenn sie ihr niedriges Feuerrad auf den Erdboden zu stellen scheint, wird es hier schon dunkel, wenn andre Zimmer noch volles Licht haben" (RS II 53).[49]) Die mittelalterliche Befensterung durch hölzerne Zuschläge, die des Nachts und bei Regen geschlossen werden, ist in Italien noch im ausgehenden 18. Jahrhundert die herrschende im ländlichen Wohnbau. Die Wohnhütten um Lucca haben „für die Thüren und Fenster bloße Löcher, die gegen die Sturm- und Regenseiten mit ungehobelten Brettern verschlossen sind" (R III 249). In der Gegend von Florenz sieht man Bauernhäuser „oft bloß mit hölzernen Läden, die nur bey schlimmem Wetter und zur Nachtzeit geschlossen werden" (II 225). Zwischen Po- und Etschtal sind die Häuser „meist ohne Fenster, deren Stellen hölzerne Läden ersetzen" (II 135). Um Pisa findet man „kein einziges Glasfenster" (III 242). Das Lukenfenster hat sich selbst in den ärmlicheren Gassen der norditalischen Städte, zusammen mit den ebenfalls mittelalterlichen Papierfenstern bis in die jüngste Zeit erhalten. In Venedig haben viele Häuser „statt der Fenster bloße Luken mit hölzernen Läden, oder allenfalls papierne Fenster nach den abgewandten Seiten" (II 85). Auch in Florenz sind „elende räuchrige Häuser, wo man nicht einmal Glasfenster, sondern bloßes zusammengeklebtes und mit Oel getränktes Papier dafür sieht" (III 4). In Genua hat „der östliche und gebirgigte Theil der Stadt viele ärmliche und elende Wohnungen, häufig nur mit hölzernen Zuschlägen und Läden und Papierfenstern" (III 270). Die Häuser des Rhônetals sind „unten meist mit Fenstern, im obern Stock statt der Fenster bloße Luken gegen den Regen (IV 119). Als Lichtquelle für Dachräume haben sich die Lukenfenster auch in Deutschland erhalten. In Köln haben manche Häuser „oben die Böden mit Holzluken nach der Weise unseres Landes" (VI 272).[50]) Während in südlicheren Landen das warme Klima eine so primitive Befensterung sich so lange erhalten ließ, verlangt der rauhere Norden festverschließbare Lichtquellen. Ein wesentlicher Zug in der Geistesart des nordischen Menschen, das Bedürfnis nach Helligkeit und Licht, kommt hinzu, die Glasfenster bis in die geringste Hütte gemein zu machen. In Westergöthland haben „alle Häuser große lichte Fenster, welche die Licht und Freiheit liebenden Schweden, auch in den elendesten Käffen, nicht fehlen lassen" (RS I 213). An Helsingländer Wohnungen zählte Arndt „10 und 14 Fenster an Einer Seite" (IV 41). Die mittelalterliche Fenstervergitterung hat sich am Steiermärker Bauerhause erhalten, wo aus den Blockwänden „die Fenster mit Gittern davor klein herausgucken" (R II 53).[51]) Die ebenfalls aus dem Mittelalter überkommene Rautenform der Glasscheiben findet sich noch im norddeutschen Bauernhaus. Im „nördlichsten Deutschland lassen ein paar trübe und rußige Rauten kaum einige Schimmer

des Tageslichts durch" (II 39). In Arndts väterlichem Hause öffnete „eine zerbrochene Fensterraute" den Tauben den Zugang ins Zimmer (S III 490, G 173).[52])

Zur äußeren Ausstattung des Hauses gehört endlich der Pflanzenschmuck, der sich entweder näher, als Wandschmuck, oder entfernter, als Garten, um dasselbe legt. Betritt man, von Westmanland kommend, Dalarne, so werden „die Hopfenpflanzungen an diesen Wohnungen immer gemeiner" (RS II 186). Auch in den mittleren Gebieten Dalarnes „steht Hopfen vor den Thüren und um die Häuser" (II 288). In Ungarn sind die Wohnhäuser „mit Akazien und Maulbeerbäumen der Länge nach umpflanzt" (BfMG 31). Am niederösterreichischen Haus stehen „vorne Schattenbäume, oder ein lustiger Kranz von Reben windet sich um die weißen Mauern, und hinten ist meistens ein kleines Gärtchen mit Gartengewächsen und Obst" (R I 393). Nutzbäume, die das Haus umgeben, sind „in Westfalen und Niedersachsen gewöhnlich Eichen Eschen Weiden, am Niederrhein und in Belgien viel Ulmen Kirschbäume Pappeln und Sturmweiden" (FA 251). Auch in Upland ist es Sitte, „einige Bäume um den Hof und bei den Häusern zu pflanzen; dies sind gewöhnlich ein paar Birken oder Espen, Ebereschen und Sperberbäume" (RS I 120).[53]) Zu den Blumen, die den niederdeutschen Bauerngarten schmücken, gehört die „rothflammende Bauerrose, die vornehm Päonie genannt wird" (MJ I 230).[54]) Die Beete werden mit Buchsbaum umsäumt. „Ich war an einem schönen Sommertage in dem Blumengarten auf einem Steige zwischen grünen Buxusbäumen eingeschlafen" (S III 490),[55]) erzählte Arndt aus seiner Kindheit. Als Wasserschöpfvorrichtung dient manchenorts noch der sehr alte Brunnenbalken. So sind in Steiermark „die Brunnen offen und mit großen Schwungruthen, wie die Söthe in Pommern" (R II 53).[56])

Der Zimmerschmuck lehnt sich zunächst an Wand und, wo das Dach zugleich die Zimmerdecke bildet, auch an dieses. Es wird dann „zierlich mit Brettern ausgesetzt" (RS I 116, II 53).[57]) Ist ein Obergeschoß vorhanden, so liegen nach mittelalterlicher Weise die dasselbe tragenden Balken oft unverkleidet. Im Saal Gustav des Ersten auf Schloß Gripsholm „ragen die Balken, welche die Decke tragen, unverhüllt hervor, wie man es hie und da kaum noch in Bauernhäusern sieht" (S I 216).[58]) Der Wandschmuck besteht zunächst aus demselben Material. So war der genannte Gripsholmer Saal „rings mit Holz umtäfelt" (ebda). In den südwestlich von Petersburg gelegenen Bauernhäusern war die „Täfelung der Wände drinnen fast ganz aus Holz" (Erg 141).[59]) Die Holzverkleidung wird sodann mit Schnitzwerk verziert. So trugen die russischen Häuser „manch zierliches Schnitzwerk draußen und drinnen" (Erg 141, GZ III 217), was „an die Weise von Helsingland, Dalarne und Norrland in Schweden erinnert, wo die Bauren ihre Häuser und Kirchen mit ähnlichem künstlichen Schnitzwerk verzieren" (Erg 141). Die Häuser in Jemtland sind „mit manchen komischen und sauberen Schnörkeln und Schnitzwerk, als Vögeln, Ranken u.s.w. geziert" (RS III 125). Besonders das Jemtländische Volk „ist künstlich in seinen Arbeiten und Bauten, was ich oft bewundert habe. Man sieht dies an und in ihren Häusern, vorzüglich aber an den kleinen

Annexkirchen und an den Glockenstapeln, die sie neben den steinernen und stattlicheren Mutterkirchen erbauen.[60]) Diese sind oft mit Säulen ganz neuer Ordnung, aber mit viel Leichtigkeit und Geschmack in der Vertheilung und mit viel Sinn in den Verzierungen, Schnörkeln und Arabesken aufgeführt" (III 161). Ferner werden die Wände mit einem Flechtwerk aus Holzspänen verkleidet. „Eine ganz eigne Art der Zimmertapezierung sah ich zuerst in Wärmeland, die ich nachher noch wohl an einigen Stellen wiederfand, aber nicht so häufig. Der Wärmeländer flicht nämlich aus Spänen von allerlei Holz, besonders aus der weichen und weißen Rinde der Tannen ordentliche Tapeten, mit welchen die Wände rund umher ausgesetzt werden. Die Art des Geflechts ist äußerst mannigfaltig, zum Theil zierlich, mit allerlei Ausschmückungen, auch wohl mit Figuren; oft sind diese Tapeten auch an einigen Stellen bemahlt" (RS II 132). So sind am Klara-Elf „die Wohnungen ganz nett und zierlich nach der alten Weise mit Flechtwerk tapezirt" (153). Ebenso sind sie in Dalarne „mit Flechtwerk geschmückt" (248).[61])

Neben die Wandverzierungen aus Holz treten solche aus Zeug, Papiertapeten und Bildern. In „Dalarne, wie meistens in anderen Provinzen," sind „die Wände mit mancherlei Zierrathen, Gewebe, Tapeten, hie und da mit Mahlereien, biblischen Geschichten und Sprüchen geschmückt. So sah ich heute ein Haus, wo die Ehrenseite, d. h. die Stelle über und an den Fenstern mit reichen und buntgewirkten Leingeweben wie mit Pferdedecken behangen war" (RS II 248). Im östlichen Jemtland sind viele Zimmer „mit Teppichen geziert" (III 125), oder „oft mit Tapeten geziert" (135), im nordwestlichen „mit bunten biblischen Tapeten umhängt" (164), im nördlichen „häufig mit Bildern, auch wohl mit Tapeten geziert, auch oft mit feinen weißen Laken statt der Teppiche behängt" (292). Oft auch werden Kleidungsstücke als Wandschmuck benutzt. Das Zimmer, das Arndt in Edsberga in Upland bewohnte, „war die Garderobe und das Zeughaus der Familie. Da hingen die Sonntagskleider und Pelze und die zierlichen Mützen und Hüte in langer Reihe herum" (I 121).[62]) Als Bilderschmuck sah Arndt in Dalarne „in einem Zimmer von einer Bauernhand das Paradies gemahlt" (II 248), in Gerdhem bei Trollhätta „hing eines berühmten Bauernknaben, Jöns Pehrsons aus Småland, in 12 Stunden eingetheilter bußübender Christ, den man fast in allen Bauernstuben Schwedens findet" (II 4). Die Fenster sind oft nach übernommener Weise mit Gardinen verhangen. In Helsingland „haben alle Zimmer Gardinen" (IV 41). Oft tragen sie Blumenschmuck, wie in Rügen:

„Und Balsamin und Rosmarin
Prangten rings in Töpfen roth und grün" (G 181).

In Brüssel stehen „Blumentöpfe auf den Tischen" (R VI 226).

Die alte Sitte, den Fußboden mit Stroh zu belegen, hat sich in ostpreußischen Kirchen bis in das 19. Jahrhundert erhalten. „In die Kirchen streuen sie in der schlimmen Jahreszeit Stroh auf Stroh, daß es sich wie in schlecht gehaltenen Viehställen gegen den Sommer oft Ellenhoch erhebt und ordentlich ausgemistet werden muß" (Erg 190).[63]) Als

Bodenschmuck finden auch Blumen Verwendung. In Jemtland wohnte Arndt in einem „Stübchen . . . mit Mai und Blumen rings . . . bestreut" (RS III 164). Der Holländer hat „mit Blumen und Kräutern mancherlei Art seine Flur, sein Vorhaus in zierlichsten Schnörkelchen und Bildchen geschmückt" (VV 360). Ein anderer Fußbodenschmuck ist das Bestreuen mit Sand. In der Brüsseler Gegend wird „die Straße zunächst vor dem Hause und Schwelle und Flur der Häuser zierlich mit weißem und gelbem Sand bestreut" (R VI 203). In Brüssel selbst ist „die Straße mit Sand und Blumen bestreut . . . und die Flur oft mit Figuren und Schmörkeln ausgestreut" (225). In Köln „liegen lange Reihen weißen Sandes am Ufer des Rheins aufgeschüttet, und nicht allein die Flur, die Stuben und Buden sind besandet, sondern auch nicht selten das Pflaster" (VI 268). Volksart und feinste Ausbildung des Gartenbaus haben diese Bodenzier geschaffen. Es ist in Holland „eine kleine Pedanterie, womit ein in seinem Hause sehr thätiger Mann durch die bunten Schnörkel seiner Sandstreuerei und durch die Zauberkreise seiner Blumen und Muscheln tagelang dahin wandelt, ohne ein Sandkorn von der rechten Stelle zu schieben" (HK 121).[64]) Derselben Volksveranlagung verdankt ein anderer niederländischer Zimmerschmuck seine Entstehung: „durch den engen Hals eines Glases eine Geschichte künstlich auszuschnitzeln" (R VI 226), „aus einem Stückchen Holz im Bauch eines Glases einen Vogel oder gar eine zusammengesetzte Maschine zu schneiden" (HK 211).[65])

In ländlichen Verhältnissen wird der Hausrat wie auch das Ackergerät vom Bauern selbst angefertigt, wobei er es oft zu hoher Kunstfertigkeit bringt. In Shetland findet man „Handwerker fast gar nicht, da die meisten Männer alles sich selbst machen und nach der Weise der nördlichen Landschaften Schwedens und Norwegens ihre eigenen Schneider und Schuster, Schreiner und Zimmerleute sind" (R 336). Auf Arndts väterlichem Hofe war der Knecht Hinrich Bierk „auch Stellmacher und Wagner; so daß er Wagen, Pflüge und alle Ackergeräthe und vielen kleinen Hausrath mit großer Nettigkeit, ja manches mit zierlicher Feinheit fertigte. Ich habe dergleichen hübsche Handfertigkeit oft an Bauersleuten bewundern müssen, nirgends mehr als in Skandinavien, wo die Bauern an Kirchen Häusern und allen möglichen Geräthen häufig sehr feine und fast künstlerische Arbeiten vollenden" (S III 494). „Man gehe von Smoland nach Dalarne, von Dalarne nach Westerbotten, und wundern wird man sich über die Handfertigkeit, Tüchtigkeit und Anstelligkeit, die man in den rohesten und ungebildetsten Knaben und Knechten gewahr wird. Sie wissen sich sogleich zu helfen bei Verlegenheiten und kleinen Schäden . . . sie machen alle ihren Hausrath und ihr Ackergeräth und Kleider und Geschmuck selbst, und meistens mit Richtigkeit und Zierlichkeit" (HK 143). So kann man „kaum zweckmäßigeres und netteres Ackergeschirr und Hausgeräth aller Art sehen als bei dem Angermanen und Helsinger" (RS III 56). „Der Dalkarl ist . . . wie alle Schweden geschickt und anstellig zu allen kleinen und großen mechanischen Arbeiten und macht Manches sehr nett . . . die Leute machen mancherlei kleine Schmiedearbeit und eine Menge hölzernes Haus- und Wirthschaftsgeräth" (II 285). „Künstlich in

seinen Arbeiten ist man in ganz Jemtland. Es ist unmöglich, etwas Netteres zu sehen, als die mancherlei Formen der Haus- und Küchengeschirre, welche der Jemtländer aus Fichten- und Birkenholz, aus dem letztern vorzüglich schön, bereitet" (III 136). Dasselbe gilt von den Lappen. „Sie bauen sich Böte, Schlitten und manches andere Geräth. Diese und die Kisten und Kästchen, die sie machen, sind oft recht niedlich mit Horn und allerlei Figuren eingelegt. Wer ihre Zaubertrommeln, die aber jetzt fast ganz aus der Mode gekommen sind, gesehen hat, muß die Kunst bewundern . . . Ihre Hornlöffel und Runenstäbe, sowohl aus Horn als Holz geschnitten, machen sie selbst, die niedlichsten Schnupftabaksdosen, die Formen, worin sie ihre Zinnzierrathen gießen, ihr Jagdgeräth, ihre Kartenspiele . . . und dergl. Die Weiber ziehen den Zinndraht selbst, womit sie nicht uneben ihre Kleider, Gürtel und Fußwerk zieren" (III 247).[66])

In Pommern und Rügen zählt man zum Hausrath „der vollständigen Hofwehr eines Vollbauren folgendes: einen Tisch, eine Bank, zwei Stühle, drei Kessel von verschiedener Größe, einen Backtrog, zwei Waschbalgen, zwei Wassereimer, eine Mulde, zwei Handsiebe, eine Axt, ein Beil, vier Bohrer, große und kleine, eine große Hacke, eine Zugbank mit dem Messer und anderes kleines Hausgeräth" (VGL 192). Der älteste Hausrat ist die Lagerstatt. In den Lappenzelten sind „rundumher manche gegerbte Renfelle ausgebreitet, worauf man sich setzt oder hinstreckt; mit wärmeren Renfellen und anderm Pelzwerk decken sie sich für den Schlaf zu" (RS III 205). In den shetländischen Fischerhütten „giebt eine gute Streu aus Stroh auf dem Boden ausgebreitet nach scharfen Arbeiten eine kurze und gesunde Rast" (N 322).[67]) Die Jemtländer „bereiten Kalbsfelle und Pelzwerk zu Betten, worin man ebenso warm als zierlich schläft" (RS III 136). In Dalarne wie zumeist in den andern schwedischen Provinzen hat „die Hauptstube an der von der Thür entfernten Seite gewöhnlich die Bettstellen für die Hausleute; sie sind mit Vorhängen oder bretternen Vorschiebern und Thüren versehen bei allen denen, wo es schon ein bißchen zierlich ist" (II 248).[68]) Aus heimatlichen Verhältnissen spricht Arndt von der „Wiege, die sich auf dem Block dreht" (FM I 90). Wenn in Dalarne die Familie zur Heuernte auf die Almen zieht, müssen „selbst die kleinen Kinder auf dem Rücken der Mütter in Säcken von Leder oder Birkenrinde mit" (RS II 273).[69]) Hatte noch bei den Germanen „jeder seinen eignen Tisch (AA 102),[70]) so zeigt das die Entwicklung desselben aus der Eßschüssel. In Dalarne „steht gewöhnlich ein großer Tisch der Thüre gegenüber an dem einen und ein kleiner an dem andern Fenster" (RS II 249), im upländischen Bauernhaus sind „mitten im Zimmer einige Tische" (I 116).[71]) Die wandfeste Bank hat sich im Norden erhalten In dem dalarnischen Bauernzimmer sind „rund umher Bänke befestigt" (II 249), in Upland sieht man „rundumher Bänke" (I 116).[72]) Zumeist im Gegensatz zu Tisch und Bank wird der Stuhl oft mit farbigem Schmuck verziert. Im Akademischen Konsistorium zu Upsala „steht ein Stuhl aus schlechtem Holze, mit weißen Blümchen bemahlt, und mit einem Fußtritt, worauf Gustav des Ersten dritte Gemahlin, Katharina Stenbock, oft gesessen; jetzt würde er für manche Bauernstube nicht zierlich genug

seyn. So gehen die Zeiten" (RS I 77).[73]) Von den Helsingländer Bauernstuben haben „die meisten schöne und große Spiegel" (IV 40), in Bräke in Jemtland hat „jedes Zimmer seinen Spiegel" (III 294). In Dalarne „hängen ein paar reine weiße Handtücher auf Nägeln" (II 249).[74]) Küchengeräte sind ein besonderes Betätigungsfeld der Volkskunst. Das Zelt der Lappen birgt „an einer besonderen Stelle die Küchengeräthe, Körbe und andere Gefäße . . . Die niedlichsten Milchgefäße, Eimer und Schalen schneidet der Lappe aus Birkenmaser, alles bis auf die Handhaben aus Einem Stücke, manches mit hübschen Ranken und Thierfiguren . . . Auch die Löffel aus Renhorn sind sauber und mit allerlei figürlichem Schnitzwerk" (III 205). Die Jemtländer Bauern „hauen aus dem Talkstein allerlei Gefäße, Schalen, Töpfe, Pfannen zum Hausgebrauch" (III 214). Die Dalekarlischen „selbstgemachten hölzernen Gefäße sind weiß und nett" (II 249).[75]) Die Trinkgefäße werden auf an der Wand befestigten „Kannbrettern" aufgestellt. In Dalarne sind „in einigen Stuben oben auf Brettern Tassen, Schalen, ein silberner Becher und einige silberne Löffel in bunter Pracht aufgestellt (II 249). In Jemtland sieht man „das Küchen- und Tafelgeschirr, Pokale, silberne Löffel und dergleichen rundumher gereihet; oben auf ein paar kleinen Balken oder Sparren liegen Bretter, Geschirr, auch wohl Kleider" (III 135), in Bräke fehlt „Porzellan und Silberzeug nicht zur Zierde" (III 294). In Upland sind „die Kannbretter bunt mit Zinn und Porzellan, hie und da auch wohl mit einem silbernen Becher, einem kleinen Tümler und silbernen Löffeln ausgeziert. Die letzten findet man allgemein bei den schwedischen Bauren" (I 116). In Brüssel steht „Porzellan auf Gesimsen" (R VI 226).[76]) Die bäuerliche Bibliothek hat ihren Platz ebenfalls auf dem Kannbrett. Der alte Hinrich Arndt „hatte sich aus manchen alten Kroniken, die auf seinem Kannbrett lagen, . . . Manches heraus gelesen" (Erg 38). In dem Märchen vom „Ridder Unvörzagt" kam der Held in ein lithauisches Bauernhaus und „rührde ut Langerwiele unner den Bökern, de up dem Kannbrede in der Judenstuw leegen" (MJ II 192).[77]) Selbst Eßvorräte werden im Norden halbwegs als Zimmerschmuck verwandt. „In manchen Stuben hängen auch an Stangen die Perlenschnüre von Würsten und geräuchertem Fleisch und die noch schwedischeren Cylinder von Hartbrod oder Knäckebröd" (RS I 116). Ein ebenso reiches Kunstvermögen wie in der Schnitzerei entfaltet sich im Norden in den Flechtwerken. „Im Flechten ist der Wärmeländer überall Meister, allerlei Geräthe flicht er künstlich und zierlich zusammen, und die Körbe, Kiepen, Schnappsäcke, die jeder Bube aus der weichen Fichtenrinde macht, sind hier ganz etwas Eigenes" (II 133). Bei Gefle beobachtete Arndt „Körbe, Kiepen und anderes Hausgeräth aus der unteren weichen Tannenrinde geflochten, fast zierlicher als je vorher" (III 4). Dieselbe Kunstfertigkeit zeigen lappische Geflechte. „Nettere Körbe von allerlei Form habe ich nie gesehen, Körbe, die mit dem vollsten Recht auf der Toilette der ersten Aspasia Europens und des üppigsten Schwelgers stehen könnten" (II 206). Diese „niedlichen Körbe . . . werden überall gebraucht" (III 248). Zur Ausstattung des Zimmers gehört ferner der Spinnrocken. „Nie sehe ich einen mit

Flachs umwundenen Spinnrocken, ohne daß mir die Thränen in die Augen treten, denn dann kömmt mir meine freundliche Mutter wieder, die mit den Händen und mit dem Herzen so viel gesponnen hat, die an dem schnurrenden Spinnrocken sitzend, mir Fabel und Mährchen und Lehre gewesen ist für alle Zeit" (S II 152). Ebenso das Klöpfelkissen.

„Wirf nun den Rocken,
Klöpfel und Nadeln weg" (G 176)

sagte Arndt im „Frühling an Gottsgab" zu seiner Schwester Dorothea. Endlich auch die Musikinstrumente. In Shetland „erklang bei den Julfesten das Gue, eine alte zweisaitige Geige des Landes" (N 432, s. S. 224). In Schonen spielte in einem Bauernhause „die Tochter, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, zu einem ländlichen Liedchen auf der Hummel vor" (RS IV 215). Zumeist am äußeren Hause angebracht ist das aus Brett und Hammer bestehende Signalgerät, mit dem die auf dem Felde beschäftigten Arbeiter zum Essen gerufen werden. „Wir sind bleierne und hölzerne Kerle," sagt Friedrich Arndt, „darum knallt es auch so prächtig, als wenn den Bauren mit der bretternen Glocke zur Tafel geläutet wird, wenn man uns auf den Hinteren paukt" (S I 161).[78])

Ist der Wohnbau in hohem Maße an feste Traditionen gebunden, so ist die Volkstracht, die engere Behausung des Menschen, das Gebiet der Volkskunde, das am raschesten seine Erscheinungsformen ändert. Trotz ihrer Wandelbarkeit ist auch die Volkstracht eingekörperte Volksseele, denn die Übernahme gesunkenen Kulturguts als Eingestaltung der Tracht höherer Schichten in den volkstümlichen Lebensstil ist ein schöpferischer Prozeß, eine bestimmte Willenstendenz der Volksseele in Richtung eines einheitlichen, in sich geschlossenen, von der Wesensart des übernehmenden Volkes bedingten Kulturstils. Bestehen so die psychischen Beziehungen zwischen Volkstracht und Träger darin, daß die Tracht eine stoffliche Erscheinungsform der Seelenkräfte des letzteren ist, so gehen andererseits wieder geistige Einwirkungen von ihr auf den Menschen aus, eine Tatsache, die ja in primitiven Verhältnissen in dem identifizierenden Denken, das sich durch Anlegung der Hülle eines fremden Wesens als dieses fühlt, in Erscheinung tritt, und die ja auch noch in unseren Verhältnissen in der gehobenen Stimmung sich zeigt, die die Festtracht erzeugt. Solche Zusammenhänge schwebten Arndt vor, wenn er glaubt, durch Schaffung einer gemeinsamen Volkstracht das deutsche Volk einen zu können. „Selbst die deutsche Tüchtigkeit und Gesinnung würde durch die Einheit der Tracht vielfach gefördert werden" (VZ 232).

Der produktive Prozeß der Eingestaltung von Fremdgut in den volkstümlichen Lebensstil äußert sich besonders in der Wahl der Farben. Der Helsingländer „gebraucht meistens die schwarze und braune, weniger die weiße Farbe, der Jemte liebt das Blaue am meisten: auch in solchen Dingen mahlt sich der verschiedene Karakter" (RS IV 42). Zu dem westmanländischen ernsten und stillen „Gemüthe stimmt auch die Kleidung. Die gewöhnliche Farbe ist schwarz und schwarzbraun, weniger grau" (I 165).[79]) Die Tracht Blekingens „entspricht ihrem munteren und weiblichen

Karakter" (IV 165). In Dalarne sind „die Hauptfarben schwarzer und weißer Walmar" (II 243) bei Lund findet sich „die immer noch vorherrschende schwarze Farbe" (IV 190), in Wärmeland „brauchen Männer und Weiber meist Schwarz und Schwarzbraun" (II 152), in Jemtland „meist Dunkelgrau mit blauen Aufschlägen und Kragen" (IV 9), in Upland „meist blauen und grauen, einige auch weißen Walmar" (I 105). In der Schonischen Tracht „steht das Roth und Grün sehr hervor, die rote Farbe ist besonders auf Kullen einheimisch, hier [um Landscrona] mehr die grüne" (IV 238). Für Norrland sind die „rothen Mützen" kennzeichnend (III 134). Die Toskanische Tracht ist „meist grün und blau, die allenthalben die Farben des Landes zu seyn scheinen" (R III 44). Als stammesmäßige Gebundenheit der Trachtgestaltung möchte Arndt auch eine Verwandtschaft in den Trachten ehemals *slavischer* Gebiete erkennen. Südlich von Marburg in Steiermark „fängt die Tracht an wendisch zu werden . . . Man könnte hier viel über die Verwandtschaft der stairischen und pommerschen Slaven schwatzen, die vielleicht auch in diesen Kleinigkeiten sich noch offenbart" (R II 48). Bei Oberlaibach in Krain wird „die Tracht unsrer pommerschen immer ähnlicher" (61). Im weiteren Kreise zeigt sich endlich die in der Tracht verkörperte Volksseele in der örtlichen Mannigfaltigkeit und dem raschen zeitlichen Wechsel der abendländischen Kleidung gegenüber der des stagnierenden, keiner Entwicklung fähigen *Orients*. „Bedenke, . . . daß die Europäer in Jahrtausenden kein Kleid haben finden können, daß für ihren Himmel und ihr Land paßt, und der Perser und Araber kleidet sich noch heute, wie er zu Cyrus und Abrams Zeiten that" (FkT 153).

Die große Variabilität der Volkstracht hat innerhalb dieser stammesmäßigen Einheiten eine große Menge örtlich beschränkter *Sonderentwicklungen* entstehen lassen, wie sie in gleicher Mannigfaltigkeit nur die Volkssprache aufweist. So ist die Tracht der Dalkarlar „national, freilich nach den einzelnen Thälern und Kirchspielen oft verschieden, doch in dem Hauptsächlichen allenthalben ziemlich gleich" (RS II 8).[80]) Eine uralte Form der Trachtdifferenzierung liegt in den Unterscheidungszeichen der *Verheirateten* von den Unverheirateten. In Westmanland und Nerike „zeichnen schwarze oder bunte Mützen Frauen und Jungfrauen aus" (RS I 166), in Angermanland sind „die Verheiratheten, sowohl Männer als Weiber, meist schwarz gekleidet" (III 100). Besonders gilt das für die Haartracht des weiblichen Geschlechtes. In Dalarne gehen „unverheurathete Jungfrauen oft baarhaupt, das Haar in mehrere Zöpfe geflochten und über dem Scheitel zusammengelegt" (II 245). In Westergöthland tragen „Jungfrauen ihr Haar häufig bloß und in Zöpfe geflochten" (II 60).[81]) Eine sich von der gewöhnlichen Tracht abhebende Sonderform ist auch das *Trauerkleid*, das oft hinsichtlich der Farbe stammesmäßig verschieden ist. Zumeist gilt schwarz als Trauerfarbe. „Sie alle, durch Dich [Napoleon] in Schwarz gekleidet, erheben ihre Hände zum Himmel" (GlSt 45). Die weiblichen Figuren der in der Salvatorskirche zu Aachen befindlichen Pietà waren „in feinen Battist eingewickelt, der mit schwarzen Trauernäthen besetzt war" (R VI 253).[82]) Dieselbe Sitte, oft freilich stark verletzt,

bezeugt Kantzow: „In den Städten und Dörfern, wenn sie einen zu Grabe begleiten, so suchen sie keine schwarze Kleider dazu, sondern je besser und bunter sie sie haben, je lieber sie sie anthun" (VGL 146).[83]) Den Anlaß endlich zu dem ständigen Wechsel der Trachtgestaltung und zu der durch verschiedenartigste Verbindung mannigfaltigster Trachtelemente entstandenen reichen Trachtdifferenzierung gab einesteils das Abschließungs- und Absonderungsbestreben bestimmter, zumeist der oberen Volksschichten, andrerseits die Nachahmungssucht der anderen, meist unteren Klassen, wie es auch Kantzow darstellt: „Sie übernehmen sich auch sehr mit Kleidung und Geschmuck, also daß ehe unter dem Adel bei den Männern Sammet- und Seiden Gewand und bei den Weibern silbern und güldne Stücke, Perlen und große güldne Ketten gar gemein ist, so setzen ihnen die Bürger auch frisch nach, und heben gleich auch an, Sammet, Perlen und Gold zu tragen, und denen wollen die Bauern nichts nachgeben und tragen englisch und ander gut Gewand je so schön, als ehemals der Adel und die Bürger gethan haben" (VGL 147).[83])

Die Sitte, ohne Fußbekleidung zu gehen, herrscht besonders im wärmeren Süden. Die toskanischen Bauern gehen „in der milderen Jahreszeit häufig baarfuß bey ihrer Arbeit" (R III 44), und noch im Herbst sah Arndt sie „bey ihrer Feldarbeit alle baarfuß" (II 226). Ebenso gingen die an der Prozession, die Arndt bei Livorno sah, teilnehmenden Frauen und Mädchen barfuß (III 185). Im Sommer geschieht das Gleiche auch im Norden, so in Jemtland und Angermanland (RS III 134), wo man auch „baarfuß . . . auf die Heuärndte ausgeht" (III 294).[84]) Eine primitive Fußtracht findet sich in Shetland. Dort tragen „die Männer häufig Lappschuhe von ungegerbten Seehundsfellen, die Haare auswärts gekehrt" (R 374).[85]) Bei seinem Aufenthalt in Rußland sah Arndt „Männer in Baftschuhen nach Petersburg" kommen (GZ III 114).[86]) In Jemtland „sieht man zuweilen . . . auch Näfverschuhe" (RS III 134.)[87]) In den Küstenprovinzen und den von ihnen beeinflußten Hinterländern herrscht der der zersetzenden Wirkung des Seewassers starken Widerstand leistende Holzschuh. In Schonen „schleppen die Füße der Männer schwere Holzschuhe, . . . und die Weiber gehen häßlicher als die Männer gleichfalls in Holzschuhen" (RS IV 184), in der Gegend von Malmö „fehlen die häßlichen Holzschuhe noch nicht" (IV 238). In den Småländer Küstengebieten, südlich von Monsteräs, sind „das einzige Unangenehme, was man sieht, die Holzschuhe, die hie und da schon erscheinen und immer häufiger werden, je näher man Karlskrona kömmt" (IV 136), um Karlskrona selbst „sieht man an den Männern häufig Holzschuhe" (IV 144). Bei Walla in Westergöthland „beginnt an einigen Stellen der Gebrauch von Holzschuhen, obgleich er nirgends Allgemein ist, als in Schonen" (I 186). „Hohe Holzschuhe" sind kennzeichnend für den Holländer (VV 359). In der Brüsseler Gegend „herrschen die sabots oder Holzschuhe noch sehr, eine eigenthümliche Fußfessel des nördlichen Frankreichs von Chalons an" (R VI 202). Bei Chalons „müssen die Aermeren ihre Füße in den Stock der Holzschuhe einklemmen" (IV 148). Der Burgunder geht „schwerfällig auf den Holzschuhen" (IV 151).[88])

Wie durch den Stoff unterscheiden sich die Fußbekleidungen durch die Form. „Schuhe ohne Absätze" trägt das weibliche Geschlecht in Steiermark (R II 40). In Blekingen „brauchen Männer und Weiber die Schuhe nett mit leichten Sohlen und bis auf die Zehen ausgeschnitzt; ihre kleinen Füße nehmen sich wohl darin aus" (RS IV 166). In Dalarne trägt man „die Schuhe ganz abgestumpft, mit sehr dicken Sohlen. Wegen der hohen Absätze der mit Nägeln beschlagenen Schuhe treten sie oft etwas schlotterig einher" (II 243). „Bei den Weibern sind . . . die Schuhe dieselben" (245). Ebenso gehen die Pariser Fischfrauen „in breiten stumpfen Schuhen" (R IV 244). In Wien sind „die Schuhe reich mit Gold und Silber gestickt" (I 387). Eine Mittelform zwischen Schuh und Stiefel sind genetisch wie ihrem Zweck nach die Gamaschen. Die Belgier in der Löwener Gegend tragen „die blauen Kamaschen" (VI 233). Die Upländer gebrauchen „Stiefel selten, sondern gewöhnlich Kamaschen" (RS I 105).

Dem Verschluß nach zerfallen die Schuhe in solche, die zugebunden, und in solche, die mit einer Spange geschlossen werden. Die ältere Form ist der Bandverschluß. In Dalarne „tragen sie die Schuhe oben an dem Knöchel hinauf fest zugebunden, so daß sie wie abgeschnittene Schnürstiefeln aussehen; diese binden sie mit ledernen Riemen und gebrauchen keine Schnallen" (RS II 243). Der Steirer trägt „Schuhe mit Bändern" (R II 40), die Steirerin „meistens Schuhe mit Bändern" (ebda), der Tyroler „graue oder grüne Schuhe mit Bändern" (II 32), der Toskaner „schwarze und braune Schuhe mit Bändern" (II 226).[89]) Jünger ist der Spangenverschluß. In Jemtland trägt man „Schuhe mit Spangen" (RS III 134), wie man Schnallen „häufig in Westmanland und hie und da noch zwischen Avestad und Säther sieht" (II 243). In Köln erscheinen „hohe Randschuhe mit Schnallen" (R VI 289).[90])

Der Schuh ist im Süden die fast ausschließliche Fußbekleidung. Schon in Marseille trägt man Schuhe (R IV 98) und für Italien sind „die Schuhe karakteristisch" (III 252). In Toskana „habe ich Stiefeln noch bey keinem Bauern gesehen; sie reiten, fahren und gehen in Schuhen, und tragen allenfalls die Ackerstiefeln oder Steigbügelstrümpfe (calzette a staffa), wie sie sie nennen. Stiefeln sind überall eine seltene Art und selbst Signori reiten in Schuhen in Stadt und über Land" (II 226). Ebenso trägt man in Venedig „fast gar keine Stiefeln, die überall kein recht italiänisches Ding sind" (II 102). Doch „die Schuhe kommen durch die Franzosen an mancher Stelle aus der Mode" (III 252). So haben in Bologna „die Franzosen den Stiefeln Ansehen zu verschaffen gewußt" (II 182). Aber trotzdem „hassen sie die Stiefel gleichsam, und obgleich sie hie und da unter dem Bürger und durch das Beispiel der Engländer und der Franzosen, der Herren Italiens, unter der Jugend einreißen, so findet man doch selten einen Landmann gestiefelt, und im schmählichsten Schlackerwetter sitzt er mit Schuh und Strümpfe und allenfalls mit Kamaschen zu Pferde" (III 45).

Ein Mischgebiet zwischen Schuh und Stiefel sind die Alpenländer. Die Tyroler tragen „Schuhe oder Schnürstiefeln (R II 32), die Steirerinnen gehen in „Schuhen, seltner in Schnürstiefeln", die Männer „tragen fast alle Schnürstiefeln, oder Schuhe" (40). In den südlicheren

Gebieten gewinnt der Stiefel die Vorhand, was Arndt wegen der Ähnlichkeit mit pommerschen Verhältnissen auf slavischen Einfluß zurückführt. Südlich von Marburg „tragen die Männer statt der Schnürstiefeln unsre gemeinen Bauernstiefeln" (48). In Krain erscheinen „lange Stiefeln" und unter den Weibern „sieht man jetzt fast nichts, als Stiefeln statt der Bänderschuhe und Schnürstiefeln; diese sind entweder ganz schwarz und laufen in einem Stück hinauf, oder kurz bis auf die Knöchel, und haben dort einen Einschuß von ganz weichem Leder, wie gefaltete Strümpfe" (61). So tritt auch in den nördlicheren Gebieten neben den Schuh der Stiefel. Um Livorno tragen als vereinzelte Ausnahme im Süden die Bauern „die thüringischen Ackerstiefeln" (III 144), bei Chalons „schleppt man sich für die leichten Schuhe mit großen Stiefeln" (IV 148), und der Jemtländer trägt „zum Theil Schnürstiefeln" (RS III 134).

In Arndts Jugendzeit gingen die Damen der Gesellschaft „auf hohen Absätzen chinesisch in die engsten Schuhe eingezwängt, wacklicht trippelnd" (Erg. 16). Die Männer, als „komische Transfigurationen Friedrichs des Zweiten und seiner Helden", trugen „mächtige Stiefeln bis über die Knie aufgezogen, schwere, silberne Sporen daran, um die Knie weiße Stiefelmanschetten" (ebda). Unter den Erlanger Studenten erschienen die Renommisten „mit pfundschweren Sporen, deren Räder immer gegeneinander aufrasseln mußten, und welche die Herren mit einem gewissen Avec zusammen zu schlagen wissen, daß es sich ausnimmt" (R I 84).[91])

Weniger formenreich als die Fußbekleidung ist der Strumpf. Er ist als Schutz des Unterschenkels nur bei langen Hosen entbehrlich. So sind in Marseille, wo die Hosen „bis unten auf die Knöchel fallen, in den Schuhen nicht immer Strümpfe" (R IV 98). Bei Kniehosen braucht man, selbst wo die Schuhe fehlen, oft Strümpfe zum Schutz des Unterbeins. In Jemtland tragen „die baarfuß gehenden wenigstens bis über den Knöchel herab dicke wollene Strümpfe wegen der Mücken" (RS III 134). In bezug auf ihre Form legen sie sich eng an das Bein, doch tragen unter den Triesterinnen „viele . . . die Strümpfe mit tausend Falten, wie die Tyrolerinnen in Botzen" (R II 75). In Dalekarlien „müssen die Strümpfe so weit seyn, daß das Bein darin am Knöchel ebenso dick erscheint, als über der Wade" (RS II 243).

Ihr Stoff ist zumeist Wolle, so in Dalarne bei Männern (RS II 243), und Weibern (245), in Steiermark (R II 54), in Krain (61), in der Poebene (137) und in Köln (VI 289);[92]) in Angermanland sind sie „baumwollen" (RS III 100) und in Toskana „baumwollen und zwirnen" (R II 226).[93])

Stellenweise sind sie Träger besonderen Schmucks. In Blekingen „tragen die Weiber die Strümpfe mit mancherlei bunten Zwickeln und Zierrathen" (RS IV 166).[94]) Sonst beschränkt sich die Schmuckgebung auf die Farbe, wobei zumeist, dem primitiven Farbempfinden entsprechend, leuchtende ungebrochene Töne bevorzugt werden. In Triest sind sie „roth und blau" (R II 75), die der Pariser Fischfrauen sind „blau oder roth" (IV 244), bei den Steiermärkerinnen „blau oder grün" (II 40), bei den Männern „blau, grün oder grau" (ebda), in der Poebene „blau und grau"

(137), in Jemtland ebenso (RS III 134), in Dalarne „braun oder weiß" (II 243), ebenso bei den Frauen (245), „weiß oder blau" in Blekingen (IV 166), Südsteiermark (R II 54) und Krain (61). Weiß sind sie gewöhnlich in Toskana (226), und in Angermanland „weiß und gestreift" (RS III 100).[95])

Waren Fuß- und Beintracht in bezug auf Schnitt, Stoff und Schmuck zumeist beiden Geschlechtern gemeinsam, so tritt bei den übrigen Kleidungsstücken eine Differenzierung ein. Was zunächst die männliche Tracht anbetrifft, so waren die Beinkleider um die Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts fast ausschließlich Kniehosen. So trug man im Bayreuther Land „die Hosen ohne Knöpfe und Schnallen am Knie" (R I 63), „weite . . . kurze Hosen" in Steiermark (II 48), „größtentheils in weiten Hosen" gehen auch die Bauern der Poebene (137), und in Triest erscheinen „entsetzlich weite kurze Pluderhosen, die unten, wie ein Regenbrett oder amputirtes Bein, mit den Latschen über die Knie hängen" (75). In Schonen trägt man „kurze Hosen, weit und mit Bändern zugebunden" (RS IV 184).[96]) Die der Erlanger Studenten sind „wie Überhose, Knopf an Knopf, über die Stiefeln bis unten hinab zugeknöpft" (R I 84). Ebenso finden sich „lange Hosen" an der östergothländischen Küste (RS IV 136).[97]) Als Errungenschaft der französischen Revolution trägt, wie in Marseille, „der Südfranzose lange weite Hosen, die bis unten auf die Knöchel fallen" (R IV 98), wie in Nizza „meistens schon die langen Hosen anfangen, welche von der geringen Klasse fast durchgängig getragen werden" (52).

Der Herstellungsstoff ist oft noch das alte Leder, zumal im Gebirge. So in Steiermark (R II 40), in Tirol (32), in Jemtland (RS III 136) und Dalarne (II 243). Ebenso findet es sich in der Bayreuther Gegend (R I 63), und die Hosen der Erlanger Studenten sind „inwendig mit Leder ausgenäht" (84). In Upland erscheinen „Schaafpelzbeinkleider" (RS I 105). In Blekingen trifft man „lederne oder feine leinene Hosen" (IV 165). Leinen als Hosenstoff begegnet ferner in Schonen (184), um Marburg in Steiermark (R II 48) und südlich davon (54), wie in Krain (61). Aus Drell sind sie an der Küste Östergöthlands (RS IV 136), aus Walmar in Jemtland (III 134), aus Tuch in Südfrankreich (R IV 98), aus Wolle in Toskana (III 44).[98])

Als Farbe überwiegt das Schwarz. So im Bayreuther Land (R I 63), im inneren (II 40) und im südlichen Steiermark (48) und in Tirol (32). An der südsteiermärkischen Grenze ist sie „grau oder schwärzlich" (54) und in Krain „schwarzgrau" (61). Lichtere Farben erscheinen im Norden. Die Hose des Jemten ist „blau oder grau" (RS III 134), an der Küste Östergöthlands ist sie „blauweiß" (IV 136), in Blekingen sind die ledernen Hosen gelb (165), in Schonen weiß (184).[99]) An Schmuck außer der Farbe sind die Hosen zumeist arm. Die der Erlanger Studenten „sind mit bunten allfarbigen Streifen besetzt" (R I 84), und in Blekingen sind sie „zierlich ausgenäht" (RS IV 165).[100])

In den neueren Volkstrachten ist unter den Gewandstücken des Oberleibes das älteste der Kittel. In der Brüsseler Gegend tragen „die

Männer über ihren andern Kleidern gewöhnlich einen blauen Fuhrmannsüberwurf, dessen Kragen weiß oder zuweilen gar goldflitterig ausgestickt ist" (R VI 202). Dieselben „blauen leinenen Überwürfe" finden sich bei Löwen (233).[104]) In der Gegend von Chalons weicht nach Norden „bei den Bauern der Mantel dem Kittel" (147). Er fehlt fast ganz im Süden. In Toskana sieht man „wie allenthalben in Italien . . . selten einen Kittel (II 225), doch tragen um Pisa „die fahrenden, grabenden und arbeitenden Männer aus weißer Leinewand den ganzen Ueberwurf der thüringischen Fuhrleute" (III 144). Die Westmanländer „tragen die Kittel gewöhnlich mit Schaaffellen gefüttert" (RS I 165).

Durch Aufschlitzen des Kittels entstand die Bauernschaube, auf die alle unsere Rockformen zurückzuführen sind. Eine reiche Mannigfaltigkeit haben sie schon im Schnitt entfaltet. In Schonen „tragen sie lange Jacken, auf den Schultern etwas zusammengebauscht" (RS IV 184), bei Lund sind „die langen Jacken weit" (190). „Kurze Jäckchen" trägt der Helsingländer (42). Der Rock der Dalkarls „sieht beinahe wie ein Schlafrock aus und hat Häkchen für die Knöpfe" (II 243). In Upland, in Enköping und um Stockholm ist die Tracht „ebenso von Schnitt wie bei den unsrigen. Darüber wird ein Mantel . . . geworfen, oder auch ein Schaafpelzüberrock" (I 105). Die Westmanländer und Neriker „brauchen viel . . . Mäntel" (166). In Steiermark ist „der Rock eine Art Mantel, hinten ohne Durchschnitt und hoch über den Hüften in drey, vier Falten gelegt, weit und warm grade herunterhängend, ohne Knopf, es sei denn an den Taschen, sondern mit Häkchen und Oesen dicht aneinander besetzt, die aber gewöhnlich offen sind" (R II 40). Auch der Rock der Tiroler „ist hinten zu, wie ein Mantel, fast ganz stairisch" (32), und in Krain „haben sie einen . . . Überzieher, halb Rock, halb Mantel, ganz nach dem Schnitt der stairischen" (61). Noch in Triest erscheinen „die halbstairischen halbkroatischen Mäntel" (75). Dem Wams der Gebirgler entspricht die italienische Jacke. Solche Jacken tragen die Gondolieri in Venedig (R II 105), die Bauern der Poebene (137), die Toskaner (III 44), bei denen man „selten einen Rock" sieht (II 225), die Bauern um Nizza, wo sie „selbst anständige Männer häufig, besonders aber Jünglinge" tragen (IV 52) und der Südfranzose, der sie „meistens bei sich liegen hat, oder auf dem Arm trägt" (98). Bei Chalons „weicht das Jäckchen dem Rocke" (148). Die Italiener „werfen um diese leichte Tracht einen Mantel, so daß man sie das manteltragende und flohgebissene Volk nennen könnte" (III 44), wie Italien als „Land der Mäntel und der Flöhe" bezeichnet werden kann (G 14). In Florenz „will man eine gewisse äussere Zier an seinem Leibe haben, und Mantel und Regenschirm hängen um die Schultern eines Jeden" (R III 27). In Bologna „sind die Mäntel nicht so vornehm und allgemein in den besseren Ständen, als in Venedig" (II 182). Bei Livorno „werden die langen Mäntel der florentiner Bauersleute zu den kurzen, wie man sie um Laibach und Triest sieht, etwa bis an die Kniekehle reichend, wie die Buseruns unserer Matrosen mit einer weiten Matrosenkapuze" (III 144). Um Nizza trägt man „eine Jacke mit einem Stück von Mantel bei schlimmem Wetter" (IV 52). Dem „südlichen Franzosen des geringeren Schlages . . . dient

für Regen und Ungewitter sein Mantel, wenn er einen bezahlen kann" (98). Bei Chalons tritt für den Mantel der Kittel ein (147, s. S. 263). Der Kölner trägt den Rock „mit altfränkischem Zuschnitt" (VI 289); ebenso hat in Aachen „die Kleidung der Männer noch meist den altmodischen Schnitt" (247).[102])

Wie der Stoff der Hose ist auch der des Rockes und seiner Unterformen oft noch Leder und Pelz. Die Erlanger Studenten tragen wie das Beinkleid so auch die Jacke „inwendig mit Leder ausgenäht" (R I 84). In Ungarn hatte Arndt, da „eben Messe in Pesch" war, „Gelegenheit, fast alle die verschiedenen Völkerschaften der weiten österreichischen Monarchie zu sehen in ihren verschiedenen Trachten und Bepelzungen, denn Pelz und Verbrämung muß hier alles haben, sehe es gleich nur einem hottentottischen Schaaffelle ähnlich oder sei es wirklich eins" (BfMG 32). Der Westmanländer Überrock ist „gewöhnlich mit Schaaffellen gefüttert" (RS I 165), und in Upland trägt man den „Schaafpelzüberrock" (105). Große Bedeutung als Trachtstoff hat der Pelz bei den Jemten, die in seiner Verarbeitung eine große Kunstfertigkeit offenbaren. „Was man aber vorzüglich in dieser Provinz versteht, ist das Bereiten von Pelz- und Lederwerk. Man sieht täglich die nettesten und künstlichst genäheten Lederröcke, Beinkleider und dergleichen, Kalbfelle und Pelzwerk gerben sie mit der größten Nettigkeit, ohne daß Ein Haar Schaden nehme, und bereiten beide zu Pelzen" (III 136).[103]) Sonst ist spezifisch nordischer Stoff der „Walmar, eine Art grobes Tuch" (I 105), den man wie in Upland (ebda) in Jemtland (III 134) und in Dalarne (II 243) verwendet. In Lund verfertigt man die Tracht „aus Walmar und aus Leinen" (IV 190), Leinen benutzt man auch in Schonen (IV 184), Wolle in Steiermark (R II 54) wie in Toskana (III 44). In Krain sind die Jacken aus Tuch (II 51). Die Venetianer Mäntel sind im Sommer taffeten, leinen und baumwollen, im Winter aus Tuch (II 102).[104])

Die Schmuckgebung besteht in der Farbe des Grundstoffs wie in Form und Farbe des Besatzes. Der Grundstoff ist in Schonen weiß (RS IV 184), bei Lund „neben der immer noch vorherrschenden schwarzen Farbe auch weiß und blau" (190), in Blekingen blau (165), in Jemtland blau und grau (III 134), in Upland neben blau und grau auch weiß (I 105). Die Jemtländer „gebrauchen am liebsten ganz weiße und schwarze Pelze aus Kalbfellen. An den weißen Kalbfellpelzen kann man im Winter in Stockholm vorzüglich die Helsinger und Jemtländer erkennen" (III 136). Die Dalekarlischen „Hauptfarben sind schwarz und weiß" (II 243), die Helsingländer schwarz und braun, weniger weiß (IV 42), die Wärmeländer schwarz oder schwarzbraun (II 152), in Südjemtland „meist dunkelgrau" (IV 9), in Westmanland „schwarz und schwarzbraun, weniger grau" (I 165). Die Östergothländische Küstenbevölkerung trägt die Jacken gestreift (IV 136). In Steiermark ist „die Leibfarbe grün, dann blau und grau" (R II 40), im südlichen Steiermark „braun, auch weiß und roth" (54); in Krain trägt man „rothe und bunte oder weiße Jacken," der Rock ist braun (II 61). Die Toskaner Farben sind „meist grau und blau", die Mäntel „weiß oder blau" (III 44). Von den Venetianer Mänteln sind „die meisten rothe scharlachene,

aber man findet auch viele weiße" (II 102). Die Gondoliere tragen „auf Seemannsweise weiß und blau, oder weiß und rot gestreifte Jacken" (105).[105]) An Aufschlag- und Besatzschmuck haben in Westmanland „die meisten, besonders die Jugend, rothe Aufschläge und Kragen und rothe Seitenlitzen, welches in Westmanland Nationalsitte ist" (I 165). Im südlichen Jemtland trägt man „blaue Aufschläge und Kragen" (IV 9), in Wärmeland „hellblaue Aufschläge" (II 152). Die Dalarner „weißen Röcke sind an den Aufschlägen und Seiten gewöhnlich mit hellblauen Streifen besetzt" (243). Die Erlanger Studentenjacken sind „mit bunten allfarbigen Streifen besetzt" (R I 84).[106])

Unter dem Rocke liegt das Wams, eine Ärmelweste. So trägt der Tiroler „eine Weste bis hoch an den Hals laufend, und vorn oder auch weit nach hinten zugeknöpft, immer Knopf an Knopf, und mit den bunten, oder grünen Senkelbändern geziert" (R II 32). Auch der Steirer hat „bunte grüne oder rothe Westen als Kamisol und mit Knöpfen, bis an den Hals zugeknöpft, in Einer Reihe" (40). Südlich von Marburg ist es „mit den stairischen Wämsern vorbey" (48). „Blaue oder rothe Leibbinden" trägt man in Krain (61). Der Bayreuther Bauer trägt die Weste „blank Knopf an Knopf bis dicht an den Hals und über der Brust zugeknöpft" (I 63). In Blekingen begegnen „weiße und farbige, oft künstlich gestickte Westen" (RS IV 165). Die Helsingländer „kurzen Westen und Jäckchen der Männer und Weiber" sind „mit einem ganz eigenen Schnitt, vielgezackt, gleich dem mittleren Leib einer Spinne ausgeschnitten und verziert" (IV 42). Die Dalekarlischen „langen Westen hängen halb über die Lenden herab" (II 243). Solche Wämser trägt man „allenthalben in Italien" (R II 225, siehe S. 263).[107])

An sonstigen Trachtstücken erscheinen in Westergöthland „bei Männern und Knaben die hochgebundenen rauhen Kalbfellschürzen, die ein ächtes Kennzeichen Westergöthlands sind, obgleich man sie auch in einigen andern Provinzen Schwedens findet" (RS I 179). So trägt man in Dalarne „lederne Schürzen, was auch in Westergöthland, Westmanland und andern Provinzen Sitte ist" (II 243). Die Venetianischen Gondoliere tragen über den Jacken „blaue oder rothe Schärpen" (R II 105). In Steiermark sind „die Hosenträger bunt verziert" (40).[108]) Die Teile des Hemdes, die den Abschluß der Hals- und Handöffnungen bilden, sind nach alter Sitte oft Gegenstand besonderen Schmuckes. In Blekingen sind „die Hemden vorzüglich fein, und der weiße Hemdkragen hängt, nach der Weise des Mittelalters, mannigfach mit Blumen und andern Zierraten ausgestickt und ausgeschmückt, über das Halstuch und die Schultern herab; ebenso müssen die Spitzen der Hemdärmel, gleich Manschetten gekräuselt und bunt genähet, über den Handknöcheln hervorstehen" (RS IV 165). So hängt auch in Schonen „der Hemdkragen sauber ausgenähet, über das Halstuch ritterlich bis auf die Achseln hinab" (184).[109]) Im Bayreuther Land tragen „die Männer die Hemden auf dem Rücken offen, so daß sie die schönere Brust nicht zeigen" (R I 63). Der Tyroler hat „ein loses Halstuch" (II 32).

Als Kopfbedeckung trägt man in Südfrankreich „einen runden

Hut" (R IV 98), ebenso die Gondolieri Venedigs (II 105), während man sonst in Venedig „wenig runde Hüte" sieht (102). Betritt man von Oberösterreich die Steiermark, so „wird der Hut der Männer theils flacher und breitrandiger, besonders habe ich dies bey den Holzknechten (Köhlern) und Bergleuten bemerkt, nach Tyroler Weise" (II 19). Ebenso trägt man im inneren Steiermark „einen flachen und weitgerändeten Hut" (40), in Südsteiermark dagegen erscheinen „runde kleine Hüte" (48). In Tyrol ist er „breit gerändet, fast ganz stairisch" (32). Die Bayreuther Bauerntracht zeigt „spitze Hüte und Käppchen" (I 63). Die Erlanger Studenten tragen „fürchterliche Hüte" (84) „gleich Sturmhauben" (63). „Einen großen dreieckigen Hut" trugen die Herren der Gesellschaft in Arndts Jugendzeit (Erg 16). Auch in Upland (RS I 105), wie in Wärmeland (II 166) trägt man Hüte.[110]) Sonst überwiegt im Norden die Mütze. In Shetland trägt man „rothe Mützen in Zuckerhutform. Dabei fällt einem von selbst Nordschweden und Norwegen ein, wo diese Art und diese Farbe bei dem Volke die gewöhnliche Kopftracht ist" (R 374). So kann man in Jemtland an den „rothen Mützen die Einwohner dieser Provinz beinahe erkennen" (RS III 134), und in Helsingland sind „die Rothmützen Norrlands fast allgemein. Manche gebrauchen Käppchen" (IV 42). Mützen trifft man ferner in Upland (I 105), wie in Westmanland (165).[111]) In Südfrankreich trägt die ärmere Bevölkerung neben dem Hut „eine runde tuchene rothe Mütze, das Urbild der fürchterlichen Rothmützen in Paris" (R IV 98). Dieselbe Volksklasse in Triest „trägt häufig Mützen, wie die Matrosen" (II 75).

Hinsichtlich des Herstellungsstoffes sah Arndt Strohhüte in Toskana (R III 44), wo die Leute sich „sie selbst machen" (II 226), in der Poebene (137), in Triest (75), und in Niederösterreich (I 395), bei der ärmeren Bevölkerung Wärmelands (RS II 166) und in Westmanland (I 165).[112]) Pelzmützen beobachtete er in Upland (I 105) und in Westmanland (165); „lederne Käppchen" fand er im Bayreuther Land (R I 63). Aus Tuch ist die südfranzösische Mütze (IV 98), wie das Helsingländer Käppchen (RS IV 42), aus Filz der Hut der Poebene (R II 137) und Toskanas (III 44).

Die Grundfarbe der Kopftracht ist im Norden vorwiegend rot, so in Jemtland (RS III 134), in Helsingland (IV 42) und auf Shetland (R 374). Ebenso in Südfrankreich (R IV 98). Die Helsingländer Käppchen sind grau (RS IV 42). Der Hut der Holzknechte und Bergleute in Nordsteiermark „zeigt häufig das Tyroler Grün" (R II 19). In Innersteiermark trägt man den Hut „von grüner und grauer, selten schwarzer Farbe" (40). Die Triester Schiffermütze ist „roth und bunt" (75), und der Florentiner Strohhut „weiß oder schwarz" (226).[113])

An Verzierungen der Kopfbedeckung sind besonders die Alpenvölker reich. Der Hut des Steirers ist „mit einem breiten Seidenbande, und wenn er stattlich seyn soll, mit einem Goldbande umbunden. Die Tyroler haben fast dieselbe Art" (R II 40). Deren Hut „ziert eine grüne und weiße Kokarde; allenfalls sind auch noch ein Paar kleine Federn dran gesteckt, nicht zum Staate, sondern, wie es scheint, zum Reinigen des Zündloches, weil sie nur etwa drey Zoll lang sind" (II 32). Die Helsingländer grauen

Tuchkäppchen sind „mit schwarzen Säumen benähet und ausgeschnitten“ (RS IV 42), und der Wärmeländer Strohhut ist oft „buntgeflochten oder gar mit Taffent gefüttert“ (II 166).[114]) Die Erlanger Studenten trugen ihre Hüte „mit großen goldenen Sternen und Agraffen und Kordons“ (R I 68), und 1839 schrieb Arndt an Willich: „Von meinen Jungen . . . tragen Sigerich und Roderich seit dem vorigen Herbst die Studentenkokarde“ (BfMG 355).[115]) Die „Freiheitskokarden“ waren Abzeichen, die in der französischen Revolution „hoch oben an die Hüte kamen oder auch mitten auf die Brust genäht wurden“ (R V 115). Bei festlichen Gelegenheiten wird mit Blumen besonders die Kopfbedeckung geschmückt. Die nach den Kriegssammelplätzen ziehenden jungen Russen „hatten ihre Hüte und Mützen mit Blumen umwunden“ (GZ III 55).[116])

Körperlicher Schmuck im engeren Sinne sind Haar- und Barttracht. Nach Tacitus war es den Sueven eigen, „das Haar aufzuschlagen und in einem Schopf zusammen zu binden. So wurden die Sueven von den übrigen Germanen, so der Sueven Freie von den Knechten unterschieden. Bei den andern Völkerschaften geschieht dies aus irgend einer Verwandtschaft mit den Sueven, oder (was oft der Fall ist) aus Nachahmung, doch selten und bloß in der Jugendzeit; bei den Sueven schlagen sie bis zum Greisenalter das Haar zurück, und nesteln es allein grade auf dem Wirbel. Die Fürsten haben es auch zierlicher . . . Zur Erhöhung der Gestalt, zum Schrecken, wann sie in den Krieg ziehen, schmücken sie sich so“ (AA 87).[117]) Wie hier der Haarschmuck den alten Sinn der Stammessonderung hat, so geht es auf die nicht minder alte und elementargedanklich überall verbreitete Sitte zurück, Siegestrophäen am Körper zur Schau zu tragen, wenn es „bei den Katten gemeiner Brauch geworden ist, mit dem Jünglingsalter Haare und Bart herabhängen zu lassen, und nur nach einem erschlagenen Feinde diese der Tapferkeit gelobte und verpflichtete Tracht des Gesichtes abzulegen“ (AA 84).[118]) Zu Arndts Zeit trug der Bayreuther Bauer „das Haupthaar kurz beschnitten“ (R I 63), der Steirer „altdeutsch, oder jetzt auch neuenglisch, beschoren“ (R II 40), der Tiroler, auf fränkisch, oder oberdeutsch geschoren bis auf einen halben Zoll, mit einigen Pürzelchen hinten bis auf die Hälfte des losen Halstuchs“ (32). In stärkerem Maße haben in Italien gesunkene Gesellschaftssitten die volkstümliche Haartracht beeinflußt, so, wenn in Toskana „an festlichen Tagen, und wenn es was gilt, sich der Bauer pudert und frisirt, der sonst sein Haar in einer Flechte, oder auch los in einem Netze trägt, wie bei uns ein Kandidat, der sein Haar in eine Art Parücke zwingen läßt“ (III 45). Ähnlich trugen die Herren der Rügener Gesellschaft „steif einpomadisierte und eingewächsete Locken und die lange Haarpeitsche“ (Erg 18). In Aachen geht „jeder kunstreiche Meister und Fabrikant fast in einer Parücke einher, sei er auch noch kurz vor den Dreißigen“ (R VI 247). Die Kölner Bürger tragen „die Haare schlicht und lang um die langen Gesichter herabhängend, oder statt ihrer eine krause Stutzparücke“ (289). Der Erlanger Student hat das „Haar kurz abgeschnitten“ (I 68).[119]) Nach der Revolution „legten die Stutzer sich einen Stutzbart oder Backenbärte wie die Bauren zu“ (V 138).

Bei den Germanen war die Tracht der Geschlechter noch nicht ge-

trennt. „Ihre Bekleidung war für alle ein weiter Rock, mit einer Gurt zugeschnallt . . . Die Reichen waren durch ein Kleid ausgezeichnet, das nicht den Leib umfloß wie des Sarmaten und Parthers, sondern eng anschließend jedes Glied ausdrückte" (AA 91). „Die Weiber hatten keine andere Tracht als die Männer, doch brauchten sie häufiger linnene Kleider, die sie mit Purpur verbrämten. Auch hatten ihre Kleider keine Aermel, sondern die Arme und ein Theil der Brust waren bloß" (AA 92). Pelz als Trachtstoff spielte bei ihnen eine große Rolle. „Sie trugen auch Thierpelze, die dem Rhein zunächst wohnenden ohne Staat, die weiterhin ausgesuchter, als welchen der Handel keinen andern Schmuck gab. Sie hatten schon die Sitte, die bei uns noch vor fünfzig Jahren häufiger war als jetzt, daß sie dieses Pelzwerk mit Flecken und Fellen solcher Thiere bunt machten, die man selten fing, oder die in fernen Ländern lebten" (AA 92).[120])

Das weibliche Obergewand zerlegte sich im 16. Jahrhundert in Rock und Mieder. Die wechselnde Mode hat alsdann dem Rock mannigfaltige Formen gegeben, Formen, die in der Volkstracht erhalten geblieben sind. Der Faltrock erscheint in Schonen, wo die Weiber „dicke zusammengefaltete Röcke" tragen (RS IV 184), wie in der Poebene, wo sie „im kurzen, zusammengefalteten Rocke" gehen (R II 137). Die Glockenform, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts herrschte, wurde entweder hergestellt, durch Übereinanderlegen verschiedener Röcke, wie bei den Pariser Fischfrauen „die Röcke um die Hüften in mehreren Etagen bis unter die Wade herabhängen" (R IV 243), oder durch Hüftpolster, wie in Arndts Jugendzeit die Damen „um die Hüften wulstige Poschen geschlagen" hatten (Erg 16). Der Stoff ist zumeist derselbe wie der der männlichen Obertracht. In Upland gebrauchen die Weiber „auch viel Pelzwerk zu Röcken und Überröcken, was ihnen eine komisch unbehülfliche Figur giebt" (RS I 105). In Dalarne tragen sie „Röcke aus schwarzem oder weißem Walmar, auch wohl aus Leder" (II 245).[121]) Bei den Wiener Bürgerinnen sind „die Kleider kostbar seidene, oder auch aus den feinsten baumwollenen Zeugen" (R I 387). Über dem Rock liegt die Schürze. In Südsteiermark gehen „die Weiber fast ganz wie die pommerschen, gewöhnlich mit schwarzen Röcken und blauen Schürzen" (II 48); um Florenz tragen sie „wie unsere" (III 45) „bunte Schürzen" (II 226), ebenso bei Livorno (III 185), wie in Wien „die ehrbaren Bürgerinnen und ihre Töchter, die noch auf alte Sitte halten, nach Art der Großmutter in Rock und Schürze gehen" (I 387).[122])

Mehr noch als die der Männer haben die weiblichen Trachtstücke des Oberleibes einen großen Formen- und Schmuckreichtum entwickelt. Erinnerungen an die Zeit, wo das Hemd noch nicht als Wäschestück, sondern, wenigstens in seinen Endigungen, als Oberkleid betrachtet wurde, haben sich wie bei den Männern so auch bei den Weibern in Blekingen erhalten. „Ihre Hemden sind in der Regel noch feiner und weißer als die der Männer. Die Hemdärmel brauchen sie oft gebauscht, manche sind mit blauen und rothbunten Ringen gestickt" (RS IV 106). In Krain ist „das Hemde über dem Busen in tausend Falten gelegt, und wird an der Kehle durch eine kleine Stange zusammengehalten" (R II 61).[123]) Zur Bedeckung

des freigelassenen Teils der Brust und des Halses dient das Halstuch. In Angermanland „gebrauchen sie musselinene und feine leinene Tücher" (RS III 100), im südlichen Jemtland „hatten die meisten stattlich zwei Tücher, ein weißes leinenes und ein seidenes um den Hals geschlagen" (IV 94). In der Blekinger Tracht „bedeckt das Mieder oft ein seidenes Tuch mit goldenen und silbernen Säumen, oder auch ein blaues, rothes, weißes nach der Farbe desselben" (IV 166). Die Steirerin trägt über die Brust „das lose Tuch geschlagen" (R II 40).[124])

Über dem Hemde liegt das Mieder, das reichstentwickelte und mit größtem Schmuck versehene weibliche Trachtstück. Die Angermanländer „Kamisöler der Weiber, eine Art von Kontuschen, hängen weit über die Hüfte hinab und sind zum Theil von Gros de Fours, Atlas und Taffent" (RS III 100). Die Dalekarlerin trägt „ein schwarzes oder weißes Kamisol, manche auch ein grünes, welches sehr weit und lang seyn muß und ungefär so aussieht, als wenn bei uns die zehenjährige Tochter das Kleid ihrer Mutter anzieht" (II 245). Kommt man von Norden nach Karlskrona, so „sieht man an den Weibern schon die bunten, oft mit Silber und Gold ausgenäheten Mieder" (IV 144). In der Malmöer Gegend tritt „zwischen die bis an den Busen ausgeschnittenen Jüppchen als Mieder ein Parapetto über die Brüste" (238). Die Blekinger Mieder, „nett und kurz, liegen dicht am Leib an und zeigen den schlanken Wuchs und die schönen Busen auf das vortheilhafteste. Diese Mieder sind gewöhnlich roth, blau und weiß; manche tragen sie ganz aus Seide und sind mit zierlichen silbernen Spänglein, Halsketten, oft auch mit vielen hängenden Buckeln behangen" (106).[125]) Die Wiener nach alter Mode gehenden Bürgerinnen haben „ein feines Kamisölchen" (R I 387). Von den Bayreuther Bäuerinnen „tragen die meisten ein Leibchen, blank Knopf an Knopf, bis dicht an den Hals und über der Brust zugeknöpft" (63). „Bunte Mieder" erscheinen bei Livorno (III 185), um Pisa ist „das Kamisol schlecht und unverziert" (III 144). Über dem Mieder liegt häufig noch ein Leibchen. In Dalarne werden „die Brustleibchen, oft auch die Kamisöler der Weiber und Mädchen mit silbernen, plattirten und messingenen Spänglein, die dicht aneinander sitzen, zugehäkelt" (RS II 248).[126]) Im Bayreuther Land setzt man oft über das Leibchen „noch den ekelhaften thüringischen Brustharnisch, der oben in eine Kontraskarpe vorspringt und eine Vertiefung macht, welche den Mutwillen geradezu zu Eingriffen einladet" (R I 63). In Steiermark hält „die reiche Fülle der Brüste eine weichere Art thüringischer Sturmharnische" (40).[127]) In Jackenform erscheint das Leibchen in Toskana. „Ihr Jüppchen ist recht zierlich und mit tausend Flittern und Bändern um Arme und Schultern geziert" (II 226). An ihm wird „aller Glanz und alle Pracht verschwendet, die jede nach ihrem Vermögen aufbringen kann. Die Aermel sind rings umher mit weißen, rothen, blauen Bändern, wie es zur Farbe paßt, umwunden und umnäht, und ebenso laufen von den Schultern bis unten auf die Schöße eine Menge Streifen und Verzierungen; bei den reichern sind es oft goldne und silberne Treßchen, die ein sehr behagliches Ansehen geben, wenn aus diesen Verzierungen ein feineres Gesichtchen hervorguckt. Damit nichts fehle, hängen um

die Brust oft noch güldne oder goldflimmernde Geschmeide; und an blanken Hals- und Armketten, an Kruzifixen und anderm schimmernden Gehängsel fehlt es fast nie. Auf diese Art kleiden sich selbst die Landbewohnerinnen, die in Rücksicht des Vermögens und der Bildung zu den besseren Bürgerinnen gehören. Bei ihnen ist natürlich alles in Gold und Silber und Seide verwandelt" (III 46). Um Pisa sieht man „nicht die bunt bebänderten und beflitterten Aermel, Schultern und Mieder der Bäuerinnen in Florenz" (III 144). Diese „Jüpchen" erscheinen auch in der Poebene (II 137), wie auch die Pariser Fischfrauen „mit einem braunen oder grauen Jüpchen angethan" sind (IV 243). In Steiermark tragen „so wie die Männer auch die Weiber ihre schwarzbraunen oder lappländischhasengrauen Jöpchen hochschnittig recht nach der neuesten Mode" (II 40). An der östergothländischen Küste tragen „die Weiber nette Jüpchen" (RS IV 136), in Schonen „schwarze und blaue Jüpchen" (184), bei Malmö ist das „Jüpchen der Weiber und Jungfrauen bis an den Busen ausgeschnitten, . . . und ist unten mit einer Menge farbiger, gebuffter Knöpfchen oder auch mit blanken Knöpfen besetzt, dicht an einander" (238). Dort ist es „jetzt allgemein Sitte, daß sie zu Verzierungen der Säume und zu Aufschlägen der Aermel hellere Farben der Farbe des Kleides nehmen, das sie tragen, z. B. Hellroth bei Dunkelroth, Grün bei Hellgrün" (ebda).[128])

An Kopfbedeckungen fand Arndt den Strohhut bei Pariser Fischfrauen (R IV 244) und in Nizza, wo er „ganz hübsch geflochten mit einem niedrigen Kopf und weitem Rande" ist (IV 53). In Italien erscheinen nördlich von Lucca „kleine, runde und platte Strohhüte, wie man sie in Steiermark sieht, etwa wie der Deckel eines Bienenkorbs, mit Basreliefs geziert und mit mancherlei anderm Schmuck, der oben und um den Rand ausgewebt und geflochten ist" (III 251). Die Toskanerinnen tragen „einen Strohhut, der den Kopf kaum mit Einem Punkte berührt, so läuft er zu allen Seiten emporsteigend zirkelförmig in die Weite. Diese Hüte sind unten entweder mit Taffent oder feinem weißen Kammertuch und andrer kostbarer Leinwand gefüttert, und mit einem hängenden Streifen von Spitzen, Tressen und anderen Zierrathen umsäumt" (III 45). Er hat, wie bei Lucca, die Form „wie der Deckel eines Bienenkorbs, die hohle Weite oben, und die Seitenränder wie Flügel emporstehend. Dieser Strohhut scheint auf den gedrechselten Köpfchen nur leicht zu schweben, und ist mit einem bunten Bande umwunden und mit Blumen aus Federn und einigen glänzenden Zitternadeln geziert" (II 226). In der Poebene tragen die Weiber „meist Filzhüte mit breiten Rändern, wie unsre herumspielenden Cither- und Bänkelsängerinnen" (II 37), wie man auch in Triest in den niedrigeren Klassen „breitrandige Filzhüte" findet (II 75). Die Steirerin trägt, „wenn es stattlich seyn soll, gewöhnlich runde Hüte, den Kopf oben grau, und die obern Ränder mit grauem oder schwarzen Leinen, Taffet oder Bänderwerk besetzt, daß sie etwa wie die umgestülpten Pilze aussehen" (II 40).[129])

Individuellen Wandlungen stark unterworfen und deshalb zu unübersehbarer Fülle der Formen ausgebildet ist die Haube. Die Thüringerinnen tragen „bey dem um die Stirn gebundenen Tuche noch die Mütze"

(R I 63). „Kleine Mützchen und Häubchen" erscheinen in Regensburg (126). In Nürnberg „sieht man reiche . . . Bürgerinnen im einfachsten Anzuge, mit der blanken Mütze der Großmutter" (112). Die Wienerinnen, soweit sie sich nach alter Sitte tragen, haben „eine Mütze auf dem Kopfe, deren Spiegel fast aus purem Golde besteht" (387).[130]) Betritt man das nördliche Steiermark, so wird gegenüber der österreichisch-bayrischen Form „der Hinterthurm der Mütze höher" (II 18). In Innersteiermark sieht man neben dem vorherrschenden, zumal Festtags getragenen Hute „in der alltäglichen Tracht auch wohl Mützen" (40). Bei Marburg in Steiermark „gehen die Weiber ganz wie die pommerschen in flachen weißen Mützen, sellener schwarzen, mit anliegenden Häubchen" (48). „Ein flaches Mützchen" trifft man auch in Krain (61). Die Pariser Fischfrau trägt „eine Mütze, deren Haube man ebenso richtig gelb, als weiß nennen könnte" (IV 244). In Schonen erscheinen „runde Mützen" (RS IV 184), in Blekingen „nette Erfurter Mützchen mit kleinen Hauben" (166), an der östergothländischen Küste wird „das Haar von einer halben Mütze zusammen gehalten" (136), in Südjemtland „brauchen sie kleine Häubchen in den Mützen" (9). In Dalarne beobachtet man „um Fahlun und in der Stadt selbst besondere Kappen der Weiber. In Fahlun sind sie mehr einem Barbierbecken gleich, auf dem Lande hängen sie mehr wie Latschen um die Ohren. In der Stadt sind sie von mancherlei bunten und zierlichen Farben, seiden und gestickt, auf dem Lande meist roth und gelb, welches bei den braunen und blauen Kamisölern sonderbar genug absticht" (II 300).[131]) Zumeist erscheinen im Norden die Hauben in Verbindung mit dem Kopftuch. So binden in Upland „Weiber und Mädchen über die ordentlichen Mützen mit Hauben wie in vielen andern schwedischen Provinzen gewöhnlich ein weißes leinenes, oft auch ein bunt gestreiftes musselinenes Tuch, so, daß die Zipfel über die Schultern hinabhängen" (I 105). „Die alten Zipfeltücher über kleinen Mützen, mit eng anliegendem Häubchen" findet man so in Westmanland und Nerika (I 166), „Zipfelmützen" auch in Westergöthland (II 60), und bei Husby „noch immer die ächten schwedischen Zipfeltüchermützen" (I 261).[132]) Auch ohne Haube findet sich das Kopftuch in Schweden. Die Blekingerinnen „schlagen auch das weiße und feine schwedische Zipfeltuch um die Haare mit einer seltenen Freiheit und Anmuth" (IV 166). In Dalarne „haben sie um den Kopf ein weißes Tuch geschlagen, das immer nett seyn muß; bei den kleinen Mädchen ist es doppelt und mit verschiedenen Vorfällen über die Stirn" (II 245).[133]) Die Bayreuther Bäuerinnen „haben gewöhnlich keine Mütze auf dem Kopfe, sondern sie schlagen sich bloß ein Tuch künstlich um den Kopf, daß der eine Zipfel hinten und zwei an den Ohren niederhängen. Sonntäglich trägt fast alles diese Tücher schön weiß, sonst von allerley Farben" (R I 63). Bei Erlangen „sieht man selten mehr ein Zipfeltuch um den Kopf (73), und in der Oberpfalz haben sich „die häßlichen Zipfeltücher um den Kopf in Mützchen und Häubchen verwandelt" (117), während man an den Donauufern bei Wien „die hübschen Menschengesichter hie und da leider wieder in die häßlichen Kopfzipfeltücher gehüllt" findet (156)[134]) Kennzeichend ist das Tuch als Kopfbedeckung für den Süden. Bei Marburg (Steiermark) trägt

man über dem Mützchen „noch ein weißes Tuch über dem Kopf, nicht das häßliche gezipfelte aus Franken, sondern ganz hübsch, wie man wohl die mater dolorosa mahlt“ (II 48). Die Krainerinnen haben über dem Mützchen oder „über dem bloßen Haare gewöhnlich das weiße Schnupftuch“ (61). Bei den Bäuerinnen um Pisa „hält das Haar ein weißes oder buntes Tuch zusammen, das in langen Zipfeln zierlich über die Schultern herabfällt“ (III 144). In Nizza „schlagen sie um den Kopf ungezipfelt ein weißes Tuch“ (IV 53). Der Schleier, als ein über das Gesicht fallendes Kopftuch, spielte einst in Italien eine große Rolle. In Venedig „sieht man die Zindole, die sonst die Venezianerinnen auszeichneten, nicht mehr so häufig. Aber eine Art von Schleier oder auch nur ein Tuch in Form eines solchen, trägt hier alles von den Ersten bis zu der, die an den Schwellen der Kirchenthüren die Hände nach einem Almosen ausstreckt, und an diesem erkennt man gleich eine Fremde“ (II 102). In Bologna „findet man noch die Schleier, die aber nicht so ganz venezianisch mehr sind und kleine Lücken lassen, wodurch ein freundlicher Sonnenblick der Augen fallen kann. Wollen die Weiber aber diese Bequemlichkeit recht brauchen, so sind die Schleier viel größer, als in Venedig, und es soll selbst dem Ehemann schwer fallen, unter dieser Kappe seine Hausehre wieder zu finden“ (182). In Florenz trägt man „nur als Kirchenstaat den Schleier noch“ (III 29), ebenso sind in Livorno „die italiänischen Schleier nur noch für die Kirchen“ (168). Die Mädchen und Frauen, die Arndt bei Livorno an einer Prozession teilnehmen sah, trugen „ihr Schleiertuch in eine Muff zusammen gefaltet oder leicht um Hals und Brust flatternd“ (185). Um Pisa „haben die, die geputzt sind, und zur Stadt und Kirche spazieren, ein großes Schleiertuch, ganz im Geschmack unserer Schönen umgeworfen, und zum Theil auch gegen Regen und Wind den Kopf wie in einen Nonnenschleier eingemummt. Meist braucht man dazu ein leichtes rothes wollenes Tuch, seltener ein weißes, oder buntes, aus Baumwolle“ (III 144).[135]) In der Gegend von Löwen tragen „die Weiber ein schwarzes Schleiertuch gleich dem bunten in Livorno und Pisa, welches Rücken und Kopf bedeckt und bis über die Hüften herabfällt“ (VI 233), ebenso haben in Aachen „die Weiber über der gewöhnlichen Kleidung lange schwarze Schleiertücher, die als Mantel um die Schultern, und als eine Nonnenkappe um den Kopf geschlagen werden“ (247).

Reichere Mannigfaltigkeit als bei den Männern entfaltet naturgemäß bei dem weiblichen Geschlecht die Haartracht. „Geflochten“ trägt man das Haar in Blekingen (RS IV 166) und in Schonen (184), bei Malmö haben es „viele eingeflochten“ (238), an der östergothländischen Küste ist es „zusammengeflochten und in ein Knäul gelegt“ (136). In Zöpfe geflochten und unbedeckt tragen in Dalarne und Westergöthland die Jungfrauen ihr Haar (II 60, 245, siehe S. 258). In Westmanland und Nerike „gehen die Dienstmädchen in den Städtchen häufig ohne Mützen, mit zierlichen Bändern und Flechten im Haare“ (I 166).[136]) Die Regensburgerinnen tragen „aufgebundenes oder geflochtenes Haar“ (R I 126). In Niederösterreich findet man „zuweilen Haarflechten und Zöpfe bei den Weibern“ (395), wie sie in der Poebene „meist mit geflochtenem Haar“ gehen (II 137). Das Haar der

Krainerinnen ist „dicht um einen bunten mit rothem oder gestreiftem Bande umwundenen Zirkel zusammen geflochten“ (61), ebenso tragen sie in Triest „aufgezogenes und um einen Zirkel geflochtenes Haar“ (75). In Toskana „flechten sie ihr Haar gewöhnlich in mehrere Flechten, die sie hängen lassen oder in einem Zirkelreifen aufstecken“ (226). Dabei ist es „gewöhnlich in eine Hauptflechte gewunden, um die sich zu den Seiten und selbst um den Wirbel meist kleine anschließen, so fest und steif geflochten und mit solchen scheinenden Trennungen auf der bloßen Haut, als hätte sie ein Anatom gesondert, um die verschiedenen Fugen der pia mater zu zeigen“ (III 45). Das Haar der Nizzanerinnen „hängt gewöhnlich hinten etwas aufgeschlagen in einem Netze, welches gewöhnlich feuriger Purpurfarbe ist“ (IV 53). Auf Rügen trugen in Arndts Jugend die Damen der Gesellschaft „das oft falsche dicht eingepuderte Haar zu drei Stockwerken Locken aufgethürmt“ (Erg 18). Körperschmuck im engeren Sinne ist auch das Schminken. Bei Nürnberg „fängt das Schminken an, sehr gemein zu werden. Ich sah es nachher im südlichen Teutschlande überall mehr, selbst in kleinen Städten als im nördlichen“ (R I 111).

Zu den übrigen Trachtenstücken gehört die für Eßvorräte bestimmte umgehängte Tasche. So tragen in Krain „die Männer, wenn sie unterwegs sind, noch die bunte Tasche, die gewebt, oder aus altem Tuch zusammengenäht ist“ (R II 61), und bei den Darlekarlerinnen „baumelt an der Seite sehr häufig eine bunt genähete rothe Tasche“ (RS II 245).[137]) Die alte Sitte, das Eßbesteck am Gürtel hängend zu tragen, hat sich in Dalarne erhalten. „An den Hüften hängen Messer und Gabel in einer Scheide bei beiden Geschlechtern“(RS II 243). Ebenso tragen unter den Steirern „um den Gürtel einige ein blankes Gurt mit Silberdrähtchen, auf Leder gelegt, und alle statt des Bandes unsrer ärmern Weiber einen langen Riemen aus Leder, mit blankem Silber, Messing oder Drähtchen geziert, woran unten das Messer beinahe bis auf die Füße hinabhängt (R II 48).[138]) Mittelalterlichem Brauche entstammt der Handschuh in der Volkstracht. Bei Husby in Westergöthland „trägt alles lederne Handschuhe mit ausgeschnittenen Fingern; eine Sitte, die in Westergöthland, Dalsland und einem Theil von Wärmeland allgemein ist“ (RS I 261).[139]) Die Toskanerin benutzt „gewaltige Muffen mehr zur Zier als zum Wärmen der Hände“ (R III 46).[140]) Zur Tracht der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gehörte der Gehstock. Die Männer trugen „in den Händen ein langes spanisches Rohr mit vergoldetem Knopf“ (Erg 16). In Italien ist wie der Mantel so „ein anderes nothwendiges Ding der Regenschirm, den sie fast immer bei sich tragen, ja selbst zu Pferde über sich spannen“ (R III 44). In Toskana halten so „selbst Signori oft mit der einen Hand einen mächtigen Sonnen- oder Regenschirm, während die andre die Zügel regiert“ (II 227). In Florenz „hängen Mantel und Regenschirm um die Schultern eines Jeden“ (III 27), auch der Frauen: „Regenschirme gehören zu den unentbehrlichen Dingen dieser braunen Sabinerinnen“ (III 46). Selbst Landleute muß er bei der Verrichtung ihrer Arbeit im Freien begleiten. Im Norden von Lucca „sahen wir heute am Wege viele Heerden vortrefflicher Schaafe, und mir fiel es als eine Sel-

tenheit des italienischen Himmels auf, daß mehrere Schäfer einen großen Regenschirm aus Wachstaft neben sich liegen hatten. Das ist das Nothwendigste, was ein Italiäner kennt und für das Land karakteristisch" (III 252). Bei Lerici „findet man die Regenschirme allgemein auf dem Wege bei den kleinen Leuten, wie der polnische Edelmann seinen Degen bei seinem Pfluge hinlegt" (261).

Hat sich in den Trachtstücken sehr selten altes Primitivgut erhalten, so war das noch am Ende des 18. Jahrhunderts und ist es ganz vereinzelt in entlegenen Gebieten noch heute der Fall bei den Kulturmitteln des Ackerbaus. Hinsichtlich der Entstehung der agrarischen Wirtschaft steht Arndt wie seine Zeit auf dem Standpunkt des Dreiperiodensystems. Nachdem der Mensch die wirtschaftlichen Vorstufen des Sammlers, Fischers und Jägers einerseits, des Hirten andererseits durchgemacht, wird er zum Ackerbauer. „Ein Zufall oder die langsam lehrende Nothwendigkeit, die ihn nicht von Wild und Kräutern allein leben läßt, sobald er sich vermehrt, macht ihn zum Hirten, so wird er endlich nach Jahrhunderten, oder Jahrtausenden, ein Ackerbauer" (GE 269). Der Übergang zum Ackerbauer bedeutet in der äußeren wie inneren Entwicklung des Menschen einen ungeheuren Fortschritt. „Das erste menschenveredelnde und menschenbildende Geschäft war der Ackerbau. Der wilde Jäger und Fischer, oder der von den Früchten der Bäume und Felder lebt, welche in den freigebigsten Klimaten die Natur ohne Arbeit hervorbringt, ist wechselnd frei und glücklich, sklavisch und elend" (Bst 26). Liegt der Fortschritt so einesteils in der größeren Unabhängigkeit von den Zufällen des Ertrages, so ist andererseits mit der nun eintretenden größeren Seßhaftigkeit und der damit gegebenen Bindung an das feste Haus die Grundlage aller späteren Entwicklung gelegt. „Der Mensch wird ein Bauer, er säet die Früchte in das Feld, er lernt Bäume pflanzen und des Weinstocks pflegen; er bauet sich ein Haus und verbrennet die Stützpfähle der wandernden Hütte zum ersten Dankopfer auf dem Altar des häuslichen Herdes" (GR 11).[141]) Hat auch der Ackerbau von seiner ersten primitiven Stufe des Grabstock- und Hackbaus an bis zu den Vervollkommnungen der neuesten Zeit sehr große Wandlungen durchgemacht, so ist doch sein Grundcharakter der gleiche geblieben, der in der Abhängigkeit von Witterungswechsel und anderen Naturzufälligkeiten besteht, denen der Mensch in stetem Kampf gegenübersteht. „Hier bei dem Feldbau, grade hier, wo alles so leicht und einfach, so von der Natur selbst gegeben scheint, ist die Erwerbung und Schöpfung aus dem Lebendigsten nach der Anweisung und dem Muster Gottes und unmittelbar mit Gott und seinen nächsten Dienern und Gehülfen, mit Sonne Regen Luft Licht, und auch gegen Gott, gegen Sturm Schloßen Dürre Nässe u.s.w., kurz hier ist der mannigfaltigste weiteste und härteste Kampf, ein unaufhörlicher weder bei Tage noch bei Nacht ruhender Kampf, so wie die schönste und reinste Lust des Gewinns und Erwerbs, wo man durch keine Bedrängung und Übervortheilung dem Menschen nichts, sondern alles der Natur und den Elementen, die man seinen Zwecken dienstbar zu machen sucht, abgewinnt und abkämpft". So ist „dieses Geschäft, welches das natürlichste und einfachste aller scheint, doch auch das mannig-

faltigste und vielseitigste, und erfordert, wenn es gedeihen und Früchte tragen soll, hundert und tausend Augen der Sorge und Liebe" (GR 280).

Die Grundlage des agrarischen Wirtschaftssystems ist die Siedlung. Die Gestaltungsform der Siedlung ist zum Theil bedingt durch die Geistesart des Stammes. Wie Tacitus schon von den Germanen sagte, „sie duldeten nicht einmal dicht zusammenhängende Wohnsitze, sondern wohnten einzeln und geschieden, wie eine Quelle, ein Feld, ein Wald ihnen gefiel" (AA 90),[142]) so finden wir noch heute, „den Friesen Westfalen Niederdeutschen, den Belgier von sächsischer Stammesart (den Limburger Brabanter Flandrer) und seine Einhöferei wieder" (FA 250). „Aus innerster Seele volklich geboren scheint die vorherrschende Einhöferei der Friesen Angeln und Sachsen" (ebda), „der Brauch und die Vorliebe, auf einzelnen abgesonderten Höfen eine geschlossene Wirthschaft zu treiben . . . wogegen die Allemannen Katten Thüringer mit durcheinander gemischten Feldern in Dörfern und Flecken wohnen, wo Haus an Haus und Hof an Hof sich reiht" (VV 198). So, im Gegensatz zum verschlossenen Niedersachsen, „wohnt und baut sich der geselligere lustige Thüringer Allemanne Gothe u.s.w. zusammen, selbst mit dem größten Unverstand zusammen. Denn sein Ackerbau ist dadurch häufig so dumm und kostbar erschwert worden, daß mancher Besitzer aus seinem Städtchen oder Dörfchen zu einem entlegenen Ackerstück oft anderthalb Stunden und weiter mit Vieh und Geschirr zu ziehen gehabt hat. Aber so ist es, und auch in solchen Dingen und Arbeiten und Geschäften der Menschen sind Gemüth und Sitten mächtiger als Verstand und Vortheil" (FA 250).[143]) Volklicher Veranlagung entsprungene sittenmäßige Tradition ist auch die Bevorzugung von Berg oder Tal zur Siedlungsanlage. In Helsingland „findet man die Dörfer meistens auf Anhöhen gebaut" (RS IV 34), „der Dalkarl baut seine Häuser gern auf Höhen und nicht an Abhängen oder in Thälern. Der Deutsche baut lieber niedrig in Sümpfen und an Wassern und Strömen. Wollte auch darin der Volkskarakter sich ausdrücken?" (RS II 241). Auch wo die Germanen in Dörfern zusammen wohnten, zeigte sich das Abschließungsbestreben dem Nachbarn gegenüber. „Die Dörfer legten sie nicht so, daß Haus an Haus stand, sondern jeder hatte um sein Haus einen freien Raum" (AA 90).[144]) Noch heute wohnt man in jenen von Tacitus beschriebenen westelbischen Landen „in Dörfern, doch verständig gesondert und mit einzelnen Gärten . . . und Koppeln umgeben und eingeschlossen" (FA 251). Ebenso sind die Höfe der ostelbischen Kolonistendörfer „mit Gärten und kleinen Koppeln und besondern Feldchen umgeben, das Spatium beim Tacitus, was bei den Friesen Westfalen und Niedersachsen Wuurt heißt" (FA 250).[145]) So hat das Bauernhaus in Pommern und Rügen „einen Garten, oft eine sogenannte Wohrte am Hofe" (VGL 192). Auf Trantow an der Peene standen „die Bauerhöfe altsächsisch abgebaut, mit Gärten Bäumen einer Wuurt" (FA 253).

Andererseits ist die Landschaft maßgebend für die Siedlungsform. Der norddeutsche Westen, ein „Küstenland mit vielen Meereinschnitten Untiefen Halbinseln und Inseln und in seinen übrigen einzelnen Gauen nicht allein größtentheils Ebene, sondern eine von Wäldern Seen

Sümpfen Strömen Gräben und Rhïen tausendfältig durchschnittene und in seinen einzelnen Theilen von einander abgetrennte und abgeschiedene Ebene machte einsames Wohnen und Bauen und die Einhöferei zu etwas Sehrnatürlichem" (FA 249). So wird das Einzelhofsystem „durch eine gewisse Notwendigkeit des Klimas und der Lage bestimmt" (FA 250). Mit ihm sind, im Gegensatz zum Dorf, große wirtschaftliche Vorteile verbunden. In Belgien hat „jeder Bauer und Pächter sein Gütchen für sich, und seine Koppeln, in der Mitte der Felder. Dies erleichtert natürlich den Ackerbau, weil bei einem großen Dorfe, das in einem Klumpen zusammengedrängt ist, manche Felder über eine Viertelmeile vom Dorfe entfernt liegen müssen" (R VI 202). Insbesondere in Gebirgen findet sich der Einzelhof als landschaftliche Notwendigkeit. In den Apenninen, zwischen Bologna und Florenz, „sieht man keine Dörfer, oder doch selten, sondern immer nur einzelne Wohnungen, wo sich in den Bergen ein Feldchen, eine Wiese und ein Gärtchen findet, für eine Familie geräumig und reich genug" (R II 197). Eine landschaftlich bedingte Siedlungsform ist auch das küstenländische Marschreihendorf Westdeutschlands, das die Kolonisten auch nach Ostelbien getragen haben. „Auch den Auswanderer von weiland und Kolonisten von dem friesischen und sächsischen Stamm bei den Slaven Letten und Preußen, in Mecklenburg Pommern Mark Brandenburg Preußen u.s.w. finden wir noch in der Aehnlichkeit oder in der Annäherung zu ihren Stammvätern: die Dörfer gewöhnlich, wo die Oertlichkeit nicht hinderte, in einer gewissen Reihe angelegt, welcher häufig die von beiden Seiten des Dorfes auslaufenden Felder entsprechen, die einzelnen Wehren hundert oder einige hundert Schritt von einander entfernt gebaut" (FA 250). In der Wiener Gegend „laufen die Dörfer nach sächsischer Art in einer oder mehreren langen Gassen hin" (R I 393), ebenso sind sie in Ungarn „meistens in einer fortlaufenden Gasse gebaut" (BfMG 31). Das nordöstliche Frankreich zeigt „die Dörfer größtentheils wie in Sachsen, d. h. Haus an Haus und Scheune an Scheune in einer Gasse gebaut" (R VI 188). Vielleicht als Schutz gegen Witterungsungunst sind die Rundlinge und Halbrundlinge aufzufassen, wie Arndt sie in der Petersburger Gegend sah. „Bei der Anordnung und Einrichtung mancher Dörfer aber war ich oft geneigt zu glauben, sie hätten Hippokrates oder den Leibarzt Doktor Faust zu Bückeburg über Sonne, Luft und Wasser dabei vor Augen gehabt. Einige Dörfer sind nämlich förmlich im Kreise gebaut, die meisten aber in einem Halbmond, welcher von Südost zu Südwest den möglich größten Theil von wärmender Sonne aufnehmen und von den bösen kalten Winden von Nordost bis Nordwest am wenigsten zerhadert werden kann". Als Hofform findet sich dieser Typus auch im Norden. „Ganz auf diese Weise findet man auch manche Höfe in Schweden gebaut" (Erg 141).[146])

In engem Zusammenhang mit der Siedlungsform steht das Wirtschaftssystem. Das germanische Dorf, aus primitiven Wirtschaftsverbänden über das indogermanische Sippendorf entstanden, ist die Grundlage der agrarischen und damit verbunden der besitzrechtlichen Entwicklung. Nach Tacitus wurden „die Aecker nach der Zahl der Bauren nach der Reihe eingenommen und sie theilten sie dann unter sich nach der Würde"

(AA 91).[147]) Den für den Anbau ausgewählten Landteil bezeichnete das Mittelalter mit „Bifang", dem „engen Zusammenschluß einer ganz gemeinsamen Feldflur" (FA 252), dem „complexus agrorum" (FA 254).[148]) Diese agrarischen Rechtsformen haben sich bis in unsere Tage erhalten. Bis zu Arndts Zeit bestand der Gebrauch, „wenn, wo Markenverfassung herrschte, oder eine große Dorf- oder Stadt-Allmend war, Stücke wüster Heiden oder Gemeinweiden unter den Pflug genommen werden sollten, diese nach der Würde (d. h. nach dem kleinern oder größeren Feldmaaße, welches jeder in der Gemarkung oder Allmend besaß) in kleinern oder größern Loosen zugemessen wurden" (Erg 268). „Wenn in Westfalen oder in der Eifel auf gemeinsamen Beschluß der Berechtigten eine Strecke Haide in dem Außenfelde aufgeplagget und aufgepflügt werden sollte, ward jedem Markgenossen davon sein gebührliches Stück zugemessen" (FA 254). In dem von Arndts Vater 1805 gekauften Domänengut Trantow an der Peene wurde „bei jeder beginnenden Herbstsaat nach der Braache das Loos gezogen, wo die Bauren ihre Abtheilung im Schlage bekommen sollten, welche ihnen nach dem gefallenen Loose nach der Scheffelzahl zugemessen ward und welche sie diesen Umlauf bis zur neuen Braache als das Ihrige bauten und benutzten (FA 253).[149]) Eine Folge dieser Flurverfassung war die Lagerung der Äcker in Gemengen. So befanden sich noch auf Trantow „Acker Wiesen Weide und Torfstich im weiten Peenebruche zwischen dem Herrn und den Bauren in ursprünglichster fast Cäsarischer Gemeinschaft" (FA 252). Auf den Orkneys lagen „viele der Ländereien, welche demselben Eigenthümer gehören und an Verschiedene verpachtet sind, untereinander gemischt in dem, was man runrig nennt" (N 226).[150]) Auch die Schotten hatten unter derselben Bezeichnung „ein gemeinschaftliches Feld, worin man den verschiedenen Besitzern in den verschiedenen Jahren, nach der Natur ihrer Ernten, verschiedene Streifen Land anwies" (N 284). Die Gemenglage brachte eine Menge Mißstände. Das runrig der Orkneys, „diese Art Ackervertheilung, wo die Felder einzelner Besitzer oft in den schmalen Rücken von zwei bis drei Ruthen Breite in den einzelnen Schlägen einer Dorfschaft oder einer Stadtfeldmark unter einander gemischt liegen, und wobei es platterdings unmöglich ist, daß der Einzelne auf eigne Hand und Kopf Verbesserungen machen könne, ist leider an manchen Orten unsers Vaterlandes noch gar nicht unbekannt, und, wenn damit eine gemeinsame Schlagordnung und also eine gleichzeitige Brache verbunden ist, muß der Einzelne fast ganz so bauen, säen, ernten, wie die Meisten" (N 281). Man ist „für die Weise und die Schichtung und Wechselung des Bauens, für Saat und Aerndte, für Weide und Gut und für hundert andre Verhältnisse durch die Ordnung des Ganzen mit seinem Sondereigenthum oft knechtisch gebunden, mit dem allgemeinen Eigen aber (der Allmend der Stadt und des Dorfes) noch viel weiter und mannigfaltiger und auf tausend verschiedene Weisen beschränkt und gefesselt. Erst jetzt — man kann sagen, seit den jüngsten beiden Menschenaltern — beginnen wir in Hinsicht auf unsre Städte und Dörfer allmälig ein wirkliches Sondereigen in der sonst meistens sehr gemeinsamen Feldflur zu gewinnen" (FA 237).[151]) Im Norden geschieht die Bewirtschaftung der Äcker in geregelter Fruchtwechselfolge

oft nach dem Dreifelderſyſtem. „Die gewöhnliche Schoniſche Wirthſchaft iſt die Dreifelderwirthſchaft, eine der ſchlechteſten von allen. Zwei Felder tragen und werden zwei Jahre hinter einander meiſt mit Gerſte beſäet. Der dritte Schlag, die Brache, wird ſchon im Junius bedüngt, den nächſten Frühling pflügt man den Dünger unter und ſäet die Frühlingsſaat aus, wobei die Erbſenſaat ſehr unbedeutend iſt. Denſelben Herbſt wird in zweiter Saat etwas Winterkorn geſäet, das Übrige erhält noch einmal Gerſte. Das dritte Jahr liegt dieſer Schlag ganz ungerührt als Brache, man birgt Diſteln zum Brennen darauf“ (RS IV 271). Ebenſo iſt in Weſtergöthland „die Dreifelderwirtſchaft die gewöhnliche; von dieſen drei Feldern werden zwei beſäet, eines mit Roggen und etwas Weitzen, das andere mit Gerſte; ein auserleſenes Stück der Brache muß auch Erbſen tragen, welches dann im Herbſt keinen Roggen erhält, ſondern im nächſten Frühling Gerſte; oft iſt es ein Drittel der Brache und mehr“ (I 220). In Nerike liegt der Acker „meiſtens in zwei Feldern, einiger auch wohl in drei“ (I 168). Ebenſo baut man in Geſtrikeland „die meiſten Äcker nach Uplands Weiſe in zwei Feldern, einige auch in drei“ (II 315). In Upland „liegt der Acker in zwei Feldern oder in Twåskifte, die Hälfte beſäet und die Hälfte ruhend“ (IV 85). Dasſelbe iſt in Angermanland (III 103), Jemtland (III 154) und Södermanland der Fall (IV 108). „Um Fahlun und weiter ſüdlich zu beiden Seiten iſt eine Art Zirkulation zwiſchen Korn- und Grasbau. Der Zirkel beginnt nach Beſchaffenheit des Lokale und des Bodens jedes 4te, 8te, 10te Jahr von neuem, wo wieder gedüngt und Korn geſäet wird“ (II 302).[152])

Zur Umhägung der Äcker dient der Zaun. Er tritt älteſtens nur als Flur- und Hofzaun auf, und bis in die Zeit der Separation waren die Ackerſtreifen der einzelnen Gewanne zumeiſt nur durch Furchen getrennt. Als Grenzbezeichnung gewann er Bedeutung erſt nach der Flurbereinigung. Hinſichtlich ſeines Materials richtet er ſich nach der Landſchaft, in bezug auf ſeine Form ſind oft altüberlieferte Traditionen maßgebend. In den waldreichen Gegenden Schwedens ſchlägt man „junge 15 bis 20jährige Tannen, gerade die ſchönſten und ſchlankeſten, ab, ſchält und ſpitzt ſie, und ſtößt ſie ſo im Abſtand von 3 bis 6 Fuß, je zwei und zwei einander gegenüber, als Pfähle in die Erde; andere dickere Tannen mittleren Wuchſes ſpaltet man in 4 bis 6 Stücken, und legt dieſe Stücken auf einander gereiht, 2 bis 3 Ellen hoch zwiſchen die Pfähle, welche man mit Weden an einander bindet. In Zwiſchenräumen von 5 bis 10 Ellen ſind noch einige Strebpfähle, als Stützen der Zäune, an die Seiten geſetzt“ (RS I 155).[153]) Eine andere Form des aus totem Holz hergeſtellten Zaunes iſt der Flechtzaun. In den holzärmeren Provinzen Schwedens „ſtehen ebenſo tüchtige Zäune aus Wachholderbüſchen und Tannenzweigen zuſammengeflochten“ (I 155). Bei Karlskrona erſcheinen, wenn man von Norden kommt, „zuerſt wieder kleine aus Wachholderſträuchen und Eichenzweigen geflochtene Zäune“ (144), „Zäune aus Wachholder- und Tannenſträuchen“ überſchreiten ſodann die Grenze nach Schonen (162), wo ſie „ganz wie in Norddeutſchland aus Tannenzweigen, noch häufiger aus Wachholderſträuchen geflochten ſind“ (180). In Steiermark findet man „unſere Zäune allent-

halben wieder" (R II 53).[154]) Um Pisa sind sie „meistens aus Wachholder und andern kleinem Gestrüpp gemacht" (III 143). Bei Florenz „braucht man häufig zu Gehägen das Rohr, das hier weit stärker wächst als bey uns und zu 12 Fuß Höhe an den niedrigen Stellen der Gärten gezogen und nachher . . . mit kleinen Stäben zur Verfertigung künstlicher Zäune angewendet wird" (II 248). Diese „Staketen aus Rohrhalmen mit kleinen hölzernen Stäben werden hier respektiert" (212).[155]) Neben die Zäune aus totem treten die aus lebendem Holz. So finden sich um Florenz „Hecken aus Hagedorn, Cipressen, Hartbaum, Liguster, Myrrthen, Brombeeren, Epheu und anderm zusammen geflochtenen Dorn- und Rankengesträuch" (II 212). In Nordostfrankreich „hat man bis Brüssel hin lebendige Hecken um die Gärten und Koppeln" (VI 188). Um Brüssel „findet man die Hecken nicht mehr rund, wie einen Backofen, gesetzt, wie in Flandern und der Picardie, sondern wie die unsrigen, doch mehr rund" (VI 203). Oft sind die Hecken mit einem Graben verbunden, so um Florenz (II 212, 248) und im nordöstlichen Frankreich (VI 188). Ebenso erscheinen sie häufig als Bekrönung eines Steinwalls. Um Florenz sieht man Einfriedigungen „aus aufeinander gesetzten Feldsteinen, worauf gewöhnlich noch eine lebende Hecke prangt" (II 211).[156]) Oder die Umhägung besteht aus Steinmauern. So erscheinen um Florenz „hohe Steinmauern aus Ziegeln oder Feldsteinen" (II 211), die aber „nur die reichen haben können" (248). „Viele Steinmauern" sieht man in Westergöthland (RS I 224) wie bei Götheborg (II 42) und auch in Blekingen (IV 162).[157]) Weil an der westschonischen Küste „die Steine glücklich fehlen, so sieht man hier wenig Steinmauren; man hat dafür Erdwälle aufgeführt und hin und wieder sehr vergängliche Bollwerke von Tang oder Meergras statt der Zäune" (IV 237). Die shetländischen Einhägungen werden durch „unvollkommene Gräben und Wälle aus Rasen und Steinen" gebildet (R 309). In diesen Inseln war um die Gemeinweide „schon vor undenklichen Zeiten eine sehr unvollkommene Befriedigung aus Torf oder Rasen aufgeführt" (R 212).[158]) Die Abschließung der Zaundurchgänge geschieht in Schweden durch „Schlagbäume, meistens mit Triezblöcken oder mit einer Schwungruthe versehen, so daß sie sich von selbst wieder zuschließen oder vielmehr zuschnellen" (RS I 119). Wie es Arndt „bis auf anderthalb Meilen von Götheborg" fand, sind „bei den Städten und großen Dörfern, wo viel gereist wird, häufig kleine hölzerne Käffen an den Schlagbäumen hingestellt, worin alte Männer stecken und für das Öffnen derselben von dem einen oder andern Reisenden wohl einmal einige Pfennige erhalten; auch sind sie oft von den Kommunen angestellt und werden von ihnen unterhalten, damit sie Schweine, Gänse, Kälber und anderes kleine Vieh, was häufig zwischen den Zäunen an den Straßen weidet, hindern, daß es mit einem Reiter oder Wagen durchläuft" (II 42). „Solche Alte . . . heißen auch wohl Svingubbe" (II 172). In Westergöthland „sollen nach alter Sitte und Ordnung die Hecken und Schlagbäume den ersten Mai geschlossen seyn" (I 222). Man kennt sie auch in Rügen. Wenn Arndt als Kind mit seinem Vater ausfuhr und sie „durch Koppeln und Dörfer kamen", mußte er „immer alert seyn, . . . die Schlagbäume zu öffnen" (Erg 13).[159])

In Pommern und Rügen gehört „zu der vollständigen Hofwehr eines Vollbauren gewöhnlich folgendes an Ackergeräthen; 2 Pflüge mit 4 Pflugschaaren und 4 Sechen nebst dem übrigen Zubehör, 8 Egen, 3 Wagen mit allem Zubehör (als 3 Paar Aerndteleitern, 8 Sielen, 4 Tauen, 2 Halskuppeln), 1 großer Holzschlitten, 2 kleine Schlitten, 1 Schleife, 2 Pferdeharken zur Aerndte, 4 Aerndtegabeln, 2 Schaufeln, 2 Worfschaufeln, 2 Mistgabeln, 1 Haarstapel (zum Schärfen der Sense) mit dem Hammer, 1 Schneidelade mit dem Messer, 1 Spaten und mehrere Kleinigkeiten" (VGL 192).

Als das primitivste Ackerwerkzeug hat sich die der frühesten Periode der agrarischen Entwicklung, dem großtierlosen Hackbau, entstammende Hacke in mancherlei Formen erhalten. Bei Trollhätta „hackten viele auch kleinere Feldstücken mit der Karste, was ich heute oft gesehen" (RS II 4). „Die Hacke des Liguriers, die völlig ein umgekehrter Spaten ist, und diesen ersetzt, . . . ist längst der ganzen Küste und auch hier in Nizza, und Christus auf dem Gemählde, wo er der Magdalena als Gärtner erscheint, trägt dieses Produkt der Berge" (R III 320, ähnl. IV 37). Um Florenz hat man „statt unseres kleineren Spatens meistens einen weit schwerern und breitern mit größerem Handstiel, und unten nahe am Eisen mit einem Querholz zum Aufsetzen des Fußes, dieser heißt la vanga und das Graben vangare. Zum Schaufeln und Abstechen der Oberfläche dient die zappa, eine Art flacher, mit Eisen beschlagener Schaufel, womit man die Furchen reinigt und die Kornrücken mit Erde auffüllt und behäuft. Diese zappa dient auch zum Abstechen des Unkrauts und des Rasens, mehr aber braucht man dazu einen kleineren Abstößer und Häufer, ein schmales 4 bis 6 Zoll langes scharfes Eisen, an einem kleinen Stiel befestigt. Mit ihm lockert und behäuft man die junge Saat, und sticht das Unkraut ab. Es heißt lo sarchio oder sarchiello, und die Arbeit sarchiare" (R II 252). In Shetland wird „das geackerte Land mehr mit dem Spaten gegraben als mit Ochsen gepflügt" (R 306).[160])

Eine Hacke, die von einem Zugtier gezogen wird, ist der Hakenpflug. In Westergöthland braucht man „in der ersten Dreschfurche den Pflug, nachher den Trästock oder Haken" (RS I 222). Auch in Schonen „sieht man den schwedischen Haken oder Orr" (IV 266), wie man auch in Upland „mit dem Hacken" pflügt (IV 86). Die Jemtländer „gebrauchen sehr kleine Pflüge, die sie mit Einem Pferde sehr behende lenken" (III 117), „kleine Pflüge, die man auf der Hand halten kann" (152). Bei Kinnekulle in Westergöthland sieht man „vor einem kleinen Pfluge meistens 4 Thiere" (I 258). Der norditalische Pflug ist „ein Mittelding von Haken und Pflug, so daß er auf leichtem Boden mehr vom Pfluge, auf schwerem mehr vom Haken annimmt . . . Die Legbretter, oder Streichbretter (binae das Streichbrett heißt auch jetzt noch orecchio aures) Virgils sieht man mehr auf leichtem Lande, oder beim Auffurchen tiefer Furchen. Sonst sind sie nicht nöthig, da der Pflug hakenartig wühlen soll . . . Die beiden Schaarbäume (dentalia) laufen gewöhnlich nicht vom Schuh der Pflugschaar (vomer) aus, sondern ein Schuh aus Einem Holze ist fast immer an ihnen befestigt, und dieser Schuh der Pflugschaar ist in der Mitte hoch und läuft

an beiden Seiten ab, wie ein umgestülptes Schiff, und so ist die Pflugschaar darauf vorn befestigt . . . Das Messer, Seck, il coltro, vor der Pflugschaar eingesteckt, sieht man nur in steinigten und sehr harten Feldern" (R II 253). In Krain hat „der Pflug zwey Sterzen und ein sehr weit abstehendes und langes Legbrett" (II 60), in Steiermark sind „die Pflüge stark und hochrädrig" (II 17). Leicht gebaut ist der südfranzösische Pflug. Im Rhônetal „empören einen Teutschen diese elenden Pflüge, die kaum die Oberfläche ein wenig ritzen" (IV 118). In Nordfrankreich dagegen ist „der Pflug in seiner ganzen Einrichtung wie unser pommerscher für zwei Pferde" (VI 186).[161])

Dreiecksform, was vermutlich aus mittelalterlichen Verhältnissen erhalten ist, hat in der Isle de France die Egge. Sie ist „ein umgekehrter Fächer, statt daß bei uns alle Balken gleich lang sind, so daß sie nach hinten zu wächst, mit langen acht bis zehnzolligen Spitzen und schweren Balken, und sie wird von zwei Pferden regiert" (R VI 186). Die Egge des Rhônetals dagegen ist „leicht und unwirksam, als zöge man mit einem Dornbusch übers Feld" (IV 118).[162]) In Westergöthland wird „sowohl auf den Gerst- als Erbsenfeldern durchgängig die Walze gebraucht; bei vielen ist eine Art von Sitz angebracht, worauf der Treiber und die Treiberin ruhig sitzt" (RS II 48).

Zum Schneiden des Getreides bedienen sich in Nordostfrankreich „die Schnitter abwechselnd der Sense und Sichel, und so geht es mehr oder weniger bis Brüssel fort" (R VI 186). In Belgien „sind die Sichel und die Sense noch in Gemeinschaft nebeneinander; doch ist die letzte häufiger in Gebrauch" (VI 203). In Steiermark „macht man mit unserer pommerschen Sense Heu und Korn" (II 11). Bei Nyköping in Södermanland „gebrauchen die Leute Sensen, die aber um ein Drittel kürzer sind als bei uns" (RS IV 109). In Småland hat Arndt „in den verschiedenen Gegenden wechselnd Sensen und Sicheln gebrauchen sehen; seit Westerwik abwärts schneiden sie doch meistens mit Sicheln" (IV 138), bei Rissby „wechseln Sensen und Sicheln" (140). In Shetland wird „das Korn mit einer sehr kleinen Sichel geschnitten, . . . auch mäht man Gras mit einer kleinen Sichel" (R 310).[163]) Um Brüssel, weit nach Westen und auch zum Teil nach Osten, „hat man beim Sicheln zugleich eine Art von krummschnäbligen Haken, womit man die geschnittenen Halmen zusammenhohlt, und sie endlich etwa in der Dicke einer kleinen Garbe hinreihet, um eben so bei einer neuen anzufangen" (R VI 236).[164])

Ein uraltes Dreschgerät ist der Flegel, bis in die jüngste Zeit noch weit verbreitet. So wird in Shetland „mit einem Flegel gedroschen" (R 310).[165]) „Im Toskanischen schlägt und dröscht man mit kleinen Flegeln (flagellazione)" (R II 255). Bei der Reisernte im Renotal „dröschen sie schnell mit dem Dreitakt Ein, Zwey, Drey mit sehr leichtem Flegel, weil der Reis leicht vom Halm springt" (II 154). Ebenso bedient man sich ihrer auf Rügen. „Die Dreschflegel tönen durch die reine Luft" (VI 371). Sehr alt ist auch das Dreschen durch über das ausgebreitete Getreide geführtes Vieh, wie man „im südlichen Italien die Pferde und Ochsen dröschen läßt (trituratione)" (II 254).[166]) Oder endlich bedient man sich,

wie in Angermanland „zum Dröschen eiserner Dröschwagen mit einer Menge nebeneinander hinlaufender Eisenräder, die einander die Hand reichen" (RS III 90).[167])

Zur Beförderung des Getreides dient der Erntewagen. In Östergöthland „gleicht der Aerndtewagen sehr dem Modell des sogenannten schottischen; der untere Theil ist oft dicht verschlossen, damit keine Körner ausfallen können, und breite Leitern werden darüber gelegt, sodaß die Ähren des Getreides nie nach außen überhängen" (RS IV 138). Im nordöstlichen Frankreich sind „die Aerndtewagen, die auch gewöhnlich zwei Pferde ziehen, größtentheils bis nach Flandern hinein zweirädrig, und haben hinten und vorn einen Korb (panier, Schußkelle), ein hölzernes Geflecht, und werden, so im Gleichgewicht auf den zwei Rädern hängend, trotz unsern vierrädrigen vollgepackt" (R VI 186). Die Krainer „Ochsenwagen sind sehr lang, und laufen auf vier niedrigen Rädern; auch ihre Aerndtewagen sind in der Regel um drey Ellen länger, als die unsrigen im nördlichen Deutschlande" (II 60). Bei den Bauern der Poebene sind die Wagen „noch die gementia plaustra der Alten; breite Überlagen von Leitern auf den langen Schulterbäumen der Axen, um die sehr kurze, entsetzlich stöhnende Räder laufen" (II 137). Auch zur Beförderung der Reisenden dienten am Ende des 18. Jahrhunderts noch häufig Bauernwagen. So benutzte man in Schweden zu diesem Zweck „enge Bauernwagen auf kleinen Rädern" (RS I 11). In Ostpreußen fuhr Arndt „in einem leichten sogenannten Holsteinerchen, der allen Winden und Wolkengüssen freies Spiel ließ" (Erg 191) und südlich von Petersburg „in der Telegga, einem niedrigen Wägelchen mit vier Rädern, in welchem man jeden Stoß aus der ersten Hand erhält" (Erg 143).

Zumeist hatte man jedoch als Verkehrsmittel für Reisende eigene Personenwagen. Die schwedischen „Karossen, Chaisen, Berlinen, Kabriolets, und was es für eine Menge Namen und Wagen geben mag, sind alle leicht gebaut, meistens statt der einfachen Deichsel in ebenen Ländern mit Brankarden in der Mitte, worin ein Pferd geht und die andern den Wagen steuern, gewöhnlich auf niedrigen Rädern laufend" (RS I 12). Die südfranzösischen „Diligencen sind . . . eine Art englischer Postkutschen. Drinnen in der Mitte ist ein Kasten mit schönen lichten Fenstern und drei Sitzen zu jedem Ende, der in Federn hängt. Vorne ist im Kabriolet auch noch für zwei Feiste, oder drei Schmale Platz, die etwas unsanfter auf den schlechten Straßen geschüttelt werden, dafür aber wohlfeiler sitzen. Oben endlich auf dem Kasten sitzen oft noch drei, vier, ganz auf englisch und lassen die Beine hängen. Diesen nennt man den Kaisersitz, l'imperiale. Hintennach schleppt dann noch ein langer Korb (panier, Schußkelle), worin aber weiter nichts aufgenommen werden darf, als das Gepäck der Reisenden" (R IV 100). In Paris sind „die meisten Kutschen viersitzig, doch giebt es auch sechs- und achtsitzige, die mehr den Dienst der Zeiselwagen in Süddeutschland thun, und mit größeren Ladungen hin und her fahren" (V 209).[168])

Die Schlitten in Schweden haben „mancherlei Form, viele wie unsre Bauerschlitten, schmal und mit kleinen Leitern zur Seite und mit weichen

und warmen Bündeln Stroh oder mit Bänken als Sitzen; andere sind ein richtiger Kasten, der über den Schlittern ruht, vorn spitzig und hinten allmälig breiter. Lustig sitzen der Bauer und die Bäuerin darin, ziehen zum Theil gegerbte Kalbfelle darüber und kriechen darunter und lassen den Gaul den bekannten Weg traben. Solche Kasten gebrauchen die Helsinger und Jemtländer, wenn sie nach den Märkten von Hedemora, Upsala oder nach Stockholm mit ihren Produkten kommen. Sie schlagen den Kasten aber ordentlich zu und machen sich einen Sitz darauf. Geöffnet wird am Orte des Verkaufs, wo Butter, Käse, Fleisch, Ren- und Elendthierbraten, vorzüglich die Menge der Vögel an das Tageslicht kommen. Einen Vortheil aber, der leicht nachzuahmen wäre, aber bei uns noch wenig benutzt ist, haben die schwedischen Schlitten voraus, daß die größeren nemlich alle auf Kälken (kälkar) gehen oder zweifache Schlitter haben, an jeder Seite nämlich zwei kurze, durch Stricke oder Ketten zusammengefügte, statt Eines langen" (RS I 46). Solche Schlitten sah Arndt vor Stockholm. „Die ehrlichen Bauern mit ihren langen Schlitten voll Mehl und Holz, die Helsingländer mit den Vogelleichenkisten des Nordens wichen mir grüßend aus" (I 42).[169])

Die Wege selbst werden in Schweden im Gegensatz zu südlicheren Ländern „auf das vortrefflichste unterhalten, und Meilenzeiger, Schneepflüge und Brücken, alles ist an seinem Platze in bester Ordnung. Außer den großen Heerstraßen, die meistens den besten Chausseen anderer Länder zu vergleichen sind, giebt es unter den mittleren Wegen die sogenannten Ting- und Auhenwege, die zu den Sitzen der Landgerichte und zu den Kirchen führen, und besser und etwas breiter angelegt und unterhalten werden müssen, als gewöhnliche Kommunikationswege" (RS I 21). In der Petersburger Gegend „giebt es gottlob keine mecklenburgischen und holsteinischen oder belgischen Steindämme, wohl aber Knüppeldämme in Menge, deren einzelne man auch Baumdämme nennen könnte, welche, aus ganzen Tannenstämmen zusammengelegt, vorzüglich über den Sümpfen und Morästen angebracht sind und auf dem hohlen und quebbigten Boden gleichsam auffspringend unter den Rädern zittern" (Erg 143). In Jemtlandwald durchreiste Arndt öde Gegenden voll „großer Sümpfe und Moräste, mit vielen Knüppeldämmen und langen, losen, gefährlichen Knüppelbrücken" (RS III 116). Wie die Wege, auch die Stadtstraßen, im frühen Mittelalter zumal unter slavischen Völkern beschaffen waren, geht aus der Nachricht hervor, daß „in Julin Bretter, die in den kothigen Gassen lagen, zum Uebergehen" dienten (VGL 70),[170]) und noch im Ausgang des 18. Jahrhunderts zeigen die vielen Unfälle der Reisenden ihren Zustand. So hatte der Landvogt von Straßburg „mit seinem Wagen umgeworfen und hatte den Hals gebrochen" (Erg 250). In Schweden „giebt es nach manchen Orten zwei Wege, einen Land- und einen Seeweg. Wenn alle Seen, Moräste und Ströme dickes Eis haben, so fährt man nicht um sie herum, sondern nimmt den nächsten Weg über sie hin, welches den Winterweg oder den Seeweg fahren heißt. Diese Wege sind so bestimmt, daß sie unter öffentlicher Aufsicht stehen, und die untersten Polizeibeamten auf dem Lande sorgen müssen, sie mit Stangen und grünem Reisig auszupricken, wo sie am

sichersten sind, im Frühling die Stellen auszuzeichnen, wo das Eis am ersten aufgeht und Öffnungen bekömmt. Ebenso sind im Winter die Heerstraßen ausgezeichnet mit Zweigen, wo keine Zäune und Bäume sie einschließen, so wie auch die Gräben an den Landstraßen" (RS I 45). Ein Verkehrsmittel, das „ein gemeinschaftliches Wintergeräth der Lappen, Schweden und Norweger" bildet, ist der Schneeschuh. Dieser Skid besteht aus einem leichten und dünnen Holze, welches man am liebsten von natürlich gebogenen und etwas gekrümmten Tannen nimmt, die zwergartig in den Fjällmorästen und hohen Felsen wachsen, weil es zugleich am härtesten und leichtesten ist. Der längste Skid wird gleich dem Schlitter eines Schlitten unter dem linken Fuße befestigt und ist gewöhnlich am Feuer mit Fett eingebrannt und gehärtet, um desto besser in dem scharfen Schnee auszuhalten; der kürzere wird unter dem rechten Fuß befestigt. Der erste ist 4, der andere 2 Ellen lang. Unter dem kleinen sitzt gewöhnlich ein Stück von einer Renhaut, das Rauche auswärts" (RS III 275). „Man gebraucht etwas Ähnliches für die Pferde, wenn der Schnee sehr tief ist. Runde Brettchen, die sie hier [unter den Lappen in Jemtland] Trygor, sonst Skarbogar nennen, werden ihnen unter die Füße gebunden. Diese sind ungefähr zweimal so groß als ein runder Teller und halten sie über der Oberfläche des Schnees" (276).[171]) Zur Überquerung von Wasserläufen dienen in entlegenen Gegenden primitive Brücken. In Steiermark ist Arndt „in einer Weite von drey Meilen gewiß dreyßigmal über seine [des Aran Mirz] vielen Holzbrücken gegangen, die Stamm an Stamm nach der Weise der Teufelsbrücke gefertigt, und mit einem ebenso natürlichen Geländer versehen sind" (R II 12). Ueber den Ausfluß des Sees Orsa in den großen Siljan ging „eine Brücke, die man im Herbst wegzunehmen pflegt . . . Sie war eine schwimmende, aus mehreren Gelenken mächtiger Fichtenbalken zusammengefügt und von manchen großen Mastbäumen gehalten, die queer untergesteckt und mit Ketten befestigt sind, so daß die Gewalt des gegentreibenden Stroms die Brücke festhält" (RS II 253). In den norddeutschen Küstengebieten bedient man sich zum Übersetzen über Wasserrinnen immer noch des alten Springstocks. „Mein Vater wohnte in der Insel Rügen am Meeresstrande, wo wir Buben etwas ostfriesisch mit langen Springstöcken uns über die Gräben der Weiden und Wiesen schwingen lernen mußten, welche bei einem frischen Nord- oder Nordwestwinde bis auf wenige hundert Schritt vor unserm Hofe vom Seewasser überschwemmt wurden" (R 194).[172])

Auf dem Wasser selbst geschieht in Schweden die Beförderung von Reisenden mit Fuhrwerk auf Prahmen, so bei Thorsåker in Angermanland (RS III 109), bei Kränge (124) und Stugun (132) in Jemtland, wie bei Höganäs an der westschonischen Küste die Kohlen auf solchen Fahrzeugen an die Schiffe gebracht werden (IV 227). In den südlichen Ländern wurden noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts die stromaufwärts fahrenden Passagierschiffe von am Ufer gehenden Pferden gezogen. „Rosse, die . . . stroman zogen" verrichteten die Beförderung auf der Saône (R IV 142), wie auch auf der Etsch die Schiffe „von Pferden nach Art guter Treckschuiten gezogen" wurden (II 134). Auf dem Rhein

nennt man „die Fahrt gegen den Strom Bergfahrt" und die Schiffe, „die mit dem Strom gehen . . . Thalschiffe" (VI 275). „Diese kleinen Böte werden von Pferden gezogen; sie sind ganz nett nach Art holländischer Treckschuiten eingerichtet, mit Tischen und Bänken und netten Glasfenstern, so daß man bei schlimmem Wetter drinnen seyn und alles sehen, bei gutem Wetter sich aber auf den Kasten dieses Häuschens stellen kann" (VI 299).[173])

Hinsichtlich der Beförderung von Lasten durch Menschen herrscht in verschiedenen Landschaften die wohl ethnographisch bedeutsame Sitte, diese Lasten auf dem Kopf zu tragen. In Krain und in Steiermark ist es „eine ganz eigene Art, die nachher nach Italien übergeht, alles auf dem Kopfe zu tragen, besonders bey Weibern: es sey, was es wolle, Hartes und Weiches, Trockenes und Flüssiges, es wird auf den Kopf gepflanzt, dem man eine Unterlage, einen Wulst aus Wolle giebt, worauf sie alles so ins Gleichgewicht zu bringen wissen, daß sie rasch fortgehen und die Hände herablassen, ohne daß es falle" (R II 54). So besteht auch bei Lucca „allgemein die Gewohnheit, wie sie in Steiermark und Kärnthen war, fast alle Lasten, die nur so tragbar sind, auf dem Kopfe zu tragen, unterdessen man mit den Händen ein anderes Geschäft verrichtet; versteht sich, daß man eine Unterlage macht, um den Kopf nicht zu sehr zu drücken" (III 261). Desgleichen tragen die Bewohner der östergothländischen Küste „die meisten Dinge nicht mit den Händen, sondern fast alles auf dem Kopfe, auf einer Unterlage im Gleichgewicht schwebend. So gehen sie mit Körben voll Brod und Obst, oder mit Eimern voll Milch und Wasser gleich sicher auf dem Wege" (RS IV 136).[174])

Übereinstimmungen in räumlich weit entfernt liegenden Gegenden wie hinsichtlich des Ackergeräts finden sich auch in der Bearbeitung des Bodens. Sie beginnt im kursorischen Jahresablauf mit der Düngung. Eine sehr alte Form der Bodenmelioration ist die Brandwirtschaft. In manchen Provinzen Schwedens, wie Westergöthland, ist das Svedjen „eine eigne Art zu säen und Korn zu bauen . . In den öden und unbebauten Waldgegenden merkt man sich nemlich ein Stück Wald aus, fällt die Bäume und Sträuche, und läßt höchstens hie und da einige hohe Stämme stehen. Dieses Fällen geschieht im Herbst und Winter; und im Junius und Julius, wenn die Stämme und Stumpen trocken sind, zündet man sie an und zerstört sie so sehr als möglich; die größeren räumt man zum Theil weg, und wirft sie als einen Verhau rund um den abgebrannten Bezirk; sobald die Asche abgekühlt ist, streut man Rocken hinein und gewinnt oft eine sehr reiche Aerndte . . . Man braucht dies Svedja in vielen Provinzen, theils als den Anfang der Urbarmachung, theils als eine kleine Nothhülfe in Ermangelung ordentlicher Äcker; dann wird nach ein paar Saaten der Boden wieder der Wildheit übergeben, giebt zuerst noch einige Jahre frischeren Graswuchs und schönere Waldbeeren, und bedeckt sich allmählig wieder mit Wald . . . Ich habe vor mehrern Jahren ein ganz ähnliches Verfahren, auf den Alpen von Krain und Steiermark, gesehen" (RS I 180). In den Smäländischen Küstenstrichen „verbrennt man nicht ganze Wälder, sondern nur die Stumpen und kleineres Gesträuch" (IV 141). In Jemtland

ist „eine eigne Art zu düngen, was man nicht selten sieht, daß sie Holz, welches sie so überflüssig haben, zu Asche und Kohlen auf den Feldern verbrennen, was besonders auf den Kartoffelfeldern geschieht“ (III 156). In Schonen bringt man nach der Brache „Disteln zum Brennen“ auf den Acker (IV 271). Eine andere Form der Brandkultur, die wohl wie das Schwenden in germanische Zeit zurückreicht, findet sich in Toskana. Dort „sieht man noch die alte Methode, häufig die Stoppeln zu verbrennen, die man sehr lange stehen läßt. Dies geschieht vorzüglich auf schwerem Boden, und sie meinen, daß dieses Verbrennen die Erde lockere, und die Asche der Stoppeln dünge. Siehe Virgil. Georgic. I 84“ (R II 250).[176]) Die älteste Art der Düngung mit Viehexkrementen ist vermutlich die gewesen, das Vieh zunächst frei, dann in Hürden auf dem Brachacker weiden zu lassen. So erhalten in Schottland die zu Dresch liegenden Ackerstücke keinen Dung, „außer etwa zuweilen von dem in Hürden darauf liegenden Rindvieh. Dasselbe kann man von mehreren nördlichen Landschaften Schwedens sagen“ (R 307).[177]) Die vollkommenste Form der Fäkaliendüngung ist dann die, den Dung im Stalle zu sammeln, und auf das Feld zu tragen. Diese Düngung erfahren zunächst nur die in unmittelbarer Umgebung des Hauses liegenden Äcker, die man in Shetland als Infield im Gegensatz zu den entfernteren, dem Outfield, bezeichnet, „eine Benennung, welche wahrscheinlich durch schottische Ansiedler eingeführt ist“ (R 307). In Schottland „empfängt das Binnenland allen mit Erde gemischten Dung, welchen das Gütchen giebt. So werden auch in Shetland manche Koppeln (inclosures) nahe am Hause alljährlich gedüngt“ (R 308).[178]) „Das Tun nennt man in Island das mit dem Bauernhause unmittelbar zusammenhängende Land: das einzige, welches Dung erhält“ (R 434).[179]) Ähnliches findet sich in Schonen. „Je näher der Acker den großen Dörfern ist, desto öfter wird er gedüngt... In jedem Schlage ist ein gewisses Stück, ungefär das Viertel, zuweilen etwas mehr, bestimmt, beständig Hafer zu tragen . . . dies ist das abgelegenste Stück, es wird nie bedüngt“ (RS IV 271). Von diesen „Binnen- und Außenschlägen, wie man es in Nordteutschland nennt“ (R 307), sind die ersteren diejenigen, die, „wie Bauersleute recht hübsch sagen, den Hahn immer krähen hören können“ (R 181).[180]) Das Bindematerial des Dungs richtet sich landschaftlich nach den Pflanzen, die man als Streu verwendet. In Shetland „gewinnt man den Dung aus Haidekraut, das man den Kühen unterstreut“ (R 306). Oder „man streut ihnen . . . Moos unter“ (R 291). Auch Erde und Schlamm wird als Dungstoff verwandt. So ist er in Shetland untermischt mit „Erde, die man weggräbt oder plagget, wo man oben unter dem Rasen gute zu finden meint, und mit trockenem zergangenem Schlamme, was man Duffmould nennt“ (R 306). In Helsingland sah Arndt „Dung aus Sumpfmoder, Leimen und Viehmist gemischt“ (RS IV 40).[181]) Endlich kann das Düngen durch Einpflügen stickstoffhaltiger Pflanzen geschehen. Auf den Orkneys „braucht man an einigen Orten den Tang häufig zum Düngen“ (R 228).[182]) Um Florenz findet man „in den Feldern noch Saggina, eine Art brauner Hirse und Feldbohnen und Wicken gesäet, die als Dünger mit der Wintersaat untergepflügt werden. Ähnlich fand ich es schon in Steiermark und Krain“

(R II 211). Oder man sät in die schmalen Ackerrücken „das Korn dünn ein. So wie dieses aufkeimt, schaufelt man die Erde aus den Furchen, worin der beste Saft des Düngers, Laub und anderes sich gesammelt hat, aus, und wirft einige Zoll hoch drüber, und läßt das junge Korn sich wieder mit seinen Spitzen herauswühlen. So wird es mehr oder weniger wiederholt, so daß der Rücken immer höher wird, wie die Furchen sich vertiefen. Oft geht man auch zu und gräbt, wenn die Saat noch jung ist, alles um, doch nicht tief und schaufelt, wenn es so unter und übereinander geworfen ist, neue Erde darauf, und wenn gleich manches Pflänzchen dabei verloren geht, so treiben die überbleibenden doch erstaunlich und stangen in tausend Äsien ab" (II 211).

Für die Art, den Acker zu bepflügen, sind einerseits die Bedingungen des Bodens, zumal die Feuchtigkeitsverhältnisse, andererseits sittenmäßige Traditionen maßgebend. Die Formen unterscheiden sich durch die Entfernung der einzelnen Pflugfurchen voneinander und die damit gegebene Breite der Feldstreifen. In Süddeutschland herrschen schmale Ackerbeete vor. Südlich von Bayreuth erscheinen „die engen, zwey Fuß breiten Rücken, wie man sie so häufig in Franken auf den Feldern sieht" (R I 61). Auch um Erlangen „findet man die fränkischen schmalen Rücken gepflügt, welche ich mit kleinen Veränderungen durch das Nürnbergische und Oberpfälzische bis nach Regensburg hin bemerkt habe" (83).[183]) Ebenso sind um Florenz „die Rücken Feldes zwischen zwey Furchen ganz, wie man sie in einigen Gegenden Frankens und Baierns sieht, d. h. äußerst schmal von anderthalb bis zwey Fuß Breite" (II 251). In Östergöthland „sieht man, wie in einem Theil von Baiern und Franken, sehr enge Feldrücken zwischen den Furchen, sowohl bei Sommer- als Winterkorn, oft kaum von eines Sensenhiebes Breite; auch das ist nur wieder so Gebrauch, da kein niedriger Boden es nothwendig macht" (RS IV 141). Sonst findet sich im Norden das breite Beet. In Södermanland liegt der Boden „mit breiten Rücken, nach westmanländischer und upländischer Weise" (IV 108). In Westergöthland hat man „die Weise der Feldrücken, die man von den Wasserfurchen immer abpflügt, und die in der Mitte oft drei Fuß höher sind als nach den Wasserfurchen hin; daher stehen die beiden Ecken gewöhnlich unter Wasser, wenn die Mitte trocken ist; um das Queerpflügen, das bei dieser Art unmöglich ist, scheint man sich nicht zu kümmern" (I 184).[184]) In Dalsland sind „die Feldrücken sorgfältig mit grabenartigen Furchen zierlich wie Gartenbeete aufgeschaufelt" (II 51). Auf den Ebenen Jemtlands „weiß man nichts von Gräben und tiefen Furchen nach Uplands und Östergöthlands Weise zwischen den verschiedenen Feldrücken" (III 154). In den westmanländischen „Niederungen stehen ganze Felder unter Eis und Wasser, weil man wohl die gewöhnlichen Upländischen Furchengräben, aber keine großen Abzugsgräben zu kennen scheint" (I 119). Das Pflügen beginnt wie in manchen Landschaften Deutschlands auch auf Rügen zu „Mariä Verkündigung, hier Pflugmarien genannt" (VGL 202).[185])

Über die in seiner Heimat angebauten Feldfrüchte berichtet Arndt, daß „erst seit dem Amerikanischen Freiheitskriege, seit 1780, wo die Korn-

preise zu ungewöhnlicher Höhe stiegen und nach Weitzen außerordentliche Nachfrage aus England war, der Weitzen dort den ihm gebührenden Rang eingenommen hat. In meiner Kindheit war dort die Gerste das Korn der ersten fetten Saat nach der Brache und Weitzen ward meistens nur für den kleinen Hausbedarf zu einem halben oder ganzen Drömt (12 Scheffel) ausgesäet . . . Erst seit den jüngsten beiden Jahrzehenden ist auch der Rappsamen dahin gekommen und wird mit sehr glücklichem Erfolg gebaut" (FA 247). „Das ursprüngliche orkneyische Getreide, welches überhaupt von jeher in dem höheren Norden vorgeherrscht zu haben scheint, ist Hafer und Gerste und zwar der graue und schwarze Hafer und die Sommergerste" (R 221). In Shetland wurden „im Jahre 1730 Kartoffeln zuerst eingeführt, und jetzt wechselt man häufig mit dem Anbau von Hafer, Kartoffeln und Gerste" (R 308). In Schweden hat sich „der Kartoffelbau erst nach dem siebenjährigen Kriege mehr verbreitet" (RS I 202). Um Florenz sät man „aus dem Rocken und dem Weitzen ein Gemisch, wie man es im südlichen Teutschlange z. B. in Baiern häufig findet" (R II 240). Auf den Orkneys ist „die Saatzeit der Gerste in der zweiten Hälfte des Maies, ganz wie in den nordteutschen Ostseelanden" (R 221). An einigen Orten geschieht das Säen nach sehr alter Weise noch von Frauen. „Etwas Neues war es mir, daß ich in Wärmeland die Weiber häufig als Säerinnen auf den Feldern fand" (RS II 60). Anbau und Pflege der Feldfrüchte sind landschaftlich oft an bestimmte Methoden gebunden. In Wärmeland werden „die kleinen Erbsenstücke, wie in einigen Gegenden Westergöthlands und Dalslands, häufig dünn mit Stroh überstreuet, damit die jungen Erbsen mit ihren ersten Köpfchen einen warmen Mantel gegen die Nachtfröste haben" (RS II 127). Ebenso zeigen sich in Dalarne „kleine Streifen Erbsen, hier wie in Wärmeland mit Stroh, oft auch mit kleinen Sträuchern bedeckt" (II 193). Bei Thorsåker in Gestrikeland sah Arndt „die Erbsen vortrefflich und Flachs und Hanf kamen eben mit den Spitzen hervor und waren dünn mit frischem Dung bestreut. Dies fand ich nachher [nach Süden] auch auf den folgenden Stationen; es ist gewiß das beste Mittel, den ersten Frost abzuhalten, der jeder jungen Pflanze im Aufkeimen tödtlich wird" (II 315). Nächte mit Nachtfrösten „heißen in Schweden jernnätter oder Eisennächte" (II 269). „Sümpfe mit ihren gegen Sonnenaufgang aufsteigenden Nebeldämpfen verursachen die schädlichen Sommernachtfröste und werden deswegen auch ganz richtig Frostnester vom Volke genannt" (II 267).[186]) In Jemtland heißen Jahre mit Mißwuchs „grüne Jahre, welche bei uns andern, die weiter nach Süden wohnen, ehe etwas Gutes zu bedeuten scheinen" (III 281). In Ungarn sah Arndt „Feldchen mit ungrischer Fruchtbarkeit, wo die Melonen in den Furchen des Weizens und Mais lagen" (BF 187). In Südfrankreich, „schon einige Meilen hinter Aix, sind die Weinstöcke nicht mehr italische Reihen und Ulmgattinnen, sondern werden an kleinen Stäben nach französischer, teutscher und ungrischer Weise auf einzelnen Feldern und Hügeln gezogen, ohne Korn oder Bäume zwischen sich zu haben, wenigstens ist das selten" (R IV 111).[187]) Die Maulbeerbäume werden in der Gegend von Nizza gekröpft, „wie ich es auch in der Mark und im Magdeburgischen gesehen habe, weil die jungen

Zweige reichere und zartere Blätter geben und dieser weiße Maulbeerbaum nicht zu den blätterreichen gehört" (IV 34). Bei Pisa sah Arndt „eine ganz besondere Art, außer den jungen Setzlingen die Oelbäume wieder zu verjüngen, wie man es auch mit Birn- und Apfelbäumen macht, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht so alt seyn müssen. Wenn ein Oelbaum altet und nicht mehr treiben will, so sägt man ihn nahe am Boden ab mit allen seinen Zweigen und setzt auf jeden alten neue Schößlinge. Es ist erstaunlich, wie lustig und schnell diese aus dem alten Stamm ausbrechen und in seine erstarrten Adern wieder neues Leben gießen" (III 226).

Vorwiegend sittenmäßig bedingt sind die Formen der Ernte, des Schneidens, Trocknens und Backreifmachens des Getreides. Auf den Orkneys „mähen sie das Korn meistens unreif ab, aus Furcht vor Wind und Wetter und vor Viehschaden" (R 221).[188]) Das nach dem Mähen auf dem Felde ungebunden liegende Korn wird in Niederdeutschland „Schwate" genannt: „Das letzte Korn auf dem Schwaat im Felde verfault" (S I 100). „Ich muß des Vaters Schwate mähn" (G 65). In Steiermark bleibt die Schwate nicht zum Vortrocknen auf dem Boden liegen, sondern „man bindet das Korn gleich hinter der Sense" (R II 11).[189]) Die zu Garben[190]) gebundenen Schwaten werden in Häufchen gesetzt, deren Form, bei der man größte Winddurchlässigkeit und größten Regenschutz erstrebt, landschaftlich verschieden ist. Auf Rügen werden sie satteldachförmig aufgestellt und mit „Hocke" bezeichnet: „Jochen Eigen und Johann Geese satten . . . achter eener Weitenhock" (MJ II 5), oder auch mit „Mandel" (GE 138). In Södermanland „setzen sie die Garben gerade wie bei uns in Mandeln" (RE IV 107). In Nordostschonen steht „Korn und Flachs in Mandeln aufgesetzt" (IV 162).[191]) Im Shetland werden „die Garben in kleinen Mandeln bis sie trocken sind, aufgesetzt" (R 310).[192]) Hinsichtlich der Form beobachtet man bei Stein an der Donau „eine sonderbare Mode mit den Hocken Getreides; über vier, fünf Garben nämlich ist eine Garbe verkehrt, die Ähren nach unten, wie ein Schirm gestülpt, so daß es wie ein umgestülpter Hühnerkorb aussieht" (R I 173). Auch in Södermanland „ist wohl hier und da über mehrere eine Garbe wie ein Deckel gestülpt und umgebunden" (RE IV 107). In der Gegend von Brüssel „gürten sie oben um die Köpfe der Garben ein großes Strohseil und halten so das Ganze zusammen" (R VI 203).[193]) Eine besondere Methode, Feldfrüchte zu trocknen, hat man in den Gebirgsgegenden Österreichs und Schwedens. Bei Marburg in Steiermark sah Arndt „die Stäbe von Mariazell oft drey Mannslängen hoch, woran die Leute Hirse und Heidekorn, oder Erbsen und Heidekorn pyramidenförmig hinaufbinden" (R II 47).[194]) In Östergöthland „spießen sie auf manchen Feldern die Garben auf Stangen übereinander, wie man dies auch in den Bergen Steiermarks sieht, dies heißt sneesa" (RE IV 138). In Nordostschonen sind „Korn und Flachs . . . auf manchen Feldern auch auf Stangen gespießt" (IV 162).[195]) Zum Trocknen von Schotenfrüchten hat man eine ähnliche Vorrichtung in Wärmeland. „Damit die Erbsen und Bohnen recht knochenhart werden, so hängt man sie in freier Luft auf großen Gerüsten auf, die zum Theil als abgedeckte Ziegel- oder Tabaksscheunen aussehen, wie in Westergöthland,

zum Theil bloß in ein paar großen eingerammten Baumstämmen bestehen, die zu beiden Seiten eine Menge Queerlatten haben. Ein solches Ding heißt Krake" (II 156).[196]) In Dalarne wird „das Heu gehäßjat oder auf Hässjor aufgehängt. Dies sind Gerüste mancherlei Form, oft nur einzelne große in die Erde gerammte Stangen, über welche in Zwischenräumen von 2 bis 3 Fuß mehrere Latten genagelt sind; oder es sind schräg gegeneinander gestellte Sparren, leiterartig von innen und außen mit Latten und kleinen Stangen beschlagen. Auf diese Stangen hängt man das Heu, wodurch die Luft einen freien Zug hat" (RS II 273). Im Thorsåker in Angermanland wird „alles Korn und Heu gehäßjat und die Dörfer mit der Menge Hässjor, die aus der Ferne wie Skelette von Scheunen und Ställen aussehen, nehmen sich sonderbar genug aus" (III 104). In Nordostjemtland wird „das Korn allgemein gehäßjat, entweder sogleich auf dem Felde auf kleinen Hässjor von drei bis vier Ellen Höhe oder auf höheren, die um die Dörfer selbst stehen" (III 157). Auf den jemtländischen Bergwiesen wird das Heu, „wo es weit von den Wohnungen ist, in Hässjor gesetzt und im Winter heimgeführt (III 282). Auch bei Oviken wird „alles Heu sogleich auf Hässjor gehängt" (IV 14). Bei Färila in Helsingland erscheinen „im Walde viele Hässjor mit Baumreisig und Laub behängt" (IV 27). In Südhelsingland sind „auf den Wiesen und bei den Häusern Hässjor und Kraken für das Heu und die Erbsen und anderes Korn aufgerichtet, und große Gerüste, um das Flachs zum Röthen darauf zu hängen" (III 33). Die Dalkarls machen über die Hässjor „an einzelnen Stellen auch wohl eine Art Schuppen darüber, in der Regel indessen hält man das nicht nötig" (II 273).[197]) Durch ein Dach geschützt sind diese Trockenvorrichtungen zumeist in den österreichischen Alpenländern. In Südsteiermark sah Arndt als „etwas sonderliches einige Schuppen, oder Scheunen, oft bloße Gerippe, drey, vier Ellen breit, mit einem Dache drüber, worin man Klee, Erbsen, Bohnen, Hirse zu beiden Seiten flicht, trocknen läßt von Wind und Sonne, und dann dröschet. Oft sind es ganze Zimmer [=Haus, siehe S. 198, 249] blos oben gedeckt, in der Mitte mit einem solchen Gerippe, vier bis fünf Ellen weit, wo das Korn hinein gethan wird, und zu beiden Seiten mit einem ähnlichen Flechtwerk aus Balken und Sparren, wo diese Getreidearten wieder umgewickelt werden. Man findet sie sehr häufig auf den Feldern, wie in den Dörfern" (R II 53).[198]) Endlich trocknet man die Feldfrüchte durch Anhängen an die Außenwand der Häuser. So sind bei Marburg in Steiermark manche Wohnhäuser „mit Kürbissen und Mais ganz umsetzt und umhangen, wie man in unsern Fischerdörfern zuweilen die Häringe, und an einigen Orten zum Trocknen ganze Reihen von Äpfeln gegen die Sonne hängt" (R II 47).[199]) Nach dem Trocknen wird das Getreide, soweit es nicht in Scheunen gelagert wird, in große Haufen zusammengesetzt. So wird es in Shetland „in den Kornhof gefahren, in großen Haufen aufgebauet, und gelegentlich in die Scheune gebracht" (R 310).[200]) In Schonen haben die Gehöfte meist nicht „so große Scheunen, daß alles Korn zugleich eingebracht werden kann, sondern vieles muß in Feimen gesetzt werden" (RS IV 252). Dasselbe gilt für die kleineren Höfe (IV 257). Auf Rügen „heißen die im Felde

pyramidenförmig aufgebauten Getraidehaufen Mieten" (R 439).[201]) Auch in Ungarn steht das Getreide „auf dem Felde oder neben der Wohnung in Mieten und Haufen. Sonderbar genug scheint so ein Dorf aus der Ferne, wo man ebenso viele Kornhaufen längligt wie Häuser gethürmt sieht, als wirkliche Häuser" (BfMG 31).[202]) Man kennt sie auch im nordöstlichen Frankreich. „Freilich habe ich noch keine Miethen oder Kornhaufen gesehen, aber die unverhältnismäßige Kleinheit der Scheune dieser Dörfer gegen die Größe und den Reichthum der Felder sagt es einem jeden, daß man es hier wie in Italien und Ungarn machen muß" (R VI 188). Eine Mittelform zwischen Diemen und Scheune ist der unter einem von einer Mittelstange getragenen Dache gelagerte runde Feimen. In Steiermark „stand ein Kornhaufe bei dem andern auf dem Felde, in der Form eines zackigten Zuckerhuts, oder, wenn man will, eines chinesischen Tempels. In der Mitte steckt meistens ein spitziger Stab, und einige Garben machen die Decke" (R II 10). Dieselbe Form haben sie in Norditalien. „Scheunen, wie in nördlichen Ländern, wo das Korn eingefahren wird, kennt man in Italien fast nicht. Erlaubt die Zeit nicht, solches auszudröschen, so setzt man Miethen, und steckt die Stoppelenden auswärts und die Garben einwärts. Diese Miethen oder Kornhaufen heißen barche (auch wohl biche) und ihr Setzen abbarcare. Man macht über die Spitze des Zuckerhutes, in dessen Form sie gesetzt werden, ein Dach aus Rohr und altem Stroh, und nimmt allmählich ab, wie man dröschen will, und setzt aus dem Stroh wieder Strohmiethen (pagliaji). Ebenso macht man es hie und da mit dem Heu" (R II 254). So sind im Toskanischen „die Strohmiethen rund um eine Stange (lo stilo) gesetzt, und werden oben mit einem Dache aus geflochtenem alten Stroh oder Rohr sehr nett gedeckt, damit der Regen nicht viel schaden könne" (II 225). Bei Pisa „stehen zuckerhutförmig die Strohmiethen und Heuhaufen, von welchen Letzteren man mit eben so viel Zierlichkeit als von einem Käse, ausscheidet, und immer nach den Gegenden hin, woher der Wind nicht zu kommen pflegt" (III 143).[203]) Im Norden werden Korn und besonders Heu in Laden gelagert. In Gestrikeland tragen die Wiesen, „wie es in Südschweden häufig ist, ihre Schuppen auf sich, worein das Heu gefahren wird" (RS II 315). Bei Forß in Ostjemtland erscheinen „große Wiesen und eine unendliche Menge Heuschuppen" (III 121). Die Lappen haben zur Bergung ihrer Vorräte über den Erdboden erhöhte Vorrichtungen. „Ihr Fleisch, ihre Milch, ihr Käse hängt in Körben und Kisten verwahrt auf hohen Pfählen, damit Hunde oder andere Thiere es ihnen nicht bestehlen" (III 243).[204]) Das Ausdreschen des Getreides geschieht in südlichen Ländern auf unter freiem Himmel gelegenen Tennen. Im Renotal sieht Arndt „dröschen, rein machen und worfeln, ganz auf dem Fuß, wie Virgil es beschreibt, auf geräumigen Tennen unter freiem Himmel, die aus einem Gemische von Leimen, Kalk, Eisenschlacken und andern Materien so fest zusammengestampft, und zugleich um einen halben Fuß über den Boden erhöht sind, daß Regen und Schnee sie nicht so leicht verderben können (R II 154). Doch ist „die Tenne bald gedeckt, bald ungedeckt" (II 254). Der ungarische Bauer hat „selten eine Scheune, sondern außer seinem kleinen Häuschen höchstens ein kleines Loch mit einer Tenne

(oder Scheundiele), worauf er nach und nach das Getreide ausdröschet. Oft sind diese Tennen schon nach italienischer Sitte unter freiem Himmel" (BfMG 31). Nach dem Dreschen wird das Getreide zur Reinigung von der Spreu „geworfelt" (R 310, R V 161), eine Arbeit, die wegen des aufgewirbelten Staubes sehr schmutzig macht: „Die Tänzer sahen aus, als wenn sie in der Scheune geworfelt hätten" (R VI 40).[205]) Um das Korn backreif zu machen, wird es in Shetland gedarrt, „auf Oefen getrocknet" (R 310), wie auch die Bewohner der Orkneys „neben den Scheunen Oefen haben, gleich den in Schweden und Liefland sehr gebräuchlichen Rien oder Rior, worauf sie das Korn trocknen" (R 221).[206]) Soweit in Shetland die alte Handmühle, die Quern, nicht verwandt wird, muß man „das Korn auf Bannmühlen mahlen lassen, welche vom Hafer das Zehntel und von der Gerste das Sechszehntel als Mahlschatz nehmen" (R 221). Ebenso gibt es in Deutschland „an manchen Orten Bannmüller" (W I 341).[207])

Das Brot ist in seinem Herstellungsmaterial abhängig von dem in der Landschaft bevorzugt angebautem Brotkorn. In den nördlichen Gebieten Schwedens „ist die größte Aussaat im Sommerkorn, deswegen isset man gewöhnlich Gersten- und Haferbrod, welches weder schlecht schmeckt noch der Gesundheit schadet . . . Roggenbrod wird nur bei ungewöhnlichen und festlichen Gelegenheiten gegessen und erscheint überall nur auf den Tischen der Reicheren" (RS II 275). „Der Wärmeländer ist wie der Schotte ein Haferbrodesser. Er befindet sich wohl bei dieser gesunden Speise, und seine Knochen und Nerven sind nicht schwächer als die seiner Roggenbrod essenden Nachbarn" (II 133). In Jemtland essen „die Bauren meistens Tunnbröd aus Gerste, doch findet man an den meisten Stellen auch Rockenbrod" (III 126). Bei Christianstadt in Schonen hat Arndt, von Norden kommend, „nach langer Zeit mit unsäglicher Freude wieder das erste Schwarzbrod" gegessen (IV 181). In Shetland ist „das gewöhnliche Hafer- und Gerstenbrod grob" (R 337). Die Brotform wird bestimmt durch feste Überlieferungen. „Eine Art Brod" sind die Wiener „Kipfen" (R I 213).[208]) Bei Upsala hängen „in manchen Stuben an Stangen die Cylinder von Hartbrod oder Knäckebröd. Dieses Brod ist ächt schwedisch; und weich Brod, welches Limpa und wenn es süß gemacht ist, Kryddlimpa heißt und die Form des teutschen Brodes hat, wird in Verhältniß zu diesem wenig gegessen. Die meisten Wirthschaften auf dem Lande, große und kleine, backen zu verschiedenen Zeiten, meistens im Frühling oder Herbst, für ein halbes oder Vierteljahr. Das Brod ist zirkelrund und fladenartig, in der Mitte oft durchbohrt und in geheizten oder auch sonnigen Zimmern zum Trocknen aufgehängt; es ist von der Dicke eines halben Zolls bis zu der Dünne von ein paar zusammen gelegten Blättern. So giebt es viele Monate nacheinander eine gesunde und nie verderbende Nahrung" (RS I 117). In Shetland wird „zuweilen das Mehl sehr fein gemahlen und durchgesiebt und zu kleinen sehr runden und dicken Kuchen geformt, welche Broomies heißen und nach der Beschreibung mit den runden harten, sehr wohlschmeckenden und sehr gesunden Brodkuchen Schwedens, welche Knäckebröd heißen, viele Aehnlichkeit hat" (R 337). Der Dalkarl ißt „dünnes Gerstenbrod . . . Dies Brod heißt ge-

wöhnlich nur Dünnbrod (tunnbrod) ist auch selten dicker als ein Roggenhalm; man rollt es wie wohlgegerbtes Leder oder wie ein Tuch in mancherlei Falten zusammen; es schmeckt gar nicht übel (RS II 250).[209]) In den nördlichen Provinzen Schwedens, „den Gegenden, die den Nachtfrösten und dem Miswachs am meisten ausgesetzt sind, greift man wohl zuweilen zur Rinde, solches Rindenbrod wird aber nie allein, sondern mit Beimischung von anderm Getreidemehl gebacken. Ich habe Proben davon gesehen und geschmeckt, es ist spröd und etwas bitter und meine ungewohnte Zunge fand allerdings keinen Geschmack daran, aber nahrhaft soll es sehr seyn. Nicht die Birke ist der Baum, von dem man die Rinde nimmt, sondern die Kiefer oder Före (schwed. Furu, Tall). Man haut die glattesten, schlanksten und frischesten Kiefern von 4 bis 8 Zoll im Durchmesser und schält sie ab. Die untere weiße und narbige Rinde, welche frisch auf der Zunge gar nicht übel schmeckt, wird von der rauhen Oberrinde getrennt, an der Sonne getrocknet, auf der Tenne gedroschen oder geklopft, endlich wie anderes Korn geworfelt, damit alles Faserige und Spreuartige fortgehe; dann wird sie weiter in Ofen getrocknet und zu Mehl gemahlen. Auf dieses Mehl wird mehrere Male Wasser gegossen und abgezapft, um das Herbe und Harzige etwas wegzunehmen. In Nothjahren braucht man in einigen nördlichen Provinzen auch wohl einige Moosarten, als das weiße Moos und das Renmoos, gemahlen und unter Kornmehl gemischt, mit zum Brode. Selbst alte Knochen sollen zuweilen gemahlen und zu solchem Behuf gebraucht seyn" (RS II 275). So bedient man sich in Jemtland „in Jahren der Noth . . . hier und da einer Zumischung von Rinde zum Brode" (III 287). Die Lappen kochen aus Tannenrinde „mit Wasser und Rentalg einen Brei, den sie gierig essen" (III 273). Überhaupt ist „Brod unter ihnen noch immer eine Seltenheit, häufiger haben sie etwas Mehl und essen es mit Wasser oder Milch gekocht als Brei" (III 242).[210])

Einen wesentlichen Bestandteil der landwirtschaftlichen Betriebsform bildet die Viehzucht. „Die Hälfte und oft mehr als die Hälfte des Landbaues beruht auf dem lieben Vieh und den Herden" (GN 285). Ein Vollhufner in Pommern und Rügen besitzt an Vieh „8 Pferde und wohl 1 darüber, 4 milchende Kühe, 3 Rinder auf den Zuwachs, 2 Schweine auf dem Koben und 3 Pölk (kleine Schweine) auf den Zuwachs, 2 Gänse und 1 Gänserich, einige Hühner" (VGL 192).

Das Hauptarbeitstier im Bereich des germanischen Kulturkreises ist das Pferd. In Shetland tragen „die kleinen Pferdchen oder Shelties den Dung in Körben, — Karren sind hier fast garnicht — die man ihnen überhängt, auf die Felder" (N 306).[211]) Ebenso trägt es „die Frauen und Kinder zu den Kirchen und zu den Häusern, die sie besuchen wollen, und bringt die Kranken, Armen und Reisenden an den Ort ihrer Verpflegung und Erholung; es muß Heu, Torf, Fische und Korn in Körben oder Bündeln auf seinem Rücken nach Hause tragen. Vorgespannt wird es fast nie, da es in ganz Shetland kaum einen Karren und Wagen giebt" (N 290). In Dalarne geschieht die Heimbringung des Heus von den weit entfernten Bergwiesen „häufig mit Pferden und Packsätteln in ungebahnten Gegenden" (RS II 272). „In Jemtland reitet fast alles auf Sätteln und Queersätteln; Män-

ner, Weiber, Jungfrauen, Mütter mit ihren Kindern — alles saß zu Pferde" (III 180).[212]) Der Bauer und Fuhrmann behandelt seine Pferde wie seinesgleichen. Ein solches „Gemeinleben mit den Pferden" sah Arndt bei den „russischen Fuhrleuten und Postillionen" (BL I 424). „Mit ihren Pferden scheinen diese Naturkinder im Singen, Pfeifen und Plaudern eine Sprache zu sprechen, welche beide Theile vollkommen verstehen" (Erg 135, ähnl. GZ III 212).[213]) Aus demselben Grunde schmückt der Toskaner sie wie die andern dort freilich überwiegenden Arbeitstiere Esel, Ochsen und Maultiere „mit bunten Netzen, Bändern, Büschen und Glöcklein außerordentlich auf, und seine Thiere sind immer geputzter als er selbst, wenn er zur Stadt reiset" (R II 258). Um Genua haben diese Tiere „keinen gewöhnlichen Beschlag, sondern einen ganzen Eisenschuh, der drei vier Zoll, wie die Spitze eines Schrittschuhs, emporsteht, und worauf sie sehr sicher schreiten" (III 321).[214]) Das russische Pferd wird „meistens nur durch einen einseitigen langen Zügel geführt" (Erg 135).

Das Rind hat seine uralte Bedeutung als Zugtier noch in vielen Landen erhalten. Wo in Shetland das Land nicht gegraben wird, „sieht man gewöhnlich vier Ochsen vor einen Pflug gespannt" (R 306). Auf den Orkneys ist das Rind „klein aber stark und sehr ausdauernd in der Ackerarbeit" (R 202).[215]) In Schweden findet es sich als Arbeitstier besonders in den südlichen Provinzen. „Die Ochsen müssen in Westergöthland bei dem Ackerbau das Beste thun, pflügen und egen" (RS I 222). Bei Kinnekulle in Westergöthland sieht man „vor einem Pfluge meistens 4 Thiere, entweder 4 Pferde oder auch 2 Ochsen und 2 Pferde" (I 238). „Der Ochs pflügt und zieht den Wagen" auch in Småland (IV 138). Ebenso in Nerike „gebraucht man die Ochsen viel, und sie müssen sogar traben lernen" (I 170). Noch in Westmanland verwendet man „allgemein mehr Ochsen, als Pferde" (I 156). In Dalarne „braucht man durchaus nur Pferde und nur um Säther und Hedemora bekömmt man hie und da als eine Seltenheit einen Ochsen vor dem Pfluge zu sehen" (II 293). „Ochsen sieht man gar nicht" in Gestrikeland (II 320). Bei Gudmundrå in Angermanland sah Arndt „zum ersten Mal nach langer Zeit wieder mit Ochsen pflügen" (III 54). Gen Süden werden bei Nyköping in Södermanland die Ochsen „immer häufiger," wie sich „Ochsenpflug und Ochsenwagen hie und da in Upland schon wieder zeigen" (IV 109). In Krain „ziehen die Ochsen mit der Brust unter einem in Feuer ziemlich gekrümmten Joche" (R II 60). Wie der Italiener sein Zugrind auf seiner Fahrt in die Stadt bunt behängt (II 258), so zeugen ebenso in Süddeutschland, wie um Nürnberg, „von der Sorgfalt und Pflege, welche diesen Thieren zukommen, die zierlichen Halsbänder und Glocken, die alle nubilis aetatis um den Hals tragen" (I 90).[216]) Auch in Jemtland hört man „Kuhschellen klappern" (RS III 116). Zwischen Siljan- und Orsa-See begegneten Arndt „Ziegen- und Rinderherden . . . sie unterbrachen durch ihren Schellenklang . . . die Stille des Morgens" (II 258).[217]) Bei Reichenbach in Schlesien tragen die Kühe „einen Maulkorb, damit sie heimgehend wie die Eber Ajax seitweges nicht nach den Aehren greifen. Dasselbe sah ich nachher in einigen Gegenden Böhmens und selbst um Kiew" (BL I 409).[218]) In Dalarne werden den

stößigen Rindern „die Spitzen der Hörner mit Holzscheiben oder Eisenringen eingefaßt; bei uns pflegt man sie abzusägen“ (RS II 314). In Jemtland „melkt man täglich zweimal, in einigen Kirchspielen dreimal bis Bartholomäi nach dem alten Sprichwort: När löfskogen lyser til by, skall boskapen mjölkas i tre.

Wann scheint zum Dorf das Laub im Hain,
melke dreimal die Kühe dein“ (RS III 287)

Auf der Weide wird das Vieh vermittelst der Tüder angepflöckt. „Dieses Tüdern geschieht durch Fesseln, Kappzäune und Stricke auf verschiedene Weise an dem verschiedenen Vieh, indem sie bald an dem Kopfe, bald an den Beinen festgehalten werden. Man sieht in Nordteutschland und häufiger im Norden auch Schweine, Schaafe und Kühe so getüdert. Noch muß ich bemerken, daß man z. B. in den Inseln Seeland, Mön und Rügen viele Tüder, Reife und Zäume aus Schweinshaaren sieht“ (R 203). So verwendet man auch auf den Shetlandinseln „die Haare dieser im Norden immer sehr langbehaarten Thiere, . . . Pferde und Rindvieh im Felde damit zu tüdern“ (ebda). Neben dem Weidevieh werden auf Rügen auch „Pferde und Füllen getüdert“ (S III 506).[219]) Ein anderes Mittel, das Vieh am Entweichen zu hindern, ist die Fußfessel. Von Süden nach Westergöthland kommend, „sah ich zuerst, was ich nachher noch oft sehen sollte, die Ziegen mit einem kleinen Stricke oder Riemen an zwei Füßen gespannt, damit sie nicht über Zäune klettern“ (RS I 186).[220]) In Zeiten der Not gibt man dem Vieh in Shetland, „was auch in Island häufig geschieht, einen Brei von zerstossenen und gekochten Fischgräten“ (R 291). Am Orsasee in Dalarne braucht man Baumrinde „für das Vieh“ (RS II 259). Überhaupt ist im Norden Kiefernrinde „an vielen Orten ein gewöhnliches Viehfutter . . . Man füttert Kühe und Schweine damit; die letztern werden oft Monate lang fast allein damit unterhalten. Eine Art Schweinfutter, das für Schweine allerdings nicht zu unzierlich ist, muß ich hier nennen. Ich habe es an mehreren Stellen des Landes in kleinen und großen Wirthschaften gefunden und die Leute behaupten, daß die Thiere sich ganz wohl dabei befinden. Man nimmt den frischen Pferdedung und streut etwas Kleien oder Schrot darauf, mischt dies mit warmen Wasser zusammen und giebt es ihnen so. Selbst für Kühe wird der frische Roßdreck zu einem ähnlichen Brei an manchen Stellen Norrlands bereitet“ (RS II 277, III 285). In Jemtland dienen zum Viehfutter „außer der bekannten Kieferrinde die Blätter, Zweige und Rinden von mancherlei Bäumen. Wie oft habe ich mitten in großen Wäldern ganze Reihen aufgestapelten Birkenreisigs gesehen, das für das Winterfutter der Schaafe und Ziegen aufgestellt und aufgehängt war. Sonst brauchen sie auch die Rinden und Blätter des Sperberbaumes, der Espe, Saal- und Korbweide; sie werden gesammelt und im Herbst eingefahren. Man macht Wasser warm und mischt Spreu, Nesseln und anderes Blätterwerk zu einem Brei zusammen, den die Kühe gierig fressen . . . So rechnet man auch Wachholdersträuche unter die herrlichsten Nahrungsmittel des Viehs beim Futtermangel. Sie

werden klein gehackt und gekocht und der Brei wird, sobald er abgekocht ist, mit ein wenig aufgestreutem Salz dem Vieh vorgegeben" (III 283). So wird in Westergöthland „auch die Birke viel als Schaaffutter gebraucht" (I 247), wie auch bei Jemserum in Småland „Heu und Futter aus Birkenreisig und Birkenblättern viel gemacht" (IV 130) und bei Rissеby „Birkenfutter noch immer gemacht und ganze Fuder desselben eingefahren" werden (IV 139). Die Schafzucht, die in Shetland eine große Rolle spielt, wird dort in Gemeinwirtschaft betrieben. Man läßt die Tiere fast wild auf den weiten Weidegründen umherlaufen und treibt sie nur zur Schur, „um zu rüen (rue), oder dem Schaafe mit den Händen die Wolle abzuraufen, wenn sie angefangen hat sich von selbst zu lösen, . . . in schlechte Einhegungen, welche Punds oder Crues heißen" (N 294). „Jeder Eigenthümer hatte seine besondere Marke, woran er seine Schaafe erkennen konnte. Diese Marke durfte aber nur mit Genehmigung des Untervogts gebraucht werden, dessen Obliegenheit es war, in ein öffentliches Verzeichniß eine genaue Beschreibung aller der Zeichen einzutragen, welche jeder Einzelne anzunehmen wünschte, um seinen besonderen Antheil, den er an der gemeinsamen Schaafheerde hatte, herauskennen zu können" (N 293).[221]) Die tragenden Schafe halten wie in englischen Verhältnissen „die Schäfer auch bei uns häufig im Stalle, wann sie das junge und das nichttragende Vieh draußen weiden" (N 470). Die Milch des Weideviehs wird entweder roh genossen oder zu Butter und Käse verarbeitet. Schon die Germanen kannten „geronnene Milch" (AA 103).[222]) Auf Shetland bereitet man „eine säuerliche und sehr angenehm schmeckende Sülzmilch durch Aufguß süßer auf sauere geronnene Milch; welchen Aufguß man mehrere Male wiederholt, indem man die dünnen Molken, welche sich nach jedem Aufguß angesetzt haben, abgießt" (N 292). Ferner macht man „Butter und Käsebutter, die man Kirnmilk nennt. Wenn diese Käsebutter durch Zuguß heißen Wassers von der Buttermilch abgesondert ist, so giebt das übrig bleibende Gemisch von Molken und Wasser ein gemeines Getränk Namens Bland, welches, wenn es eine Zeit lang gestanden hat, in eine leichte Gährung geräth, und nach Verlauf weniger Monate einen bedeutenden Grad von Klarheit annimmt, und mit ihr einen sehr sauern doch angenehmen Geschmack. Ein ähnliches Getränk gleichen Namens braut man auch in Island" (N 291). „Das gewöhnliche Getränk der Isländer ist Blanda, eine Art Molken mit Wasser gemischt, die Molken selbst, welche sie Syra heißen, und Milch, die sie immer warm trinken" (N 434). „Einer Art Ziegenkäse, in Schweden unter dem Namen Mesost bekannt, eigentlich der letzte Ausdruck aus den Molken, habe ich besonders Geschmack abgewonnen" (RS II 271).[223]) Wie die Pommern als starke Esser bekannt sind, so ist besonders der Fleischgenuß ein großer bei ihnen. So war Arndt „das Fleischessen nach Landessitte mit allen andern gemein" (VF 168). Die Franken dagegen „essen wenig Fleisch und feste Speisen, sondern mehr dünne Suppen, Salat mit Kartoffeln, oder zum Brode, Gurken und andere leichtere Sachen" (N I 64). In Dalarne sind „die Fahluner berühmt als Schwedens Westfalen wegen ihres Schinken und ihres geräucherten Fleisches" (RS II 234).

Unter dem Federvieh hat der Hahn seine Bedeutung für den Land-

mann als Stundenangeber. Der Jäger Schulz auf Arndts väterlichem Hofe erzählt, „er könne an ihrem verschiedenen Schreien die verschiedenen Nachtwachen, welche sie abkrähen, unterscheiden. Da mogte er Recht haben, denn das werden auch die meisten Bauren zu unterscheiden wissen, welchen diese Thiere häufig die Nachtglocke schlagen müssen: denn der Abendklang aus dem Thiermunde ist ein gar andrer als der Morgenklang, der Herbstklang klingt in gar andren Tönen als der Frühlingsklang" (S III 533). Die Tauben haben in Toskana „bey vielen Bauerwohnungen und selbst bey einigen Villen Thürme von zwey, drey Stock, wo sie nisten" (R II 211). Tauben gehörten auch zu den Gespielen in Arndts Jugend: „Ich hatte damals ein Paar schönste schneeweiße Tauben von der Art der sogenannten Trommler, meine und meiner Mutter Lieblinge, welche sich in einem Zimmer neben meinem Schlafstübchen im Kamin ein Nest gebaut hatten, indem eine zerbrochene Fensterraute ihnen das Zimmer öffnete" (S III 490).

„Schneeweiß flattern die Kleinen noch auf, und schneeweiß die Alten
Durch die Raute herein, welche zum Kämmerchen führt,
Mütterchen streut noch das Korn, das Büblein klatscht in die Hände;
Auch das Nest im Kamin seh' ich wie damals noch heut" (G 173).

Älteste Haustiere, die fromme Verehrung genossen, weil man sie für geschlechtslos hielt, sind die Bienen. Eine uralte Form der Bienenwirtschaft ist die noch heute im slavischen Osten übliche Zucht in Zeidelbäumen. In Wolhynien „erblickte man auch die Anstalten einer gewaltigen Bienenwirtschaft; man sah Bienenstöcke anderthalb Mannslängen hoch aus hohlen Baumstämmen; man sah Waldbäume mit noch grünen Wipfeln zehn fünfzehn Ellen hoch über der Erde angebohrt, mit Bienen bevölkert und mit Türen und Klappen verschlossen. Auch standen hin und wieder Pfähle unter den Bäumen, ich denke die hinaufkletternden Bären drauf zu spießen" (Erg 129, ähnl. BL I 422, GJ III 209). Im Westen herrscht die schon in germanischer Zeit übliche Zucht in Stöcken vor. Zwischen Wienerisch-Neustadt und Neukirchen „waren ganze Felder Haide, worin man, nach Lüneburger Haideart, eine Menge von Bienenstöcken für den süßen Raub ausgestellt hatte" (R II 4). Man bezeichnet sie auf Rügen als „Immenrump" (MJ II 92). Durch Aufbau weiterer Aufsätze entwickeln sie sich zu Magazinstöcken. „Ockels heißt in Pommern bei Magazinstöcken ein aufgesetzter Bienenkorb" (R 101). In Schweden „schlachtet man sie gewöhnlich, sonst kosten sie zu viel in den langen Wintern" (RS I 168). Auch bei uns ist es üblich, daß „manche Bienenväter die Bienen mit Teufelsdreck und Schwefel todtschwälen, wann sie die Stöcke gefüllt haben" (W III 28).[224])

Mit der Einsetzung des Ackerbaus verliert die Jagd ihre wirtschaftliche Bedeutung. Zunächst noch als Schutzjagd zur Abwehr reißender Tiere von Feld und Haus betrieben, wird sie endlich zum Sport, zuletzt ausschließlich der Vornehmen, wobei jedoch Nutzzweck hauptsächlich die Pelzgewinnung bleibt. Was bei den Germanen „für Thiere lebten, die Felle und Rauchwerk gaben, können wir aus dem schließen, was der Jäger jetzt in den Wäldern von Samogitien und Litthauen und Wärmeland erbeutet" (AA

90).[225]) Zum Auftreiben und Jagen des Wildes dienen die Jagdhunde, wobei beide Tätigkeiten oft von verschiedenen Arten ausgeübt werden. Man gebraucht „jene Jagdhunde, welche den Wald stören und wecken, bis die feinen Nasen kommen, die wirklich finden und jagen" (SG 261). Zum Zusammenrufen der Hunde auf der Jagd dienen zuweilen landschaftlich feste Ausdrücke. „Wol! Wol! ist in meiner Heimath an der Ostsee der gewöhnliche Ruf, womit der Jäger seine verlaufenen und verstreuten Hunde versammelt" (WS 356). Im Hause werden die Hunde auch paarweise zusammengekoppelt. So erzählt Arndt ein Erlebnis aus seiner Kindheit: „Zwei zusammengekuppelte Jagdhunde . . . fassen den kleinen Jungen zwischen sich und reißen ihn . . . die Treppe herunter" (S III 488). Eine Jagdform, bei der Treiber mit Lärminstrumenten oder Geschrei das Wild aufjagen, ist die „Klapper- und Treib-Jagd" (WW 413), „Schalljagd" (GJ IV 43, MJ I 33, PG 112) oder „Klapperjagd" (GJ IV 168, MJ I 33, W I 86).[226]) Das aufgetriebene Wild wird vor den Lauf des Jägers gebracht, „was unsere Jäger das Mal oder Schußmal nennen, wo das Thier in den Schuß des Jägers gekommen oder so matt ist, daß derselbe es mit Bequemlichkeit abfangen oder schießen kann" (RS 491). „Man sagt von dem Wild in Schußmaal seyn, in Schußmaal kommen" (WR 102). Das Elentier fängt man in Jemtland „mit einer Art Falle oder Gerüst, welches Elgled heißt, auch wohl in Gruben. Indessen das verbotene Schießgewehr ist das gewöhnliche Mordinstrument geworden" (RS III 290).

Die Jagd auf Vogelwild wird so betrieben, daß man „Beeren und Köder an Sprenkeln und Leimruthen aushängt" (S IV 63), deren Reihenlagerung als „Dohnenstieg" bezeichnet wird (MJ II 97).[227]) Bedeutsam ist für Rügen die Schwanenjagd. „Ich weiß aus meiner Heimath, wie mancher Jäger auf der Schwanenjagd ertrunken ist bei dem kleinen romantischen Eiland Putlitz, das mitten in der größeren Insel Rügen in einer tief ins Land hineinlaufenden Bucht liegt. Um diese Insel, wo es an einigen warmen Stellen selbst in strengen Wintern nicht zufriert, halten sich oft Tausende von Schwänen auf. Da gilt es denn für die auf die kostbaren Federn lüsternen Schützen, sich auf dem Eise an sie heranzuschleichen und sie zu schießen. Mancher wagt dabei zuviel und sinkt mit Kugeln und Flinte in den nassen Abgrund" (N 278).[228]) Große wirtschaftliche Bedeutung hat der Vogelfang noch auf den schottischen Inseln. Die Bewohner von Kilda haben „eine solche Unendlichkeit von Solangänsen, daß sie an 20 000 jährlich in kleinen Steinhäusern aufbewahren, welche dafür und für die Aufbewahrung anderen Gevögels, der Eier u.s.w. gebaut sind. Die Eier bewahren sie einige Monate in Torfasche auf. Solangänseeier essen sie roh und behaupten, sie seyen gut für die Brust. Die Eier nehmen sie aus, indem sie an langen Tauen hangend die Felsen beklettern" (N 278). Schweinehaare benutzt man auf den Orkneys, „für die Vogelfänger und Federsammler Stricke daraus zu machen, woran man sie an den Felsen hinabläßt, Eier oder Junge aus den daran und darin hangenden Nestern zu nehmen" (N 203). Auch in Shetland werden „auf den einzelnen unbewohnten Klippeninseln und in den schroffen Uferklippen einzelner großer

Inseln viele Eier, junge Vögel und Federn gesammelt. Besonders reiche Beute giebt in dieser Hinsicht die hohe und schöne Insel Foula. Dort wimmelt es von einer Unendlichkeit von Seevögeln, die in den Uferklippen hausen. Die Beute an Federn, Eiern und Vögeln wird auf die bekannte halsbrechende und zwischen Himmel und Erde schwebende Weise durch Klettern an Stricken gewonnen" (R 301).[229])

Die Methoden des Fischfangs gliedern sich in solche, die in Binnengewässern und an den ufernahen Stellen des Meeres und in solche, die auf hoher See betrieben werden. In Shetland „benennt man mit dem Namen Haaf jede Fischerstation, welche schon entfernter von dem Strande liegt, wie man auch in meiner Heimath zwischen dem Fange auf der hohen See und auf dem Schaar (Strand: das engl. shore) unterscheidet" (R 322).[230]) Binnen- und Flachseefangarten der Heimat stellt Arndt zusammen, wenn er im „Lebenstraum" sagt:

„Werfen das Netz nach dem Barsch und stellen dem Aale die Reusen,[231])
Ködern die Angel dem Hecht, spießen bei Fackeln ihn auf" (G 265).

Wie den Hecht, pflegt man auch den „Aal zu stechen" (S III 501).[232]) Fischfang mit anlockendem Lichtschein beobachtete Arndt ebenso in Nerike. „Ich habe mich auf meinem ländlichen Aufenthalt die Abende oft herzlich über eine Art Fang gefreut, der auch im Vaterlande heimisch ist, und den ich als Knabe oft mitgemacht habe; man braucht ihn besonders im Frühling und Herbst. Mit einem Kahn zieht man, in der Dunkelheit der Abende und Morgen, auf den Fang der Aale und Hechte aus, bewaffnet mit einem Aaleisen mit Widerhaken. Für solchen Kahn gehören zwei Mann, der eine ist der Fischer und regiert Kahn und Waffen, der andere hält eine Fackel oder angezündetes Stroh über das Wasser, um jenem die Opfer für sein Eisen zu zeigen. Dies heißt in Holland und im Niedersächsischen Dialekt bluysen (das englische bloss). Hier nennt man die Feuer auf dem Wasser Tustereldar, nach dem Aaleisen, welches Tuster heißt. Ich zählte auf einem großen Bache . . . oft über 100 solcher Bluysenkähne" (RS I 171).[233]) Im Winter werden in das Eis Löcher geschlagen und durch diese die Netze gezogen. „Nun fuhren die Fischer, welche durch sogenannte Waken ihre Netze hin und hergezogen, zu uns heran mit ihren Schlitten, worauf sie uns neben ihre Fischbütten setzten" (S III 489), erzählt Arndt aus seiner Kindheit.[234]) Zum Fang in Bächen dient „der Kesser, ein kleines Handnetz an einer Stange gehalten" (S III 499).[235]) An küstennahen Stellen steckte man in Shetland bei der Kabeljaufischerei „Stellen zum Fischen, Raiths genannt, durch gewisse Landmarken oder sogenannte Meiths ab, so daß jeder sein eigenes Raith wußte, und ein ungebührlicher Eindrang in dasselbe nicht weniger ungesetzlich und strafbar gehalten ward, als wäre er gegen ein eingekoppeltes Land geschehen" (R 323). Den Seehund (phoca vitulina) nennen „unsere Fischer den Saalhund, auch wohl kurzweg den Saal" (R 207);[236]) „bei mir zu Lande wird der Dorsch in der Fischersprache Dösch genannt" (R 323),[237]) wie die cobitis barbatula „Schmerle": „Schmerle heißt das kleinste Fischchen" (BE 33).[238]) Zu den Beschäftigungen der Fischerbevölkerung gehört auch das Sammeln von Bernstein. Wie schon die Aestier „den Bernstein sammelten, welchen sie

Glas nannten, zwischen den Sandbänken und am Gestade selbst" (AA 89),[239]) so „gräbt man Bernstein noch heute von der mecklenburgischen Grenze bis Kurland: wann ein frischer Nordost- oder Ostwind geweht hat, laufen die Leute auf dem Dars, auf Wittow, Hiddensee, Mönchgut und Usedom an den Strand zum Sammeln" (N 97).[240])

Die Hochseefischerei wird als bedeutsamer Nahrungserwerb besonders auf den nordschottischen Inseln betrieben. Auf den Orkneys freilich „fischen sie nahe am Strande und für den eigenen Tisch und fahren nie auf die hohe See. Doch muß hier eine Ausnahme in Hinsicht der Hummern erwähnt werden" (N 231).[241]) Die Boote, deren sich die Orkneyer zu diesem Fang bedienen, sind „jedes mit zehn Mann bemannt" (ebda), die „Jöllen" der Shetländer waren in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts „so schmal, daß keine mehr als drei oder vier Mann faßte" (N 318),[242]) während am Schluß desselben die aus Norwegen eingeführten „Jölle (Yawl) aus 6 Rudern" bestand und „20 bis 24 Fuß lang, 6 breit und 2½ Fuß tief, das Segel 15½ Fuß tief, 12 Fuß breit an der Spitze und 14 am Boden" war (N 323). Die Orkneyer Hummer, die lebend auf den Markt kommen sollen, werden „so lange in Hütfässern aufbewahrt, bis die Schiffe ankommen, welche sie verführen sollen" (N 231).[243]) In Shetland begeben sich „den 25. Mai oder 1. Junius die Fischer auf ihre verschiedenen Stationen . . . Wann sie . . . im Haaf angelangt sind, so rüsten sie sich, ihre Tows (Taue) auszusetzen, wie sie die mit Kabeljauhaken versehenen Seile nennen. 45 oder 50 Faden Tows machen eine Bught, und jede Bught ist mit 9 bis 14 Haken versehen. Gewöhnlich nennt man 20 Bughts eine Packie und das ganze der Packies, welche ein Boot führt, heißt eine fleet of tows: eine Flotte Taue . . . Beim Ausfahren der Tows schneidet ein Mann die zum Köder bestimmten Fische in Stücken, zwei Mann ködern und setzen die Seile aus und die übrigen drei oder vier Mann rudern das Boot". Nach Verlauf mehrerer Stunden „beginnt ein Mann vermittelst des Bouyseils die Tows aufzuheben; ein anderer löst die Fische von den Haken und wirft sie auf eine Stelle hinten im Schiffe hin; ein dritter weidet sie aus und legt ihre Lebern und Köpfe mitten im Boote hin". Ist das Boot an Land zurückgekehrt, so schneidet „ein Spleißer (splitter), wie er genannt wird, mit einem großen Messer einen Fisch vom Kopf bis zum Schwanz auf und nimmt das halbe Rückgrad zunächst am Kopfe aus. Er übergiebt ihn nun dem Wäscher, welcher mit einer Haidebürste und mit Seewasser jedes Fleckchen Blut wegspült. Wann alle Fische auf diese Weise gesplissen und gewaschen sind, läßt man sie trocknen; worauf der Salzer kommt, der auf den Boden eines großen hölzernen Fasses eine Lage Salz streut und darauf eine Lage Fisch mit der Außenseite unterst legt, bis das Faß durch die also wechselnden Lagen gefüllt ist. Obenauf werden schwere Steine gelegt, um die Fische unter der Salzlake zu halten. Nachdem sie einige Tage im Fasse geblieben, werden sie herausgenommen und in der Richtung von der Schulter zum Schwanze gewaschen und gebürstet, und in kleinen Haufen, welche Clamps heißen, aufgestapelt, um das Wasser abtrocknen zu lassen". Diese Stapel werden wiederholt derart umgestellt, daß jedesmal die oberste Schicht nach unten kommt, um

das Austrocknen gleichmäßig zu gestalten (N 324 ff.). Anstatt wie die Shetländer die Fische vor dem Clampen „auf einem aus runden Steinen bestehenden Gestade auszuspreiten und an die Sonne zu legen" (329), breiten die Neufundländer „ihre Fische, nachdem sie gesalzen sind, auf stehende, aus leichtem Hürdenwerk gemachte und oft 20 Fuß hoch vom Boden gestützte Flaken" (335). In Shetland hatte ferner „in frühern Zeiten jede Wohnung ein Skeo neben sich, oder ein luftiges Dörrhaus, worin die nahe am Ufer gefangenen und zum Verkaufe bestimmten Kabeljaue unter dem Namen Stockfische ungesalzen aufgehängt wurden, damit die durch die Löcher ziehenden Winde sie trockneten. Diese Skeos verfallen jetzt und werden nicht mehr gebraucht" (311). Es sind „kleine viereckige Steingebäude mit Löchern an den Seiten und den Dächern, worin . . . die Shetländer Fleisch und Fische zum Trocknen aufhängten. Sie sind den von Henderson erwähnten Hiallar auf Island ganz gleich, welche auch winddurchblasen sind, und worin der Isländer seine sogenannten Hangfische trocknet" (312).[244]) Die Siedlungen der Fischer, ursprünglich nur zur Fangzeit bewohnt, werden als Vitten bezeichnet. So halten sich die Gestrikeländer Fischer, wie in Angermanland, wo „mehrere Vitten und Fischerlagen längs der Küste angelegt" sind (RS III 60), „vom Mai bis September in Norrlands Skärgård auf bis über Angermanland hinaus und haben ihre bestimmten Vitten und Häfen, wo sie Fischergeräthschaft, Salz und Gefäße mit sich führen, wie auch Lebensmittel auf mehrere Monate" (IV 52). Später wird aus der zeitlich begrenzten Behausung eine ständige. Südlich von Kullen an der Westküste Schonens liegen „mehrere Fischerdörfer oder Vitten . . . Diese haben das zierliche, bunte und zugleich mystische Ansehen, das dergleichen Dörfern gewöhnlich eigen ist (IV 214). Weiter südlich, bei Mölleläje und Arilsläje sind „mehrere kleinere Läjen oder Vitten längst der Küste bis nach Helsingborg hin" (216). Auch in Bohuslän erscheinen „Fischerlagen oder Vitten, die zunächst nördlich von Marstrand liegen und so die ganze Küste entlang bis 4, 5 Meilen südlich von Strömstad" (II 30).[245])

7. Schluß

Es ist eine Tatsache, die sich im Ablauf der Geschichte immer wieder zeigt, daß, wenn in der Wellenbewegung nationalen Lebens Tiefstände, Täler eingetreten sind, eine Verinnerlichung die Massen ergreift. Das hat der Weltkrieg gezeigt, das sahen wir im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Hier wie dort eine Notzeit, eine Zeit schwerster staatlicher, kultureller und volklicher Erschütterung. Und hier wie dort trat ein Besinnen des Volkes auf sich selbst ein, hier wie dort in einer Zeit schwerster materieller Bedrängnis und größter Gefährdung der geistigen Lebensgüter ein Regen der tiefen volklichen Urkräfte als Reaktion gegen die Not. So erklärt sich der Sinn der Romantik für das Bodenständig-Deutsche, so erklärt sich die Erwärmung unserer Tage für alle volkskundlichen Erscheinungen als historische Gesetzmäßigkeit. Die Gleichheit der Lebenslage macht die Beschäftigung mit der Volkskunde jener Zeit zu einer Frage des Tages.

Ein Spiegelbild des Nationalempfindens jener Epoche der napoleonischen Knechtung und Vergewaltigung des deutschen Volkes ist Ernst Moritz Arndt. Nicht nur als Verkörperung der gegen die brutale Gewalt des fremden Tyrannen sich aufbäumenden deutschen Menschheit, nicht nur der politisch, sondern auch der volkstümlich und volksartlich gegen die kulturelle Verwelschung des 18. Jahrhunderts sich erhebenden deutschen Volksseele. Wir dürfen die politischen und kulturellen Gestaltungen seiner Zeit mit dafür in Rechnung ziehen, daß sich sein Blick, dem Luthers ähnlich, in der Absicht, dem fremden Einfluß deutsche Art entgegenzusetzen, auf das kleine Volk gerichtet hat, beseelt von dem Bestreben, die geistigen Wurzeln des Volkstums bloßzulegen, aus ihnen den Haß gegen die Fremdherrschaft erwachsen zu lassen. Ein Spiegelbild war er seiner Zeit, möge er der unsrigen ein Vorbild sein.

Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises

An Hand der Schriften Ernst Moritz Arndts

und

gleichzeitlicher wie neuerer Parallelbelege

dargestellt

von

Dr. Kurt Heckscher

*

Zweiter Teil

Gleichzeitliche und neuere Parallelbelege

Martin Riegel, Verlag, Hamburg
1925

Literaturverzeichnis

Acerbi, Joseph, Travels through Sweden, Finland, and Lapland to the North Cape, in the years 1798 and 1799. London 1802.

Afzelius, Volkssagen und Volkslieder aus Schwedens älterer und neuerer Zeit. Deutsch von Ungewitter. Leipzig 1842.

Albrecht, Karl, Die Leipziger Mundart. Leipzig 1881.

Alpers, Paul, Die alten niederdeutschen Volkslieder. Hamburg 1924.

Amira, Karl von, Grundriß des Germanischen Rechts. 3. Aufl. Straßburg 1913.

Andersen, Johann, Nachrichten von Island, Grönland und der Straße Davis. Hamburg 1746.

Andree, Richard, BV: Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. Braunschweig 1901. P: Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878 und 1889. WW: Wendische Wanderstudien. Stuttgart 1874.

Autenrieth, G., Pfälzisches Idiotikon. Zweibrücken 1899.

Barry, John, History of the Orkney Islands, sec. ed. by James Headrick. London 1808. Darin: Appendix VII (S. 433—447): Descriptio Insularum Orchadiarum per me Jo. Ben, ibidem Colentem, in anno 1529.

Bartels, Adolf, Der Bauer in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1900.

Bauer, Karl, Waldeckisches Wörterbuch. Hrg. von Herm. Collitz. Norden und Leipzig 1902.

Bartsch, Karl, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. Wien 1879 und 1880.

Bedemar, Vargas, Reise nach dem hohen Norden durch Schweden, Norwegen und Lappland. Frankfurt a. M. 1819.

Benecke, Otto und Theodor, Lüneburger Heimatbuch. Bremen 1914.

(Berndt, Joh. Georg), Versuch zu einem flesischen Idiotikon. Stendal 1787.

(Bergmann), Sammlung Livländischer Provinzialwörter. Salisbury 1785.

Birlinger, Anton, S: Aus Schwaben. Wiesbaden 1874. Wb: Schwäbisch-Augsburgisches Wörterbuch. München 1864.

Bock, Johann Georg, Idioticon Prussicum. Königsberg 1759.

Boesch, Hans, Kinderleben in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1900.

Boie, F., Tagebuch gehalten auf einer Reise durch Norwegen im Jahre 1817. Hrg. von H Boie. Schleswig 1822.

Boswell, James, Tagebuch einer Reise nach den Hebridischen Inseln mit Doctor Samuel Johnson. Lübeck 1787.
BPB: Blätter für Pommersche Volkskunde. Hrg. von O. Knoop und A. Haas. Stettin 1893 ff.
Brem Wb: Versuch eines bremisch niedersächsischen Wörterbuchs. Hrg. von der bremischen deutschen Gesellschaft. Bremen 1767 ff.
Brüggemann, Ludwig Wilh., Ausführliche Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des Königl. Preuß. Herzogthums Vor- und Hinterpommern. Stettin 1779 und 1784.
v. Buch, Leopold, Reise durch Norwegen und Lappland. Berlin 1810.
Buchanan, Johann, Reisen durch die westlichen Hebriden während der Jahre 1782 bis 1790. Berlin 1795.
v. Buchwald, Friedr., Reise durch Meklenburg, Pommern, Brandenburg und Holstein. Aus d. Dänisch. übers. von Valentin Aug. Heinze. Kopenhagen 1786.
Burckhardt, Jac., Die Kultur der Renaissance in Italien. 13. Aufl. von Walter Götz. Stuttgart 1922.
Büsch, Joh. Georg, Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Schwedens im Jahre 1780. Hamburg 1783.
Buschan, Georg, Mk: Menschenkunde. Stuttgart 1923. SV: Die Sitten der Völker III und IV. Stuttgart o. J. Vk: Illustrierte Völkerkunde. 2. Band. Stuttgart 1923.
Büsching, Anton Friedr., Beschreibung seiner Reise von Berlin über Potsdam nach Rekahn unweit Brandenburg. Leipzig 1775.
Byhan, A., Die Polarvölker. Leipzig 1909.
Camerer, Joh. Friedr., Vermischte historisch politische Nachrichten in Briefen von einigen merkwürdigen Gegenden der Herzogthümer Schleßwig und Hollstein. Flensburg und Leipzig 1758 und 1762.
Capell Brooke, Arthur de, Ein Winter in Lappland und Schweden. Weimar 1829.
Castelli, J. F., Wörterbuch der Mundart in Oesterreich unter der Enns. Wien 1847.
Castrèn, Vorlesungen über die finnische Mythologie. St. Petersburg 1853.
Cavallius: Schwedische Volkssagen und Märchen von Cavallius und Stephens. Deutsch von Oberleitner. Wien 1848.
Crecelius, Wilh., Oberhessisches Wörterbuch. Darmstadt 1897.
Dähnert, Joh. Carl, Platt-deutsches Wörterbuch nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart. Stralsund 1781. Sw: Schwedisch-Deutsches und Deutsch-Schwedisches Wörterbuch. 2. Aufl. Stralsund 1796.
Danneil, Joh. Friedr., Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart. Salzwedel 1859.
Doornkaat: J. ten Doornkaat Koolmann, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Norden 1879 ff.
Drechsler, Paul, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Leipzig 1903 und 1906.

Duller, Das deutsche Volk in seinen Mundarten, Sitten, Gebräuchen, Festen und Trachten. Leipzig 1847.
Ebert, Max, Reallexikon der Vorgeschichte. Berlin 1924 f.
Edda, Übertragen von Felix Genzmer. Jena 1922.
Eggers, D. von, Beiträge zur Kenntniß von Holstein. Kopenhagen 1804 und 1807.
Erk-Böhme: Ludwig Erk und Franz Böhme, Deutscher Liederhort. Leipzig 1893 ff.
Fabricius, Joh. Christian, Reise nach Norwegen. Hamburg 1779.
Fehrle, Eugen, BV: Badische Volkskunde. Leipzig 1924. DF: Deutsche Feste und Volksbräuche. 2. Aufl. Berlin und Leipzig 1920.
Festschr. Lemcke: Beiträge zur Geschichte und Altertumskunde Pommerns. Festschrift für Prof. H. Lemcke. Stettin 1898. Darin: Alfr. Haas, Ein Kapitel aus dem Volksglauben und Volksbrauch in Pommern (S. 221—245) und Aug. Brunk, Plattdeutsche Volkslieder aus Pommern (S. 246—275).
Finder, Ernst, Die Vierlande. Hamburg 1922.
Fischer, E. L. Grammatik und Wortschatz der Plattdeutschen Mundart im Preußischen Samlande. Halle 1896.
Forrer, Robert, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer. Berlin und Stuttgart (1907).
Förstemann, E., Altdeutsches Namenbuch. Bd. I: Personennamen. Bonn 1900.
(Franzose): Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland. Uebersetzt von K. R. o. O. 1783.
Frisch, Joh. Leonhard, Teutsch-Lateinisches Wörterbuch. Berlin 1741.
Frischbier, H., Preußisches Wörterbuch. Berlin 1882 und 1883.
Frommann, Karl, Die deutschen Mundarten. Nürnberg 1854 ff.
Fulda, Friedr. Carl, Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung. Berlin und Stettin 1788.
Gercken, Phil. Wilh., Reisen durch Schwaben, Baiern, angränzende Schweiz, Franken und die Rheinischen Provinzen u.s.w. in den Jahren 1779 bis 1782. Stendal 1783 bis 1788.
Gesterding, Pommersche Mannigfaltigkeiten. Neubrandenburg 1796.
Gielow, Ch., De Diere, as man to seggt un wat's seggen. Anclam 1871.
Golther, Wolfgang, Handbuch der Germanischen Mythologie. Leipzig 1895.
Goodrich-Freer, A., Outer Isles. Westminster 1902.
Graba, Carl Julian, Tagebuch geführt auf einer Reise nach Färö im Jahre 1828. Hamburg 1830.
Grimm, Jac., DM: Deutsche Mythologie. 4. Ausg. von Elard Hugo Meyer. Berlin 1875. RA: Deutsche Rechtsaltertümer. 4. Ausg. von A. Heusler und R. Hübner. Leipzig 1899. Wb: Jac. und Wilh. Grimm, Deutsches Wörterbuch. Leipzig 1854 ff.
Grümbke, Darstellungen von der Insel Rügen. Berlin 1819.

Grüner, Sebastian, Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer. In Hauffen, Beitr. z. deutsch-böhm. Volkskde. IV, 1. Heft. Prag 1901.
Günther, Hans, Rassenkunde des deutschen Volkes. 2. Aufl. München 1923.
Haas, Alfred, JH: Die Insel Hiddensee. Stralsund 1896. RS: Rügensche Sagen und Märchen. 2. Aufl. Stettin 1896. RV: Rügensche Volkskunde. Stettin 1920. Schn: Schnurren, Schwänke und Erzählungen von der Insel Rügen. Greifswald 1899. Haas-Worm: Die Halbinsel Mönchgut und ihre Bewohner. Hrg. von Alfr. Haas und Fr. Worm. Stettin 1909.
Haberlandt, Michael, Die Völker Europas und des Orients. Leipzig und Wien 1920.
Hagelstange, Alfr., Süddeutsches Bauernleben im Mittelalter. Leipzig 1898.
Haltaus, Christ. Gottl., Glossarium germanicum medii aevi. Lipsiae 1758.
Hårleman, Carl Freiherr, Reise durch einige Schwedische Provinzen. Leipzig 1751.
Hauffen, Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Prag 1896 ff.
Haupt-Schmaler, Volkslieder der Wenden. Grimma 1843.
Hehn, Victor, Das Salz. Neu hrg. von Kurt Jagow.. Leipzig o. J. (Insel-Bücherei 286).
Heinemann, Franz, Der Richter und die Rechtspflege in der deutschen Vergangenheit. Leipzig (1900).
Helm, Karl, Altgermanische Religionsgeschichte. Heidelberg 1913.
Henderson, Ebenezer, Island, oder Tagebuch eines Aufenthalts daselbst in den Jahren 1814 und 1815. Aus dem Engl. übers. von C. F. Franceson. Berlin 1820.
Heron, Rob., Observations made in a journey through the Western Countries oft Scotland. Perth 1793.
Hertz, Der Werwolf. Stuttgart 1862.
Heßler, Hessische Landes- und Volkskunde. 2. Bd.: Volkskunde. Marburg 1904.
Heyne, Moriz, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer. Leipzig 1899 ff.
Hibbert, Samuel, Description of the Shetland Islands. Edinburg 1822.
Hodgskin, Thomas, Travels in the North of Germany. Edinburg 1820.
Höfer, Matthias, Etymologisches Wörterbuch der in Oberdeutschland vorzüglich aber in Oesterreich üblichen Mundart. Linz 1815.
Hönig, Fritz, Wörterbuch der Kölner Mundart. Köln 1905.
Hoops, Joh., Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Straßburg 1911 ff.
Hörmann, Ludw. von, Tiroler Volksleben. Stuttgart o. J.
Hottenroth, Friedr., Deutsche Volkstrachten vom XVI. bis zum XIX. Jahrhundert. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1923.

Hovorka-Kronfeld: Osk. von Hovorka und Ad. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. Stuttgart 1908 und 1909.
(Hupel), Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Ehstland. Riga 1795.
Huß, Karl, Vom Aberglauben. Hrg. von Alois John, in Hauffen Beitr. IX 2. Heft.
Id. Austr.: Idioticon Austriacum. 2. Aufl. Wien 1824.
Ihre, Joh., Glossarium Suiogothicum. Upsala 1774.
Indigena (=Grümbke), Streifzüge durch das Rügenland. Altona 1805.
Jacobi, Joh., Behutsame Vorstellung allerhand Un-Christlicher und abergläubischer Händel. Görlitz 1707.
Jaegermann, C. M. D., Reise durch Holstein, Hannover, Sachsen, Brandenburg, Mecklenburg und Lauenburg im Jahre 1817. 2. verb. Aufl. Hamburg 1820.
Jb: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Bremen 1876 ff.
Jecht, Rich., Wörterbuch der Mansfelder Mundart. Görlitz 1888.
Jensen, Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt. Hamburg 1891.
Julien, Rose, Die deutschen Volkstrachten zu Beginn des 20. Jahrhunderts. München 1912.
Kaindl, Raimund Friedr., Die Deutschen in Galizien und in der Bukowina. Frankfurt a. M. 1916.
Kantzow, Thom., Pomerania. Hrg. von Hans Gottfr. Ludw. Kosegarten. Greifswald 1816 und 1817.
Keller, Joh. Heinr., Beyträge zu einem Idiotikon des Thüringer Waldgebirges. Jena 1819.
(Kerner, Joh. Georg), Reise über den Sund. Tübingen 1803.
Kleemann, Selmar, Kulturgeschichtliche Bilder aus Quedlinburgs Vergangenheit. Quedlinburg 1922.
Kluge, Friedr., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 9. Aufl. Berlin und Leipzig 1921.
Knigge, Adolf Freiherr, Briefe, auf einer Reise aus Lothringen nach Niedersachsen geschrieben. Hannover 1793.
Kohl, J. G., Nordwestdeutsche Skizzen. 2. Aufl. Bremen 1873.
Kondziella, Franz, Volkstümliche Sitten und Bräuche im mittelhochdeutschen Volksepos. Breslau 1912.
Kosegarten, Joh. Gottfr. Ludw., Wörterbuch der Niederdeutschen Sprache älterer und neuerer Zeit. Greifswald 1856.
Krbl: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Hamburg 1877 ff.
Kück, Eduard, Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide. Leipzig 1906.
Kück-Sohnrey: Eduard Kück und Heinrich Sohnrey, Feste und Spiele des deutschen Landvolks. 2. Aufl. Berlin 1911.
Kuhn, Märkische Sagen und Märchen. Berlin 1843.
Kühnau, R., Schlesische Sagen. Leipzig und Berlin 1910 ff.

Lady: A Journey to the Highlands of Scotland. By a Lady. London o J.
Lauffer, Otto, A: Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte. Leipzig 1918. H: Das deutsche Haus in Dorf und Stadt. Leipzig 1919. NV: Niederdeutsche Volkskunde. Leipzig 1917.
Lauremberg, Joh., Niederdeutsche Scherzgedichte. Hrg. von Wilh. Braune. Halle 1879.
Leihener, Erich, Cronenberger Wörterbuch. Marburg 1908.
Lettice, J., Letters on a Tour through various parts of Scotland. London 1794.
Lexer, Matthias, Kärntisches Wörterbuch. Leipzig 1862.
Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1862.
Linné, Carl von, übers. von Joh. Schreber, I: Reisen durch Oeland und Gothland im Jahre 1741. Halle 1764. II: Reisen durch Westgothland im Jahre 1746. Halle 1765.
Loritza, Carl, Neues Idioticon Viennense. Wien 1847.
Löwis of Menar, Aug. von, Finnische und estnische Volksmärchen. Jena 1922.
Macculloch, John, A Description of the Western Islands of Scotland. London 1819.
Mackenzie, Georg Steuart, Travels in the Islands of Iceland during the summer of the year 1810. 2. Aufl. Edinburg 1812.
Männling, Joh. Christ., Denkwürdige Curiositäten derer so wohl Inn- als Ausländischer Abergläubischer Albertäten. Frankfurt und Leipzig 1713.
Martin, M., A Late Voyage to St. Kilda. London 1698.
Marzell, Heinr., Die heimische Pflanzenwelt im Volksbrauch und Volksglauben. Leipzig 1922.
Meisinger, Othmar, Wörterbuch der Rappenauer Mundart. Dortmund 1906.
Menschenhund: o. Vf., Der alles anbellende Menschenhund. Frankfurt und Leipzig 1719.
Mensing Wb: Otto Mensing, Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. Neumünster 1925.
EH Meyer: Elard Hugo Meyer, BV: Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert. Straßburg 1900. DV: Deutsche Volkskunde. Anast. Neudruck von F. Kluge. Berlin 1921. GM: Germanische Mythologie Berlin 1891.
RM Meyer: Richard Moses Meyer, Altgermanische Religionsgeschichte. Leipzig 1910.
Meyer Darst.: Darstellungen aus Nord-Deutschland. Hamburg 1816.
Mikrälius, Sechs Bücher vom alten Pommerlande. Stettin und Leipzig 1723.
Misch-Masch: o. Vf., Sympathetischer und Antipathetischer Misch Masch . . Frankfurt 1715.
Mogk, Eugen, Die deutschen Sitten und Bräuche. Erneut. Abdr. aus Hans Meyer, Das deutsche Volkstum. Leipzig und Wien 1921.

Molbech, Christian, Briefe über Schweden im Jahre 1812. Altona 1818 und 1820.
Müllenhoff, Karl, DA: Deutsche Altertumskunde, I. Neuabdr. von Roediger. Berlin 1890, II. Neuabdr. von dems. Berlin 1906, IV Neuabdr. von dems. Berlin 1920. SH: Sagen Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Neue Ausgabe von Otto Mensing. Schleswig 1921.
Müller-Fr: Müller-Fraureuth, Karl, Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundart. Dresden 1911 ff.
Naumann, Hans, Gz: Grundzüge der deutschen Volkskunde. Leipzig 1922. PG: Primitive Gemeinschaftskultur. Jena 1921.
Naumann IV: Hans und Ida Naumann, Isländische Volksmärchen. Jena 1923.
Nernst, Wanderungen durch Rügen. Hrg. von L. Kosegarten. Düsseldorf 1800.
Neubauer, Joh., Altdeutsche Idiotismen der Egerländer Mundart. Wien 1898.
Nicolai, Friedr., Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Berlin und Stettin 1783 ff.
Niedner, Felix, Islands Kultur zur Wikingerzeit. Jena 1920.
Nilsson, F., Die volkstümlichen Feste des Jahres. Tübingen 1914.
Norden, Eduard, Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania. 2. Abdr. mit Ergänz. Leipzig und Berlin 1922.
Normann, Das Rügische Landrecht. Hrg. von Frommhold. Stettin 1896.
Nf: Niedersachsen. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkstum und Heimatschutz. Bremen 1895 ff.
Nugent, Thomas, Reisen durch Deutschland und vorzüglich durch Meklenburg. Berlin und Stettin 1781 und 1782.
NZV: Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Hrg. von Ernst Grohne. Hamburg 1923 ff.
Olaffen: Reise durch Island von Eggert Olaffen und Biarne Povelsen. Kopenhagen und Leipzig 1774 und 1775.
Peßler, Wilh., Niedersachsen. Bd. I von Redslob, Deutsche Volkskunst. München [1924].
Peters, Herm., Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1900.
Plettke, Fr., Heimatkunde des Regierungsbezirks Stade. Bd. I: Allgemeine Landes- und Volkskunde. Bremen 1909.
Prel, Carl du, Das zweite Gesicht. Berlin 1882.
Rabiosus, Anselmus (A. G. F. v. Rebmann), Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Theil Deutschlands. Altona 1795.
Radcliffe, William, Reise durch Schweden. Leipzig 1790.
Reichenbach, J. D. v., Patriotische Beyträge zur Kenntniß und Aufnahme des Schwedischen Pommerns. Zweytes Stück. Stralsund 1784.
Reichhardt, Geburt, Hochzeit und Tod im deutschen Volksbrauch und Volksglauben. Jena 1913.

Reinwald, W. F. H., Hennebergisches Idiotikon. Berlin und Stettin 1793.
Rellstab, J. C. F., Ausflucht nach der Insel Rügen durch Meklenburg und Pommern. Berlin 1797.
Reuschel, Karl, Deutsche Volkskunde im Grundriß. I Berlin und Leipzig 1920, II ebd. 1924.
Richey, Michael, Idioticon Hamburgense. Hamburg 1755.
Richter, Joh. Mart., Ungegründete Furcht und Vertrauen der Menschen, das ist deutliche Fürstellung und Verwerfung des Aber-Glaubens. Leipzig 1702.
Röbbelen, Friedr. Wilh., Drei Jahre aus meinem Leben. Oldenburg 1844.
Roberts, Peter, The Cambrian Popular Antiquities. London 1815.
Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867.
Rockenphil.: (J. G. Schmidt), Die gestriegelte Rockenphilosophie. I: erstes und zweites Hundert. II: drittes und viertes Hundert. Chemnitz 1718.
Rußwurm, Eibofolke oder die Schweden an den Küsten Ehstlands und auf Runö. Reval 1855.
Samter, Ernst, Geburt, Hochzeit und Tod. Leipzig 1911.
Sartori, Paul, SB: Sitte und Brauch. Leipzig 1910 ff. WB: Westfälische Volkskunde. Leipzig 1922.
Sastrow: Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauff seines gantzen Lebens. Hrg. von Gottl. Christ. Friedr. Mohnike. Greifswald 1823 und 1824.
Schacht, Walther, Die Sprache der bedeutenderen Flugschriften E. M. Arndts. Diss. Greifswald 1911.
Schambach, Georg, Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. Hannover 1859.
SchAV: Schweizerisches Archiv für Volkskunde. Hrg. von Eduard Hoffmann-Krayer. 1897 ff.
Scheible, Das Kloster. XII. Band: F. Nork, Die Sitten und Gebräuche der Deutschen. Stuttgart 1849.
Scherz, Joh. Georg, Glossarium germanicum medii aevi. Argentoratum 1781.
Schiller-Lübben: K. Schiller und A. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Bremen 1875 ff.
Schindler, Der Aberglaube des Mittelalters. Breslau 1858.
Schleiden, M. J., Das Salz. Seine Geschichte, seine Symbolik und seine Bedeutung im Menschenleben. Leipzig 1875.
Schmeller, J. Andreas, Bayerisches Wörterbuch. 2. Ausg. von G. Karl Frommann. München 1872 ff.
Schmidt, Joh. Wilh., Reise durch einige schwedische Provinzen. Hamburg 1801.

Schmidt Wb: Schmidt, Karl Christian Ludw., Westerwäldisches Idiotikon. Hadamar und Herborn 1800.
Schönfeld, M., Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen. Heidelberg 1911.
Schöpf, J. B., Tirolisches Idiotikon. Nach dessen Tode vollendet von Anton J. Hofer. Innsbruck 1866.
Schöttgen, Christ., Altes und Neues Pommerland. Stargard 1721.
Schrader, Otto, Reallexikon der Indogermanischen Altertumskunde. 2. Aufl. von Alfons Nehring. Berlin und Leipzig 1917 ff.
Schubert, Friedr. Wilh. von, Reise durch Schweden, Norwegen, Lappland, Finnland und Angermanland in den Jahren 1817, 1818 und 1820. Leipzig 1823 und 1824.
Schulenburg, VG: Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald. Leipzig 1880. WV: Wendisches Volksthum in Sage, Brauch und Sitte. Berlin 1882.
Schultze, Martin, Idiotikon der Nord-Thüringischen Mundart. Nordhausen 1874.
Schulze-Ssymank: Friedr. Schulze und Paul Ssymank, Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zum Weltkriege. 3. Aufl. Leipzig o. J.
Schumann, Colmar, Der Wortschatz von Lübeck. Straßburg 1907.
Schütze, Joh. Friedr., Holsteinisches Idiotikon. Hamburg 1800 ff.
Schwalbe-Fischer: G. Schwalbe und E. Fischer, Anthropologie. Leipzig und Berlin 1923.
Schwartz, Albr. Georg, Kurtze Einleitung zur Geographie des Norder-Teutschlands. Greifswald (1745).
Seiler, Friedr., Deutsche Sprichwörterkunde. München 1922.
Seligmann, S., Der böse Blick und Verwandtes. Berlin 1910.
Sibeth: Wörterbuch der Mecklenburgisch-Vorpommerschen Mundart von Mi (F. G. Sibeth). Leipzig 1876.
Simplic.: H. J. Chr. v. Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplicissimus. Hrg. von Reinhard Buchwald. Leipzig o. J. (Insel-Verlag).
Söhns, Franz, Unsere Pflanzen. 6. Aufl. Berlin 1920.
Spieß, Karl, Die deutschen Volkstrachten. Leipzig 1911.
Stalder, Franz Jos., Versuch eines Schweizerischen Idiotikon. Basel 1806 und 1812.
Stemplinger, Eduard, Antiker Aberglaube in modernen Ausstrahlungen. Leipzig 1922.
Stewart, Daniel, Sketches of the Charakter, Manners and Present State of the Highlanders of Scotland. Edinburgh 1822.
Storm: Otto Mensing, Volkssprache und Volkskunde bei Theodor Storm, in Dammann und Schmidt, Nordelbingen, Beiträge zur Heimatforschung in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck. Flensburg 1923. S. 234—276.
Strack, Hermann, Der Blutaberglaube bei Christen und Juden. 2. Abdr. München 1891.

Strackerjan, L., Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Oldenburg 1867.
Strasburg: o. Vf., Bemerkungen auf einer Reise von Strasburg bis an die Ostsee. Im Sommer 1791. Leipzig 1793 und 1794.
Strodtmann, Joh. Christoph, Idioticon Osnabrugense. Leipzig und Altona 1756.
Stroebe, Klara, Nordische Volksmärchen. I Dänemark und Schweden. II Norwegen. Jena 1922.
Stürenberg, Cirk Heinr., Ostfriesisches Wörterbuch. Aurich 1857.
Taillefas, J., Skizzen einer Reise nach Holstein im Sommer 1817. Hamburg 1819.
Temme, Die Volkssagen von Pommern und Rügen. Berlin 1840.
Tetzner, F., Die Slaven in Deutschland. Braunschweig 1902. SL: Die Slovinzen und Lebakaschuben. Berlin 1899.
Thienemann, F. A. L., Reisen im Norden Europas, vorzüglich in Island. Leipzig 1827.
Tille, Al., Die Geschichte der deutschen Weihnacht. Leipzig (1893).
Tocnaye, de la, Meine Fußreise durch Schweden und Norwegen. Leipzig 1802.
Toeppen, Aberglaube aus Masuren. Danzig 1867.
Unger, Theod., Steirischer Wortschatz. Hrg. von Ferd. Khull. Graz 1903.
Urq: Am Urquell. Hamburg 1890 ff.
Usener, Herm., Christlicher Festbrauch. Bonn 1889.
Vilmar, A. F. C., Idiotikon von Kurhessen. Marburg und Leipzig 1868.
Vollbeding, Joh. Christ., Kurzgefaßtes Wörterbuch der plattdeutschen oder niederdeutschen Mundart. Zerbst 1806.
Wachter, Joh. Georg, Glossarium germanicum. Lipsiae 1737.
Wegener, Volksthümliche Lieder aus Norddeutschland. Leipzig 1879.
Wehrhan, Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1909.
Wehrs, Der Darß und der Zingst. Hannover 1819.
Weinhold, Karl, Altnordisches Leben. Leipzig 1856.
Wessel: Etlike Stücke, wo idt vormals im Pavestdome mit dem Gadesdenste thom Stralsunde gestahn, bet up dat Jahr 1523, . . . dörch Her Franz Wessel, Borgermeister thom Sunde beschreven. Anno 1550. In Friedr. Rüß: Pommersche Denkwürdigkeiten. Greifswald 1803. S. 162—186, 300—323.
Winterreise: o. Vf., Winterreise durch einen Theil Norwegens und Schwedens nach Kopenhagen im Jahre 1807. Berlin 1808.
Woeste, Fr., Wörterbuch der westfälischen Mundart. Norden und Leipzig 1882. V: Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark. Iserlohn 1848.
Wollstonecraft, Mary, Letters written during a short residence in Sveden, Norway, and Denmark. London 1796.
Wossidlo, Richard, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Wismar 1899 ff.

Wrede, Adam, Rheinische Volkskunde. 2. Aufl. Leipzig 1922.
Wund.: Achim von Arnim und Clemens Brentano, Des Knaben Wunderhorn. Heidelberg 1806 ff.
Wuttke, Adolf, DV: Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 3. Bearb. von Elard H. Meyer. Berlin 1900. SV: Sächsische Volkskunde. 2. Aufl. Leipzig 1903.
ZföV: Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Hrg. von Michael Haberlandt. Wien 1896 ff.
Zingerle, Ignaz v., Lusernisches Wörterbuch. Innsbruck 1869.
Zöllner, Joh. Friedr., Reise durch Pommern nach der Insel Rügen und einem Theile des Herzogthums Mecklenburg im Jahre 1795. Berlin 1797. Schl: Briefe über Schlesien auf einer Reise im Jahre 1791. Berlin 1792 und 1793.
ZrwV: Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde. Elberfeld 1904 ff.
ZVfV: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Berlin 1891 ff.

Einleitung

1) „Es kommt für die Volkskunde . . . im wesentlichen auf die Erfassung der geistigen Struktur des Volkes, d. h. auf die Erforschung der Volksseele an" (Grohne in NJV I 8). „. . . die im Mittelpunkt der Volkskunde stehende Erforschung der Volksseele . . ." (Schwietering ebda 59). „Die Volkskunde ist heute auf dem Standpunkt angelangt, da man sie, auch in ihren Realien, zu einer reinen Geisteswissenschaft erheben kann" (Naumann Gz 1). Gegen die Auffassung der Volkskunde als geisteswissenschaftlicher Disziplin wendet sich Lauffer (Reden, gehalten zur Feier des Rektorwechsels am Dienstag, dem 14. Nov. 1922. Hamburg 1923. S. 33 f.): „Eine psychologische Wissenschaft ist die Volkskunde allerdings zum Teil, insofern sie die Grundzüge der deutschen Volksseele feststellen und in ihren Äußerungen darlegen will. Der Volksglaube und die volkstümliche Ausdrucksweise und Dichtung, in mancher Hinsicht auch die Sitte, bieten dafür die Unterlagen. Daneben aber kommt für die Volkskunde auch die Stammeskunde in Betracht mit ihren rein körperlichen Merkmalen, mit ihren geographischen Ausdehnungsbezirken und mit den geschichtlichen Verschiebungen dieser Bezirke. Ebenso gehören die äußeren Lebensformen zu dem volkskundlichen Arbeitsgebiet, als Siedlung und Bauweise, Tracht und Gerät mit all ihren Abhängigkeiten von Klima und Landschaft und von den jeweilig verfügbaren Rohstoffen. Alle diese Fragen aber liegen außerhalb des Psychologischen". Dagegen Reuschel (II 10): „Lauffers Worte scheinen mir den klaren Beweis zu liefern, daß die Volkskunde eine psychologische Wissenschaft ist. Die bloße Feststellung der Dinge ist natürlich keine Psychologie, aber wenn die Gründe aufgedeckt werden, gelangen wir immer auf das psychologische Gebiet. Denn die Volkskunde sucht eben zu zeigen, weshalb unter den vorhandenen und im Laufe der Zeit wechselnden geographischen und sonstigen Bedingungen sich die Ausprägung des Volkstums so und nicht anders entwickelt hat". M. E. bestimmt nicht der Stoff die Art der Wissenschaft, sondern die Methode. Ebenso wie die Kunstgeschichte, obgleich ihre Schöpfungen doch gegenständlicher Art sind, eine geistesgeschichtliche Wissenschaft ist und die technologische Seite in der Gebrauchskunst eine sehr untergeordnete Rolle spielt und in der hohen Kunst nahezu völlig verschwindet, so hat die Volkskunde ihre Fragestellung nach der Erfassung der sich in allen Volksgütern, auch den sittenmäßigen und gegenständlichen, offenbarenden volksseelischen Formkräfte zu orientieren. Nicht rein als Geisteswissenschaft betrachten läßt sich dagegen die Stammeskunde, soweit sie die körperlichen Erscheinungen, als Fragen der physischen Anthropologie, behandelt. Daß, wie Reuschel a. a. O. sagt, „die körperlichen Merkmale immer von irgendwelchen seelischen und geistigen Folgen be-

gleitet" sein müssen, trifft durchaus nicht immer zu, und wo es zutrifft, liegen durchaus nicht immer kausale Zusammenhänge zugrunde.

2) „Unübertroffen ist bis heute seine Kraft, Völker zu zeichnen" (Friedr. Gundolf, Hutten Klopstock Arndt. Heidelberg 1924. S. 61). Vgl. Volksart Anm. 1.

3) Den Hinweis auf die Bedeutung von Mundartenwörterbüchern und Reisebeschreibungen als volkskundlichen Quellen verdanke ich den Vorlesungen meines verehrten Lehrers Otto Lauffer, der mir auch die Anregung zu vorliegender Arbeit gab.

4) Vgl. Haberlandt 66 f.

Volksart

1) Lauffer NV 17 bezeichnet A's Darstellung des niederdeutschen Volkscharakters in seinem VV als „mit großer Kenntnis des Volkstums, mit eindringendem Scharfblick, mit warmherziger Heimatliebe und doch mit kühl abwägendem Gerechtigkeitssinne durchgeführt, und . . . daher, wie mir scheint, zu einer geradezu klassischen Vollendung ausgereift".

2) Die anthropogeographischen Vorstellungen über den Zusammenhang des Menschen mit seinem περι ἐχον, die gewöhnlich Hippokrates zugeschrieben werden (Buschan Mk 1, Graebner in Schwalbe-Fischer 435), sind auf Hekataios zurückzuführen (Norden 60). Sie spielen in der ethnographischen Literatur des klassischen Altertums eine große Rolle. Poseidonios ist „der letzte große Historiker gewesen, welcher den Zusammenhang zwischen Land- und Volkscharakter . . . gefaßt und dargestellt hat" (Wilamowitz in Norden 63). Wir finden die Vorstellung wieder bei Tacitus, wenn er Germ. 4 sagt: „minimeque sitim aestumque tolerare, frigora atque inediam caelo solove assueverunt" und Germ. 29 von den Mattiaci, sie seien „similes Batavis, nisi quod ipso adhuc terrae suae solo et caelo acrius animantur." (Nach Norden 105). In der Aufklärungszeit erlebte die Lehre ihre Wiedergeburt. Montesquieu, Buffon und Voltaire und nach ihnen besonders Herder in seinen Ideen Buch VII Kap. 3 hatten sie künstlerisch ausgestaltet, Carl Ritter in seiner „Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen", 2. Aufl. 1822 hatte sie von neuem wissenschaftlich erschlossen, Alexander von Humboldt in seinem Kosmos Kunst und Wissenschaft in ihr verbunden. Im ganzen 19. Jh. spielten dann die „Milieutheorien" bei Geographen und Anthropologen eine große Rolle, bis auf Ratzels Anthropogeographie (3. Aufl. 1909). (Nach Norden 63, Graebner a. a. O. 436 f.). Neuerdings hat Siegfried Passarge, Landschaft und Kulturentwicklung in unseren Klimabreiten, Hamburg 1922, versucht, „festzustellen, welchen Einfluß die Umwelt, die Landschaft, auf die Entwicklung der Kultur, ihren Aufschwung, ihre Blüte und ihren Verfall ausgeübt hat" (S 1). Auch in der Anthropologie steht die Peristase heute mit im Vordergrund der Probleme. Es handelt sich darum, festzustellen, ob und wie weit die rassischen Unterschiede auf Paravariationen, umweltlich bedingte Veränderungsfähigkeiten zurückgehen (nach Fischer in Schwalbe-Fischer 129). Peristatisch beeinflußt wird dabei nur das Erscheinungsbild, der Phänotypus, nicht der Idiotypus, das Erbbild (Günther 204).

3) Einwirkung der Ernährung in psychischer und somatischer Beziehung gehörte zu den Umweltlehren des 19. Jhs. (Günther 203). Festgestellt ist ihr bedingungsweiser Einfluß auf die Körpergröße (Günther 205, Fischer a. a. O. 130).

4) Bei der Entstehung der menschlichen Rassen, die ja auf der starken Variabilität des Menschen beruht, ist „die Annahme berechtigt, daß von Anfang an in Anpassung an lokale Verschiedenheit des gesamten geographischen Entstehungsbereiches sich stärkere Unterschiede innerhalb der werdenden stark variablen Form bildeten" (Fischer a. a. O. 127).

5) Paravariation der Schädelform nahmen die Umweltlehren des 19. Jhs. besonders bei der alpinen Brachycephalie, an, die sie der Einwirkung der Wärme zuschrieben (Günther 203, Fischer a. a. O. 131). Wenn diese Annahme auch zu weit geht, so ist sicher peristatische Beeinflußbarkeit auch kraniologisch anzunehmen (Fischer a. a. O. 134).

6) Der in der alpinen Rasse häufig auftretende starke Kropf wird auf bestimmte Gesteinsarten, die das Trinkwasser beeinflussen, zurückgeführt (Günther 124), eine Vorstellung, die schon dem Mittelalter geläufig war (Heyne III 25).

7) Wenn auch die Lebensdauer in kulturentlegenen Gegenden vor einem bis anderthalb Jhh. eine größere als heute unter uns infolge naturgemäßerer Lebenshaltung war, so sind doch die hohen Zahlen, die die Reisenden häufig angeben, sicher übertrieben, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß in primitiven Verhältnissen die Menschen ihr genaues Lebensalter nicht kennen. Auf den Shetland-Inseln „several remarkable ages appear from, 90 to 105, and even 120. A native of Walls . . . ist said at the age of 100 to have married a wife, and when 140 years old to have gone out to sea in his little boat . . . Brand heard of a man, who lived 180 years." (Hibbert 542). Auf der Insel Aland „the inhabitants live to very great ages . . . In 1703 there died a woman, who was 109 years old; . . . 1766 another person of 120 years." (Acerbi I 197). Buchanan 77 berichtet, er kenne „Greise von achtzig, neunzig und hundert Jahren auf diesen Inseln, die gar wohl im Stande sind, ihr Tagewerk zu verrichten". Graba 89 sah auf den Färöern einen 93jährigen Greis mit Jünglingen zusammen rudern. „Rüstigkeit oft bis ins hohe Alter" wird auch aus dem sagazeitlichen Island überliefert (Niedner 71), wo nach Anderson 116 „manche bis an 100 Jahre kommen". Nach Henderson I 31 dagegen „erreichen nur selten einige von ihnen ein hohes Alter", und Olaffen I 238 berichtet, „daß in den Westfjorden nicht viele Menschen sind, die ein hohes Alter erreichen, die Mannsleute werden selten älter als 50 oder 60 Jahre".

8) Stalder II 33, Schneller I 1110, Schöpf 235, Müller-Fr. I 494, Kluge 18. Ebenso ist „Heimweh" schweizerischer Herkunft (Kluge 198).

9) Schon Schwartz 140 berichtet von den Hiddenseern: „Und wenn sie, mit Erlaubniß ihrer Herrschaft, auch in die entlegenste Länder zur See fahren, so hat es keine Beysorge, daß sie nicht zurückkommen solten. Sie sehnen sich, wie sie sagen, na dem Ländeken, und stellen sich getreulich wieder ein". So schreibt auch Zöllner 346: „Die Männer schiffen zwar weit und breit umher, nach Ost- und Westindien, aber kommen immer, wenn sie nicht verunglücken, nach ihrer Insel zurück, die sie schlechthin „dat söte Länneken" nennen". Ebso Indigena 87, Grümbke II 65, Schubert I 3, Haas RV 60. Eggers II 138 berichtet von der Insel Nordmarsch, dort hätten „alle eine große Anhänglichkeit an ihre Heimath".

10) Nach Siegfried Passarge, Landschaft und Kulturentwicklung in unseren Klimabreiten, Hamburg 1922, S. 104 ff. war die Religion der Germanen „eine ausgesprochene Religion der Naturkräfte . . . Diese Religion war unter der Einwirkung der Umgebung, namentlich unter der Einwirkung der von der Landschaft abhängenden Naturgewalten aus dem Empfinden der Völker heraus geboren . . . Die Reformation war die Reaktion der altgermanischen Fundamentalcharaktere gegen die Fremdreligion". Für die außerdeutschen Länder ist es „bezeichnend, daß auch dort die germanischen Elemente es waren, die die Reformation veranlaßten, oder es waren — auch das ist ganz bezeichnend — Gebirgsbewohner, die unter dem Druck und Einfluß einer starken Gebirgsnatur standen, so in den Cevennen, Westalpen, Salzburger und Österreichischen Ostalpen".

11) Über Einwirkung sozialer Bedingungen vgl. Fischer a. a. O. 129 f. und Ploetz ebda 628 ff.

12) Günther 276 ff. Tac. Germ. 4.

13) Tac. Germ. 4, Müllenhoff DA IV 143, Günther 31 ff., Fischer a. a. O. 150.

14) Beurteilungen des westfälischen Volkscharakters sind zusammengestellt bei Jostes, Westfälisches Trachtenbuch, Bielefeld 1904, S. 111 ff. und Sartori WB 7 ff. Über die Volksart der Vierlande vgl. Finder I 133, der Lüneb. Heide Benecke II 217 ff. (somatisch) und 222 (psychisch), des Regier.-Bez. Stade Plettke 260 ff.

15) Haas RB 11.

16) Kantzow II 408.

17) Nach Gregorius Lagus, De Pomerania, 1559 sind die Pommern „grade weg und sehen mehr ernsthafft und sauer, als freundlich aus, doch sind sie ehrlich und redlich, die alle Schmeicheley und Verstellung hassen, und reden recht, wie sies meinen" (Schöttgen 136). Ihre Aufrichtigkeit und Treue lobt auch Mikrälius VI 296. Brüggemann I Einl. 46 urteilt: „Redlich und offenherzig, freimüthig und dreist, arbeitsam und geduldig, ernsthaft und gesetzt, bedacht- und langsam einen Endschluß zu fassen, fest, standhaft und anhaltend in der Ausführung desselben, klug ohne Hinterlist, kühn, unerschrocken und tapfer in Gefahren, ehrliebend ohne ehrgeizig zu seyn, ein Feind aller Neuerungen, deren Unschädlichkeit nicht auffallend ist: so ist die Seele des Pommern in einem nervigten aus starken Gliedmaaßen zusammengesetzten, dauerhaften und zur Arbeit abgehärteten Körper". Nach Kantzow hat das Volk „vom gestrengen himel da sie unter wohnen noch viele grobheit an jme" (II 404). Bekannt waren sie als starke Esser. „Man kann mit Wahrheit sagen, daß in der ganzen weiten Welt kein Landbauer mehr, insonderheit Fleisch, frißt, als der Pommersche. Ihm muß das ganze Jahr wöchentlich dreymal Fleisch aufgetischt werden, ja in der Erndte hält er sogar fünf Mahlzeiten des Tages, wovon vier aus Fleisch, nämlich Speck, Spickgänsen, Mettwürsten und frischgeschlachtetem Rind- Schwein- oder Schaaffleische bestehen" (Reichenbach 59). Von der starken Eß- und Trinklust berichtet auch Schöttgen 117. Benedikt Waldstein, Bischof von Cammin, schrieb über die Eßlust der Rügianer:

„Si tu non poteris septem maltida vorare
Et monstrum caseï, non Rugianus eris!“ (Haas RV 14).

Grümbke II 59 hebt dieselbe Eigenschaft hervor, die auch dem Schwank „Was Johann zu leisten vermag“, in dem Johann eine Bowle Wein auf einen Zug austrinken soll und es vor Bewältigung derselben draußen erst mit Wasser versucht, zugrunde liegt (Haas RS 203). Dasselbe bezeugen Rügensche Sprichwörter (Haas RV 14).

18) Die Rügianer beschreibt Grümbke II 58 ff. und Indigena 40 als von mittlerer Statur, breitschultrig, selten schön gebaut und die meisten dünn von Waden, dabei abgehärtet und ausdauernd, langsam, schwerfällig, doch fleißig, ruhig und bedächtig, meist von blauen Augen und hellem Haar, unter den Weibern wenig schöne Gestalten. Dabei sind sie „in der Aufklärung unendlich weit zurück, kleben hartnäckig an den Vorurtheilen, Satzungen und Regeln ihrer Vorfahren . . . und in vielen Dingen herrscht ein weit größerer Aberglaube unter ihnen, als auf dem benachbarten Continent von Pommern“ (Indigena 41). Die Mönchguter nennt Nernst 73 ein „harmloses gutes Völklein, gesund und stark, offen und redlich, größtentheils wohlhabend und arbeitsam“. Über die Hiddenseer sagt Indigena 86, sie seien „fast alle groß, etwas gelb von Angesicht, blauäugig, blondhaarig, schlank von Wuchs, aber träge in ihrem Gange und in ihren Verrichtungen“ Vgl. Haas RV 13 f.

19) Über rheinische Geistesart Wrede 31 ff., Derſ., Eifeler Volkskde., 2. Aufl., Bonn und Leipzig 1924. S. 66 ff.

20) Tac. Germ. 30, 31. Müllenhoff DA IV 407 ff.

21) Günther 182 f.

22) Über Volksart der badischen Allemannen Fehrle BV I 12 ff.

23) Tac. Germ. 21, Müllenhoff DA IV 328.

24) Helmold, Chronica Slavorum I 82.

25) Kantzow II 408.

26) Kantzow II 407.

27) Zöllner 240 sagt: „Fremde kommen nicht häufig auf die Insel. Folglich ist einer der geschätztesten Lebensgenüsse fleißiger Besuch der Nachbarn untereinander. Dies gewöhnt an eine Gastlichkeit, die auch dem Unbekannten zutraulich entgegen kommt“.

28) Tac. Germ. 21.

29) Die Sitte, den Gast zum nächsten Gastgeber zu geleiten, herrschte bei den Griechen (Norden 133), wie den Schweden, von denen Adam v. Bremen IV 21 erzählt: „cui exhibens omnia iura humanitatis, quot diebus illic commorari voluerit, adamicos eum suos certatim per singulas dirigit mansiones.“ (Müllenhoff DA IV 329). Müllenhoff bemerkt dazu 330: „Das kommt heute noch in gewisser Weise auf dem Lande vor“. Fischer in Hoops II 229 verweist auf Goethe (Wahlverwandtschaften II 5), der die Sitte des Rundschmausens als „polnische Wirtschaft“ bezeichnet. Jacobi in Norden 498 führt den Beleg aus A an und sagt: „Ich weiß bestimmt, daß dieser Brauch in einigen ländlichen Kreisen Deutschlands bis in sehr junge Zeit existiert hat“. Bruckner in Korrbl. d. Schweiz. Ges. f.

Volkskunde XI 1921, S. 14 weist auf Rosegger Waldheimat I, der die Sitte „das fahrenden Zechen" nennt (Norden 502).

30) Nach Radcliffe 119 läßt man „in dem allergrößten Theil von Schweden die Thüren des Nachts offen . . . auch in den Städten", auf den Färöern sind nach Graba 87 „an den Thüren keine Schlösser", auf den Hebriden steht die „Hausthüre, wenn sie ja eine Hausthüre haben, mehrentheils offen, und wird zur Nachtzeit selten verschlossen" (Buchanan 86), und aus Schottland berichtet Stewart I 37 „a friend of mine, still following old customs, does not lock his doors to this day." Ebenso werden nach Capell Brooke 52 „in der Finmark, sowohl unter den Lappen als den Norwegern . . . die Häuser fast bei allen Gelegenheiten offen gelassen, da hier, wie überhaupt unter den Lappen der Diebstahl völlig unbekannt zu sein scheint" (Begemar I 264).

31) Die große Gastlichkeit ist eine von allen Reisenden belobte nordische Tugend (Winterreise 2 und 233, Boie 49, 73, Molbech I 284, II 139, Radcliffe 57, bes. 86, Büsch 8, v. Buch I 221, Wollstonecraft 8, Schmidt 95, Bedemar I 9, 33, 62, II 66, Kerner 148, Schubert I 87, II 16, III 139); ebenso in Finnland (Acerbi I 275) bei den Inselschweden (Rußwurm II 148), auf den Färöern (Graba 47), den Shetland-Inseln (Hibbert 297, 503), auf den westschottischen Inseln (Macculloch II 4), im sagazeitlichen Island (Weinhold 441 ff., Niedner 13), wie auch in späteren (Mackenzie 267, Thienemann 199), in Schottland (Heron I 293). — Über mittelalterliche Gastfreundschaftssitten vgl. Kondziella 38.

32) Acerbi I 137 sagt: „The Swedes are a frank, open, kind-hearted, gay, hospitable, hardy and spirited people. It wonld be difficult to point out any nation that is more distinguished by a happy union of genius, bravery and natural probity of disposition. They are represented by their neighbours as the gascons of Scandinavia." „Die Franzosen des Nordens" heißen sie auch bei uns (Molbech II 152). Radcliffe 169 nennt die Schweden „lebhaft, arbeitsam, sie lassen sich leicht und schnell einnehmen". Schmidt 85 bezeugt „das den Schweden und besonders den Bergbewohnern unter ihnen nicht abzustreitende mechanische Genie". Nach Winterreise 199 hat „der Schwede vor allen Nordischen Nationen den allgemeinen anerkannten Vorzug der Höflichkeit", während „der Normann offen und gerade ist". In Norwegen deutet nach Bedemar I 113 „bis auf die kleinsten Züge der Gebräuche alles auf arglose Rechtlichkeit hin". „Wenn noch in irgend einem handelnden Staate Redlichkeit, Frömmigkeit und Unschuld der Sitten vorhanden sind, so ist es gewiß in Norwegen" (Winterreise 40).

33) Über Schweden vgl. Much in Hoops IV 147, über Gauten ders. ebda II 126. Nach Axel Olrik, Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit. Übertr. v. Wilh. Ranisch. 2. Aufl. Heidelberg 1925. S. 7 findet man „die Langschädel am reinsten in den binnenländischen Bauernbezirken . . . die Kurzschädel findet man besonders in den Küstengegenden, so fast an der ganzen Westküste Norwegens und in Dänemark und am häufigsten auf den Inseln." „Die Kernschweden verachten ihre gothischen Mitbürger, wegen ihrer größeren Lebhaftigkeit, die vielleicht manchmal in Windbeutelei ausarten mag, und mit dem Ernste und dem würde-

vollen, nicht gezwungenen Wesen jener nicht übereinstimmen will" (Winterreise 222).

34) Molbech I 415 sah in Nerike und Södermanland „fast nur schwarzes Haar und dunkle Augen". Nach Schmidt 115 ist an den Dalkarls „auffallend der beynahe gänzliche Mangel von Waden an ihren langen Beinen. Die Weiber sind etwas untersetzter als die Männer". Nach Schmidt 268 findet in Norrland „der Menschenbeobachter eine neue Bestätigung, daß die Gebirgsbewohner nicht nur meist einen wohlgestalteteren Körper, sondern auch einen aufgeweckteren Geist als die Bewohner des platten Landes zeigen". Bedemar I 189 fiel es „an Norwegens Westküste besonders auf, wie die Bewohner davon mit so geringer Kraft und Leibesstärke begabt sind, als das Landvolk der inneren Provinzen". Nach Günther 196 sind merklich alpin untermischt besonders die beiden südlichen Provinzen.

35) Schubert II 59 findet die Angermanländer „heiter, sanft, gutmütig" und rühmt ihre „Dienstfertigkeit und Behendigkeit". Der Neriker ist nach Molbech I 415 „ernst, still, zurückhalten". Nach Boie 22 lobt man „mit Recht die Treuherzigkeit der Guldbrandsdaler, die mit einem feinen Gefühle für Schicklichkeit und der großen Höflichkeit verbunden ist". Besonders ist „dem Schweden eine gewisse natürliche Beredsamkeit eigen" (Winterreise 200), was dem Fremden besonders an der Gesprächigkeit der Postfahrer auffällt (ebda 202). „Die jungen Burschen, wenn sie mit uns losfuhren, versuchten bald, sich mit uns zu unterhalten, und wenn dieß wegen der uns mangelnden Bekanntschaft mit ihrer Sprache nicht recht gehen wollte, so sangen sie oder schwazten mit ihren Pferden den ganzen Weg durch" (Büsch 47). Es sind „rasche muntere Pursche, sehr höflich, gesprächig, wißbegierig und willig, allerlei zu erzählen". (Molbech I 358). Ähnlich Schubert I 19, Schmidt 118. Oft sind die Fahrer „muntere Mädchen, die durch eine Menge naiver Einfälle belustigen" (Schmidt 195; ähnlich Capell Brooke 615, Schubert I 21). Aus Norwegen berichtet Boie 62: „Lästig wurden uns die Fuhrleute durch das Uebermaaß ihrer Fragen: ‚Was bist Du für ein Landsmann? Wie alt? Leben Deine Eltern noch? Bist Du verheyrathet?'"

36) In Dänemark ist Jütland am reinrassigsten, die Inseln sind stark alpin untermischt (Günther 197).

37) Die Shetland Inseln sind nordrassisch (Günther 195).

38) Günther 195, Haberlandt 72.

39) Günther 191, Haberlandt 52.

40) Günther 200.

41) Günther 183 f.

Volksglauben

1) Tac. Germ. 9, Müllenhoff DA IV 220, RM Meyer 423, Grimm DM 56, Golther 592, EH Meyer GM 193, Dietrichson in Hoops II 313.

2) Ähnlich äußert sich Begemar I 101: „Was die Vernunft dagegen auch einwenden mag, der Aberglaube im Norden hat etwas Ehrwürdiges, etwas, das auf das Gefühl einer nahen Geisterwelt Bezug hat. Es mag dem unmittelbaren Einflusse des Himmelsstriches, der so wenig sinnliche Vergnügungen verstattet, zugeschrieben werden, daß der Geist, auf sich selbst zurückgedrängt, eine höhere Welt ahnet, und den sie bevölkernden Wesen näher verwandt fühlt."

3) In Norddeutschland wird der volkstümliche Glaube zumeist mit „Bigloben" bezeichnet (Dähnert 41, Danneil 9, Schütze II 41, Stürenberg 17, Brem Wb III 92, Sartori WV 74, Wrede 116; niederländ. bijgeloof). Andere Bezeichnungen sind „Hönergloben" (BPV X 178, Kück 244, Schumann 86), „Ungeloben" (Jb I 104, Sachsenwald). Der Schlesier Veit Sachs (1660) bezeichnet ihn als „Katzenglauben" (Drechsler I 91). Nach Kluge 252 kam die Bezeichnung „Köhlerglaube" im heutigen Sinn erst im 19. Jh. auf, während sie vorher für „unbedingter Kirchenglaube" gebraucht worden ist. Vgl. Grimm Wb V 1591.

4) Radcliffe 179 sagt: „Die niedrige Classe des Schwedischen Volkes ist abergläubisch und hat tausend niedrige phantastische Gewohnheiten. Sie glauben fest an Zauberey und heilen daher Fieber und andere Krankheiten durch magische Künste und kraftvolle Werte. Sie sind in der festen Ueberzeugung, daß ihre bessere oder schlechtere Erndte von der Verrichtung oder Unterlassung dieses oder jenes Religionsbrauches abhange. Wenn ihr Vieh krank ist, vergraben sie etwas von dem kranken oder todten Vieh auf des Nachbars Grund und Boden, um die Krankheit fortzupflanzen und von ihrem eigenen Heerd zu entfernen. Ihre Heirathen, die Geburten ihrer Kinder, die Kindtaufen und Leichenbegängniße werden unter tausend mysteriösen Ceremonien verrichtet. Sie glauben an die Existenz eines Geistes unter der Erde, der nach den Umständen ihr Freund oder Feind ist, und den sie durch gewisse Ceremonien, die sie zu seinen Ehren anstellen, zu gewinnen suchen." Ein besonderes Konzentrationslager derartiger paganischer survivals ist auch heute noch im Norden das Weihnachtsfest. Wie „im älteren skandinavischen Weihnachtsbrauch das Christliche nur als eine dünne Tünche, unter welcher ganz andersartige Bräuche fast überwältigend stark hervortreten", erscheint, so scheint es noch heute, „als ob fast alles was von älteren und noch vorchristlichen Vorstellungen und Bräuchen fortlebte, sich um die Weihnachten zusammengeschlossen hat" (Nilsson 46).

5) Nach Stroebe II 262 verlor das bergentrückte Mädchen „das oberste Glied vom linken kleinen Finger"; sie gebar später „viele Kinder, aber allen fehlte das oberste Glied vom linken kleinen Finger".

6) Nach Temme 95 erzählt man sich in vielen Teilen Pommerns noch jetzt, der Kaiser Napoleon habe im Jahre 1815 den Teufel gebeten, ihm noch einmal beizustehen.

7) Tac. Germ. 45, Müllenhoff DA IV 508.

8) Henderson II 117. „When the procession approaches the burial ground, . . it will approach the spot sunwards (dessil) from east to west." (Goodrich 96, Tyree).

9) Bohnsack, Ein Begräbnis in den Vierlanden (Nf XV 248) berichtet, daß „sich die Leidtragenden mit dem Sarge einmal in voller Runde von Osten nach Westen um die Kirche herum begeben", ehe der Sarg in die Kirche getragen wird. So auch Finder II 116. Ebenso ritt dort „der Großknecht, der ‚to Liek antoseggen' hatte, von Osten nach Westen, ‚mit de Sünn'" (Finder II 106). Nach Grüner 38 gehen „während des Offertoriums die Verwandten von der linken zur rechten Seite um den Altar und opfern." In Bosnien und Herzegowina wird ebenfalls bei Leichenbestattungen die Richtung des Sonnenlaufs eingeschlagen (ZföV VI 171). Ohne Angabe der Richtung erwähnt Grümbke II 96 aus Rügen: „In einigen Gemeinden ist es Sitte, daß die Leiche vor der Einsenkung ein oder mehrere mal rund um die Kirche getragen wird." Noch verblaßter ist die in Bergen auf Rügen übliche Sitte, nach der „alle Leichen an der Kirche vorbeigefahren werden müssen" (Festschr. Lemcke 238). Camerer II 128 berichtet von der Insel Nordmarsch: „Der Sarg wird . . . dicht um die Kirche herum getragen", und II 842 aus Ütersen: „Hierauf wird die Leiche dreymal rund um die Kirche getragen", und endlich II 845 von Kloster Ütersen: „Der Sarg wurde in dem sogenanten Pardick [Kreuzgang] dreymal rumgetragen." In Wilster machte noch vor ungefähr 60 Jahren der Leichenzug, „angelangt auf dem Kirchhof, der auf dem umgebenden Rand gepflastert war, einmal erst die Runde um den ganzen Platz und beim zweiten Rundmarsch Halt bei dem Grabe" (Heimat, Jg. 34, 1924, S. 125). Eine dreimalige Umwandlung des Gotteshauses fand früher in Westfriesland statt (EH Meyer DV 273, Urq III 300, Jensen 344), auf Föhr (ZVfV XIX 276); eine einmalige Umwandlung auf den Halligen (Jensen 344, noch jetzt), in Dithmarschen (Urq I 32), in Nordsteimke (Braunschweig, ZVfV VIII 437), in Westfalen (Sartori WV 106, noch an vielen Orten). Im Freienamt wird „der Verstorbene von seinen nächsten Nachbarn dreimal um die Kirche herumgetragen" (Rochholz I 198). Nach Tetzner SL 82 wurde eine im Kindbett verstorbene Mutter in feierlichem Aufzug um die Kirche getragen. Ebso. Duller 115.

10) Hibbert 509. Henderson II 116. „Man hält es für Unrecht, nach dem Genuß des heil. Abendmahls sich links herum zu kehren" (Rußwurm II 182).

11) Die religionspsychologisch so primitive Sitte der Kultstättenumwandlung hat sich bis heute erhalten, die Richtung nach dem Sonnenlauf jedoch scheint sich zumeist verloren zu haben. So wird der Altar umwan-

delt beim Abendmahl (Müllenhoff SH 47, 154), bei der Kommunion (Nicolai IX Beil. 186, Schwaben, „Hintere gehen"), beim Kirchgang der Wöchnerin und bei der Taufe als Opfergang, wobei entweder die Gevattern mit dem Kinde um den Altar gehen (Schubert II 524, Jemtld., Jensen 227, Andree BB 291, Heßler 554, Schaumburger Land, Drechsler I 197, wiederholt, wenn das Kind ein Jahr alt ist: 217), oder die Mutter es herumträgt (Reichhardt 13, Grüner 38, ZVfV XXIII 278 (Schlesw.-Holst.), Haupt-Schmaler II 253 (die Mutter wird vom Geistlichen geführt), Gesterding 224, Kassuben), oft begleitet von einer Verwandten (Jensen 231), oder den weiblichen Paten und eigens dazu geladenen Frauen (Urq VI 24, Pom.), oder endlich allen weiblichen Bekannten (Temme 338, Kassuben und andere Gegenden Pommerns; Duller 115, Rügen, Kassuben). Beim Trauungsopfergang schreitet im Böhmerwald die Hochzeitsgesellschaft „links zum Altar und kehrt rechts schwenkend zurück" (Hauffen Beitr. XII 204). Nach Brüggemann I Einl. 72 gehen bei den Wenden „die Brautpaare um den Altar, um zu opfern". In Helgoland geht nach Camerer I 51 „der Bräutigam allein um den Altar und opfert sein gewöhnliches Opfergeld . . . dann gehet die Braut auch, nebst zwo Frauen, um den Altar". Den Trauungsopfergang verzeichnen Tetzner 433 (Slovinzen), SL 75, 80, Gesterding 223 (Kassuben), Haupt-Schmaler II 234, Reichhardt 92, BPB II 12 (Zwilipp), ZVfV I 183 (Brandenburg), Drechsler I 262, EH Meyer BB 295. In Schottland wird das Gotteshaus nach der Trauung umwandelt. „After leaving the church, the whole company walk round it, keeping the church walls always upon the right hand" (Liebrecht 322). Bei den Weißrussen findet ein Umgang um den Trauungstisch statt (Urq II 161).

12) Hibbert 509.

13) Henderson II 116. Bei den Inselschweden muß man „beim Ausfahren auf den Fischfang das Boot nicht gegen die Sonne, mâtsôls, sondern mit der Sonne, mäsôls, rechts herum wenden" (Rußwurm II 182). Barry 342 berichtet: „In preparing for a voyage, when leaving the shore, they always turn their boats in the direction of the suns motion." „Dr. Edmonstone benachrichtigt uns, daß die Fischer auf Zetland es bis auf den heutigen Tag für unsicher halten, ihr Boot anders zu wenden, als mit der Sonne. Th. II, S. 73" (Henderson II 117). „Those who landed, must do so sunwards" (Goodrich 409).

14) Hibbert 509. In der Grettirsaga Kap. 18 geht die Zauberin dem Laufe der Sonne zuwider um die Runen herum (Urq III 118). In Oldenburg „dient man dem Teufel, wenn man die Kirche gegen die Sonne umwandelt" (Strackerjan II 8), wie ein Kind, um Hexe zu werden, „dreimal gegen die Sonne um die Kirche gehen muß" (I 296). Die irländische Hexe geht zur Entzauberung der Milch „dreimal gegen die Sonne um das Butterfaß" (Seligmann I 335). Nach Wessel 320 wurde beim Bischofsbann ein abwärts gehaltenes, mit Tuch umwundenes, auf einen „Staken" gesteckes eisernes Kreuz in der Kirche herumgetragen; „darmit gingen se unrecht este gegen de Sünne binnen de Kerke umher". Damit er das Schlüsselloch finde, muß der Knabe in einem finnischen Märchen „dreimal gegen die Sonne ums Haus herumgehen" (Löwis FM 91). Ein ähnliches Motiv findet sich

in einem isländischen Märchen, wo das Mädchen dreimal mit der Sonne und dreimal gegen die Sonne um das Haus gehen muß, um es öffnen zu können (Naumann JV 77). Beim Diebsbannen ging man auf Rügen „von Osten nach Norden" um den Platz des Diebstahls herum (Duller 121). In Masuren wird die zur Krankenheilung nötige Asche „mit einem Haarsieb rund um den Kranken gesiebt, das Haarsieb aber dabei nicht, wie gewöhnlich, rechts um, sondern links um gedreht" (Toeppen 26). In Norwegen geht man am Weihnachtsabend, um die Zukünftige zu sehen, mit einem Quirl dreimal gegen den Lauf der Sonne rings um das Darrhaus herum (Liebrecht 325). Der Vorzeichenseher auf Eriskay „walks dessil or sunwards, round the house, his eyes being closed till he rea hes the door-sill, when he opens them, and looking through a circle made of his finger and thumb, judges of the general caracter of the omen by the first object on which his eyes rest" (Goodrich 227). Man muß es vermeiden, Beschäftigungen in Richtung gegen den Sonnenlauf auszuführen, um sich nicht dämonischen Schädigungen auszusetzen. So stehlen die Zwerge das Korn, wenn man nach dem Dreschen die Tenne gegen die Sonne fegt (EH Meyer DV 236, Müllenhoff SH 333); das Osterfeuer wird dem Lauf der Sonne nach umzogen (Strakerjan II 43); beim Trinken geht das Glas „mit Sunn rüm" (Benecke II 482). Das außerordentliche Gericht wurde durch einen in Sonnenrichtung ausgesandten Hammer entboten (Heinemann 15). Auf den westschottischen Inseln „every thing should be done dessil, i. e. sunwards" (Goodrich 239). „The direction of all coordinated movement in these islands is dessil" (256). So muß „the Highland wheel alwaks revolve dessil," (424); ferner „it is a rule to keep on the west side of the road at night, and at all times to keep sunwards of unlucky people" (239).

15) Allgemein in Holstein und in Hamburg ist der Spielerausdruck „rechts geiht de Sünn rüm". In Westpreußen ändert beim Kartenspiel links herum geben das Glück (Urq V 259).

16) „Betende und opfernde Heiden schauten gen norden und der norden wurde unter den Christen als die unselige heidnische gegend angesehen" (Grimm DM 28, RA 808). Ebso Golther 559, RM Meyer 407, Schindler 273. Ebso wandte der griechische Zeichendeuter sein Angesicht gegen Norden (Stemplinger 27).

17) An der Nordseite des Kirchhofs werden nur Selbstmörder und Verbrecher begraben (Rußwurm II 93, Schubert II 78). Aus dem Nordfenster des Nicolaiturms zu Greifswald darf der Turmwächter nicht blasen, „das leidet der Teufel nicht" (Temme 161). In Norwegen „darf man sich nicht nach Norden wenden, wenn man sich den Kopf wäscht, damit man nicht in die Gewalt des Teufels kommt" (Liebknecht 324). „It is not right, to come to a house „tuaitheal" i. e. northward" (Goodrich 239).

18) Tac. Germ. 11, Müllenhoff DA IV 235, Grimm DM 591.

19) Müllenhoff DA IV 235.

20) „Wer kein Geld im Beutel hat, der soll sich hüten, daß wenn der Mond neu ist, er ihm nicht in Beutel scheine, sonst wird er, solange dieser Monat währet, Geld-Mangel leiden" (Rockenphil. I 188).

21) Der Glaube an die dem Mond entströmende Analogiezauberkraft hat sich bis heute im Volk erhalten. Grimm DM 595, Usener 84, Naumann Gz 70, Schindler 256, EH Meyer DB 260, Wuttke DB 57, Tetzner 193 (Masuren), Dähnert 291, BPB III 145 (Haas, Der Mond im pommerschen Volksglauben), Drechsler II 132, ZföB V 136 (Ankert, Der M. im Glauben des nordböhmischen Volkes), Bartsch II 199, Strackerjan II 61, Sartori WB 68, ZrwB XV 77 (Bergisch), Wrede 128, Rußwurm II 209. Nach Schütze III 68 „bestimmt das Ab- und Zunehmen des Mondes zum Theil noch das Säen und Pflanzen". Auf den Hebriden wird „das Torfstechen bey zunehmendem Mond vorgenommen" (Boswell 403). Nach Ben (Nachtr. von späterer Hand) in Barry 447 „the men here keep the observations of the moon so far, that they stall their marts at the waxing of the moon, affirming they grow in the barrell." Zur Bezeichnung des abnehmenden Mondes dient „Wadel" (Grimm DM 593, Vollbeding 72, BPB I 183), doch auch als „Vollmond" gebraucht (Frischbier II 452, Brem Wb V 166, Stalder II 426); in dieser Zeit ist gut Holz fällen. „Wenn man sagt: Nu is't im goden Wadel, so rührt solches daher, daß man gemeiniglich die Zeit des abnehmenden Monds, besonders vom November bis März für gut Holzfällen hält, indem es alsdann länger dauern soll" (Vollbeding 72). Ebso Frischbier II 452, Dähnert 534, Haas-Worm 78, Brem Wb V 166. Sibeth 104 verzeichnet wadeln = abholzen. Andere Bezeichnungen für den abnehmenden Mond sind „afbreken Man" (Schumann 28), „Wannen, im Wannen" (Strodtmann 278), „flikendes oder flipens mândes" (Schambach 129). Der zunehmende Mond heißt „de wassende Maand" (Strodtmann 278, Schambach 129), in Pommern „Heitnigge" (BPB I 183).

22) Tac. Germ. 40, Müllenhoff DA IV 470 ff., RM Meyer 204, Golther 218, EH Meyer GM 287, Grimm DM 208.

23) Grimm DM 212, Müllenhoff DA IV 472. Die Ansicht entstammt den Germaniae antiquae libri tres von Philipp Clüver, 1616, III 107. Vgl. Haas RS 230. Die Sage findet sich Temme 65, Haas RS 1.

24) Zöllner 260 berichtet: „Bis auf den heutigen Tag erzählen Leute, die nie ein Wort von Tacitus gehört haben, alles, was er in der angeführten Stelle sagt, als eine weltkundige Sache, deren Andenken sich hier vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt habe". Schwartz 100 erzählt vom Herthasee: „Die Leute sind auch fürchterlich, an dem Orte lange zu verweilen und zu arbeiten. Ihnen grauet noch vor der Hertha. Sie tragen sich mit der alten Legende, daß einmahl ein Bauer, da er ein Both auf den See gebracht, in der Absicht, damit zu fischen, solches des andern Tages, oben in dem Gipfel einer hohen Büche, versetzt gefunden, und als er darüber voller Verwunderung gesaget: Wer het dy dahenup schlengt? darauf von Matz Pumpen [Teufel] zur Antwort bekommen hätte: dat heff ick un myn Broder Nickel dahn".

25) Man sieht in den Zwergen Erinnerungen an friedliche, arbeitsame, vorher im Lande ansässig gewesene Völker, besonders Kelten (Weinhold 21, Wuttke DB 43).

26) „The Dwarfs of Shetland, who dwell among the hills . . .“ (Hibbert 446). Sie wohnen in der Erde, zumeist in Hügeln, Erdlöchern und unter Häusern und Ställen (Grimm DM 376, RM Meyer 126, Golther 135, EH Meyer GM 127, Müllenhoff SH Einl. 41, Haas RV 32, Strackerjan I 397, Sartori WV 65); daher ihre Benennung „Unterirdische“ (Tetzner SL 238, Schulenburg WV 169, Frischbier II 423, Temme 257, Duller 100 (Mark), Kuhn 196, Bartsch I 51, Müllenhoff SH 298 (Holst. und Sylt), Jensen 218, Finder II 12, Kück 241, Strackerjan I 397, Sartori WV 65, Andree BV 389). Zusammenstellung anderer landschaftlicher Bezeichnungen bei Golther 135, EH Meyer GM 127, Schindler 9, Wuttke DV 40, Strackerjan I 397, Sartri WV 65, Drechsler II 168; die deutschen Slaven nennen sie „Lutki“ (Leutchen): Wuttke SV 376, Tetzner 311 (Sorben), SL 238, Schulenburg WV 169, VG 278; in Litauen „Barsducken“ (Tetzner 90); bei den Inselschweden heißen sie „unde-bygjare“ (Untenwohnende), „landsgubbar“ (Erdgreise, Rußwurm II 256); bei den Esthen „Maahiset“ (Castrèn, 177, auch bei den Lappen, ebda. 178, und Finnen, Rußwurm II 256;) in Pommern „Ellerchen“ (VPV II 17, Temme 256), auch „Juelkes“ (ZVfV I 78); auf Rügen „de lütten Lüd“ (Haas RV 32); in Mecklenburg auch „Mönk“ (Bartsch I 46, 59); in Nordfriesland „Onnerbalkissen“ (ZVfV II 407); auf Föhr und Amrum „Önnerbankissen“ (Müllenhoff SH 298).

27) Die Zwerge sind im Norden klein, bartlos, nicht häßlich (ZVfV II 1, Färöer), zart (Afzelius II 293), die Frauen oft sehr schön (I 53); bei uns sind sie meist mißgestaltet (EH Meyer GM 127, Golther 135). Nach RM Meyer 125 ist die Vorstellung von schönen Zwergen jünger.

28) Nach Haas RS 53 unterscheidet man auf Rügen weiße, grüne, braune und schwarze Zwerge, von denen die beiden ersteren zierlich und gutartig sind, die beiden letzteren ungestalten und bösartig. Bei Garz auf Rügen unterscheidet man graue (grise), schwarze, grüne, weiße; die grauen sind die gefährlichsten, bösartig sind auch die schwarzen, guttätig die weißen (ZVfV XXVI 272). Diese Differenzierung findet sich nur auf Rügen (Haas RV 32, Grimm DM 368). Zumeist tragen die Zwerge rote Mützchen (Wuttke SV 376, Wenden; Tetzner 311, Sorben; Drechsler II 168; Müllenhoff SH 343; EH Meyer GM 127). Auf Wollin sind es „kleine graue Männlein mit roten Mützen“ (VPV I 178); in Rowe erschienen sie „in Gamaschen, roten oder blauen Hosen und blauer oder roter Jacke, und zwar hatten sie zu blauen Hosen rote Jacken und umgekehrt“ (VPV VIII 2). In Thür. heißen die Zwerge Rote Jungen, sonst Rotmützchen (Rochholz II 233). In Mecklenburg tragen sie graue Hosen, rote Jacke und Troddelmütze (Bartsch I 85), in Nordfriesland rote Röcke und Mützen (Jensen 221). In Shetland sind sie „gaily dressed in habiliments of green“ (Hibbert 447).

29) Golther 138, EH Meyer GM 138.

30) Grimm DM 370, Golther 138, EH Meyer GM 128, RM Meyer 127, Weinhold 93, Afzelius I 53, ZVfV II 1 (Färöer), II 408 (Nordfriesld.), Müllenhoff SH 302, Sartori WV 66, Strackerjan I 397, Haas RV 32, Haas-Worm 95.

31) Die Zwerge hüten Schätze: Schindler 9, Golther 136, RM Meyer 126, Rußwurm II 256, Temme 254, Haas RV 23.

32) „These spirits are much addicted to music and dancing" (Hibbert 449). Ebso Grimm DM 389, Wuttke DV 41, SV 377, Haas RV 32, Temme 254, Bartsch I 81, Birlinger S I 248, Afzelius II 294. Trommelmusik können sie nicht vertragen (Müllenhoff SH 308).

33) Die Zwerge sind gutmütig und helfen gern den Menschen: Grimm DM 378, RM Meyer 126, Schindler 9, ZVfV II 1 (Färöer), Stroebe II 22, Tetzner 311 (Sorben), Temme 254, Haas RS 59, Bartsch I 48, Drechsler II 169, Müllenhoff SH 315, Strackerjan I 397, Sartori WV 65.

34) Der Wechselbalg wird bezeichnet als „Külkropp" (Dähnert 260, Finder II 12, Müllenhoff SH 333), „Quarre" (Bartsch I 89), „Welschling" (Frischbier II 463) oder „Wesling" (II 465, Bock 77). Der Glaube ist allgemein. „The Trows are addicted to the abstraction of the human species, in whose place they leave effigies beings, named Changelings, the unholy origin of whom is known by their mental imbecility, or by some wasting disease" (Hibbert 449). Ebso Grimm DM 387, RM Meyer 126, Golther 139, EH Meyer GM 128, Wuttke DV 42, Rußwurm II 259, Frischbier II 423, Temme 254, VPV II 23, ZVfV XXVI 273 (Garz), Haas RS 53, RV 32, Duller 100 (Mark), Drechsler II 172, Bartsch I 46, Müllenhoff SH 316, 331 ZVfV II 408 (Nordfriesld.), Jensen 219, Benecke II 523, Strackerjan I 397, Andree VV 389, Schambach 295, Wrede 141; vgl. Höfler, Der Wechselbalg in ZVfV VI 52 ff. Boehm führt ZVfV XXIX 8 aus Vossens Idyllen an:

„Wie oft ein unterirdischer Zwerg
Ein Kind entführt in seinen Berg,
Den Wechselbalg dann unterschiebt . . ."

35) „Children are taken away to the hills in order to be playfellows to the infant offspring of the Trows" (Hibbert 450).

36) Grimm DM 386, Golther 139, Temme 254, Müllenhoff SH 329, ZVfV II 411 (Nordfriesld.).

37) „Von dem Trank, der vom Bergvölkchen so gastfrei dargeboten wird, hegt man den Glauben, daß derselbe die Erinnerung an die Vergangenheit gänzlich vertilge" (Afzelius II 336).

38) Grimm DM 383, Golther 135, EH Meyer GM 127, RM Meyer 126, Wuttke DV 41, SV 376 (Wenden), Drechsler II 169, Haas RV 32, VPV V 98, Müllenhoff SH 350, Stroebe I 102, II 53. „They have the means of magnk themselves invisible" (Hibbert 447).

39) Andererseits erscheinen sie oft in Krötengestalt: Rußwurm II 256, Temme 254, 258, Bartsch I 50, Müllenhoff SH 343, Andree VV 389.

40) Grimm DM 437, Golther 159, EH Meyer GM 141, Schindler 18.

41) „Jättegryta dicuntur foramina ingentia in petris, in modum ollae excavata, in quibus ante inventa molendina, fruges tundebantur. Vulgus nostrum putat, gigantes ibi cibos confecisse, unde nomen natus est" (Ihre I 740). So erzählt auch Linné II 232: „Der gemeine Mann glaub-

te, daß die alten sich dieser Riesentöpfe bedient, um darin Getreyde zu mahlen, ehe man Mühlen gehabt, oder auch daß sie darin Gerste zu Graupen gestoßen hätten". Nach Bedemar I 175 haben bei Bergenstift „die stürmischen Fluten des Fjords hier und da in den Wänden große Löcher mit kreisförmiger Wandung hinein gespült, die man Gjettegryder nennt".

42) Stroebe I 197.

43) Grimm DM 454.

44) Grimm DM 272 sieht in dem pferdefüßigen Teufel eine Erinnerung an die schnellfahrenden Götter. Kaum richtig dürfte es sein, wenn Stemplinger 62 den Teufel mit dem Pferdefuß als Nachfahren des eselfüßigen Empusa betrachtet. Er erscheint mit einem Pferdefuß: BPB IV 19, 94, 128, 142, V 100, VII 101, Haas-Worm 96, Müllenhoff SH 157, 207, Krbl. XV 27 (Wossidlo, Gott und Teufel im Munde des Mecklenburg. Volkes: De oll mit 'n pierdfoot), Bartsch I 97, II 4, Drechsler II 123, Kühnau II 557 u. ö., Strackerjan I 249, Andree BB 396, Grimm DM 831; mit einem Hühnerfuß: Toeppen 123, BPB IV 33 (Knoop, Die Namen des T. in Pom.), Krbl XV 27 (Meckl.); mit einem Pferde- und einem Hühnerfuß: Bartsch I 436, II 467, Temme 217, Haas Schn 72, ZVfV XXIX 14 (Bohel, Vossens Idyllen); mit einem Eulenfuß: Krbl XV 27; Krähenfuß: ebda; einem Pferde- und einem Krähenfuß: Bartsch I 434.

45) Hibbert 573, Grimm DM 833, Strackerjan I 250.

46) Hibbert 573. (Teufel in Katzengestalt.)

47) Strackerjan I 250, 289. „Dat wier de deuwel, hadd jenn jung secht, hadd 'n swarten hund seen" (Wossidlo III 132).

48) Hund als Schatzhüter: Schindler 143, Wuttke DV 32, Schulenburg WV 89, 91, VG 208, Temme 233, Toeppen 127, Haas RS 43, Schn 91, Bartsch I 134 u. ö., Kuhn 93 u. ö., Kühnau I 246, Müllenhoff SH 374, Strackerjan I 256, Birlinger S I 251, Rußwurm II 237.

49) Teufel als Fliege: Grimm DM 834, ZVfV XXVI 274 (Garz), BPB VIII 27, Strackerjan I 250.

50) Hibbert 574.

51) Vgl. Anm. 6.

52) Wuttke DV 37.

53) „Aelfdans: ita vocantur circuli, qui in pratis cernuntur, . . . credit vulgus his saltasse alfos" (Ihre I 23). „The site where the dances of the guid folk are held, is, as in other countries, to be detected by the impressions in the form of rings which their tinny feet make on the grass; and within such unholy precincts it is hazardous for a Christian to enter" (Hibbert 449). „Da man die Elfdansar genau untersuchte, so fand man, daß sie bloß von dem Cynosurus caeruleus, einem Grase mit blauen Blättern, formiert wurden, welches sich ringförmig ausbreitet. Wenn dieses Gras auf einer magern Wiese wächset, so macht es blaue Ringe, die das einfältige Volk von dem Tanzen der Wassernixe herleitet" (Linné I 76). Afzelius II 295, Cavallius 128, Grimm DM Nachtr. 136, Wuttke DV 46, Golther 127, RM Meyer 116, Hörmann 201.

54) Die Aelfkvarn sind „kleine Vertiefungen in Felsen oder Spuren prähistorischer Gletscherbäche“ (ZVfV X 418).

55) Grimm DM 367, Wuttke DV 46, RM Meyer 116, Afzelius I 38.

56) „Viele pflanzen an dem Tage, wann ein Kind gebohren, einen Baum, woraus sie des Kindes Gedeihen und Wachsen wollen erkennen“ (Männling 186). „So setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen wie das Kind“ (Andree P II 21, aus Hebels Schatzkästlein), ZVfV XXIX 17 (Vossens Idyllen). Die Sitte ist noch weit verbreitet: Mogk 16, Naumann Gz 83, Nilsson 6, Drechsler II 79, Heßler 49 (vereinzelt), Wrede 146, ZrwV X 166, Fehrle VV I 61, Rochholz II 84. In der Eifel pflanzt man einen Obstbaum (Wrede 127, ZrwV VIII 216), hin und wieder in Süddeutschld. bei der Geburt eines Knaben einen Apfelbaum, bei der eines Mädchens einen Nuß- oder Birnbaum (Reichhardt 9); die Juden pflanzten eine Ceder für Knaben, eine Fichte für Mädchen (Urq II 6). In Pom. pflanzt man bei der Geburt eines Knaben eine Eiche (Haas Schn 42), im Kreise Lauenburg bei der Geburt eines Mädchens eine Linde, „weil man sie möglichst bald durch Verheiratung los sein möchte“ (VPV IX 30). Auch vergräbt man in Pom. die Nachgeburt an den Wurzeln eines jungen Obstbaumes, und schließt aus dem Gedeihen des Baumes auf das des Kindes (Urq V 253).

57) Die Eiche stand seit alter Zeit in besonderem Frieden, da sie dem Donnergotte heilig war (Weinhold 81, Schindler 160). Noch heute glaubt man in der Pfalz, sie werde vom Blitz, der sie trifft, nicht entzündet (Wuttke DV 112). „In verschiedenen Gegenden Niedersachsens und Westphalens haben sich bis auf die neueste Zeit Spuren heiliger Eichen erhalten, denen das Volk einen halb heidnischen, halb christlichen Dienst erwies“ (Grimm DM 59). „Selten wird eine Eiche gefällt“ (Sartori WV 67).

58) Eberhard Buchner, Das Neueste von gestern, München o. J., V 34 u. ö.

59) So Stroebe II 3, 40, 222. Auf den Almen bezieht nach Abzug der Sennen das „Kasermandl, ein Alpgeist, die Hütten“ (EH Meyer DV 152).

60) Wie auf Wagen (Afzelius II 359, Tetzner 311, Sorben), setzen sich die Aufhocker auch auf den Rücken einsamer Wanderer (VPV II 34, IV 37, Haas-Worm 78, Bartsch I 180 u. ö., Kühnau I 175 u. ö., Drechsler I 321, Benecke II 523 (Wendland), Strackerjahn I 188, Wrede 141, Schulenburg WV 73, VG 149).

61) In Bergen auf Rügen nehmen „Fuhrleute beim Umzuge keine Katze mit auf den Wagen“ (VPV VII 43). Ebenso fahren in Mecklenbg. „Kutscher nicht gern Katzen, weil das den Pferden schadet“ (Bartsch II 489). Bei den Inselschweden darf man „Katzen nicht fahren, sonst stirbt das Pferd“ (Rußwurm II 199). „Pferde werden in der Nähe von Katzen schwach, daher dürfen Reiter und Kutscher keinen Katzenpelz anziehen“ (VPV X 23). Die Katze wurde als Tier der Freya zum Hexentier (Grimm DM 254, Rochholz I 160). Deshalb, „wer einer Katze Schaden thut oder dieselbe gar umbringet, dem stehet ein großes Unglück bevor“ (Rockenphil. I 114). Die Braut, an deren Hochzeitstag es regnet, oder die Unglück in

der Ehe hat, hat die Katzen nicht gut gefüttert (Frischbier I 346, ZVV I 102, Dähnert 221, Drechsler I 227, ZrwV VI 268, Eifel).

62) Die Irrlichter, „Lüchtemännekens" (Kuhn 98), „Stöltenlucht" (Schambach 212), sind die Seelen ungetauft verstorbener Kinder (Haas RS 105, Festschr. Lemcke 241, Kuhn 373, Wuttke SV 320, Müllenhoff SH 190, Schulenburg VG 110). Rochholz I 166 führt die Vorstellung zurück auf die „Lehre des Heidentums von der Feuerbeschaffenheit der Seele".

63) Dähnert 507 verzeichnet: „Unstäde. In der abergläubischen Sprache: unglückliche Oerter, denen man Zufälle zuschreibt, die einem am Leibe begegnen".

64) Die St. Christinenquelle im Tiergarten zu Kopenhagen „hat der Aberglaube geweiht. Wer in der Sankt Johannisnacht aus ihr schöpft, hat in dem Jahre keine Krankheit, kein Unheil zu fürchten" (Taillefas 17). „Am Johannistage Abends versammelt sich die Jugend bei der Liwertsquelle, um aus den hellen Fluten derselben zu trinken und die Nacht mit Gesang und Spiel hinzubringen" (Afzelius II 227). Auch bei uns kannte man das Bad in heiligen Quellen am Johannistag (Schindler 261). Ebenso besteht im Norden die Sitte, „am Walpurgisabend heilige Quellen zu besuchen" (Molbech II 158).

65) Scott, Minstrelsy of the scottish border I Vorr. 94.

66) Barry 439.

67) Roberts 242.

68) Ledwich, Antiquities of Ireland, 172.

69) Roberts 249.

70) Barry 50. Über das St. Martinsbad bei Haukadal sagt Henderson I 110: „In den Tagen der Unwissenheit und des Aberglaubens hielt man von diesem Bade, daß es wundertätige Eigenschaften besitze". Der Bach Helgaan, „d. h. heiliger Strom, führt den Namen vielleicht, weil er in der Zeit, die der Einführung des Christentums vorangegangen ist, zu abergläubischen Reinigungsceremonien gedient hat" (Henderson I 193). Rudimentäre Quellenverehrung liegt auch vor, wenn „die Bewohner der Stadt Bergen auf Rügen es für ein untrügliches Mittel gegen das Fieber halten, dreimal um den Roten See zu gehen und dreimal hinein zu spucken" (ZVV VIII 76).

71) Mit dem Übergang vom Heidentum zum Christentum wurden „zahllose Quellen, die heidnischen Göttern und Göttinnen geweiht waren, Wallfahrtsstätten" (Stemplinger 4). „Die Kirche schöpft Weihwasser aus bestimmten heiligen Brunnen, den Wybrunnen" (Schindler 158).

72) Der Wassergeist fordert sein Opfer (Grimm DM 406, Schindler 13), namentlich am Johannistag (Kuhn 374), weshalb man vor Johanni und besonders am Johannistag selbst nicht baden soll (Schulenburg VG 115). Wer dem Seegeist zum Opfer bestimmt ist, den „treibt mit unwiderstehlicher Gewalt ein gewisses Etwas in die Nähe des Wassers" (Toeppen 32). Bei den Inselschweden zieht er seine Opfer in Gestalt eines Seehundes ins Wasser (Rußwurm II 250). In Deutschld. sitzt der Hakemann (Birlinger S I 189, Wossidlo III 383) „im Born oder sonst im Wasser, und zieht die Kinder, die dem Born zu nahe kommen, mit einem Haken zu

sich herab" (Andree BV 388). „In den Uferstrichen des Rheins und tief landeinwärts ist es eine unausrottbare Überzeugung, daß der Rhein seine Opfer drei Tage festhalte und sie dann erst freigebe" (Urq III 209). Der Wassergeist hat die Gestalt eines alten Mannes mit grünem Bart (Afzelius II 323), Glotz- und Fischaugen und grünen Zähnen (Drechsler II 166). Der Wassergeist der sächsischen Wenden, der wódny muž, ist ein altes graues Männchen in grüner Kleidung (Wuttke SV 379).

73) Hibbert 526.

74) Hibbert 525 f. Die Vorstellung, der Wassergeist erscheine in Roßgestalt, ist sehr verbreitet: Grimm DM 405, Wuttke DV 49, Afzelius II 324 (mit Hufen nach hinten), Rußwurm II 251, Bartsch I 143 (schwarzes Pferd), Drechsler II 167. Auf Island ist der Nikur, auch Vatefestur und Neunir genannt, ein hellgraues Wasserpferd (Olaffen I 29).

75) Auf dem isländischen Nikur „soll man zuweilen geritten, und dasselbe einen halben Tag zur Arbeit gebraucht haben" (Olaffen I 29).

76) Grimm DM 408, Afzelius II 323.

77) Die Seejungfrau hat langes, schönes (Afzelius II 316, Strackerjan I 419), zuweilen schwarzes (Rußwurm II 251), oft grünliches Haar (Wuttke DV 49).

78) „In allen Gewässern sitzt ein weibliches Wesen, „Mettje (oder Mettke) mit 'n langen Arm", welches die am Wasser spielenden Kinder zu sich herabzieht" (Strackerjan I 419). Dasselbe tut die „Watermöhm" (Bartsch I 153), weshalb sie auch als Kinderscheuche gilt (Wossidlo III 156). Vgl. Weinhold, Beitr. zur Nixenkunde auf Grund schles. Sagen in ZVfV V 121. Sie zieht durch ihren Gesang Jünglinge ins Wasser (Grimm DM 407, Wuttke DV 49, Haas RS 76, Bartsch I 394). Den Fischern bedeutet ihr Erscheinen Glück (Duller 120, Rüg., Temme 252), bei den Inselschweden Unglück (Rußwurm II 306).

79) „Man erzählt, daß die Meerfrau ihren Saal tief unten auf dem Meeresgrunde hat, der so schön ist, daß er von Gold und Edelsteinen, sowol von innen als außen glänzt" (Cavallius 276).

80) Hibbert 569. Wuttke DV 49, Bartsch I 398, Drechsler II 167, Kühnau II 217, Birlinger S I 8, Löwis 62. Sie erhalten durch das eheliche Band mit den Menschen eine unsterbliche Seele (Schindler 12).

81) „They release themselves from the skins within which they are inthralled, and assuming the most exquisite human forms, that ever were opposed to earthly eyes, inhale the upper atmosphere destined for the human race, and, by the moons bright beams, enjoy their midnight revels" (Hibbert 567). Nach der färöischen Sage erscheinen die Seehunde einmal im Jahre in Menschengestalt (Liebrecht 17), und zwar in der Epiphaniasnacht (Naumann JV 295), auf Island in der Johannisnacht (131). Wenn man in Grönland „zu viel Seehunde an einem Ort fängt, so nehmen letztere furchtbare Rache. Sie verwandeln sich in Menschen . . . fahren nach dem Hause ihres Feindes, den sie in der Nacht überfallen" (Andree P I 77).

82) Hibbert 566. Naumann JV 130 (Isld.) und 295 (Färöer) erzählt, wie derartige Wesen, ihres Felles beraubt, von Menschen geheiratet werden und wieder verschwinden, als sie es zufällig finden.

83) Hibbert 570. Solche Kinder sind „mit hohen Zauberkräften begabt" (Schindler 13). Nach dem deutschen Volksglauben haben sie Schwimmhäute zwischen den Zehen (Wuttke DV 50). Über Schwimmhautbildung vgl. Buschan Mk 247, Schwalbe in Schwalbe-Fischer 244, Ranke, Der Mensch, 3. Aufl. Leipzig 1912, II 52.

84) Hibbert 524, Barry 435.

85) „. . . and the great sea-snake with his formidable mane are monsters, that have been occasionally recognised and their occurence is much connected with the demonology of the Shetland seas" (Hibbert 565). Ebenso berichtet Boie 314 von der „oft besprochenen Seeschlange (Söeorm), deren Existenz die Mehrzahl von Nordlands Bewohnern heutzutage nicht bezweifelt".

86) Tomtegubbe: Grimm DM 414; bei den Inselschweden „bisa, bise, bisse" (Rußwurm II 248), in Finnland „båla-bisar" (ebda), auch „tonttu", entlehnt aus Tomtegubbe (Castrèn 165), bei den Esthen „tont" (ebda). In Schweden sonst „Nissar" (Afzelius II 358), „Niss" (Feilborg, Der Kobold in der nord. Überlieferung in ZVfV VIII 1 ff.); in Schlesw.-Holst. „Niß Puk" (Müllenhoff SH Einl. 41, Storm 271; Andresen, Niß Puk in Schlesw.-Holst. in Nj VIII 59); sonst „Puk" (Haas RV 34, Haas-Worm 95, Bartsch I 74); „Chimke" (Bartsch II 472, „der Chimmecke, denn so nennen unsere alte Pommern den Polter-Geist . . ." Mikrälius III 268); „Wolterken" (Müllenhoff SH 336); im Vogtld. „Hütchen oder Heugütel", im Erzgeb. „Schrakkagerl oder Jüdel, d. h. Gütel" (Wuttke SV 326); in Masuren „Kolbuk oder Chobold" (Toeppen 18, Tetzner 192), bei den sächs. Wenden „Kubolčik", in der Niederlausitz „Kobod, Kobolt, Koblik" (Wuttke SV 373), in Litauen „Kauks" (Tetzner 90). Zusammenstellung von Bezeichnungen bei EH Meyer GM 132, Golther 141, RM Meyer 109, Grimm DM 414 ff., Schindler 10. Bei Lübeck findet sich „alrüneken" (Kosegarten 257), im Saterland und in Ostfriesld. „alrun" (ebda); ferner „Allerürken" (Müllenhoff SH 224), „alrünke" (Frischbier I 21, „alrüneken" (Schambach 8); ein Name der zurückgeht auf die als Alraune bezeichnete Mandragora.

87) Die Kobolde sind ursprünglich Gottheiten des Herdfeuers (Kuhn Einl. 9), wie sie sich noch jetzt oft in der Gegend des Herdes aufhalten (Schindler 10, Grimm DM 414, Wuttke DV 44, SV 374, (wohnt gern in der „Hölle hinter dem Ofen"); in einem esthnischen Märchen kommt das kleine Männchen unter dem Ofen hervor (Löwis 224); seinetwegen genießt der Ofen Verehrung (Rochholz II 135; vgl. Rademacher, Über die Bedeutung des Herdes, in Arq IV 57 ff.), und in Rücksicht auf ihn müssen die Leute abends den Herd sauber aufräumen (Müllenhoff SH 337). Der litauische Kauks wohnt unterm Strohdach in den Eckwinkeln (Tetzner 90).

88) Wie der schwedische (Nilsson 51, Afzelius II 356), der esthnische (Castrèn 177), der litauische (Tetzner 90), so bringt auch der deutsche Kobold dem Hause Wohlstand (Müllenhoff SH 224, 336), indem er Geld oder Getreide zuträgt (Toeppen 16, VPV IV 36, Haas-Worm 95), oder in Haus und Scheune hilft (Grimm DM 422, Schindler 10, Wuttke DV 44, Haas RV 34, Bartsch II 472, Strackerjan I 393, ZVfV XXIX 9 (Boehm,

Voſſens Idyllen: „wie treu der Kobold dient als Sklav . . . die Stuben fegt, die Schüſſeln wäſcht“). Bösartig iſt der wendiſche Hausgeiſt (Wuttke (SV 374, Schulenburg VG 153, Toeppen 18). In Schweden ſorgt er „für Reinhalten der Wohnung“ (Afzelius II 312); die Nachläſſigen und Fluchenden ſchlägt er (II 357).

89) „Bei Hausbauten ſollen die Hausgeiſter, während die Zimmerleute ihr Mittagsmahl halten, auf den Baugeſtellen geſehen worden ſein, wie ſie dort mit kleinen Äxten zimmerten“ (Afzelius II 358). „Wenn die Zimmerleute des Tages am Holzgerüſte des Hauſes zimmerten, kann man während der Nacht den Niß arbeiten hören“ (Feilborg in ZVfV VIII 16).

90) „Früher ſtellte man für den Tomtegubbe Weihnachtsſpeiſe nebſt Röckchen auf die Tenne“ (Schubert III 395). „Vielleicht iſt der alte Aberglaube, Grütze und anderes Eſſen auf Stecken oder in kleinen Schüſſeln für die ſogenannten Hausgeiſter oder Kobolte (Tomtegubbar) auszuſetzen, um ſich ihre Freundſchaft in dem künftigen Jahr zu ſichern, auch nicht ganz ausgeſtorben (Molbech II 163). Er erhielt ein Opfer (Grimm DM 423), eine Schüſſel mit Feſtgerichten (Urq I 107), dazu Weihnachtsgebäck (Buſchan SV III 240, IV 43), oder Bier und Milch von einer ſchwarzen Kuh, wobei man die Julſpeiſe auf dem Tiſch ſtehen ließ (ZVfV X 200), oder auch Tuchlappen, Tabak und eine Schaufel Spreu (Afzelius II 357). Nach Hauffen Beitr. I 2, 36 wurde „vor dem Zubettgehen ein aufgeſchnittener Weihnachtsſtriezel und ein Teller Obſt auf den Tiſch geſtellt, und hier über Nacht ſtehen gelaſſen, „damit der heil. Chriſt mit ſeinem Gefolge etwas zu eſſen finde““. In Rußland „pflegt man die Überreſte des Abendbrots noch eine Zeitlang auf dem Tiſche ſtehen zu laſſen, um ſich dadurch die Hausgeiſter gut zu ſtimmen“ (Buſchan SV III 376). Im Erzgeb. bleibt „die Semmelmilch die ganze Nacht ſtehen“ (Seyffert, Aus Dorf und Stadt, Dresden 1920, S. 87). In Tirol läßt man am Dreikönigstage „von jeder Speiſe für die Perchtl etwas übrig und ſtellt es aufs Hausdach“ (Hörmann 242). Nicht nur zu Weihnacht, ſondern „von jedem Feſtmahl wird den Troll eine Schüſſel vor die Tür geſtellt“ (Urq II 193). Dem Tomtegubbar wird täglich „ein Teller Milchreis in eine Ecke geſetzt; der Brauch, wenn auch nicht der Glaube, lebte noch in meiner Kindheit fort“ (Nilsſon 51). Mikrälius III 268 ſpricht von der „Milch, die ſie ihme in der Zeit des Aberglaubens alle Abend mußten hinſetzen“, wie er in Voſſens Idyllen „hingeſetzt den Milchnapf traf“ (ZVfV XXIX 9). Ebſo Rochholz II 135, Scheible 241, Müllenhoff SH Einl. 41; 337, Strackerjan I 393, Schulenburg VG 153, Afzelius II 358 (Schonen).

91) Nach Mikrälius III 268 „ſoll der Polter-Geiſt einen Küchen-Buben auf dem Schloſſe Loyz klein gehacket und in einen irdenen Topf geſtecket haben, weil er ihme die Milch . . . verzehret hatte“.

92) Nach Hibbert 467 war der ſhetländiſche Hausgeiſt „habited in a brown garb of wadmel, used by his influence to ensure a good grinding of corn, a good brewing of ale, a good separation of butter during churning, and protection for corn-stacks against the greatest storm that could blow. In return, therfore, for these benignant offices, it was usual to apply to Brownies use a sacrificial stone, within which was a small

cavity for the reception of a little wort, upon the occasion of every brewing; er when milk was to be churned, it was necessary that a part should be springled, with the same intent, in every corner of the house."

93) Scott, Minstrelsy of the scottish border I Vorr. 105 u. ö. Doch kannte man auch den eigentlichen Hausgeist. „The Brownie was a very obliging spirit, who used to come into houses, by night and for a dish of cream, to perform lustily any piece of work, that might remain to be done" (Heron II 227).

94) Auch Birlinger S I 107 erscheint der Hausgeist in Schlangengestalt.

95) Grimm Wb XI 519. In schwäbischen Städten wird dem Einziehenden oft von seinen Bekannten in der neuen Wohnung ein kleiner Schmaus bereitet, die sogen. „Tischruckete" (Sartori SV II 12). Im Kinzigtal findet „acht Tage nach der Hochzeit das Tischrücken statt; es ist dies eine kleine Nachfeier, welche den Zweck hat, denjenigen Verwandten und Bekannten, die am Hochzeitstage am Erscheinen verhindert waren, auch Gelegenheit zu geben, im Hause der Freude einmal anwesend zu sein" (Heßler 373). Der ursprüngliche Sinn der Dämonenvertreibung bei der Neubeziehung des Hauses ist klar.

96) Schindler 32, Grimm DM Nachtr. 145, Golther 144, RM Meyer 110. Ähnlich hat „Dr. Faust den Niß einmal in seinem Dienst gehabt. Er fuhr mit ihm in einem gläsernen Kasten über die See an den Küsten entlang, um alle Tiefen und Untiefen auszuspähen" (Müllenhoff SH 339). Wer den Klabautermann sieht, „dessen letztes Stündlein hat geschlagen" (Temme 301). Der Schiffsgeist verläßt das Schiff, wenn es untergehen soll (Haas-Worm 95).

97) So EH Meyer DV 101, Buschan SV IV 125, Mogk 16, VPV II 53, Wossidlo II 168, Schulenburg WV 108, Finder II 4, Kück 160, Strackerjan II 101, 127, Andree BV 286, Heßler 47 (Fränk. Niederhes.), 266 (Schwalm), 470 (Schmalkaldener Land), Wrede 147, EH Meyer BV 12. Die Neugeborenen kommen zumeist aus dem Wasser (Sartori WV 77, Müllenhoff SH 112, Jensen 215 (Sylt u. Halligen), Wuttke SV 331, Birlinger S I 191), eine Vorstellung, die auf den Glauben an „Mutter Erde" zurückgeht (Albr. Dieterich, Mutter Erde, 3. Aufl. v. Eug. Fehrle, Leipzig 1925, S. 18 ff., 126 ff.; Fehrle DF 80). Vgl. Schell, Woher kommen die Kinder? in Arq IV 224 ff. und Haas, Der Storch im Munde des pommersch. Volkes, Stettin 1894.

98) Die Neugeborenen werden deshalb auf Rügen „Schwanskinder" genannt (Haas RS 146, Ders., Das Kind in Sitte und Brauch der Pom. in Arq V 254, VPV VII 184). Oder man glaubt, der Schwan bringe die Kinder im Winter, der Storch im Sommer (ebda). Die Kinder liegen in den „Schwansteinen" bei Jasmund verschlossen (ebda). Auch in Mecklenb. bringt der Schwan die Kinder (Wossidlo II 406).

99) Die Tiere fallen betend auf die Knie (Buschan SV IV 40); alles Vieh steht, keines liegt (Jensen 375); oder es hält sich auf gleiche Weise, entweder liegt alles oder es steht alles (Strackerjan II 27). Das Vieh vermag zu reden, wobei es meist Zukünftiges vorhersagt (Tille 187, Fehrle DF 17, Buschan SV III 239, IV 40, Wuttke DV 67, Tetzner 79 (Litauen),

Drechsler I 37, II 84, Finder II 181, ZVfV X 208 (Thür.), ZrwV IV 9 (Minden), ZVfV I 218 und ZföV I 244 (Steierm.), Hörmann 230). Ebso in der Neujahrsnacht (Wuttke DV 64, Toeppen 66, Fischer Wb 194, Drechsler I 44, Haas RV 49, RS 141, VPV I 49, IV 45, Müllenhoff SH 177).

100) „Mien oll vadder säd' ümmer, in de wihnachtsnacht twischen twölf un een, wenn uns heiland geburen is, denn süngen dee Immen. Denn künn man hengahn un horchen; wer denn gläubig wier, de kunn se singen hüren: Ehre sei Gott in der höhe" (Wossidlo II 142; dazu Anm. 396: dass. in Frankr.). Nach Drechsler II 86 geht man „am heiligen Abend zu den Bienen „horchen": sie summen zum Preise des neugebornen Welterlösers".

101) „Die Aale paaren sich mit Schlangen, gehen in warmen dunklen Nächten in die Erbsen" (Schulenburg WV 158). Von Wanderungen der Aale in die Erbsenfelder berichtet auch Lemcke, Volkstümliches in Ostpreußen I 96. In Meckl. besteht die „Meinung, daß Schlangen sich mit Enten paaren" (Bartsch II 182). Vgl. Hahn in Ebert I 1, Schrader I 1, Hoops I 3.

102) In den deutschen Bezeichnungen ist keine Spur des Glaubens an die Fallsucht als „heilige Krankheit". Man nennt sie Averfall (Stürenberg 7), Bangigkeit (Richey 9), Doun (Das Tun, Crecelius 285), Elend (Vilmar 90, Schmidt Wb 52, Schambach 55), die fallende Sucht (Hupel 60, Frischbier II 387, Stürenberg 51, 273, Schöpf 727, Höfer I 196), fallende Krankheit (Hönig 46), der fallende Siechtagen (Höfer I 196), das hinfallende (Loritza 64, Nicolai V Beil. 99 (Oesterr., auch Tirol,) Lexer 89, Schöpf 116, Höfer I 196, Frommann II 519 (Lesachtal Kärnt.)), hinfallende Seuche (Jacobi II 6), fallendes Weh (Stalder II 440 SchAV V 183, Höfer I 196), das fallend uibel (Scherz 368), g'falle (Autenrieth 53), Feiel, Feijel (Dähnert 115), Flage (Hupel 65), Frahs (Frischbier I 292), Frais (Schöpf 149), Sanct Veltins Krankheit (Sastrow I 291, II 53), Höchste (Bock 18, Frischbier I 292), Jammer (Danneil 91), Kränk (Frischbier I 421, Danneil 91, Sibeth 46, Brem Wb II 865, Crecelius 519, Vilmar 222, Hönig 46, Schmidt Wb 86, Schmeller II 390, Lexer 167), schwer Kränk (Schmidt Wb 215), krumme Not (Schmidt Wb 93, Vilmar 229, Crecelius 519), Leid (Vilmar 244), schwer Leid (Schmidt Wb 215), leidige Sucht (Schöpf 727), Mangel (Vilmar 260), Noot vun Anfall (Schütze III 153), schwere Not (Stürenberg 241, Vilmar 378, Höfer I 196), Plage (Stürenberg 177), de slimme, de fallende Schade (Dähnert 398), Schöttel (Frischbier I 292), das Spiel, das böse Spiel (Reinwald 154), Stäupe (Crecelius 806, Wetterau), Tofall (Dähnert 488), Unglück (Dähnert 506, Sibeth 96, Danneil 91, Schütze II 42, IV 310, Brem Wb II 519, Schambach 243, Crecelius 845), Vergicht (Birlinger Wb 158), Böses Wesen (Frischbier I 292, Albrecht 236, Fehrle VV 27, Höfer I 196, Stalder I 207).

103) Von den Småländer Bauern erzählt Linné I 33: „Wenn ein Sterben unter das Vieh des einen kommt, gräbt er ein todtes Stück in des Nachbars Acker oder Misthaufen, damit die Seuche von ihrer Herde zu der Herde ihres Nachbars weichen möge". Vgl. Anm. 4.

104) Der Baum muß eine Eiche sein (Wuttke DV 337, Buschan SV III 289, EH Meyer DV 257, Urq III 66 (Ostpr.), VPV V 73, Rochholz II 135, (Rüg.), Andree P I 31 (Rüg.), Bartsch II 291, Drechsler II 278, Huß 4, Plettke 330, Strackerjan I 73, Woeste V 54, Andree VV 422, ZrwV VII 59 (Kr. St. Goar), Andree P I 31 (Engld.)); in Meckl. haben Doppeleichen besondere Heilkraft (Bartsch II 321); an anderen Orten werden die Kranken durch Astlöcher gezogen (Buschau SV IV 438, Wuttke DV 97 (Kuren), VPV VIII 24), durch Bäume, die sich über der Wurzel trennen und nachher wieder vereinigen (Rußwurm II 187), durch einen „twelten (gabelförmigen) Bom" (Kück 8, ZVfV VIII 81, Greifswald; Feilborg, Zwieselbäume in . . . Skandinavien in ZVfV VII 42 ff.). In Schwed. werden solche runden Öffnungen zusammgewachsener Äste Elfenlöcher genannt (Grimm DM 976), in Hessen „Nadelöhr" (Vilmar 279, Heßler 100). Überall wird der Bruch durch diese Prozedur geheilt (a. a. Oo., dazu Schindler 180, Grimm DM 975, Fehrle DF 82, Sartori WV 71, ZVfV XXIII 288 (Winkel a. Rh.)), in der Prov. Preuß. auch Hodenverkeilung (Andree P I 31), in der Lüneb. Heide die Verwachsenheit (Kück 8), am Solling das Herzspann (Andree VV 422), in Westf. Rückgratsverkrümmung (Sartori WV 71). Nach dem Durchziehen wird die Spalte verbunden, nach Huß 4 mit einem Stück des Hemdes des Patienten (Verstärkung des Analogiezauberzwangs), und oft noch verklebt (Wuttke DV 338), mit Lehm (Andree VV 422) oder mit Baumwachs (VPV V 73). Die Heilung geschieht im Frühjahr (VPV V 73), „3. Täge nach dem neüen Mond" (Huß 4), in der Christnacht (Wuttke DV 338), in der Karfreitagsnacht (Drechsler II 278), am Ostermorgen (EH Meyer DV 257), in der Johannisnacht (Kück 8), wobei „drei Johanns" tätig sein müssen (Bartsch II 291, Plettke 332).

105) Hibbert 584. Auch gießt man auf den Shetland Inseln das Blei durch einen Schlüsselring ins Wasser (Seligmann I 276).

106) Grimm DM 1015 erklärt den Namen „aus den vorstellungen von elben und kobolden, die gern Heinz oder Heinrich heißen".

107) „Bât et nich, so schâd et nich" (Andree VV 418; ebso Woeste V 66, Schmidt Wb 14).

108) Landschaftliche Bezeichnungen sind: Nachtmahr (Haas RV 34, Dähnert 322, Richey 170, Finder II 247, Schütze I 31, Müllenhoff SH 260, Urq II 119 (Schlesw.-Holst.), Brem Wb III 184, Strackerjan I 375 (Butjadingen), Andree VV 379, Sartori WV 64, Lexer 192; engl. night—mare, holl. nagt-marrie); Nachtmaanen (Strodtmann 143, Sartori WV 64); Nachtmierjes (Stürenberg 156); Nachtmoler (Plettke 338); Mahr, Mahrte (Frischbier II 50, Hupel 148, Kosegarten 228, Dähnert 298, Danneil 134, Duller 102 (Mark), Temme 341, Kuhn 374, Kühnau III 105, Schütze I 31, Brem Wb III 184, Andree VV 379, Schambach 131, Wrede 133, Lexer 192, Rußwurm II 255, Tetzner SL 237, Schulenburg WV 74). Die Brustbeklemmung wird als „Mohrriden" bezeichnet: „Wo my echtes disse Nacht die Mare reet" (Lauremberg 21, ebso 72; Bartsch I 197, II 3, Haas RS 99, RV 20, Haas-Worm 77, Nf XII 150 (Mönchgut), Schumann 11, Grimm DM 384). „Mare" scheint Slavismus zu sein (Kuhn Einl.

8, Haas RV 20, Kluge 295). In Polen (Tetzner 493) und Mähren (Tetzner 281) heißt der Alp mora, in Böhmen muora (Rußwurm II 255), in Masuren wie Polen auch zmora (Toeppen 29, Tetzner 493). Sonst wendisch Murawa (Schulenburg WV 74 (Spreewald), VG 150, Tetzner 311 (Sorben), Kühnau III 105, Rußwurm II 255 (Mark)). Andere Bezeichnungen sind Walrider (Strackerjan I 375, Stürenberg 156), Unhür (Benecke II 523, Kück 242), Lattenstieger (Haas-Worm 77); auf Sylt legt sich der Gonger, ein Totendämon, dem Schlafenden auf die Brust (Müllenhoff SH 192). Süddeutsche Bezeichnungen sind Trut (Höfer III 242, Castelli 116, Schöpf 760, Lexer 192, Wuttke SV 322 (Fränk. Vogtld.)), Drusen (Fulda 71), Drutte (Kühnau III 105); Toggeli, Doggi (Stalder I 287), Stentel (Stalder II 397), Drickmännche (Autenrieth 36, Wrede 133). Zusammenstellungen bei Mogk, Mythol. 1013 (in Pauls Grundriß), Golther 76, Grimm DM 1043, EH Meyer GM 76, DV 343, RM Meyer 112, Wuttke DV 273.

109) Vgl. Theod. Wilh. Danzel, Kultur und Religion des primitiven Menschen, Stuttgart 1924, S. 40; Derf., Magie und Geheimwissenschaft in ihrer Bedeutung für Kultur und Kulturgeschichte, Stuttgart 1924, S. 33.

110) So spricht Voß in seinen Idyllen von dem „zottichten Alp, der im Angsttraum vollblühende Mädchen umklammert", und von einem Mädchen, das „klagt, wie manche liebe Nacht ein schwerer Alp sie stöhnen macht" (ZVfV XXIX 8, 9). Der Alp erscheint als Tier, „ganz rauch von Haaren" (Mischmasch 22; ebso Schütze I 31, Strackerjan I 375, Andree VV 379, Sartori 64); zumeist als Katze (Hertz 73, BPV II 177, Haas RS 99 (oder Marder), Haas-Worm 77 (oder Bär, Affe), Drechsler II 172 (oder Pudel, Ziegenbock), Toeppen 29 (oder Hund), Schulenburg VG 150 (oder Maus)); als Wiesel (Tetzner 430, Slovinzen); als Zwerg (Wrede 133, Saarbrücken, Heßler 385, Kinzigtal; wenn dies Wesen kommt, „latscht es, als wenn einer mit Filzschuhen ginge": Schulenburg VG 150); als hübsches Mädchen (BPV II 178, ZVfV II 5 Färöer, Kuhn 48, 374), das oft Ehen mit den Menschen eingeht (Bartsch I 197, Duller 102, Mark, Kuhn 374). Es sind Zaubermenschen, die unter dieser Gestalt erscheinen (Birlinger S I 129, Wrede 133, ZVfV I 79, Jamund, BPV II 177, Strackerjan I 377 (die in unglücklicher Stunde geboren), Toeppen 30 (Mädchen, deren Paten bei der Taufe an den Alp gedacht), Haas-Worm 77 (von Paten, die in der Schwarzen Kunst bewandert, bezaubert), Temme 341 (Mädchen, das einen schlimmen Fuß hat), Duller 251 (Liebchen des Geplagten); oft Hexen (Rußwurm II 208, BPV II 179, Sartori WV 64)); auch der Teufel, der mit den Schlafenden als Incubus und Suecubus Unzucht treibt (Stemplinger 62, Schindler 283; „Luther glaubt an den Succubus, leugnet aber die Zeugungsfähigkeit desselben", Schindler 308); oder die Gedanken eines anderen (Schulenburg VG 151; so überfiel den in der Ferne weilenden König Wanland, als Huld über ihn Zauberrunen sang, „eine peinliche Unruhe und Sehnsucht nach Finnland . . . er fühlte eines Abends eine erdrückende Last auf sich und erklärte, daß ihn der Alp drücke", Afzelius I 102). Der Alp kommt durchs Schlüsselloch (Tetzner SL 237, Kück 242, Woeste V 48), deshalb soll man das Schlüsselloch verstopfen (Kuhn 48,

Bartsch II 3, Finder II 247, Andree BV 379), oder man stellt prohibitiv die Schuhe mit der Spitze nach außen (Männling 316, ZVfV I 79, Jamund, BPV X 132, Bartsch II 3, Schütze IV 286, Finder II 247, Benecke II 523, Kück 242, Plettke 338, Woeste V 48, Huß 31). Man muß den Stuhl umkehren (Rockenphil. I 230, Männling 315, Huß 31) oder den Alp anrufen (BPV X 132, Andree BV 379, Birlinger S I 129).

111) Wuttke DV 475, Schindler 17, Strackerjan I 162, Rußwurm II 266.

112) Auf Sylt gehen Ermordete als Gonger um (Müllenhoff SH 192).

113) „Only the ghosts of wicked persons are supposed to return to visit and disturb their old acquaintanoe" (Heron II 227). Schindler 17, Wuttke DV 473, SV 320.

114) Die Vorstellung, daß Steine sich nachts 12 Uhr (Müllenhoff SH 17), oder beim Hahnkrähen (Kuhn 15, 26, BPV III 158) umkehren, geht darauf zurück, daß der Volksglaube das Numen des Gottes auf dessen Abbild übergehen läßt (Stemplinger 69). Nernst 165 berichtet von dem Steinbild in der Kirche von Altenkirchen die Worte seines Begleiters, der ihn fragt, ob er schon den Svantevitstein in der Kirche gesehen habe, und als er es bejahte, „fuhr er schmunzelnd fort: Ja, junger Herr, dat ist ein verwunderlick Werk; der dreigt sich allemal umb, wann er einen Hahn kreigen hüört!" Haas RS 7.

115) Bartels 52, Kuhn 28; auf Sylt gehen sie als Gonger um (Müllenhoff SH 192), in Westfalen als Snâtmankes (Sartori WV 63), in der Mark (Woeste V 45) wie im Norden (Afzelius II 363) als Irrlichter.

116) Auch Temme 192 erscheint der Geist des bösen Ritters als Eule.

117) „Die Lateiner meinen, die Leichen faulen deshalb nicht, weil sie mit dem Zeichen der ewigen Seligkeit als Heilige anzusehen sind" (Schindler 30).

118) Der w. J. als Verkörperung des Sturmwindes: Sartori WV 62, Andree BV 391. „Noch lange hat in christlicher Zeit im Volksbewußtsein der engste Zusammenhang zwischen den Seelen der Abgeschiedenen und dem Winde bestanden" (Mogk in Wuttke SV 327); so als Totenheer: Golther 284, RM Meyer 81, EH Meyer GM 236, Mogk 50. Als Totenheer ist auch der exercitus feralis, dessen Tacitus als erste Erwähnung des wilden Heers gedenkt, aufzufassen (Tac. 43, Müllenhoff DA IV 492, Naumann PG 49).

119) In Rüg. ist die Bezeichnung Wode nur noch auf Mönchgut und Wittow lokalisiert (Haas RV 31, RS 13, Haas-Worm 94). Sonst ZVfV XIII 181 (Pom.), Bartsch I 4, Nf XIV 99 (Schlesw.-Holst.), Müllenhoff SH Einl. 39, Buschan SV III 242. In Meckl. ist „de Wod'" als Kinderscheuche bekannt (Wossidlo III 155). Weiter findet sich die Bezeichnung „Helljäger" (Höllenjäger; Danneil 80, Kuhn 25, Finder II 176, Benecke II 378, Kück 44) oder „Hackelberg" (Grimm DM 767, Andree BV 391, Sartori WV 62, Kuhn 19); in der Grafschaft Hoya in Stade „Alke" (Kosegarten 237), in der Schweiz „Dürsten-g'jäg" (Stalder I 329), in Tirol „Martinsgestämpfe" (Hörmann 202), bei den sächs. Wenden „Dyterbjarnat" (d. i. Dietrich von Bern; Wuttke SV 379). Andere landschaftliche Benennungen ver-

zeichnen EH Meyer DV 346, GM 262, Wuttke DV 18, Buschan SV IV 46, Drechsler II 157, ZVfV XIII 181 (Pom.), Strackerjan I 369, Sartori WV 62. Im Norden wird die w. J. als „Odinsjagd" bezeichnet (EH Meyer GM 236, Golther 285). „Bei dem Getöse, welches bisweilen Nachts in der Luft sich vernehmen läßt und demjenigen gleicht, welches vorübersprengende Reiter verursachen, sagt das Volk: Odin zieht vorüber" (Afzelius I 10). Eine andere schwedische Bezeichnung ist „Norschütze" (ZVfV X 194).

120) Haas RV 30. Der w. J. ist zumeist ein Vornehmer, der ewig jagen muß, weil er an Sonntagen der Jagd nachgegangen ist (Grimm DM 767, EH Meyer GM 237, Wuttke DV 18, ZVfV XIII 190 (Brunk, der w. J. im Glauben des pom. Volkes), Bartsch I 13, Kuhn 19, Kühnau II 478, Wuttke SV 329, Strackerjan I 369, Sartori WV 74, Birlinger S I 98, 309); oder es sind leidenschaftliche Jäger, die ewig zu jagen gewünscht haben (Grimm DM 769, Nf XIV 99 (Schleswig-Holst.), Müllenhoff SH 382), oder Jäger, die ruchlose Taten begangen (Kuhn 187, Bartsch I 13).

121) Haas RS 14, RV 30; „Gäh inne Middelsteg" (ZVfV XIII 186, Pom.), „Gäh inne Middelsteg, denn gân min Hun an die biweg" (VPV II 119). „Holt den Middelweg, denn doon min Hunnen di nicks (Bartsch I 5), oder „midden in den Weg!" (ebda 3); „Bleib Du im großen Mardelweg, so beißen Dich meine Hunde nicht" (Müllenhoff SH 387); „aus Weg!" oder „Man soll sich legen!" (Birlinger S I 94); „Drei Furren us Weg! Sust schnyd der d' Bei eweg!" (Um drei Furchen aus dem Wege! Sonst schneide ich Dir die Beine weg. SchAV II 276, Zürich).

122) Der w. J. verfolgt Holz- oder Mooswеiblein, in denen wir nach Mogk (in Wuttke SV 329) eine ätiologische Mythe vor uns haben, nach der das schon in altdeutschen Quellen auftretende windesbrût (= Windesgebraus) als „Braut" aufgefaßt ist. Wachter 1908 verzeichnet Windsbraut: turbo; ebso Höfer III 301, Wuttke DV 19, Kluge 494. „Hinterm Wirbelwind steckt der wilde Jäger" (Tetzner 432, Masuren). „Wenn der Wirbelwind so stark ist, daß auch Erde aufgerührt wird, so sagt man: „Ein Pferd fliegt durch die Wolken" (Toeppen 34). Nach Rochholz I 270 ist der die Waldweiblein verfolgende und zerreißende w. J. „ein sprechendes Bild von der grausamen Uebermacht des Wintersturmes, der die zarte Pflanzenwelt tödtet, die Stämme des Waldes knickt, frisches Schneegewölk aufjagt und wieder zerreißt". Während sich z. T. die ältere Vorstellung vom Jagdwild als Waldweiblein erhalten hat (Grimm DM 400, 755, EH Meyer GM 240, Golther 287, Wuttke DV 47, Kühnau II 184 u. ö., Drechsler II 162, Nf XIV 99 (Unterirdische mit langen gelben Haaren, Schl.-Holst.), Müllenhoff SH 391), sind es in der jüngeren Überlieferung kleine Mädchen meist mit fliegenden Haaren (Haas RS 17, VPV VIII 34), weiße Jungfrauen und Frauen (VPV II 118, ZVfV XIII 184, Pom., Bartsch I 7 u. ö.), kleine Knaben (ZVfV XXVI 271, Garz), ungetaufte Kinder (VPV II 118) oder arme Seelen (Kühnau II 488) geworden. Auf Rüg. werden die Wasserjungfrauen gejagt, auf Mönchgut die „Witten Wiwer", die vermutlich von westf. Kolonisten mitgebracht sind (Haas R V 34, Haas-Worm 94; „an Brunnen, Siepen (quebbigen Bergwiesen) und Bächen

lassen sich weiße Frauen blicken", Sartori WV 63). „Witte Wiwer" jagt er auch in Meckl. (Bartsch I 23), „gele Wiwer" bei Lübeck (Urq I 68). In Schweden muß der „Norschütze" die Trolle durch die Luft jagen (ZVfV X 194). — Auch den Wenden ist der w. J. bekannt (Tetzner 311, Sorben; 430, Slovinzen; SL 237; Schulenburg WV 61, VG 132).

123) In Oldenburg sollen „in den Verschlingungen der Zweige, welche man oft an Birkenbäumen sieht, und welche einem Krähennester ähneln, die Walriderskeu Rast halten; diese Verschlingungen heißen Hexennester" (Strackerjan I 379). Nach Rochholz II 43 nennt man „Donner- und Hexenbesen die verfilzten Aeste alter Waldtannen, auf denen angeblich die Hexe bei ihren Luftfahrten rastet". Dieselbe Bezeichnung geben Andree VV 169, Wuttke DV 151. Im Norden halten die Elfen Rast auf ihnen, weshalb man sie als Marennest, schwed. Marequastar, dän. Elvekvist bezeichnet (ZVfV XIX 431). In Schlesien bezeichnet man ein wirres buschiges Schmarotzergewächs, die Bartflechte, Usnea, als Wetterbüsche oder Donnerbesen, auch als Rübezahls Bart (Drechsler II 137, Wuttke DV 22); im Westerwald heißt diese Bartflechte „Hollezopf" (Wuttke DV 25). Diese Hexennester bergen magische Kräfte. „Geben die Kühe wenig oder gar keine Milch, so melkt man sie durch ein Hexennest" (Strackerjan I 364). Als Schutzmittel hängt man es auch im Schweinestall auf (ebda). Die Inselschweden räuchern gegen Viehkrankheit „im Stalle mit verwachsenen Birkenzweigen (wärmôr, d. i. Wirbelwind, im Esthländischen Windnest), von der Nordseite der Bäume gebrochen" (Rußwurm II 226). Wie die Usnea den Baum vor Blitzgefahr schützt (Drechsler II 137), steckt man in Braunschweig „die verfilzten besenartigen Gebilde, die sich bei Kiefern und Fichten finden . . . auf den Giebel des Hauses, um es gegen Blitz- und Feuersgefahr zu schützen und ahmt sie im Rohziegelbau der Giebelfelder nach" (Andree VV 169). Vgl. Marzell 70, Söhns 162.

124) Landschaftliche Bezeichnungen des amnium, der „pellicula, cum qua ortus est puer" (Predigten des Bernardino von Siena, ZVfV XXII 234), sind außer Glückshaube noch Glückshaut (Drechsler I 183, EH Meyer VV 18), Glückskleid (ZVfV VI 253, Mähren), Glückskäppeli (EH Meyer VV 18), Glückshut (Schumann 12), Glücksschleier (Finder II 6), Westerhaube (Birlinger S II 234, Vilmar 451, Albrecht 236, Schmidt Wb 326), Glückshelm (Finder II 6), Helm (Schumann 12, ZrwV X 165, Essen, Grimm DM 728, Holland, Rochholz II 12), Goldhaube (ZVfV VI 253, Mähren), Weisheitshaube (ZrwV X 216, Eifel), Kinderkrone (Schulenburg WV 108), Kleid, Netz (Urq I 133, Samld.), Hemd (ZVfV IV 136, Gräcowallachei, Urq I 133, Samld.), Wehmutterhäublein (Grimm DM 728), kinderpelglin (Fischart, Grimm a. a. O.), Sieghemd (Urq III 17, Skand.), Siegshaube (sigurhuva, Skand., Urq III 17), Fylgja und Hamr (Hemd, Isld., Rochholz I 158). Die mit dem amnium Geborenen heißen „Kapuzenkinder" (VPV IV 162, Festschr. Lemcke 235). Sie sind Glückskinder. „Wird ein Kind mit einer Ober-Haut gebohren, soll es glücklich seyn" (Männling 183). „Von dem Kleidgen, welches manches Kind mit sich bringet . . . halten manche dafür, es werde glückselig seyn" (Jacobi I 13). Ebso Richter 65, Boesch 17, Wuttke DV 133, Buschan SV III 283,

IV 127, EH Meyer DV 103, Nf XV 337 (Das Glückshäubelein, Gedicht von Herm. Löns), Rochholz II 233, Finder II 6, Schumann 12, ZVfV XXIII 278 (Schl.-Holst.), ZrwV X 165 (Essen), X 216 (Eifel), Albrecht 236, Birlinger S II 234, ZVfV VI 253 (Mähren), IV 136 (Grächowallachei). „Dergleichen Kinder sollen wahre Kunstgenie werden" (Schmidt Wb 326). Auf den friesischen Inseln sind sie „Hellseher, sie sind namentlich begabt, „Likschüünen", d. h. Leichenzüge zu sehen" (Jensen 217), sie heilen „Krankheiten durch bloße Berührung und vertilgen Anmale" (Rochholz II 12); wenn in Norwegen der Besitzer einer Glückshaube, die zwischen fettem Föhrenholz aufbewahrt wird, mit ihr auf dem Kopf um ein brennendes Haus geht, wird das Feuer gebannt (Urq III 117, Liebrecht 324); sie lost den Wehrpflichtigen frei (Strackerjan I 94), verschafft bei Brautwerbung Erfolg (ebda, Wuttke DV 364), macht stichfest (Jacobi XVI 12, Urq III 117), schützt vor dem bösen Blick (Seligmann II 2, Otranto), vor Geistern (Strackerjan II 127) und verschafft Glück bei Handel und Prozessen (Wuttke DV 381). Sie wird in die Kleider genäht (Urq III 117, Skand., Drechsler I 113), unter der Dachtraufe (EH Meyer BV 18) oder der Türschwelle (Urq III 117, Isld.) vergraben, gedörrt dem Kinde eingegeben (EH Meyer BV 18), oder dem jungen Mann beim Abschied aus dem Elternhause in einer Kapsel zusamt einem Stückchen Brot mit auf den Weg gegeben (Urq I 133, Ostpr.). Im Samland wird sie „dreimal getauft, eingesegnet und getraut, d. h. von dem Besitzer zu diesen Handlungen in die Kirche mitgeführt" (Urq I 133). Mikrälius IV 112 und V 332 erzählt von solchen „Kapuzenkindern" (BPV IX 162). Unglückszeichen ist das amnium, wie ganz vereinzelt in Deutschland (EH Meyer BV 18, Berolzheim), so allgemein bei den Slaven, bei denen zum Vampyr wird, wer mit einer solchen Haut geboren ist. (Hertz 123, Tetzner 461, Kassuben, Andree P I 81, ebda, Festschr. Lemcke 235, ebda). Um das zu verhüten, muß die Mutter die Eihaut trocknen, zerpulvern und dem Kinde mit der Muttermilch eingeben (BPV IX 83, Garzigar, Tetzner SL 82, Temme 307).

125) „Oltklook leevt nich lang: von Kindern, . . . die früh klug sind" (Schütze II 280). Ebso Naumann Gz 72, Rochholz I 154, Reichhardt 126, Nf XXIV 23, Niedersachs., Urq VI 172, Pom., Benecke II 511, Finder II 227, Strackerjan I 35, Andree BV 293, ZrwV XI 256, Bergisch, Wrede 153, Birlinger S I 392, II 242, Drechsler I 295. Ähnlich glaubt man in Pom., „wenn Säuglinge kräftig wachsen, sie werden nicht lange leben. Man drückt das so aus: Sei wasse dem Dod' entgegen" (BPV III 123).

126) „Hett di dat Ohr nig klingt? Da ist viel von Dir gesprochen" (Dähnert 339). „Wenn einem die Ohren klingen, wird man belogen" (Rockenphil. I 135), beschimpft (Meisinger 113), belobt (Plettke 326; Uhland, Tells Tod IX 2: „Dir hat Dein Ohr geklungen Vom Lob das man Dir bot" Urq VI 128). „Klingen die Ohren, so gedenkt man unser, bey dem rechten Ohr im Guten, bey dem Linken im Bösen, oder mit Schand-Flecken" (Männling 299). Ebso Stemplinger 26 (Plinius), Wuttke DV 218, Grimm DM 935, Bartsch II 313, ZVfV XX 386 (Schl.-Holst.), ZrwV XI 256 (Bergisch), XII 60 (Eifel), Haupt-Schmaler II 260, Drechsler II 196, Hauffen Beitr. XII 256, Birlinger S I 378, 404, Zingerle

78, SchAB XII 149 (Basel Land), 279 (Sarganserland). Umgekehrt bedeutet „rechtes was schlechtes“: Finder II 223, Benecke II 510, Nf XIV 33 (Bremen). Das Klingeln des rechten Ohrs bedeutet Glück: Grimm DM 935, Wuttke DV 218; oder eine bevorstehende gute Nachricht: ZföV III 52, Steierm.; Klingen des linken Ohrs bedeutet immer das Gegenteil.

127) In Erfüllung geht, was man in den Zwölften träumt (Mogk 52, Tetzner 79, Litauen; 161, Kuren; Wuttke DV 63, SV 332; Schindler 258); zwischen Weihnacht und Neujahr (Toeppen 63), in der Neujahrsnacht (Drechsler I 45, Finder II 250, Bartsch II 238). „Während die Weihnachtsglocken läuten, schneidet man einen ganz roten Apfel mitten durch und legt die eine Hälfte unter das Kopfkissen; was man dann träumt, wird wahr“ (Drechsler I 25).

128) Ebso Frischbier I 425, Toeppen 73, ZVfV VII 318 (Ostpreuß.), Tetzner 164 (Kuren), VPV IX 85 (Garzigar), Drechsler I 144, II 202, Molbech II 159. Das Mädchen sieht ihren Zukünftigen: VPV VI 27, ZVfV I 181, Brandbg., Hörmann 115, Nilsson 15; man träumt von der Zukunft: VPV VI 38 (Rüg.). Der Zukünftige erscheint, wenn man sich in der Nacht vom Pfingstsonntag auf -montag einen solchen Kranz aufs Haupt setzt: EH Meyer BV 165.

129) „Wenn man von einem Todten träumt, so soll man den Traum binnen 24 Stunden nicht weiter erzählen (sonst stirbt jemand in der eigenen Familie)“ (Festschr. Lemcke 227; VPV III 106). „Der Säemann darf den Traum, welcher ihm nach dem Aussäen der Saat träumt, niemand erzählen; sonst trifft alles, was ihm geträumt hat, ein“ (Haas Schn. 33).

130) „Träume bedeuten gewöhnlich das Entgegengesetzte“ (Liebrecht 327, Norw., ebso ZrwV XI 255). „Wenn Du im Traum weinst, wirst Du Dich freuen“ (Urq IV 160, Wotjaken). Von Toten träumen bedeutet Glück und langes Leben (ZföV III 12, Steierm.), langes Leben (ZVfV II 179, Südslaven), vom Sarg Glück (ZVfV XX 33, Schl.-Holst.), von einer schönen Leiche Hochzeit oder große Freude (Drechsler II 203). „Wenn man von Verstorbenen träumt, regnet es“ (Urq III 39, Schles.). Von Hochzeit, Tanz oder Lustbarkeit träumen, bedeutet Trauer (Reichhardt 125), von Hochzeit Tod (Drechsler II 203, ZrwV XV 110, Rhein, ZVfV II 179, Südslaven).

131) „Hört man nüchtern einen Kukuk rufen, so ist man das ganze Jahr hindurch hungrig oder kränklich. Deshalb nimmt man ein Stückchen Brot ins Bett und ißt es frühmorgens (fûlbita) oder sichert sich durch einen Vogelschluck (fûlsûp), d. i. ein Glas Branntwein“ (Rußwurm II 197). In Meckl. wird derjenige, der „Morgens nüchtern den Kukuk rufen hört, nicht von einem tollen Hunde gebissen“ (Bartsch II 175).

132) Der Angang des Menschen ist Fruchtbarkeitszauber. „So wie das Begegnen einer Hure von guter Vorbedeutung ist, weil sich mit einer solchen die Vorstellung fesselloser uneingeschränkter Zeugung und Fruchtbarkeit und daher des Wohlstandes und Gedeihens verbindet, so hängt andererseits dem ehelosen Priester (wie der alten Frau und der Jungfrau) die entgegengesetzte Vorstellung an“ (Liebrecht 359). „Es ist nicht gut, wenn man des Morgens ausgehet, und begegnet einem ein altes Weib“ (Rocken-

phil. I 99). Ebso Richter 41, Männling 227, Jacobi IV 6, Wuttke DV 208, EH Meyer DV 260, Schindler 191, Grimm DM 937, Urq I 65 (Ostpr.), Toeppen 77, Fischer Wb 239, Tetzner 164 (Kuren), VPV III 90, Bartsch II 128, Kuhn 381, Haupt-Schmaler II 259, Wuttke SV 322, Drechsler II 194, ZVfV XX 382 (Schl.-Holst.), Finder II 249, Benecke II 511, Strackerjan I 28, Nf XIV 33 (Bremen), Andree VV 402, ZrwV VIII 86 (Bielefeld, 1790), XII 58 (Eifel), Wrede 119, Heßler 330 (Schwalm), Rußwurm II 232, Goodrich 77, 242, Birlinger S I 376 (Zimmersche Chron.), ZföV III 279 (Bernau a. Inn), XIII 134 (Nordböhm.), Huß 7, SchAV II 219 (Zürich), II 281 (Luzern), XII 149 (Basel Land). Besonders wichtig ist dieser Angang am Neujahrstage (Wuttke DV 208, Fehrle DF 27, Hauffen Beitr. XII 124), für den Hochzeitszug (Buschan SV III 302, Müllenhoff SH 115 (Sylt), Jensen 295, 311, Kuhn 381), für den Taufzug (Buschan SV III 287, IV 133), für den auf Jagd gehenden Jäger (Andree P II 42, Wenden, Schulenburg VG 241, Zingerle 78, SchAV VII 135, Kanton Bern), für den Fischer (Schulenburg WV 114; die Fische verziehen beim Anblick von Weibern: „schwangere Frauen soll der Grind nun gar nicht leiden können". Graba 231), für den Bergmann (Andree P I 8, Engld.). Glück bedeutet der Angang eines jungen Mädchens (Männling 304, EH Meyer DV 260, Bartsch II 128, Haupt-Schmaler II 260, Schulenburg VG 243, Drechsler II 194, Strackerjan I 28, Nf XIV 33 (Bremen), Andree VV 402, ZrwV VIII 86 (Bielefeld, 1790), XII 58 (Eifel), SchAV VIII 268 (Bern), Hauffen Beitr. XII 124 (schwangere Frau); in der Antike bedeutete der Angang einer Jungfrau Unglück, einer Dirne Glück (Stemplinger 44); der Angang der Hure ist glückbedeutend (Männling 304, 215 (Neujahr), Richter 72, Rockenphil. I 334). Priesterangang ist unheilvoll (Grimm DM 941, Liebrecht 359 (Norwegen,) Drechsler II 122, Haupt-Schmaler II 259); in der Antike ebenso der Eunuchen (Stemplinger 45). Die Walfische werden durch den Anblick eines Priesters vertrieben. „Man glaubt hier fest daran, daß die Fische sogleich umkehren, wenn sie einen Prediger vor sich haben" (Graba 231). Unter den Tierangängen ist besonders der des Hasen unglücklich: Stemplinger 45, Schindler 264, Männling 227, Richter 7, Rockenphil. I 32, Buschan SV III 302, Wuttke DV 200, EH Meyer DV 260, Tetzner 94 (Litauen), 164 (Kuren), Urq I 65 (Ostpr.), Toeppen 77, Fischer Wb 239, Schulenburg VG 241, Andree P I 42 (Lausitzer Wenden), Wuttke SV 321, VPV VIII 114, Haas Schn 106, Temme 346, Kuhn 381, Drechsler II 234, Bartsch II 127, ZVfV XX 382 (Schl.-Holst.), Jensen 311, Finder II 234, Benecke II 511, Strackerjan I 24, Andree VV 402, ZrwV XII 58 (Eifel), Meisinger Einl. 54, Heßler 113 (fränk. Niederhes.) 361 (Buchonien), Birlinger S I 375, ZföV III 279 (Bernau a. Inn), XIII 134 (Nordböhm.), Zingerle 79, SchAV II 281 (Luzern), ZVfV II 180 (Südslaven). Nicht minder unheilvoll ist der Angang der Katze: Wuttke DV 200, Buschan SV III 302, Schindler 264, Tetzner 94 (Litauen), Wuttke SV 321, VPV VII 43 (Rüg.; Schutz: dreimal ausspucken), ZVfV XX 382 (Schl.-Holst.), Finder II 233, Strackerjan I 24, ZföV XIII 134 (Nordböhm.), Drechsler II 99, SchAV II 281 (Luzern), VII 135 (Kanton Bern). In der Antike vertritt

das Wiesel unsere Katze (Stemplinger 46). Glückbringend ist der Angang von Raubtieren. „Allen kampflichen Thieren verlieh der Germane guten Angang" (Rochholz I 149); so dem Wolf (Wuttke DV 200, Schindler 264, Männling 227, Toeppen 77, Wuttke SV 321, Birlinger S I 378; aber auch unheilvoll: Stemplinger 45 (Rom), Haas Schn 106, Temme 346, ZVfV II 180 (Südslaven)); dem Fuchs (Wuttke DV 200, Toeppen 77). Schafangang bedeutet Glück (Buschan SV III 302, EH Meyer DV 260, Strackerjan I 24, Wrede 119), Schafe zur Rechten: Glück (VPV VIII 42 (Rüg.), Andree VV 401). Der Anflug der Elster bedeutet Unglück (Wuttke DV 202, EH Meyer DV 260, VPV III 106, ZVfV XX 384 (Schl.-Holst.); ZrwV XI 262 (Bergisch), Drechsler II 230 (zwei Elstern bedeuten Glück, eine Unglück), ZVfV III 279 (Bernau a. Inn)); Raben und Krähen bedeuten Unglück (Stemplinger 46, Wuttke DV 201, Urq I 65 (Ostpr.), Tetzner 164 (Kuren), Jensen 311 Heßler 361 (Buchonien)).

133) Tac. Germ. 10, Müllenhoff DA IV 228, Mogk in Hoops IV 505.

134) Der Glaube, der K. gebe durch die Zahl der Rufe die Jahre des Ledigseins an, ist auch bei uns allgemein: Buschan SV IV 446 (Schwed. u. Nddtschld.), Frischbier I 439, VPV VI 26 (Vorpom.), IX 94 (Garzigar), Bartsch II 174, Wossidlo II 177, 410, Drechsler II 229, Hauffen Beitr. XII 244 (Böhmwld.) Strackerjan I 90, Nf XXI 293 (Sollinger Wald), Heßler 331 (Schwalm), 475 (Schmalkald. Land), Meisinger Einl. 54, ZrwV VI 272 (Eifel), XI 263 (Bergisch), XII 183 (Müller, der K. im rhein. Volksglauben).

135) „Wer im Frühlinge den Guckguck zum ersten mahl schreyen höret, der soll den Guckguck fragen: Guckguck, Becken-Knecht, sag mir recht, wieviel Jahr ich leben soll?" (Rockenphil. II 29). Ebso Richter 76, Männling 299, Jacobi V 13, Schindler 265, Grimm DM 563, Wehrhan 23, Buschan SV IV 446, Naumann Gz 73, Wegener 82, Rußwurm II 197, Frischbier I 439, Toeppen 79, Schulenburg VG 262, Haas RV 45, VPV X 32, Festschr. Lemcke 228, Bartsch II 174, Wossidlo II 177, 409, Danneil 120, Schütze II 363, Müllenhoff SH 492, Urq I 8 (Dithm.), II 106 (Ostfriesld.), Finder II 236, Kück 21, Benecke II 510, Strackerjan I 90, Woeste V 5, Heßler 113 (fränk. Niedhf.), 331 (Schwalm), 475 (Schmalkald. Land), Wrede 127, ZrwV VI 89 (Saar), XI 263 (Bergisch), XII 181, Wuttke SV 322, Drechsler II 193, Hauffen Beitr. XII 244 (Böhmwld), ZföV III 11 (Steierm.), XIII 135 (Nordböhm.), ZVfV II 182 (Südslaven). In einigen Gegenden gilt der K. als Totenvogel (Martin 46, Tetzner 94 (Litauen), ZVfV II 179 (Südslaven), Duller 79 (Mähren)); oder er kündet Gewitter an (Birlinger S I 401), in Oldenbg., wenn er statt zweimal viermal aufschlägt (Kohl I 263).

136) Ebso Rußwurm II 197, Schindler 265. In Böhmen bedeutet sein Ruf von Osten Glück, von Westen Unglück (Wuttke DV 204); im Herbachtal von links oder im Rücken einen Todesfall, von rechts etwas Gutes (ZVfV XXII 162). An die Vorstellung vom Beginn des neuen Jahres mit dem ersten Kukuksruf hat sich bei uns besonders der Anfangszauber geschlossen, dafür zu sorgen, daß man alsdann Geld in der Tasche habe, damit es das ganze Jahr nicht ausgehe. So Grimm DM 565, Fehrle DF

7, Frischbier I 439, Fischer Wb 239, Haas RV 46, Bartsch II 174, Urq III 107 (Schles.), Drechsler II 193, Finder II 236, Benecke II 510, Nf XXI 293 (Sollingerwald), ZrwV VI 89 (Saar), XI 263 (Bergisch), XII 183, Leihener 71, SchAV II 220 (Zürich), XII 279 (Sarganserland), ZVfV XII 176 (Tirol). Man muß dabei das Geld in der Tasche aufrühren (Buschan SV IV 446, Hauffen Beitr. I 2 50, XII 244 (Böhmwld.), Scheible 186 (Deutschböhmen, bei Hochzeitszug), ZföV III 11 (Steierm.) XIII 135 (Nordböhm.)). Oder man soll beim ersten Ruf nach dem Beutel greifen und sich viel Geld wünschen (Meisinger Einl. 54).

137) Singt der Schwan, so gibt es Tauwetter (Olaffen I 34). „Im Nordlande hat man noch Nebenursachen, sich über die Stimmen des Schwans zu freuen, da er mildes Wetter anzeigt, wenn er sie des Winters ertönen läßt" (Thienemann 109).

138) „Wenn ein Rabe oder ein Kräh sich auf ein Hauß setzet und schreyet, worinnen der Mann oder die Frau kranck liegt, ist es ein gewiß Zeichen, daß der Krancke sterben werde" (Rockenphil. I 216). Ebso Richter 90, Schindler 174, 264, Naumann Gz 73, Andree P I 12 (Letten), Schulenburg VG 261, Festschr. Lemcke 228, VPV V 59, Drechsler I 285, II 230, Strackerjan I 26, ZrwV XV 106 (Rhein), SchAV II 281 (Luzern), ZVfV II 181 (Südslaven), Rochholz I 101 (Aargau, wenn nordenher kommend); Krähengeschrei bedeutet Unglück: Rußwurm II 197, Kühnau I 378; Krieg: Heßler 453 (Thür. Ndhess.), Kühnau I 378.

139) Als Totenvogel bezeichnet man besonders den Steinkauz (strix noctua) und das Käuzchen (strix passerina). In Ndsachs. nennt man ihn „Leichenhuhn" (Buschan SV IV 446, Andree P I 11, VPV V 44, Danneil 127, Schütze III 38, Finder II 97, Plettke 436, Brem Wb III 69, Nf XVIII 411 (Oberharz), Andree VV 315, Strodtmann 126, Schambach 124); „Leichenvogel" (Wrede 121 (Eifel), Urq I 73 (Dithm.)); „Klawit" (Vilmar 206, Heßler 515 (Sächs. Ndhes.)); im östl. Hessen „Kriddewiszchen" (Heßler 452, Vilmar 206, 226); in Schles. „Tuteule" (Drechsler II 231); in Obdschld. „Aeuferl" (Höfer I 48); „Wiggele" (SchAV XII 150, Basel Land). Andere, zumal oberdeutsche Bezeichnungen bei EH Meyer DV 267. Sein Ruf wird als „Kumm mit" gedeutet (Buschan SV III 312, IV 167, Haas Schn 99, VPV I 72, Danneil 127, Finder II 97, Benecke II 512, Heßler 294 (Schwalm)); oder auch als „'t is Tid!" (Urq V 32, Pom.), als „Kled' di wit" (Wossidlo II 136), als „lik! lik! ewek!" (ZrwV XV 104); bei den Magyaren als „Kividd!" (trag ihn hinaus! Urq II 55). Sein Erscheinen und Ruf gilt überall als Todvorbedeutung; Stemplinger 47, Schindler 174, 264, Jacobi V 14, Grimm DM 950, Rochholz I 155, Wuttke DV 124, Naumann Gz 73, Mogk 31, Reichhardt 121, Tetzner 461 (Kassuben), Schulenburg WV 153, VG 261, Haupt-Schmaler II 260, Fischer Wb 239, Festschr. Lemcke 228, VPV III 106, Bartsch II 124, Drechsler I 285, Wuttke SV 322, Urq IV 280 (Böhmen), Huß 8, Urq I 7 (Dithm.), Kück 260, Strackerjan I 26, Heßler 72 (fränk. Ndhess.), 176 (Obhess.), 385 (Schwalm), 480 (Schmalkald. Land), 534 (sächs. Niedhess.), Meisinger Einl. 49, Schmidt Wb 272, ZrwV V 120 (Mosel), 244 (Bergisch), VI 271 (Eifel), VIII 86 (Bielefeld, 1790), ZVfV XXII 162 (Herbachtal), SchAV

II 217 (Zürich), Stalder I 286, Zingerle 78, Urq IV 277 (England). Wenn in Schweden „die Eulen auf einem Hause schreyen, so bedeutet es einen Todesfall oder eine Feuersbrunst" (Linné I 329). An Norwegen weist der Laut einiger Eulen auf „Sturm und Ungewitter, andere sollen sogar durch ihr monotones Tuit tuit! den Tod vorausſagen" (Winterreise 139). Bei den Lausitzer Wenden bedeutet ihr Ruf eine glückliche Niederkunft der Schwangeren (Andree P I 12). Andere Totenvögel sind die Dohle (Schambach 38, BPB V 11), die Fledermaus (Wuttke DB 201, ZrwB XV 106), der Kibitz (Drechsler II 231), schreiende Enten (Urq IV 19, Siebenb. Sachs.), der Seidenschwanz (Birlinger S I 396, Höfer III 230), Nachtigall, Amsel, Buchfink (Rochholz I 153), Meerzeisel, Mauersprecht (Höfer III 230). In Schweden ist Ulyksfugel der Corvus infaustus (Boie 32). „Die Bewohner nannten ihn sehr gut unter dem Namen Nofuhre (rothes Unterfutter), wegen seines rothbraunen Unterleibes" (Boie 287).

140) Der Ruf oder das Erscheinen der Elster bedeutet Tod: Schindler 174, Naumann Gz 73, Wuttke DB 202, Urq I 7 (Dithm.), Jb III 148 (Westf.), Heßler 480 (Schmalkald.-Land), Woeste B 54, Strackerjan I 26, ZrwB V 244 (Eifel), XV 104 (Rhein, vereinzelt), Andree P I 12 (Schwaben), ZBfB XXII 162 (Herbachtal), SchAB II 218, Seligmann I 125 (Irland). Andererseits, „wenn eine Elster auf einem Hause sitzt und schreyet, worinnen ein Kranker liegt, so wird der Kranke wieder gesund" (Rockenphil. I 295, ebso Schindler 264). Ferner glaubt man, daß, „wenn sich dieser Vogel auffen Tage lustig mache, solches ein gutes Zeichen sey, daß liebe und fröliche Gäste kommen werden" (Richter 40). Ebso Rockenphil. I 121, BPB V 12, Finder II 237, Liebrecht 327 (Norw.). Oder ihr Erscheinen bedeutet Unglück: Rußwurm II 197, Drechsler II 230, Andree P I 12 (Schwaben), Strackerjan I 26, Liebrecht 327 (Norw., wenn vor Aufgang und nach Untergang der Sonne); oder Zank und Streit: Wuttke DB 202, Andree P I 12 (Westf.), ZBfB XI 189 (Brandenbg.), Urq VI 2 (Zigeuner); auch Krieg: Haas-Worm 79.

141) Hundeheulen zeigt den Tod eines Kranken oder Hausbewohners an: Liebrecht 23, Rochholz I 159, Wuttke DB 127, 198, Schindler 174, Schulenburg WB 150, Tetzner 461 (Kassuben), Toeppen 77, Festschr. Lemcke 228, Bartsch II 125, Drechsler I 285, Jensen 327, Plettke 338, Finder II 97, Kück 260, Benecke II 512, Strackerjan I 23, Heßler 176 (Obhess.), ZrwB V 243 (Bergisch), VI 269 (Eifel), XV 105 (Rhein), ZBfB II 179 (Südslaven), Linné I 329 (Hundescharren vor der Tür).

142) Das Pferd gilt für weissagend: Schindler 162, Rochholz I 164, Rußwurm II 199; und spuksichtig: Wuttke DB 199, Schulenburg BG 9, Temme 236, Strackerjan I 23.

143) Wuttke DB 201, Rochholz I 157, ZrwB XI 259 (Bergisch). So ging auf der Insel Nordstrand der Sturmflut von 1634 eine Mäuseplage voraus (Camerer I 311). Noch heute entsteht nach dem Volksglauben ein Unglück, wenn die Mäuse durch die Fußböden in die Wohnräume eindringen (BPB VIII 170). Dasselbe geschieht, wenn „die Mäuse die Kleider oder Betten anfressen" (Richter 79). Viel Mäuse im Haus kündet einen Todesfall an (Liebrecht 326, Norw.).

144) Hibbert 564.

145) In der Antike deutete Blutregen auf Schlachtengemetzel (Stemplinger 31). Er wird in Chroniken als ungünstiges Vorzeichen oft erwähnt, so bei Mikrälius IV 158 u. 162 (vgl. Haas, Aberglaube und Zeichendeuterei im 16. u. 17. Jh. in BPB IX 154), Camerer II 68 (1668 auf Nordmarsch). Die Erinnerung daran hat sich in Sagen erhalten (Kühnau III 448).

146) Kometen prophezeien ein gutes Weinjahr: Andree P I 113.

147) Mikrälius IV 68, 97, V 274 berichtet von K. als von Unglücksvorboten (vgl. BPB IX 67), eine Vorstellung, die sich im Volksglauben bis heute erhalten hat (Lauffer, Der K. im Volksglauben in ZVfV XXVII 13 ff.). So Stemplinger 28, Schindler 214, Grimm DM 602, Wuttke DV 196, Andree P I 113, Tetzner 94 (Litauen), Arq IV 160 (Wotjaken) I 65 (Ostpr.), Vollbeding 48, Hauffen Beitr. XII 249 (Böhmerwld.), Arq III 108 (Schles.), Drechsler II 135, Bartsch II 202, Finder II 241, Strackerjan I 23, Andree BV 404, Schambach 243, ZVfV IX 231 (Nordthür.), ZrwV XV 82, Rußwurm II 100, 230. Hat der K. einen roten Schein, kommt Krieg und Elend, wenn einen weißen, Glück und Friede (Zingerle 80). Von seiner Reise durch Schweden berichtet Bedemar II 190 von einer Begegnung mit einem betrunkenen Bauern, welcher „auf den Cometen, der gerade so erfreulich vor uns hinglänzte, als die Quelle alles Unheils loszog". Unglücksvorzeichen ist auch das Nordlicht. „Auch hier herrscht beim gemeinen Manne der Aberglaube, daß es Krieg weissage" (Winterreise 188). So wurde auch das Nordlicht vom J. 1831 aufgefaßt (Stemplinger 29).

148) Stemplinger 98, Burckhardt 380.

149) „Nach der Meinung der Landleute befindet sich unter der Zunge des Hundes ein Wurm, welcher die Tollwut veranlaßt und darum Tollwurm heißt. Wenn man ihn zur rechten Zeit herausschneidet, so wird der Hund nicht toll" (Crecelius 280). Schon der Antike galt der Sirius als Krankheitsbringer (Athur Drews, Der Sternhimmel, Jena 1923, S. 108).

150) „Viele Leute sind in dieser Gegend völlig im Verdacht, daß ihre Nahrung von dem Drachen herkömmt, viele Leute haben ihn auch gesehen" (Camerer II 312). Nach Mogk in Wuttke SV 326 entstand die Vorstellung von ihm aus Vermengung von altgermanischem Lindwurm- und mittelalterlichem Teufelsglauben. Allgemein in Ndddtschld. ist die Bezeichnung Drake (Dähnert 85, Haas-Worm 95, Schumann 29) oder Füerdrake (Haas RV 34, Andree BV 389, Schambach 282), auch Chimmeken (Bartsch I 260), Glûswanz (Schambach 65), Alf (Kosegarten 226, Ostpr. u. Ostpom., Frischbier I 19), in Ostpr. auch Latallitz (Frischbier II 11) oder Parok (ebda 122), in Schwed. Skrat, bei den Esthen Krat, Kret (Rußwurm II 241). Er ist der Teufel, der Schätze zuträgt (EH Meyer DV 345, BPB IV 79, VIII 56, Haas-Worm 95, Sartori VV 63). „Für gewöhnlich sieht der Drak feuerrot aus; wenn er aber gelbweiß aussieht, so hat er kein Geld, sondern Sahne, Käsebutter, Mehl, Getreide und dgl. geladen" (BPB IV 141).

151) Wie der Name ist auch die Zahl etwas unmittelbar mit dem Gegenstand Verbundenes, so daß, wer sie kennt, Zaubergewalt über die ge-

zählten Dinge besitzt. So geben die Lappen „nie die Anzahl ihrer Renntiere an" (Bedemar I 264). „Fragte ich, wie viel Rennthiere hier beisammen seien? so antwortete der Hausvater: Gott weiß. Fragte ich, wie viele Leute in den beyden Hütten wohnten? wie viel Kinder er habe? so erfolgte immer dieselbe Antwort" (Schmidt 241). Ebenso geben die Hiddenseer „beim Bernsteinsammeln und beim Fischfang niemals den Ertrag ihrer Bemühungen an. Wird ein Hiddenseer, der eine ganze Tasche voll Bernstein gesammelt hat, gefragt, ob er einen glücklichen Fund getan habe, so antwortet er sicher mit einem Nein; denn er glaubt, daß er im andern Falle nichts mehr finden werde. Ebenso ist es bei einem reichen Fischfange: fragt man ihn in diesem Falle, ob der Zug gut gewesen sei, so erhält man zur Antwort: ‚So just een Gericht'" (Haas JH 30 nach Sundine 1839, S. 86).

152) „So nehmen auch die meisten Menschen ihre Annos Climactericos in Observanz. Wer die großen Climacterischen Stuffen-Jahre erreichet, der soll nicht allein in seinem Leben, sondern auch in gantzen Familien und Geschlechtern eine Veränderung spühren und empfinden, absonderlich hält man davor, daß man darinn seines Lebens noch weniger sicher sey, als ein Fremder, der unter die Hottentotten oder Räuber verfället" (Männling 231). In der Antike war „im 21., 42., 63. und 84. Jahre die Gefahr für den Menschen hoch, noch gefährlicher ist das 49. Jahr (7×7), am allergefährlichsten das 63. Lebensjahr (7×9)" (Stemplinger 117). Stufenjahre sind solche, „die aus der Zahl 7 oder 9, oder ihren Zusammensetzungen bzw. Vielfachen bestehen, z. B. 7, 9, 14, 17, 21, 27, 35 usw." Dabei wird das 63. Lebensjahr auch „das große Stufenjahr" genannt. „Im 17. Jh. sollen bei glücklich überstandenen Stufenjahren Glückwünsche üblich gewesen sein" (ZrwV VII 67, Lippe). Lauremberg 10 spricht von „den Climaterschen loep". In der Lüneburg. Heide „hielt und hält das Volk für besonders gefährlich das 7., 14., 21. und so weiter jedes siebente Lebensjahr; alle soeben Johr ännert sick de Natur" (Kück 236). In den Vierlanden wurde „das 77. Lebensjahr, ‚dat ohle Hakenjähr' oder ‚Krückenjähr', von alten Leuten besonders gefürchtet" (Finder II 224).

153) Für den Dienstantritt der Knechte und Mägde gilt der Mo. als schlecht, Di. als gut, Mi. als schlecht, Do. als sehr gut, Fr. als sehr schlecht, Sb. als mittelmäßig (Andree VV 401). In Pom. sticht am Fr. kein Schiff in See (VPV VI 124). In Norw. darf man am Do. nichts wichtiges beginnen (Liebrecht 337), er ist der geeignetste Tag für Zauberei (Afzelius II 213). Er gilt „bei Esthen und Schweden als ein Feiertag, an dem sie Nachmittags nicht auf den Handmühlen mahlen und nicht spinnen" (Rußwurm II 180), ein Überrest der Verehrung Donars (Grimm DM 159).

154) Barry 342. Im Mai geschlossene Ehen sind unglücklich (ZrwV V 46).

155) Mo. als Hochzeitstag: Kleemann 315 (16. Jh.), Tetzner 321 (Sorben, nur Witwen), 82 (kathol. Ermländer); Di.: Rochholz II 41 (Wenden), Tetzner 82 (Böhm., Mähr., Appenzeller), 319 (Sorben), 432 (Slovinzen), 458 (Kassuben), 488 (Polen), SL 71, Toeppen 75, VPV IX 99 (Garzigar), Kuhn 354, Drechsler II 185, Jensen 297 (Sylt), 313 (Föhr), Strackerjan

II 24, Kleemann 315 (17. Jh.), Heßler 204 (Hinterld.), 281 (Schwalm, Verlobung), 349 (Buchonien), 477 (Schmalkald.-Ld.), Wrede 175, Birlinger S I 390, Rochholz II 20 (Bayern); Mi.: Kuhn 354 (Witwen und Witwer), Tetzner 82 (Gefallene Appenzellerinnen); Do.: Toeppen 75, BPB I 19 (Weizacker), II 82 (Pom.), Rochholz II 41 (Holst.), Strackerjan II 24, Heßler 204 (Hinterld.), 349 (Buchonien), 415 (Thür. Ndhef.), 477 (Schmalkald.-Ld.), 560 (Rodenbergisch), Wrede 175 (Eifel); nach Wuttke DV 60 ist der Do. in Norddtschld. ungünstig, für Hessen, Oldenburg, Schweiz, Süddtschld. günstig; Fr.: Rochholz II 41 (Sorben und Wenden), Tetzner 319 (Sorben), 432 (Slovinzen), SL 71, Toeppen 84, BPB II 9 (Zwilipp), 83 (Rüg.), IX 99 (Garzigar), ZVfV I 96 (Jamund), Kuhn 354 (slav. Gegenden), Müllenhoff SH Einl. 40, Jensen 297 (Sylt), 313 (Föhr), 317 (Amrum), Strackerjan II 24, Heßler 149 (Obhess.), 281 (Schwalm), 415 (thür. Ndhess.), 477 (Schmalkald.-Ld.), Wrede 175 (Eberfeld), Wuttke DV 60 (in Bayern und kath. Schweiz ungünstig); So.: Tetzner 432 (Sorben), SL 71. — Zusammenstellung von Reusch in Neue Preuß. Prov. Blätter V, Königsberg 1848 S. 187 ff. Vgl. EH Meyer DV 174. Nach Camerer II 119 haben auf Nordmarsch „die Freyer ihre gewissen Tage in der Woche, an welchen sie auf die Freyte gehen, solche sind der Dienstag, der Freitag und Sonntag". Die „Kommnächte" in Norrland fallen meistens in die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag (Schubert II 91).

156) So Mogk 23, Haas-Worm 78, BPB II 82, Urq I 13 (Ostpr.), Toeppen 75, Rußwurm II 68.

157) Sonntagskinder sind außer denen, die am Stg. überhaupt geboren sind, solche, die am Stg. vor dem Gottesdienst zur Welt kamen (Rußwurm II 221), während der Predigt (Festschr. Lemcke 223, Benecke II 513, Sartori WB 75, ZrwB IV 110, Minden), während des Gottesdienstes (ZrwB VIII 153, Lippstadt, 1785), während des Abendmahls (Haas RS 107, Festschr. Lemcke 223), zwischen Predigt und Mittag (Urq V 253, Pom.), mittags zwischen 11 und 12 Uhr (ebda), zwischen 12 und 1 Uhr (Haas RB 47, Festschr. Lemcke 223), Nf XIII 413 (In Reuters Hanne Nüte muß derjenige, der die Tierstimmen deuten will, „geboren mittags zwischen 12 und 1 am Sonntag unter günstigen Gestirnen" sein)), in der Nacht auf Stg. zwischen 12 und 1 (Urq V 253, Pom.), in jeder Nacht zwischen 12 und 1 (ZVfV XXVII 148, Isargebirge), am Stg., „wo eben Neumond eintritt" (ZVfV I 219, Obsteierm.). Sonntagskind ist, wer Stg. geboren und Do. getauft (Bartsch II 44, Urq V 253 (Pom.), Kuhn 378, Urq I 152 (Ostpr.), Fischer 192, Drechsler II 185), wer Do. geboren und Stg. getauft (Bartsch II 44, Urq I 152 (Ostpr.), V 253 (Pom.), BPB VIII 129, Fischer 192, Drechsler I 189), wer Fr. geboren und Stg. getauft (Toeppen 75), wer Stg. geboren und Stg. getauft (Urq I 152, Ostpr.). Sonntagskind ist ferner, wer an hohen Feiertagen geboren (ZrwB X 166), in den Zwölften (Buschan SB III 284, IV 128), in der Christnacht (Wuttke DV 67, Boesch 17, Buschan SB III 284, IV 128, Kück 43, Nf VII 319 (Schlesw.-Holst.), Drechsler I 184), in einer auf einen Do. fallenden Weihnacht (Rochholz II 29; in Nordböhmen sind Kinder die am Heiligen Abend geboren, nicht Glückskinder (ZföV XIII 134)), in der Neujahrsnacht zwischen 12 und 1 (Bartsch

II 44, BPB VIII 19, Urq V 253, Pom.), am 22. Febr. in der Mitternachtsstunde (Urq I 135, Ostpr.), in der Johannisnacht (Nf VII 301, Schlesw.-Holst.); ein Kind, das in der Neutaufe, der ersten nach Ostern oder Pfingsten, getauft (Schöpf 730), das in den Fronfasten geboren (Boesch 17, Stalder I 394). In Schles. sind „eigentliche Sonntagskinder nur die, die am weißen Sonntag, d. i. am ersten Sonntag nach Ostern geboren sind" (Drechsler II 185). Sonntagskinder sind Glückskinder. „Wer am Sonntage gebohren ist, der ist glücklich für andern" (Rockenphil. II 152). Ebso Männling 168, Jacobi I 13, Wuttke DV 58, 67 (findet Schätze), Rochholz II 12, Buschan SV III 248, IV 128, 441 Urq V 253 (Pom.), Haas RV 47, Bartsch II 219, ZVfV XXIII 278 (Schlesw.-Holst.), Finder II 9, Andree BV 402 (aber auch: wird nicht alt), Wrede 146, ZrwV X 166, Drechsler II 185, Hauffen Beitr. XII 255 (alle Wünsche erfüllt), Schöpf 730, ZföV XIII 134 (Nordböhm.). Sie haben die zumeist als bedenklich angesehene Gabe des Hellsehens (Buschan SV III 228, 441, IV 128, 284, Rochholz II 12, Haas RV 47, RS 107, Kück 43, Benecke II 513, Nf VII 319 (Schlesw.-Holst.), Sartori WV 75, ZrwV IV 110 (Minden), Stroebe II 63); besonders sehen sie den Tod voraus (Festschr. Lemcke 223, BPB V 94, Bartsch II 88, Heßler 614, SchAV X 104); ihre Träume gehen in Erfüllung (ZVfV XXVII 148, Isargeb.); ihre Ahnungen bewahrheiten sich (Hauffen Beitr I 2 52). „Absonderlich sollen sie den Vorteil haben, daß sie die Gespenster können sehen" (Männling 168). Ebso Wuttke DV 58, Rochholz II 29, Schindler 263, Boesch 17 (Schutz: sofort in Windeln wickeln und unter die Stubenbank legen), Urq V 253, (Pom.), Bartsch II 44 u. ö., Strackerjan I 175, Heßler 387 (Kinzigtal), ZrwV VIII 153 (Lippstadt, 1785; Schutz: Theologie studieren); Kühnau I 338, ZVfV XXVII 148 (Isargeb.), Urq I 152 (Ostpr.), Fischer 192, Toeppen 75, 76, 79, Tetzner 386 (Polaben; Schutz: auf dem Altar taufen), Stalder I 394, ZVfV I 219 (Obersteierm.), SchAV X 104. Das Sonntagskind kann Hexen erkennen (Kuhn 378, BPB I 91, Müllenhoff SH 233, Wilster); es kann den Klabautermann (Urq I 135, Ostpr.), die Zwerge (Müllenhoff SH 345), den Kampf der Engel und der Teufel (Urq II 90, Oberpfalz) sehen; es kann den Klabautermann (Urq I 135, Ostpr.), die Zwerge (Müllenhoff SH 345), den Kampf der Engel und der Teufel (Urq II 90, Oberpfalz) sehen; es kann Geister sehen und erlösen (Rochholz II 12), das Feuer bannen (Rußwurm II 221) und ist gegen das Schrättele geschützt (Birlinger S I 129).

158) Die Deuteroskopie, deren ältestes Beispiel wir bei Homer finden (Stemplinger 43, Prel 9), ist über die ganze Welt verbreitet, konzentriert sich jedoch in bestimmten Herden, die aus Volksveranlagung und Landschaftseinwirkung zu erklären sind, und deren einer im Gebiet des germanischen Kulturkreises die schottischen Inseln ist, wo „das zweite Gesicht sozusagen einheimisch ist" (Prel 8). „It is common among them to fancy that they see the Wraiths of persons dying, which will be visible to one, and not to others present with him" (Heron II 227). So auch Stewart II Appendix 31, Martin 133, Boswell 197, Goodrich 70. Dagegen berichtet Hibbert 548: „Second sight has been claimed by none except by a family, which is not Norwegian, the representive of whom was alwaya supposed

to be gifted by a power of fortelling the time of his own decease." Von den friesischen Inseln und ihrem Hinterland berichtet Laß, Besondere Nachricht vom Nordstrand, 1757, in Camerer I 309: „Ich habe in meinem Leben nicht mehr vom Vorbrand, von Geschichten, die schon gesehen aber nicht geschehen sind, und dergleichen gehört, als in diesen fetten Provinzen; es fängt schon im Bremischen an". Von den Bewohnern Sylts sagt Camerer II 665: „Sie sind zum Aberglauben sehr geneigt und hangen noch sehr an Gespenster- und Hexenmährchen, besonders liegt ihnen das sogenannte Vorspuken, nämlich, daß vor dem Sterben eines Menschen etwas von unbekannten Wirkungen vorhergehen müsse als auch das Vorbrennen (daß sich ein Feuer oder Licht vorher an den Häusern sehen läßt) im Kopfe". Im küstenfernen Landinnern hat das zweite Gesicht zumal „in Westfalen — und hier vor allem im heidereichen Münsterlande und im gebirgigen Sauerlande — besondere Verbreitung und Bedeutung gehabt" (Sartori WV 74). Früher noch mehr als jetzt ging dort „noch mehr als ein solcher „Wicker" mit blassem Gesicht und starren hellgrauen Augen umher" (Duller 148). Ebenso findet es sich in der Schweiz. „Der Sarganser kennt wie der Schottländer das „Doppelgesicht", d. h. ein nachts zum Fenster hereinschauendes gespenstiges Gesicht, das dem gleicht, der es erblickt und dessen baldigen Tod es andeutet" (SchAV II 163). Den deutschen Slaven ist es ebenfalls bekannt Tetzner 377 (Polaben), 431 (Slovinzen), SL 236)). Das Behaftetsein mit der Gabe des zweiten Gesichts bezeichnet man mit „dat vôrlât hebben" (Andree BV 372, Schambach 276, Danneil 236), Vörbedrif (Sartori WV 74), Spökenkiken (Buschan SV III 312, IV 167, Andree BV 372 (Westfalen), Sartori WV 75, Kück 242, Plettke 317); Schichtkiken (Strackerjan I 140, Sartori WV 75), Schichtern (ZrwV XVIII 48, Sauerland).

159) Besonders das Erscheinen „versunkener Städte", wie Arkona, Wineta, wird als „Wafeln" bezeichnet. „Freilich geht auch hier noch die Sage von der ehemaligen Herrlichkeit der Stadt [Arkona]; ja die gemeinen Leute sehen sie wol bisweilen noch wafeln, d. h. wie ein Schattenbild über dem Wasser erscheinen" (Zöllner 316. Vgl. Temme 346, Duller 120, Haas RS 128, VPV II 141). So nimmt man auch in Bergenstift (Norwegen) „an der Küste zuweilen See- und Luftgebilde, eine Art von fata morgana wahr (Landet kildrer), als sähe man Inseln oder hochliegende Felsenmassen" (Bedemar I 163). „Man hat die Bemerkung gemacht, daß hier die Ostsee bald höher, bald niedriger zu liegen scheint, bald gar nicht zu sehen ist. Da das eine Folge der Strahlenbrechung ist, welche von der Beschaffenheit der Luft abhängt, und die von den Schiffern das Höhen der Luft genannt wird . . ." (Zöllner 385, Warnemünde). „Für die in der Nähe von Hiddensee liegenden Küstengegenden gilt die Insel als Wetterprophetin. Wenn nämlich die Küste von Hiddensee niedrig am Horizont zu liegen scheint, so giebt es gutes und beständiges Wetter; scheint die Küste aber höher hervorzuragen, so folgt bald nördlicher Wind oder nach Andern stürmische Witterung und Regen" (Haas JH 17).

160) Nach Prell 7 findet sich die Deuteroskopie „fast ausschließlich bei Männern".

161) Von den Bewohnern Wittows berichtet Nernst 166: „Es ist dies

ein Vorurteil unter dem ganzen Volke, welches steif und fest auf diesem Glauben beharrt, und sich durch nichts davon abwendig machen läßt. So redet man hier von dem Gewafel der Schiffe, welche bald an den Strand laufen werden". Ebso Zöllner 316, Temme 346, Duller 120, BPB II 141. „Schiffe sollen ihre baldige unglückliche Ankunft sehr oft nur durch eine große helle Flamme, welche am Ufer schreckend emporschlägt, ankündigen" (Nernst 166, Wittow). Feuersbrünste wafeln ebenfalls (Zöllner, Nernst, Temme, Duller, BPB a. a. OO.). Ebenso spricht man von dem Gewafel der Menschen, denen ein plötzlicher Tod bevorsteht (Zöllner, Nernst, BPB a. a. OO.).

162) Auf Tyree dagegen „it is beliefed, that a person gifted with second sight touches another on the shoulder, that person acquires the same power" (Goodrich 70).

163) Zumeist gibt sich das Todesvorzeichen durch einen Leichenzug (Stewart II Appendix 31; Boswell 197 (Schottld.), Prel 11, Goodrich 70). So auch in Deutschland (Wuttke DB 225; Drechsler I 284). Wie auf den schottischen Inseln ist auch bei uns der Tod der häufigste Gegenstand der Deuteroskopie (Buschan SB IV 167, Kück 242, Sartori WB 74, ZrwB XVIII 48 (Sauerland)); oder auch der „Vorbrand" (Jensen 326; Kück, Sartori, ZrwB a. a. OO.). Auch andere Ereignisse werden vorausgesehen. So sieht nach Martin 133 eine Frau ein Boot mit Fremden. Oder die Deuteroskopen sehen Geister und Verstorbene, auch Schätze luttern (Tetzner SL 236), sie sind den Menschen gefährlich (Tetzner 377, Polaben) und vermögen Vieh zu beschreien und Menschen zu verrufen (Tetzner 431, Slovinzen).

164) Eine solche Abschrift fand Haas kürzlich „beim Aufräumen eines alten Familienarchivs auf der Insel Rügen", die „nach dem Papier und der Handschrift zu urteilen aus dem vorigen [18.] Jh. stammen dürfte". (Haas, Eine Spukgeschichte aus dem J. 1696 in BPB VIII 7 ff.).

165) Stemplinger 50; Paul Stengel, Die griechischen Kultusaltertümer, 3. Aufl. München 1920, S. 60; Georg Wissowa, Religion und Kultus der Römer, 2. Aufl. München 1912 S. 418.

166) Tac. Germ. 10, Müllerhoff DA IV 222, Golther 631

167) Tac. Germ. 10, Müllenhoff DA IV 230.

168) Helmold Chron. Slav. I 6.

169) Dichterstellen nach blindem Ungefähr zur Erforschung der Zukunft aufzuschlagen, war schon in der Antike Sitte (Stemplinger 52); in der Renaissance lebten diese Orakel wieder auf, wozu besonders Vergil verwandt wurde (sortes vergilianae). (Burckhardt 391). Noch jetzt wird es als Bibelorakel verwandt, indem man entweder das Buch blind aufschlägt (Wuttke DB 242, Strackerjan I 91), oder die Seite durch Hineinstechen mit Messer und Nadel festgestellt (Wuttke DB 242, Buschan SB III 245, IV 48).

170) Hibbert 575. Zugrunde liegt der Glaube an den lebenden Leichnam (Naumann PG 37). Vgl. Grimm RA II 593 ff., Kondziella 37 und Anm. 144, Schindler 234, Rochholz I 57, Heinemann 32, Bartels 63. In Sage und Volksglauben hat sich die Vorstellung bis in unsere Zeit er-

halten: Toeppen 107, Wuttke DV 209 (Ostpr.), Kühnau I 13, Urq III 210 und ZrwV V 272 (Bergisch), Birlinger S II 469, ZVfV VI 284 (Steierm.), Urq III 271 (Magyaren).

171) „Einige besprechen auch einen Schlüssel, wenn sie etwas wollen erfahren" (Menschenhund 175). Zumal handelt es sich dabei um die Feststellung von Dieben: Grimm DM 928, Schindler 217, Wuttke DV 254, Tetzner 192 (Masuren), 463 (Kaschuben), Schulenburg WV 125, Toeppen 57, Frischbier I 175, VPV IV 120, Bartsch II 334, Drechsler II 242, Kühnau III 427, Huß 24, ZVfV XX 386 (Schles.-Holst.), Müllenhoff SH 211 (Dithmarsch.), Andree BV 406, Heßler 107 (fränk. Niederhess.), 322 (Schwalm), 453 (thür. Niederhess.). „In der Haseldorfer Marsch hing man einen Erbschlüssel unter den Boden, und sobald dieser sich zu drehen begann, hatte man den Dieb erraten" (Heimat Jg. 33, 1923 S 206). Müllenhoff SH 92 wird durch den Erbschlüssel ausfindig gemacht, nach welcher Seite der Dieb entwichen ist. — Mit Hilfe von Erbbibel, Erbschlüssel und Erbsieb wird die Zahl der Jahre bis zu einem gewissen Ereignis festgestellt (Bartsch II 235), so die Lebensdauer (Schulenburg WV 111).

172) Wenn man in Schlesien „den Neumond zum ersten Mal sieht, soll man ihm drei Kußhändchen zuwerfen und sagen: Lieber Mond sage mir, wen ich werde haben zum Manne hier!, und der, von welchem man in der darauf folgenden Nacht träumt, ist der Zukünftige" (Drechsler III 232).

173) Schubert III 396; „manche werfen Strohhalme an die Decke oder ins Dach. So viele Halme sitzen bleiben, so viele Freier melden sich" (Rußwurm II 100).

174) Das Bleigießen ist eine Abart der in Altertum (Stemplinger 53) und Mittelalter (Schindler 213) geübten Hydromantie. Als ἀλαφσὸ hat sich dieser Zauber noch im heutigen Griechenland erhalten, bei dem ein altes Weib aus den Figuren, die das ins Wasser gegossene geschmolzene Blei gebildet hat, weissagt (Andree P II 10). Ebenso sind bei uns im neueren und heutigen Volksglauben die Figuren weissagend. „Wenn eine ledige Weibs-Person in der Christ-Nacht heisses Bley ins Wasser gießet, bekömmt es die Gestalt, als wie das Handwerks-Geräthe dessen, der sie heyrathen will" (Rockenphil. I 153). Ebso Männling 197, Wuttke DV 241; entstehen Nägel, sind es Sargnägel des Gießenden (Schulenburg VG 249); in Pommern bedeutet ein Herz Verlobung, Schale oder Nest Heirat, Geld Glück in der Lotterie, Teufelsgestalt Schwiegermutter, Schiff eine Reise (VPV IV 44). In Schles. bedeutet ein Kranz Heirat, ein Sarg Tod (Drechsler I 7). Nach Huß 6 wird „das geschmolzene Bley durch einen Erbschlüßel in das Wasser, in eine Erbschüßel gegoßen, was dieses Bley für eine ähnliche Gestalt bekommt, aus diesem wird geschloßen, in welchem Zustand der Mensch in diesen Jahr versetzt werden wird". Das Bleigießen wird geübt in der Adventszeit (Hauffen Beitr. XII 111); am Andreasabend (30. Nov., Tille 149, Drechsler I 7 EH Meyer BV 166); in den Zwölften (Mogk 52, Fehrle DF 24, Bartels 68, Wuttke SV 332); zu Weihnacht (Hörmann 231, EH Meyer BV 166, 199, Schulenburg VG 249, WV 129); zumeist jedoch in der Altjahrsnacht

(Schindler 259, Buschan SV III 245, IV 48, 143, Schulenburg WV 132, Tetzner 193 (Masuren), 381 (Polaben), 463 (Kaschuben), Toeppen 64, Frischbier I 88, Fischer 193, ZVfV VII 315, Haas RV 48, Bartsch II 234, Schütze I 12, ZVfV XX 385 (Schlesw.-Holst.), Finder II 182, Plettke 311, Strackerjan I 93, Andree BV 328, Heßler 94 (fränk. Niederhes.), 381 (Kinzigtal), ZrwV XVI 46 (Bergisch), Rußwurm II 100); am Mathiasabend (28. Febr., Schambach 13).

175) „Da werffen Knechte und Mägde den Schuch über den Kopff, um zu erfahren, ob man im Dienste werde bleiben oder nicht, kehrt sich der Schuch zur Thüre hinaus, so ziehen sie ab, wo herein, dann bleiben sie" (Männling 196). Ebso Rockenphil. I 173, Kück-Sohnrey 44, Finder II 182, Andree BV 329, Bartsch II 236, Frischbier II 288, Hauffen Beitr. XII 111. Oder die nach der Tür gerichtete Spitze bedeutet den Auszug des Werfenden als Leiche (Tetzner 161 (Kuren), Frischbier II 288, Hauffen Beitr. XII 111, Strackerjan I 88, Liebrecht 324 (Norwegen)); als Braut oder Bräutigam (Wuttke DV 232, Drechsler I 4, Benecke II 513). Zeigt die Spitze gegen das Bett (Frischbier II 288) oder steht der Schuh verkehrt (Andree BV 406), so deutet es auf Krankheit; gegen den Ofen gerichtet auf Frieren (Frischbier II 288). Fällt der Schuh auf die Sohle, bleibt man ledig, fällt er verkehrt, so verhurt man sich (Schulenburg VG 248); fällt er „aufs Maul" (Oberleder), so stirbt der Werfer (Festschr. Lemcke 226). Man übt das Schuhwerfen in der Andreasnacht (Buschan (SV IV 142, Drechsler I 4), in der Adventszeit (Hauffen Beitr. XII 111), in den Zwölften (Mogk 52, Fehrle DF 24, Wuttke SV 332, Toeppen 64), zu Weihnacht (Buschan SV IV 142, Richter 53, Tetzner 161 (Kuren), 463 (Kaschuben), Schulenburg VG 248, Andree BV 406, Drechsler I 27, Hörmann 231, Liebrecht 324 (Norw.)); zumeist jedoch in der Altjahrsnacht (Buschan SV III 245, Wuttke DV 232, Kück-Sohnrey 44, Frischbier II 288, Fischer 193, ZVfV VII 316 (Ostpr.), Haas RV 48, Festschr. Lemcke 226, Bartsch II 236, Schütze I 11, IV 286, ZVfV XX 385 (Schles.-Holst.), Finder II 182, Benecke II 513, Strackerjan I 88, Andree BV 329, Heßler 618, Haupt-Schmaler II 259, Rußwurm II 101. Vgl. Sartori, Der Schuh im Volksglauben in ZVfV IV 41 ff.

176) Rußwurm II 101 (am Weihnachts- wie auch am Neujahrstage).

177) Schubert III 396. „Man muß fastend und schweigend nach drei oder sieben Kirchen gehen und sie umschreiten. Auf dem Wege sieht man das ganze kommende Jahr sich abrollen. Naht sich ein Krieg, so hört man das Getrampel von Soldaten und Pferden. Wird die Ernte gut, so hört man Ähren vor der Sense fallen. Wo jemand sterben soll, sieht man einen Leichenzug den Hof verlassen" (Nilsson 53).

178) Die Zukunftserforschung unter dem weißen, oft Erb- (Festschr. Lemcke 224) oder Totenlaken (Benecke II 512) geschieht in Deutschld. zumeist in der Neujahrsnacht, indem man unter diesem Laken rückwärts aus der Tür tritt und auf dem Dach Wiege, Kranz oder Krone, Licht oder Sarg als Vorzeichen von Geburt, Hochzeit oder Tod erblickt. So Tetzner 381 (Polaben), Festschr. Lemcke 224 (Rügen), Bartsch II 235, Nf V 111

(Mecklenb.), Finder II 54, 182, Benecke II 512, ZföV I 73 (Steiermark), Buschan SV III 239 (Weihn.). Boehm führt aus Vossens Idyllen (ZVfV XXIX 20) an

„Vorige Neujahrsnacht, da es zwölf schlug, wankte sie rücklings,
Eine Deck um den Kopf, hellweiß wie ein Spuk aus der Haustür;
Sieh, und blank auf dem Giebel im Mondenschein flimmte der Brautkranz."

In Brandenburg erscheint der Zukünftige auf dem Dachfirst (ZVfV I 179), bei den Polaben eine weiße Gestalt, die Anzeichen gibt (Tetzner 381). In Pommern wandert man die Straßen entlang und sieht die Vorzeichen auf den verschiedenen Häusern (VPV I 49). Wer unter dem Laken rückwärts aus der Tür schreitet, erhält die Gabe des Vörlats (Kück 42, Plettke 311). Steht ein Mädchen rückwärts in der Küchentür, sieht sie den Zukünftigen (Müllenhoff SH 517); dasselbe geschieht, wenn sie dreimal im Hemd um das Haus läuft (Schulenburg WV 129). Diejenigen, die im nächsten Jahr sterben werden, erblickt man, wenn man mit der Mulde auf dem Kopfe die Dachleiter rückwärts hinaufsteigt und von oben in den Schornstein sieht (Toeppen 67).

179) In Deutschland wie Schweden sind die Kreuzwege Orakelorte (Nilsson 53). Wer in der Neujahrsnacht „auf einem Bündel Erbsenstroh auf dem Kreuzweg sitzt, erfährt, wer im nächsten Jahr sterben wird" (Kochholz I 195). Ebenso sieht man in Bayern, auf einem Kreuzweg sitzend, die Toten vorbeiziehen (ZVfV VIII 400). Nach Huß 12 sieht man dabei alles, „was daßelbe Jahr an Krieg, Theürung, Pest und dergleichen sich zutragen werde".

180) In der Johannisnacht zwischen 11 und 12 kommen die Schätze hervor (VPV III 39), in derselben Nacht zwischen 12 und 1 erscheint die verwunschene Prinzessin (VPV II 68), die Verzauberten zeigen sich (Toeppen 130), ebenso Spuk (Kuhn 117).

181) Der Teufel flieht beim Hahnenschrei: Wuttke DV 36, 118, VPV III 142, IV 4, 80, 92, 126, Schulenburg WV 13, 86, 87, VG 184, 185, Tetzner 430 (Slovinzen), SL 241, Temme 224, 225, 276, Kuhn 217, Strackerjan I 242, Müllenhoff SH 289, Kühnau II 557 u. ö., Drechsler II 225, Grimm DM 454, Rußwurm II 268; dabei wird der Teufel „zumeist durch nachgemachtes Hahnenschrei geprellt" (Schindler 279). Ebenso verschwinden die Kobolde (Ströbe II 263) und Gespenster bei Hahnenschrei (SchAV XVI 65,). Auf den Hebriden „the cock is considered sacred. No one would willingly walk abroad in the night, as night and darkness are pervaded by evil, but as soon as the cock crows, the most timid will venture allone, no matter, how dark it may be" (Goodrich 233).

182) In Schweden dauert der Tanz des Bergvölkchens bis zum Hahnenschrei. Wenn sie bis zum dritten Hahnenschrei nicht verschwunden sind, sind sie taggebannt (Afzelius II 293).

183) Weihnachten spielt als zauberische Zeit im Norden eine größere Rolle als bei uns. „Trolle und Kobolde treiben meist am Weihnachtsabend

draußen ihr Wesen" (Stroebe II 262). So Naumann JV 49, 55, 119, 194, 235, 237, 277, 289; Stroebe I 199, II 7, 59, 145, 189, 193, 210, 260.

184) Außer in der Mainacht findet die Blocksbergfahrt auch zu Johannis statt (Müllenhoff SH 228). In Oldenburg tritt die Mainacht gegenüber der Johannisnacht zurück (Strackerjan I 312). Ebenso versammeln sich „nach slavischem Glauben die Hexen vornehmlich in der Johannisnacht" (BPV IV 3). Über die Insel Blåkulla bei Oeland „sagt die Fabel, daß alles Hexenpack jeden grünen Donnerstag hierher reisen soll" (Linné I 141). Im Norden reiten zur Julzeit „Hexen und Kobolde nach ihren Sammelplätzen" (Afzelius II 33) und „die Trollhexe fährt in der Julnacht auf die Blaukuppe" (Stroebe II 117).

185) Glockenläuten im See in der Johannismittagsstunde: BPV I 3, III 13, 31, VIII 19, 20, Bartsch I 368, 386, Temme 202, 204 u. ö., Kuhn 164; zu Neujahr: Müllenhoff SH 124; zu Ostern: BPV II 66, III 13, Müllenhoff SH 125; Ostern- und Pfingstmorgen: Haas RS 126; Pfingstmorgen: BPV III 13; an hohen Festtagen: BPV III 13.

186) Schätze blühen in der Johannisnacht: EH Meyer DV 259, Wuttke DV 79, Kück-Sohnrey 151, BPV III 39, Bartsch I 240 ff., Drechsler I 142, Strackerjahn I 256, Hörmann 114, Schöpf 593; Ostersonntag: Kühnau I 258; Karfreitag: Schulenburg WV 92, Drechsler I 86.

187) Grimm DM 898, Schindler 166, Wuttke DV 134, Hertz 60, Urq V 180 (Pom.), Bartsch II 332, Strackerjan I 100, Drechsler II 238, Schulenburg VG 245, ZrwV V 272 (Bergisch), Urq III 210 (ebdort), ZföV VI 207 (Bosnien und Herzegowina). Finger ungetaufter Kinder: Boesch 25; Hand der Leiche eines fünfjährigen Kindes: Urq III 148. „Wer den kleinen Finger der linken Hand eines totgeborenen Kindes verzehrt, und zwar zur mitternächtlichen Stunde auf einem Kreuzwege gegen Norden sitzend, der bewirkt durch seinen Hauch, daß bereits schlafende Menschen in einen so tiefen Schlaf verfallen, daß sie selbst das größte Geräusch nicht aufwecken kann" (Urq III 92, Zigeuner).

188) Zumeist werden schwangere Frauen ermordet (BPV V 154), oder ihnen wird bei lebendigem Leibe der Bauch aufgeschnitten (Birlinger S I 115; Avé Lallement, Das deutsche Gaunertum, Neuausgabe Bauer 1914, II 19: Nürnberger Berichte von 1577 und 1601; ebso Strack 21), oder die Schwangere wird gefangen und gehetzt, bis die Geburt eintritt (ZrwV XII 261). In dem Volkslied „Die verkaufte Müllerin" suchen Räuber dem Müller seine schwangere Frau abzukaufen:

Guten Tag, guten Tag, liebs Müllerlein!
Du hast ein schwanger Weibelein,
Mit Geld wollen wirs bezahlen" (BPV II 107).

Sonst stellt man Diebskerzen her aus den Eingeweiden neugeborner Kinder (Urq V 180, Pommern), aus dem Fett eines weißen Hundes und dem Blute totgeborner Zwillinge (Urq III 92, Zigeuner), aus dem Fett einer Schwangeren (Urq V 180, Pom.), aus Leichenfett (Urq III 148, Polen; V 163, Kleinrußland), aus dem Fett Ermordeter (Toeppen 107). Die Vorstellung von der magischen Kraft der Diebskerze beruht auf dem Glauben

an die in Leichenteilen potenziert fortwirkenden vitalen Kräfte, die verstärkt werden einerseits durch die Sündlosigkeit un- oder neugeborener Kinder, andrerseits der entsühnten Missetäter. So gelten ebenso als Diebslichter die Finger der Erhängten (Männling 283, Rockenphil. II 45, Dähnert 74, Urq IV 99 (Siebenb. Sachsen), Schulenburg VG 245), der Ermordeten (Toeppen 107), wie der Toten überhaupt (SchAV X 33). In „Neuvorpommern und auf Rügen ist es ein alter Glaube, daß man in die Gruft eines vornehmen Hauses hinabsteigen und von dort den kleinen Finger eines Toten holen müsse; denn das bringt Glück" (BPV X 130, dort Nachweise, dazu Rochholz I 242).

189) Diebskerzen machen unsichtbar: Boesch 25, Wuttke DV 134, Toeppen 107, BPV II 109, Finder II 218.

190) Diebskerzen halten in Schlaf: Avé Lallement, Gaunertum 1914, II 20, Strack 21, Grimm DM 898, Wuttke DV 134, Hertz 60, Urq III 61 (Skand.), 92 (Zigeuner), 148 (Polen), 210 (Bergisch), V 163 (Kleinrußland), 180 (Pommern), ZföV VI 207 (Bosnien und Herzegowina), Drechsler II 238, 240, Bartsch II 332, Strackerjan I 100. Sie öffnen Türen und Schlösser: Boesch 25, Toeppen 107, Urq III 148 (Polen). Daumen der Gehenkten bringt Glück: Drechsler II 240; schafft Feld: Urq IV 99 (Siebenb. Sachsen). „Diebes-Daumen bey sich getragen, oder zu der zu verkauffen habenden Waare gelegt, macht, daß man gute Nahrung hat und bald verkaufft" (Rockenphil. II 44). „Da meynet ein Dieb Glück in seiner Profession zu haben, wann er eine Hand und Finger eines Gehenkten bey sich trage" (Männling 283). „Deewsduum, der abgeschnittene Daum eines gehangenen Diebes, mit dem der Aberglaube auch hier, insonderheit bey den Bier-Tonnen, sträfliche Dinge vorgenommen hat" (Dähnert 74). „Devedumen . . . in den tunnen edder under den bierstellingen . . ." (Haas RV 39, Normann, Rüg. Landrecht). Spieler, die Diebsdaumen in der Tasche haben, verspielen nicht (Huß 20). Über Diebsdaumen allgemein: R Sprenger, Der Diebsfinger, Zeitschr. f. d. Philol. XXXIV 562.

191) Die gewöhnliche Art, sich in den Besitz des Rabensteins zu setzen, ist folgende: „Man steigt zu dem Neste eines 100jährigen Rabenpaares und tötet ein männliches, höchstens sechs Wochen altes Junges, und merkt sich genau die Stelle; der alte Rabe bringt nun den Stein und steckt ihn dem toten Kleinen in den Schnabel; sofort wird Baum und Nest unsichtbar; man steigt nun auf den unsichtbaren Baum und holt den Stein heraus; nach einigen soll die Seele des Menschen dem Teufel verfallen (Rüg., Pom.)". (Wuttke DV 318; ebso Schindler 159, Mischmasch 81, Strackerjan I 100). Andere magische Steine, die unsichtbar machen, sind der Schwalbenstein (Männling 236) und der Finkenstein (Drechsler II 268). In Tirol lassen die Schwalben, wenn sie sieben Jahr in einem Nest gebrütet haben, den Schwalbenstein zurück, der große Heilkraft besitzt (Wuttke DV 120). Die Gabe, alles voraus zu wissen, verleiht der Zeisigstein, „welchen man im Nest des Zeisigs findet, wenn er Junge hat" (BPV V 44). Der Schlangenstein „soll unbeschreibliche Tugenden haben, wider die Gespenster, die Zauberey, die Schätz zu entdecken, und wo sehr reiche Bergwercke sind, anzudeuten" (Mischmasch 70). „Glück im Spiele zu haben, soll man den Stein

aus dem Rücken einer Fledermaus bey sich tragen" (Rockenphil. II 172, Heßler 537: sächs. Niederhessen). Der Eulenstein schützt Hühner vor Ungeziefer (BPB V 46). Der Krötenstein, die „Seeäpfel, Seeigelsteine oder Echiniten, auch Krötensteine genannt" (Grümbke I 85), gelten als Hexenschutz (Drechsler II 224, Seligmann II 28). Zuweilen verschafft man sich mit Hilfe des Raben die Springwurzel. „Wenn man Eier aus seinem Neste siedet und sie wieder hineinlegt, so bringt er eine Wurzel dahin, welche, wenn man sie im Beutel trägt, für alle Geldgeschäfte Glück bringt" (Wuttke DV 122). Gewöhnlich bringt jedoch diese Springwurzel, mit der „alle eyserne Schlösser auffgemacht, und die Schätze auß der Erden gezogen werden" (Mischmasch 93), der Specht, der mit ihr, wenn man sein Nestloch verkeilt hat, den Keil zu entfernen sucht und sie dann auf das unten ausgebreitete rote Tuch, das er für Feuer hält, fallen läßt (Wuttke DV 100, Grimm DM 812, ZrwV XIII 155 (Sülztal), Woeste V 44, Drechsler II 208, Kühnau I 272.

192) Wuttke 262 nach Jahn, Volkssagen aus Pommern Nr. 413. In Mecklenburg setzt der Teufel drei Lehrlinge auf ein Rad, dreht es, holt den Herunterfallenden, während die andern Freischützen geworden sind (Bartsch I 234). Der Schuß ins Kruzifix scheint sich verloren zu haben. „Aus dem Bodino ist zu sehen, daß vor diesem Zauberer gewesen, die Schützen genannt, so in Deutschland Gott zu Schmach in die Cruzifixe geschossen" (Jacobi XV 11). Jetzt erwirbt man die Kunst durch die Hostie, indem man entweder mit ihr das Gewehr lädt (Müllenhoff SH 386, Bartsch I 235, Wuttke DV 262 (Brand.)), oder sie an einen Baum heftet, und danach schießt (Wuttke DV 261 (Ostpr., Thür., Oldbg., Westf.), Strackerjan I 98, Bartsch I 235, Haas Schn 85, Drechsler II 128, Urq III 147 (Polen)). Dabei wird die Stellung oft so genommen, daß man dem Ziel den Rücken zuwendet und nach rückwärts schießt (BPB VIII 179). Ein „sündhafter Mißbrauch, der sogar heut zu Tage noch nicht selten getrieben wird" (Afzelius II 162).

193) „Wie offters ist es nicht befunden worden, daß viele sich den Aberglauben haben überreden lassen, eine gesegnete Ostie verschaffe alles Glück, mache Stahl- und Eisenfeste, und was dergleichen mehr ist" (Männling 164). Andere ließen sich, „um Hieb und Stich frey zu seyn, die Hostia ihnen auff gewisse Weise ins Fleisch mit einwachsen" (Jacobi III 16).

194) Haas RV 41, Schindler 121, Tetzner SL 237.

195) Kerner 61.

196) Ihre II 524. Afzelius I 106, Grimm DM 865.

197) Hibbert 576.

198) Hibbert 578.

199) Hibbert 579. Der Glaube an die Fähigkeit der Hexen, Unwetter zu erzeugen, lebt bis heute fort. Menschenhund 40, Grimm DM 910, Wuttke SV 325, Finder II 247, Bartsch I 114, Birlinger S I 125, Drechsler II 245, Urq II 143 (Schlesw.-Holst.), V 261 (Oberösterr.), ZVfV VII 187, XXIII 115 (Literatur), Strackerjan I 298, Stroebe II 63; dabei setzen die Hexen „ihren Topff zum Feuer" (Jacobi XIII 4) sie „schlagen so lange mit Gerten und Ruthen, welche sie vom bösen Geist empfangen,

in das Wasser, bis sich ein dicker Dunst und Nebel daraus erhebt" (Schindler 52), ebenso wie die germanische Zauberin imstande war, „das Wetter aufzurühren, Nebel, Sturm und Hagel zu brauen" (Weinhold 397).

200) Edda II 48, Mogk in Hoops III 341.

201) Edda I 173.

202) „Holl den Duum, sagt man aus der Abergläubischen Sprache, wenn man im Spiel oder bey Wetten einen Dritten locket, seine Partey zu halten, daß man nicht verliere" (Dähnert 96). „Um Glück zu haben, läßt man sich den Daumen drücken und umschließt ihn dann in der Handfläche mit den Fingern" (Drechsler II 266). Daumendrücken glückbringend: Wuttke DV 410, Benecke II 514, Strackerjan I 95, Birlinger S I 399, Drechsler II 44. „In unserm Volke ist der Glaube noch viel verbreitet, daß man beim Aussprechen eines Wunsches, um ihn erfüllt zu sehen, den Daumen „einkneifen" müsse" (Nf III 367).

203) Hibbert 577.

204) Hibbert 578.

205) Hibbert 578.

206) „In dem Augenblick [der Einsegnung] verschlingen in Hörden (Nast.) zwei Burschen zwei Glockenseile, damit sich die beiden Eingesegneten ewig treu bleiben" (EH Meyer BV 294). Andrerseits dient das Knüpfen der Glockenstränge dem Bosheitszauber. „In Katscher achtet eine alte, redliche, der Braut gut bekannte Person in der Vorkirche (Halle) auf die dort hängenden Glockenstränge, damit diese von feindlicher Hand nicht verknüpft oder zusammengeschnürt werden" (Drechsler II 256; I 260 ebso). „Man glaubt in Schlesien, wenn während der Trauung die Glockenstränge aus Bosheit oder Übermut verschlungen würden, so gebe es argen Krach unter den jungen Eheleuten" (ZVfV VIII 30 nach Urdsbrunnen V 191). Grade bei der Hochzeit spielt der Bandzauber eine große Rolle. In Småland „bindet die Braut vor der Kopolulation die Bänder an ihren Schuhen nicht zusammen, damit sie leicht gebähren möge" (Linné I 328). „Kurz vor der priesterlichen Einsegnung pflegen Braut und Bräutigam ihre Schuhe, Strumpfbänder, und was sie sonst festanliegendes haben, loszuschnüren" (Buchanan 152). „In Norwegen muß die junge Frau, wenn sie aus der Kirche kommt, rasch den Sattelgurt ihres Pferdes lösen, damit sie leichte Geburten habe" (Buschan SV III 302). Über Knotenlösen bei der Hochzeit vgl. Samter 123 ff. Das „Nestelknüpfen" zur Verhinderung der Geburt oder zur Bewirkung der Impotenz der Eheleute war schon in der Antike bekannt (Stemplinger 75).

207) Der Totengräber, der die arme Seele fangen will, umwickelt mit den Glockensträngen und Glockenriemen seinen Arm und die Hand (Kühnau I 30).

208) Hibbert 529. Buschan SV III 232 bringt (ohne Ortsangabe) die Abbildung „eines Denkmals aus heidnischer Zeit, an das sich ein christlicher Brauch knüpft. Um Glück in der Ehe zu haben, berühren Eheleute das Loch in der Säule". Ebenso befindet sich zu Barroga (Provinz Minho, Spanien) ein Dolmen, „den jede Braut zehn Meilen im Umkreis aufsucht, weil dies Glück bringen, und die frommen Wünsche, die im Schatten

dieses Steines vorgebracht werden, in Erfüllung gehen sollen" (Buschan SV III 352).

209) Bartsch I 232 bleiben Knechte mit erhobenen Händen und Peitschen festgebannt stehen.

210) Hibbert 574. Besonders das Vieh ist dem bösen Blick ausgesetzt (Seligmann I 212 ff.). „Fremden Leuten darf man sein Vieh nicht zeigen, . . . wenn doch, so muß man entweder ausspucken oder leise sprechen: Dat schiet di wat!" (VPV VII 93). Den Schweinen ist „das ankiken von Fremden schädlich" (Andree VV 385).

211) Hibbert 579. Man muß die Kinder vor dem „Entsehen" oder „Schieren" der Hexen hüten (Strackerjan I 299, Toeppen 38, 41).

212) „Der Glaube an den bösen Blick lebt noch heute fort in germanischen Landen" (Andree P I 44). Auf Mönchgut glaubt „jeder eingeborene Einwohner bis auf den heutigen Tag, daß böse Menschen imstande sind, das Vieh zu behexen" (Nf XII 150). Derselbe Glaube lebt auf Tyree noch heute (Goodrich 63), und auf Kilda ist „the superstition of the power of a evil eye, common even in the Lowlands to this day" (Macculloch II 31). Vgl. ZVfV XI 304 ff: Feilberg, Der böse Blick in der nordischen Überlieferung.

213) Hexen muß man „böse Leute" nennen (Wuttke DV 283), „schlechte, quade oder lege Lü" (Strackerjan I 294). Über Blåkulle auf Oeland „unterrichtete uns das Seevolk, man müsse diesen Berg nicht Blåkulla, sondern Kienungen oder Jungfrau nennen, sonst entstünde ein Sturm, und man geriete in Lebensgefahr" (Linné I 141).

214) „Den Roden nennen die Bauren den Fuchs" (Dähnert 383), „they call the foxes brown legs" (Acerbi I 180), in Mecklenb. Langschwanz (Buschan SV IV 48). „Die Bären nennt der Nordische Bauer bekanntlich Braunbeine" (Winterreise 137). „In Fehmarn heißen Dinger: Mäuse, grote Dinger: Ratzen. Man hat daselbst das Vorurteil, daß sie häufiger werden, wenn man sie Ratzen und Mäuse nennt, und abnehmen werden, wenn man sie Dinger nennt" (Schütze I 223). In Mecklenbg. (Buschan SV IV 48) und der Mark (Rochholz I 157) heißen sie „Bodenläufer". „It is not right, to call dogs by name at night" (Goodrich 235). Die Bienen darf man nur Vögelchen (små fular) nennen, den Honig das Süße (sêt) (Rußwurm II 189). „To this day green is in certain districts constantly spoken of as »blue«, to avoid naming the colour of the fairies" (Goodrich 408).

215) Euphemistische Bezeichnungen des Wolfes sind: in Schweden „Goldfuß oder Graufuß" (Rußwurm II 200), „grey legs" (Acerbi I 180), „Graubein" (Winterreise 137); bei den Inselschweden „han gå grå der alte Graue, gå grå-hunn, alter Grauhund" (Rußwurm II 200); in Mecklenb. „der Graue" (Nf XXII 88, Bartsch II 264, Tille 165); in Pom. „de Grage" (Dähnert 159), „de Griis" (ebda 161). Sonst „Undert" (Frischbier II 424, Danneil 35, Dähnert 505, VPV VIII 11); „ein Bauer nannte seinen Prediger, welcher Wolf hieß, Undeert, weil er sich schämte, das Thier bei Namen zu nennen, wonach sein Pastor hieß" (Schütze I 214, dass. Krbl III 28, VII 43). Andere Euphemismen sind „Höltink" (Holz-

hund, Woeste V 49), „Gewürm oder Ungeziefer oder Unflat“ (Drechsler I 17), „Langschwanz, Ungeziefer“ (Nf VI 117). Die Schäfer nennen den W. Wûl (Aas) im inneren Hessen, Hennike im westfälischen Hessen (Vilmar 457); in Esthld. „Strauchwilhelm“ (Löwis 246), in Inselschweden skôfar, Waldvater, skôen, Wald, skòbîtare, Waldbeißer, skôhynn, Waldhund. (Rußwurm II 200). Besonders in den Zwölften soll man sich hüten, den Namen des Wolfs auszusprechen. „Die Schäffer dürfen in denen zwölf Christ-Nächten den Wolff nicht nennen, er zerreißt sonst die Schaafe“ (Rockenphil. I 219). Tille 165, Hertz 14, Nf VI 117, XXII 88, Krbl III 28, VII 43, Brem Wb V 142, Bartsch II 246, Dähnert 500, Toeppen 61, Drechsler II 235.

216) Hibbert 510; für Messer: „das Scharfe am Schenkel“ (Naumann JV 306, Färöer).

217) Hibbert 446.

218) Hibbert 524.

219) Schmeller I 923, Höfer I 270, Castelli 137.

220) Andere Euphemismen für Teufel: de anner (Kosegarten 374, Dähnert 12); de unde (Schütze II 81); de Uald, der Alte, de uald Knecht (Müllenhoff SH 282, Friesen); de Ole, de ole Jung, de ole Knecht (Strackerjan I 241); de oll Knecht (Nernst 77, Mönchgut, VPV IV 34 (ebda), Haas-Worm 96, Richey 129); de lütje Ole (Andree VV 396); de Böse (Strackerjan I 241, Dähnert 48); de Budde (Strodtmann 34); Chim „wird von einem Kobold und vermeynten Teufel der Hexen gebraucht“ (Dähnert 67; als Abkürzung von Joachim üblich: Frischbier I 126, Kosegarten 41, Richey 32, Jb XXXV 29 (Lübeck), VPV IV 1 ff.: Knoop, Der pommersche Hausgeist Chim. „Chim heißt der Teufel, den Sidonia [von Borcke] in einer Kiepe in Gestalt einer Katze mit sich herumträgt“); Droos (Dähnert 90, Brem Wb I 257); Droost (Strodtmann 43); Druus, Draus (Sibeth 18); Deuscher (Danniel 34); Düdscher (Dähnert 92); Deutscher (Frischbier I 138, Sibeth 18); Deitscher (Vilmar 410); Düker (Dähnert 92, Danneil 259, Richey 45, Stürenberg 35, Brem Wb I 267, Andree VV 396, Schambach 50, Strodtmann 44); Deiker (Frischbier I 138, Danneil 34, Andree VV 396, Vilmar 410); Deuker (Frischbier I 138, Sibeth 14, Danneil 34, Stürenberg 35, Schambach 50); Doister (Schütze III 334); Düwkater (Dähnert 94); Dövekater (Stürenberg 35); Ducks (Brem Wb I 268, Strodtmann 44); Drummel (Stürenberg 40, Brem Wb I 261); Dodel (Richey 408, Dithm.); Fander, Fanner (Dähnert 112, Kosegarten 374); Valand (Sastrow II 53, Vilmar 428); Fäl, Fahl (Reinwald 30); de ole Fierk (Dähnert 120, Richey 363, Schütze I 314); de Krankt (Dähnert 253, Richey 138, Strodtmann 115); Sadrach (Frischbier II 244, Danneil 180, Dähnert 393, Sibeth 73, Schütze IV 5, Schambach 178). Ungewöhnlich sind die Namen, die Voß aus dem Volksmunde entnommen zu haben angibt: Lurian und Pux (JVfV XXIX 13: Boehm, Vossens Idyllen). In Masuren „umgeht man die Nennung des Teufels und begnügt sich zu sagen: ‚to nie dobre‘, d. h. das ist nichts Gutes“ (Toeppen 14). Auf den Hebriden „even in the sermon it would be thought bad taste, to speak of the

Devil. He is „the great fellow", „the black one", „the nameless", „the brindled one", „the evil one"" (Goodrich 235).

221) Aus den Arndtschen Belegen scheint hervorzugehen, daß er den Ausdruck „Steppken" nur im Sinne von Polizeidiener gekannt oder doch gebraucht hat. Nach Frischbier II 368 bedeutet Stepke Amtsvogt, Büttel, Profoß, Bettelvogt, Ratsdiener; in Danzig Bettelvogt; bei den ostpreußischen Soldaten Feldwebel. Nach Sibeth 87 ist Stöbken Schließer, Vogt. In Ostpreußen (Frischbier II 368, Krbl V 51), der Mark (Danneil 213), bei der Berliner Schuljugend (Krbl V 52) und in den beiden Mecklenburg (Krbl V 51) kennt man ein Steppkespiel, bei dem Steppken den Amtsvogt bezeichnet. Als Euphemismus für den Teufel scheint das Wort westelbisch zu sein. Grimm DM 838 führt an: nieders. stöpke, in der Maingegend stebchen, stäbchen, in der gaunersprache steppche, stepches, obersächs. stebgen, stöbgen, thüring. stöpfel, im Badischen stentle: man versteht darunter zumal den fliegenden, feurigen drachen, der in die häuser seiner ergebenen einkehrt und ihnen geld oder korn zuträgt". Als Feuerdrache: Schambach 212, ZVfV XII 66 (Thür.), Vilmar 395, Nf XXIII 127, 128: Kern des Verbreiterungsgebietes Südhannover. Um Göttingen wird „im besonderen Sinne der Wirbelwind so genannt, während in Westfalen der über das Land hinziehende Nebel so heißt" (Schambach 212). Müller-Fraureuth II 560: Steppchen Jüngster, Kleinster in Familie. 552 Stöpgen Kobold, Teufel. Grimm Wb X 2 868.

222) Fehrle DF 87.

223) Hibbert 574.

224) Übermäßiges Loben nennt man berufen (Wuttke DV 165, Andree VV 292, Strackerjan I 43, 303, Drechsler II 259), beschreien (Schindler 164, Jacobi XII 5), faschrei'n (Castelli 125), beswoigen (Finder II 13). Kinder sind besonders dieser Gefahr ausgesetzt: Schindler 164, Wuttke DV 165, Bartsch II 52, Danneil 175, Drechsler I 208, II 259, Finder II 13, Strackerjan I 43, Andree VV 292, 385, Jb III 147 (Westfal.), Heßler 49 (fränk. Niederhessen), ZVfV VIII 394 (Bayern), ZföV III 51 (Steiermark), Hauffen Beitr. XII 180. Das Kind wird „durch Lob ins Abnehmen gebracht" (Jacobi XII 5), in „seiner Vervollkommnung zurückgehalten" (Castelli 125), stirbt frühzeitig (Jensen 221), schreit viel, wenn es vor der Taufe gelobt wird (Urq VI 65, Pom.). Als Schutzformel gilt: „unberopen" (Danneil 175), „Behüte es Gott!" (Birlinger S II 242, Grüner 36), „Wet your eye" (Goodrich 236); oder man muß, wenn man das Kind lobt, dreimal ausspucken (Buschan SV III 380; Ukraine).

225) „Alles magische Wirken beruht größtentheils auf der Incantation" (Schindler 104). Weinhold 396. „It was usual with de Shetland dealers in sorcery, to use incantations" (Hibbert 576).

226) Dasselbe tun in Island die in See stechenden Schiffer (Henderson II 87).

227) Hibbert 575.

228) „Die meisten Tiergestalten," in denen Hexen erscheinen, „sind solche, welche beim Angange als schlimme Vorbedeutung gelten" (Strackerjan I 327). Hexen zeigen sich besonders als Katze (Schindler 28, Menschen-

hund 37, Grimm DM 918, Hertz 71, Schulenburg VG 158, VPV IV 4, Bartsch I 114, Müllenhoff SH 244, Strackerjan I 327, Heßler 171 (Oberhessen), 385 (Kinzigtal), Wuttke SV 325, Kühnau III 21 u. ö.), als Hase (Hertz 74, VPV VIII 179, Haas RV 40, Bartsch II 38, Müllenhoff SH 246, Strackerjan I 327, Heßler 108, Wuttke SV 325, Birlinger S I 122), oft als dreibeiniger Hase (Schulenburg VG 158, Bartsch I 133), als Kröte (Hertz 76, Strackerjan I 327, Kühnau III 53 u. ö., Wuttke SV 325), als Nachtfalter (Schulenburg VG 166, WV 161).

229) Die Elstern „gehören recht eigentlich dem Norden an, nisten in den Gebäuden und werden für heilig gehalten, insofern als man sie zu tödten vermeidet, und diejenigen, welche es aus Versehen thun, nachtheilige Folgen für sich fürchten. Keinen Hof giebt es, in dem sich nicht ein oder mehrere Pärchen aufhielten" (Boie 45). „Zum Beweise, wie häufig die Elster in Norwegen ist, mag es Dir dienen, daß ich ihrer auf den Dächern von Riise einige 50 zusammen zählte" (Boie 325). „Ein besonderer Vogel der den Wald meidet, und sich einer täglichen Gefahr unter den Menschen aussetzt" (Linné I 20). Hexen sitzen als Elstern auf Gartenbäumen (Tirol; Wuttke DV 123). Ebso SchAV II 162 (Sargau), Schulenburg WV 77.

230) „Die Elstern haben itzt alle kahle Hälse. Dieses widerfährt jährlich um Olai dem ganzen Elstergeschlechte, daher die Bauren eine Sage haben, daß die Elstern am Olaitage nach Blakulla ziehen, um dem Bösen das Heu einzufahren" (Linné II 314).

231) Schindler 28, Müllenhoff SH 243, Kühn 143, Schulenburg 164, 166.

232) Hexen reiten auf Besen: Grimm DM 906, Menschenhund 95, Bartsch I 115, 123, II 264, Müllenhoff SH 228, Finder II 200, Benecke II 520, Strackerjan I 320, Kuhn 375, Drechsler I 108, Rußwurm II 207, Afzelius II 333, Stroebe II 193, Seligmann II 92; auf Forken: Menschenhund 95, Kuhn 375, Bartsch I 123, II 264, Andree VV 381, Drechsler I 108, II 247, Kühnau III 21 u. ö. Sie bestreichen sich oder ihr Reitwerkzeug mit einer Salbe: Menschenhund 95, Wuttke DV 157, ZVfV VII 189, Bartsch I 123, Müllenhoff SH 231, Strackerjan I 312, Drechsler II 247, Kühnau III 10 u. ö., Rußwurm II 207, Stroebe II 207. „Das eigentliche Medium der Verbindung der Menschen mit den Teufeln war die Hexensalbe" (Schindler 286).

233) In den Zwölften, oder zusammengezogen auf die Weihnachtstage, an diesen, darf nicht gearbeitet werden (Nilsson 47, Mogk 51, Buschan SV III 245, Wrede 236, Drechsler I 21, EH Meyer VV 197), oder es sind gewisse Arbeiten verboten (Fehrle DF 24, Rußwurm II 50), wie das Dreschen (Drechsler II 77). Diese Verbote sind durch die christliche Kirche eingeführt, denn „nach dem alten Volksglauben war die Festarbeit heilig" (Tille 178). Die „alte Naturreligion und christliche Einflüsse vermischen sich bei dem Glauben, daß der Fischer in den heiligen Nächten vor Ostern, Pfingsten und Himmelfahrt die ganze Nacht durch arbeiten solle, weil der Fischfang zu keiner andern Zeit so gesegnet sei" (Duller 120, Rügen).

234) Spinnen in den Zwölften verboten: EH Meyer DV 252, Wuttke DV 63, Buschan SV IV 47, Tille 179, Nilsson 46, Rußwurm II 101,

BPB III 184, Haas RB 47, ZVfV I 179 (Brandenb.), Müllenhoff SH 177, Plettke 310, Benecke II 378, Heßler 89 (fränk. Niederhessen), 164 (Oberhessen), 217 (Hinterland), 328 (Schwalm), 442 (thür. Niederhessen). „In der längsten Nacht werden die Wocken angezündet, es sollen keine nach Hause mitgebracht werden" (Schulenburg WB 128). „Aus dem Garn, das in den Zwölfen gemacht ist, dreht der Teufel Ketten" (Strackerjan I 262). In der Lüneburger Heide ist örtlich „entgegen der Sitte anderer Gegenden das Spinnen erlaubt" (Kück 44). Im Norden hat sich die ältere Vorstellung, die das Spinnen auch am Do. verbietet, erhalten. „Donnerstags Abends darf man nicht spinnen, damit es nicht die ganze Nacht nachspinnt" (Linné I 331). Ebso Liebrecht 315 (Norwegen). Bei den Inselschweden ist es verboten, am Do. Nachmittag zu spinnen und haspeln, die Männer dürfen keine Netzarbeit tun (Rußwurm II 101). Die Wenden dürfen Do. nicht spinnen und keinen Dünger fahren (Kuhn 336).

235) Schubert III 396.

236) „In Schweden schliefen die Hausleute während der Weihnachten auf dem Stroh; die Betten wurden den Seelen oder den Engeln, die in der heiligen Nacht auf Besuch kamen, überlassen" (Nilsson 48). Bei den Inselschweden „schlagen, wälzen und necken sich die Kinder auf dem Stroh, was man halmlaik, Strohspiel nennt" (Rußwurm II 96). „Wenn in der Nacht [9 Tage vor W.] Mädchen und Jungen zusammengeschlafen haben, dann denken sie: sie werden sich heiraten" (Schulenburg WB 127).

237) Saxtrow erzählt I 24 von seinem Bruder Casten: „Dem hat in seinen kindlichen Jaren die bose Kranheit oftermalen gar hart angestossen; man ist der Meinung gewesen, das es darher verursacht, das die Mutter, dieweill sie mit im daß mal schweres Fusses gangen, sie sich an dem greuwlichen Gebeer der Magdt, so vom Teuffel leibhafftig besessen, entsetzt habe". Linné (I 19) fragt die Mutter, die ein für einen Wechselbalg gehaltenes geistig und körperlich verkrüppeltes Kind zu ihm bringt, „ob sie unter der Schwangerschaft irgend einen Schreck gehabt hätte?" In Drontheim sah Tocnaye (II 178), „daß den Hasen, die man auf den Markt gebracht hatte, die Schnauzen abgeschnitten waren. Ich erfuhr, daß man fürchtete, daß die schwangeren Frauen, die danach lüstern wären, Kinder mit Hasenscharten zur Welt bringen möchten." „Wenn der Jäger einen getödteten Hasen in die Stadt bringt, muß er, nach einer alten Verordnung, dessen Maul mit einem Lappen umwickeln, damit das andere Geschlecht, unter gewissen Umständen, nicht einen Schreck bekomme und so die Generation verderben möge" (Winterreise 135). Noch heute darf eine Schwangere keine Leiche ansehen (Bartsch II 41, Finder II 2), sich nicht erschrecken (Plettke 341, Andree BB 285, Heßler 267, ZVfV XVII 164 (Weißrußland)) oder sonst „versehen" (Buschan SB III 281, IV 126, EH Meyer DB 185, Reichhardt 4, Fehrle DF 79, Danneil 239, Drechsler I 177, Grüner 34, Wrede 145, ZrwV X 163 (Essen), ZVfV VI 252 (Mähren), Hauffen Beitr. XII 179). Vgl. Hovorka-Kronfeld II 545; H. Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, 3. Aufl. v. B. Renz, Leipzig 1911, I 44.

238) „Peitschengeknall vor oder im Hause „bedöwt" die Gänseeier" (Bartsch II 158). „Sitzt eine Ente (oder Henne) auf Enteneiern, aus

welchen die jungen Enten in kurzer Zeit herauskriechen sollen, und es kommt ein Gewitter über, so muß man einen möglichst großen Kessel in die Nähe des Nestes tragen, damit derselbe den Schall des Donners auffange; sonst würde der mächtige Schall die jungen Thierchen in der Schale töten" (ZPV VI 107, Sagard). „Wenn im Rieß die Zeit kommt, da die jungen Gänse ausschlüpfen, wird öffentlich alles Schießen verboten, im Übertretungsfalle findet Strafe und Ersatz der gestorbenen Gänslein statt . . . Auch kein Nagel darf in dieser Zeit in Balken und Wände eingeschlagen werden" (Birlinger S I 403).

239) „Das dringliche Nötigen unserer Bauersleute beruht auf unbewußter Vorsicht und Angst; man flößt ihnen instinktiv Besorgnis ein, wenn man auf die angebotene Sitzgemeinschaft verzichtet" (Neumann Gz 61) Nach Sartori ZrwV XVIII 2 entspringt die Nötigung dem „Wunsch, den Besucher in freundliche Beziehungen zum Hause zu „setzen", ihn an das Haus und seine Bewohner zu fesseln". Besonders Wöchnerinnen, Neugeborene und Kranke sind diesem Schadenzauber ausgesetzt. „Aberglaube ist's, wenn man dafür hält, daß man die Ruhe aus einer fremden Stube, darinnen eine Wöchnerin oder Patiente ist, mit wegnehme, wenn man sich nicht niedersetze in einer solchen Stube" (Richter 93). Ebso Rockenphil. I 39, Wuttke DV 385, Meisinger Einl. 46, Heßler 470 (Schmalkalder Land), EH Meyer BV 36, Drechsler I 209, Urq IV 171 (galizische Juden). Oder man nimmt den Besuchten die Ruhe (Bartsch II 131, Danneil 170, Finder II 220, ZrwV XVIII 2), oder den Schlaf fort (Urq I 47 (Ostpreuß.). BPV III 185, Andree BV 405, Höfer III 89). Im gastfreien Norden muß jeder Fremde etwas genießen. „Wir mußten wenigstens mit einer Mahlzeit fürlieb nehmen, denn man würde ja Frieden und Freude stören, wenn man, ohne etwas zu genießen, wieder abreisen wollte" (Schubert II 59).

240) Schubert III 390.

241) Wuttke DV 14, SV 369 (Wenden), ZVfV XXIII 282 (Schlesw.-Holst.), Nf XXI 353, Krbl XXI 57 (Stormarn), Finder II 242, Bartsch II 205, Wossidlo III 158, Drechsler II 137, Hauffen Beitr I 2 50, EH Meyer BV 362, Birlinger S I 402, Kuhn 378 (Wetterleuchten).

242) „Wenns blitzt, soll man alle Fenster und Thüren schließen" (Bartsch II 205). „Um das für gefährlich gehaltene Entstehen von Zugluft zu vermeiden, wurden Fenster und Türen sorgfältig geschlossen" (Finder II 242). Auch hier handelt es sich ursprünglich um Schutzmaßnahmen gegen die entfesselten Dämonen.

243) Das Schießen als Abwehrzauber wird bei der Hochzeit in all den Augenblicken geübt, in denen man sich besonders dem Einfluß der Dämonen ausgesetzt glaubt. Es beginnt mit der Werbung. Bei den Kareliern schießt man bei der Ankunft im Brauthaus zur Werbung (Buschan SV III 417), bei den Serben nach erhaltenem Jawort (ebda 384.) In der Eifel und in Hessen wird vor dem Verlobungshause geschossen oder mit der Peitsche geknallt (Reichhardt 49), ebenso im thüringischen Niederhessen beim „Weinkauf" (Heßler 415). Nach Grüner 47 gilt es als Zeichen des Verlobungsabschlusses. „Wenn diese Hochzeitbitter nun übers Feld von

einem Warff zum andern gehen, so geschieht es oft, daß ihnen zu Ehren eine Flinte gelöset wird" (Camerer II 122, Nordmarsch). In der Rheinprovinz wird am Vorabend und Morgen des Hochzeitstages geschossen (Wr de 175), in Tirol am Festmorgen durch Böllerdonner geweckt (Hörmann 366). „In Ueterſen und andern Orten Holsteins ist das Schiessen eine Bewillkommnung und Ehrenzeichen womit die jungen Bauerkerle die Gäste, wie das Braut- und Ehepaar bei Hochzeiten empfangen" (Schütze IV 33). Seinen Höhepunkt findet das Schießen beim Kirchgang. „Unterwegens werden dann einige Pistolen gelöset, welche insonderheit bey dem Ein- und Austritte der Braut aus der Kirche auf einmal losgeschossen werden" (Camerer II 123, Nordmarsch). „On these occasions the young men supplied themselves with guns and pistols, with which they cept up a constant firing. This was answered from every hamlet as they passed along" (Steward II Appendix 23). Ebenso Schubert II 210 (Småland), Löwis 124 („mit Kanonendonner gefeiert"), Tetzner 458 (Kaschuben), SL 71, 73 (bei Wettfahrten), Andree WW 91 (Spreewald), Wuttke SV 324, Buschan SV III 304, IV 156 (Hinfahrt), 158 (Rückfahrt), Naumann Gz 83, Mogk 27, Fehrle DF 93 (Hinfahrt), 96 (Rückfahrt), Samter 43 (Norwegen), 44 (Deutschland), Duller 88 (Böhmen), Grüner 50, Kaindl 105 (Bukowina), Kuhn 365, Duller 97 (Mark), 117 (Rügen), VPV II 40 (Zwilipp), Nf XIII 255 (Südhannover), Heßler 347 (Buchonien), 374 (Kinzigtal), Wr de 177, EH Meyer VV 321, Birlinger Wb 168, Meisinger Einl. 49, SchAV II 166 (Vals, Graubünden); bei der Trauung: Nf XIII 255 (Südhannover) und Wuttke SV 365 (Wenden); beim Ringtausch: Hörmann 371. Beim Hochzeitsschmaus wurde in Schweden im Brauthause „von Zeit zu Zeit, so oft nämlich von den Hochzeitsgästen Gesundheiten ausgebracht wurden, eine Kanone gelöset, . . . dem jedesmal von einem andern Geschütz, welches vor dem Hause des Bräutigams aufgepflanzt war, geantwortet wurde" (Winterreise 56). In Tirol schießt man, „wenn die Knödel aufgetragen werden" (Hörmann 373), auf der Insel Worms vor dem Haus des Bräutigams bei Einführung der Braut (Rußwurm II 82). Der vor oder nach der Hochzeit die Ausstattungsgegenstände ins Haus fahrende Kammerwagen wird mit Schüssen begleitet (Mogk 25, Plettke 308, Heßler 68 (fränkisch. Niederhessen), Grüner 58).

244) Trotz aller Gegenmaßregeln hat sich „das pöbelhafte Schießen in der Neujahrsnacht (so man jetzo sucht abzuschaffen, auch schon lange verbothen ist" (Gehrcke IV 229, Frankf. a. M.), stärker noch fast als das Hochzeitsschießen erhalten. Buschan SV III 246, IV 49, EH Meyer DV 254, Fehrle DF 25, Haas RV 48, Finder II 174, 182, Plettke 311, Schütze I 11, Strackerjan II 30, Sartori WV 139, Heßler 92 (fränk. Niederhessen), 381 (Kinzigtal, jetzt erloschen), 528 (sächs. Niederhessen), 580 (Schaumburger Land), ZrwV IV 10 (Minden), XIV 196 (Hunsrück), XVI 46 (Bergisch), Wrede 237, Meisinger Einl. 56, EH Meyer VV 201, Wuttke SV 324, Kaindl 98. In Braunschw. findet das ummeklappen oder ballern mit 'r swêpe statt (Andree VV 327), in Westf. Peitschenknallen und Kettenrasseln (Sartori WV 139). Peitschenknallen auch in Pom. (VPV IV 45). Daß es sich bei dem Neujahranschießen um

Lärmzauber zur Dämonenabwehr handelt, zeigt sich deutlich darin, daß man in einigen Gegenden „über Felder und Bäume" schießt (Buschan SV IV 42, Wuttke DV 64, Bartsch II 232, ZVfV I 179 (Brandenb.), Kuhn 378, Drechsler I 15, VPV IV 45, (Kreis Lauenburg und Bütow), Benecke II 514). Ebenso wird das Schießen zu Weihnacht geübt: Jensen 382, Finder II 174, Buschan III 240, IV 42 (früher in Schlesien beim Weihnachtskirchgang, jetzt noch in Tirol), Hörmann 232, Tetzner 277 (Mähren); wobei in Bäume geschossen wird: Bartsch II 226, Drechsler I 15. Peitschenknallen: Drechsler I 21. Von einem eigenartigen Lärmzauber, der zu Weihnacht in der Kirche geübt wurde, berichtet Wessel 167: Die Jungen „hedden ock upgeblasene Swine- und ock Rinderblasen: und dar Arweten inne: de sprungen se up den Liikstenen enttwey, dadt bullerte lude, gliik este man ein Rohr offschodt". Ferner schoß man in der Walpurgisnacht. „Wer Felder hat, der soll am Walburgis-Abend mit Röhren darüber hinschießen, so können die Hexen keinen Schaden an der Satt thun" (Rockenphil. I 254). Ebenso Schindler 45, 138, Seligmann II 274, Schambach 303, Wuttke SV 324. Peitschenknallen: Nilsson 9, Sartori WV 160, Heßler 327 (Schwalm); Kettenklirren: Drechsler I 108. In Dalekarlien geht man „am Walborgsmässatage auf die Berge, Bären zu schießen, weil sie dann im ganzen Jahr der Heerde nicht schaden können" (Schubert III 46). Dasselbe gilt für die Johannisnacht. In Norwegen „pflegte man ehedem in der Johannisnacht zu schießen, um die Unterirdischen (Tusser) von Stellen zu verscheuchen, wo man von ihnen Böses befürchtete" (Liebrecht 319). Ebso Wuttke DV 76, 80 (fast durch ganz Europa), VPV V 183 (Kreis Bütow). Ferner, „wenn man am grünen Donnerstage schießt, so fallen alle Hexen herunter, die nach Blåkullen fahren, so bald sie den Knall hören" (Linné I 331). Besonders in katholischen Gegenden hat sich das Wetterläuten und -schießen erhalten (Hörmann 121). „Den ersten Tag stieg ein Gewitter am Himmel auf; sogleich ward in jedem Hause ununterbrochen mit einem geweihten Lorettoglöckchen geläutet" (Nicolai VI 712, München).

245) Der Glaube an die dämonenabwehrende Kraft des Lichtes hat sich besonders in der Sitte, bei Neugebornen Lichter zum Schutz gegen den Wechselbalg zu brennen, erhalten: Buschan SV III 285, IV 128, Mogk 18, Naumann Gz 81, Urq V 279 (Pom.), VPV IX 72 (um Kolberg), Haas RV 32, Bartsch I 64, II 43, Müllenhoff SH 332, Benecke II 523, Jb III 164 (Westfalen), Wrede 146, Duller 250 (Kurhessen), EH Meyer BV 43, Tetzner 379 (Polaben), 431 (Slovinzen), Kaindl 108; im Norden „brennt in dem Hause, wo ein Kind geboren, Tag und Nacht Feuer auf dem Herde oder ein Licht" (Afzelius III 161). Ebso Afzelius II 317, Urq II 193.

246) Hibbert 531.

247) „Das Walpurgisfeuer kommt außerhalb Schwedens nur noch in einigen Gegenden des nordwestlichen Deutschlands und Böhmens und im schottischen Hochland vor" (Nilsson 34). „Auf der Höhe zeigten sich Spuren des Feuers der Mainacht" (Schubert III 56, Dalekarl.). „Man zündet Feuer auf Anhöhen an" (Tocnaye I 272). Sonst Wuttke SV 359 (Lausitzer Wenden), Haupt-Schmaler II 223, Drechsler 110 („im Iser-

gebirge noch üblich"). „In Dithmarschen zündet man am Walpurgisabend auf Hügeln und Kreuzwegen große Feuer an, die man Baken nennt" (Müllenhoff SH 175). Schütze IV 371 verzeichnet darüber: „Wokkenbrennen: ein Volks- und Kinderfest in einigen Gegenden Dithmarschens, auch auf der Insel Fehmarn: ein Freudenfeuer. Man verbrennt nämlich alte Sachen, Unrath, Unbrauchbares, wol mitunter unbrauchbare Wocken, die man mit Theer vermischt, und jubelt dazu. Und dies geschieht am Maitagabend, der Hexen wegen!" Ähnlich berichtet Normann 128: „Dat is eine böse wanheit in Ruegen, dat se up den awend Philippi Jacobi mit groten fuerblasen up dem velde ummeherlopen und willen de molkentöwerschen bernen, wo man dat narrenwerk noemet". Nach Sartori WV 160 finden sich in Westf. vom Maifeuer nur geringe Spuren.

248) Die Sonnwendfeuer sind in Norddeutschland, bis auf die Danziger Gegend, erloschen (EH Meyer DV 259). Sie finden sich „im ganzen allemannischen Sprachgebiet, in bayrischen und deutsch-österreichischen Gegenden bis nach Hessen, dem Oberharz und den Sudeten. Auch in Niederdeutschland sind sie früher bekannt gewesen" (Kück-Sohnrey 148). „Es war Hansdagsaften, die Nacht vor dem Johannistage. Die Leute liefen auf einem nahen Hügel zusammen, um auch hier, wie in ganz Deutschland und wie in Norwegen überall, in der Mitternacht ein großes Johannisfeuer auflodern zu lassen, . . . sie tanzten die ganze Nacht um das Feuer, in ewigen Kreisen" (v. Buch I 360). Für Süddeutschland belegt es Hörmann 117, Höfer III 146, Schöpf 160, Castelli 257, Hauffen Beitr. XII 157, Drechsler I 136, Duller 85 (Böhmen), 79 (Mähren), EH Meyer VV 103 (das Vieh hindurchgetrieben), 225 („Kanschfeuer"), Birlinger S II 117 (in der Riedlinger Gegend Veitsfeuer genannt). In Österreich wird „das Einladungszeichen durch eine überaus hohe, mit Strohbändern umwundene und in Flammen gesetzte Stange gegeben, welche weithin in die Runde leuchtet und bei ihrem Niederbrennen den Holzstoß entzündet, aus dessen Mitte sie emporragt" (Duller 46). Vereinzelt findet es sich noch in Niederdeutschland. Im Kr. Bütow „tragen am 23. Juni die Jungen auf den Gipfel des hohen Berges bei Buchwalde Strauch und Holz zusammen. Zwei Burschen bringen ein altes Faß, in dem noch etwas Teer ist. Es wird angezündet, und die Flamme schlägt in den nebenstehenden Haufen" (VPV V 183). Ebso IX 17 (ebdort). Ferner Bartsch II 285. Im Harz war es früher üblich (Kleemann 366), in Westfalen „noch hie und da" (Sartori WV 167); in der Rheinprovinz „nur noch in einigen Eifel-, Hunsrück- und Westerwaldorten" (Wrede 273, ebso ZrwV XII 87); in Hessen „hie und da noch an den Gemarkungsgrenzen" (Heßler 356, Buchonien), „nur noch vereinzelt" (Heßler 485, Schmalkalder Land). Im Fuldaischen bezeichnet man mit „Blese den an eine Stange befestigten Strohbüschel, wie man sich deren zur Feier des Johannistages bedient" (Vilmar 41). In Kurhessen werden „in der Johannisnacht Nothfeuer auf den Kreuzwegen angezündet und das Vieh durch das Feuer getrieben (Duller 250). Nach Pisanski, Von einigen Ueberbleibseln des Heidenthums und Papstthums, 1756, beschreibt Toeppen 71 das Joh.feuer in Ostpreußen: „Es wird um die Abendzeit alles Feuer im ganzen Dorfe ausgelöscht, dar-

auf ein eichener Pfahl in die Erde befestigt, auf selbigen ein Rad gesteckt und dieses von den Bauerknechten, die einander bei solcher Arbeit ablösen, so lange schnell herum gedreht, bis sich der Pfahl von dem starken Reiben entzündet; da alsdann jeder einen Brand mit sich nach Hause nimmt und das Feuer auf diese Weise im Dorfe wieder angeschürt wird". Auch Frischbier I 318. „Jetzt wohl mehr außer Gebrauch" (Frischbier I 317). Nach Hupel 101 wird „eine leere Theertonne auf eine Stange gesetzt und angezündet"; ebso Tetzner 190 (Litauen), 464 (Kaschuben). Oder „man brennt auf den Bergen große Leuchtstangen an" (Tetzner 80, Littauen), „in Nidden werden des Nachts leere Teertonnen angebrannt, man läßt sie wohl auch aufs Haff schimmen" (ebda 162); in Mähren „zieht die Jugend am Abend mit brennenden Pechbesen und langen am Ende brennenden Strohstangen herum" (Tetzner 277). Die Inselschweden zünden Holzhaufen von Tannenzweigen und Wachholder (midsommarskast), auch Teertonnen und alte Böte an (Rußwurm II 103). Auch Jurkschat, Litauische Märchen, 1898, S. 110 erwähnt das Joh.feuer. Vgl. ferner Grimm DM 513 ff., Hagelstange 229, Schindler 261, Usener 81, Bartels 67, Boesch 83, Wuttke DV 76, Buschan SV III 274, IV 100, Rochholz II 145, Fehrle DF 72, Mogk 67. — „Die alten Feuer an diesem Tage sind heidnische Reste; sie brennen aber in unseren Landen, wo die Osterfeuer gelten, nicht. Die Grenze zwischen den beiden Feuern liegt im Süden des Harzes" (Andree BV 358). Die Osterfeuer „gehen durch Westfalen bis hinunter nach Züschen und Winterberg: im fränkischen Gebiet sind sie nicht bekannt" (Sartori WV 157). „In Norddeutschland überwiegen die Osterfeuer" (EH Meyer DV 257) doch sind sie „auch in deutschösterreichischen Gegenden nicht unbekannt, früher auch in Süddeutschland" (Kück-Sohnrey 90). „Nicht unwichtig ist es, wahrzunehmen, daß sie [die Notfeuer] im nördl. Deutschland auf Ostern, im südl. auf Johannis fallen. Dort bezeichnen sie des frühlings eintritt, hier die mitte des sommers" (Grimm DM 511). „Mit Ausnahme des äußersten Südwestens brennt man im Harzgebiete noch heute wie seit uralter Zeit Osterfeuer. Die Grenzorte sind Kelbra, Sittingen, Tilleda, . . . Mansfeld" (Kleemann 358). Von den Osterfeuern gilt dasselbe wie von Mai- und Johannisfeuern, sie werden als „reines Feuer", zumeist mit Stahl und Stein erzeugt, besonders das kirchliche (Nilsson 35, Buschan SV IV 86, Wuttke DV 70, Strackerjan I 64, II 44, EH Meyer BV 97 (noch 1850)), durch Pistolenschuß entzündet (Sartori WV 157) und vertreiben die Dämonen von der keimenden Saat: so weit das Feuer leuchtet, sind die Felder fruchtbar (Andree BV 337, Finder II 198, Duller 104 (Mark), Wuttke SV 305). Sie finden sich belegt bei Kück 36, Benecke II 380 (Südheide), 393 (Nordheide), 414 (Papenteich), 419 (Hasenwinkel), 438 (untere Aller), 495 (Wendland), Plettke 311, Finder II 198 (Ostermåån lüchten, EH Meyer DV 139; „in Wilstermarsch stecken Knaben und Knechte am Osterabend große brennende Schoofe in die Weiden; das nennt man Ostermaenlüchten" (Müllenhoff SH 175). „Ostermoonen" hat Gorch Fock, Seefahrt ist not! Hamburg 1922, S. 90, Andree BV 336, Nf I 194 (Harz), ZrwV IV 23 (Minden), Wrede 258, Heßler 97 (untere Werra), 170 (an vielen Orten Oberhessens), 445 (ostwärts vom Meißner

bis Frieda und Aue noch jetzt, von Wanfried an aufwärts nicht mehr zu finden, thür. Niederhessen), 581 (Schaumburger Land), ZVfV VII 76 (Anhalt), Kuhn 312, Fehrle DF 58, Buschan SV III 260, IV 91. In Nordfriesland fehlt das Osterfeuer, dafür brennt das Petrifeuer, Biiken (22. Febr., Jensen 367, Müllenhoff SH 174, auch EH Meyer VV 78). „Zu Bonifacius Zeit war in deutschen Kirchsprengeln der damals in Rom noch unbekannte Ritus aufgekommen, am Vorabend des Osterfestes das neue Feuer durch Schlagen aus einem Stein oder mit einem Brennglas herauszulocken, feierlich zu weihen und damit die Osterkerze zu entzünden" (EH Meyer VV 97; Wuttke DV 70). Das Feuer wurde auf dem Kirchhof entzündet: „dar makede man ein grot Vür up den Kerkhof, an de Süder Side, dar drog alle Man Holt to" (Wessel 183). Ebso Birlinger S II 161, Strackerjan I 64, Buschan SV III 266, IV 86, Nilsson 36. „Die kirchlichen Feuer treten in Norddeutschland hinter den weltlichen weit zurück (außer Münster, Paderborn, Hildesheim)" (EH Meyer VV 99)

249) Die Martinsfeuer finden sich heute fast nur noch am Niederrhein. Dort reichen sie „von der Eifel bis Dortrecht" (EH Meyer DV 251), nach Wrede 282 brennt man sie bis an die Mosel. So auch Fehrle DF 8 (besonders Niederrhein), Wuttke DV 86; Belege: Sartori SV III 271, Kück-Sohnrey 197 (Eifel und nordwärts davon am Rhein bis nach Holland hinein); ZrwV VI 276 (Koblenz), IX 55 (Fuß der hohen Acht, Eifel), X 10 (Gegend von Trier) XIII 219 (Herrschaft Dyck, jetzt erloschen); Buschan SV IV 116 (noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts am Rhein überall). So waren auch im Bergischen „nach gut verbürgten Mitteilungen die Martinsfeuer noch gegen Ausgang des vorigen [18.] Jahrhunderts ganz allgemein" (Urq II 73). In Westfalen sind „die Martinsfeuer, die früher angezündet wurden, schon im 18. Jahrhundert an manchen Orten verboten worden" (Sartori WV 169). In Köln nannte man sie „Määtensförche" (Hönig 115). Früher waren sie allgemein (Mogk 72, Hagelstange 233, ZVfV XXVIII 8 ff. (Clemen, Der Ursprung des Martinsfestes), Boesch 84); in Blomberg (Lippe) brennt man sie am 18. Oktober ab (Nf XV 52). Wo sie am Niederrhein erloschen sind, wurden sie abgelöst durch Kinderfackelzüge (ZrwV XIII 219, Herrschaft Dyck), besonders in den Städten (Wrede 282). In Niedersachsen leben sie in den in ausgehöhlten Kürbissen (Buschan SV IV 116) oder Rüben (Sartori WV 169) brennenden Lichtern der Kinder fort; in Dithmarschen (Urq II 200) und Ostfriesland (Nf IV 71) bestand die Sitte früher. „In Roßleben a. d. Unstrut ziehen die Kinder mit Laternen und singen dabei in einer eigentümlichen Melodie

Martin war ein frommer Mann,
Steckte 1000 Lichter an,
Daß er oben sehen kann,
Was er unten hat getan" (Kleemann 366).

250) „Vereinigt ziehen die Dorfschaften, zu Wagen und zu Fuß, mit Fackeln, wenn kein Mondschein ist, zur Kirche" (Schubert III 391). Ebenso nimmt man „in manchen gebirgigen Gegenden Deutschlands vielfach auf

den Marsch oder auf die Fahrt zur Frühmette brennende Fackeln mit, die man nach Beendigung des Gottesdienstes zusammenwirft" (Buschan SV IV 37). So findet in Tirol der nächtliche Kirchgang bei Fackelschein statt (Hörmann 232). Höhenfeuer zündet man zu Schweina in Thür. an (EH Meyer DV 253, Buschan SV IV 37, Sartori SV III 42). „Am Niederrhein brannten noch lange die Weihnachtsfeuer auf den Bergen" (EH Meyer DV 253).

251) Der Weihnachtsbaum ist eine „Kombination der Wintermaie und apotropäischer Lichter" (Naumann Gz 93, auch Fehrle DF 20). Zunächst fehlen die Lichter, die später „aus dem Norden zu uns gekommen zu sein scheinen" (Mogk 56). „Im ersten Drittel unseres [des 19.] Jhs. kannte der niederdeutsche Bauer in der Provinz Preußen, in Pommern, Mecklenburg, Holstein den W. so gut wie nicht" (Tille 269). In den Vierlanden fand „der Tannenbaum erst seit den siebziger, in Kirchwärder erst achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr Verbreitung; noch um die Jahrhundertwende war er ganz vereinzelt in einigen begüterten Familien" (Finder II 176). In der Rheinprovinz ist er noch heute „in ländlichen Gegenden, namentlich am Niederrhein, selten" (Wrede 232). „In Schweden tritt er zuerst im Anfang des 19. Jhs. in den Kreisen des Landadels auf, etwas später in den Städten, zuletzt bei der bäuerlichen Bevölkerung auf dem Lande, wo er wohl erst in den 70ger Jahren durchgedrungen ist" (Nilsson 19). Wo in der Rheinprovinz der Tannenbaum fehlt, muß die ganze Nacht ein Kerzenlicht brennen (Wrede 232). In Mecklenburg wurde dies Licht „auf den mit Haferstroh gedeckten Tisch gestellt" (Bartsch II 227). In Schweden „muß die ganze heilige Nacht hindurch ein Holzstoß auf dem Herd brennen, wie man sagt, damit die Seelen sich daran wärmen können (Nilsson 49).

252) Das Notfeuer ist „der Vorläufer unserer Johannisfeuer: das Seuchenfeuer ist ein periodisches, prophylaktisches geworden" (Wuttke SV 310). So auch Schindler 139, Nilsson 36; das Nodfyr wird schon im Indiculus superstitionum erwähnt (Pertz, Mon. Germ. I 17, 20). Es sind Feuer, die durch niuwan (reiben) erzeugt werden, daher die Benennung; auch „dat wille füer" (Andree BV 427, Schambach 142, 282), „Schmookfeuer" (BPV II 61). Vorher muß alles Feuer im Dorf gelöscht werden: Schindler 178, Wuttke DV 93, Mogk 67, Drechsler II 204, BPV II 61, Schulenburg VG 59. Das N. wird erzeugt durch Reibung zweier Hölzer: Schindler 178, Hagelstange 225, Mogk 67, Kück-Sohnrey 150, Dähnert 330, Danneil 269, Andree BV 427, Scheible 64 (Harz), Bartsch II 150 („zwei Holzscheiben"), Drechsler II 204 („neunerlei zusammengeriebene Hölzer"), Schambach 141 (Holz auf Drechselbank gerieben), Schulenburg VG 59 (zwei Bretter, ein eichenes und ein fettes fichtenes), WV 39 („noch bis in die neueste Zeit bohrten die Schulkinder in Burg durch Drehen eines harten Holzes mittels Bindfadens Rauch (Brand ohne Flamme) Löcher in den Rand der Schultafeln, um den Bindfaden für den Schwamm durchzuziehen"). Es wird ferner erzeugt „durchs Reiben mit einem alten Wagenrade" (Büsching 232, Brandenburg); durch Reibung mit Walze oder Rad (Wuttke DV 93, Kuhn 369); durch Reibung eines um einen eichenen

Pfahl geschlungenen Stricks oder durch eine mit Pech beschmierte Welle, die durch einen Strick im Loch eines Pfahls rotiert (Bartsch II 150); durch „Umdrehung eines Stabes in einer runden Scheibe oder der Nabe eines Rades“ (Kleemann 362); durch Drehen „eines neuen Wagenrades mit buchenen Felgen auf einer Welle von beliebigem Holz, mit Kurbeln an den Enden. An den Umfang des Rades wurde ein Stück weiches Holz gehalten, während dasselbe so schnell als möglich gedreht wurde“ (BPB II 61); durch Drehen einer zwischen zwei eichenen Pfosten angebrachten eichenen Rolle durch herumgelegte Seile, bis die Enden der Rolle sich entzünden. (BPB II 61). „Bei Schleife rieben früher die Hirtenjungen beim Kühehüten „lebendiges Feuer“. Dazu suchten sie zwei Kieferstämme, nahe beieinander aufgewachsen, nicht stärker, als das man sie auseinander zwingen konnte, schnitten in die beiden inneren Seiten derselben je ein Grübchen und setzten (klemmten) zwischen beide einen sehr kienigen Pflock von Kiefernholz, 1 Zoll dick. Um dieses Querholz legten sie zwei zusammengebundene Peitschen-Schnüre und zogen so lange an den Enden, bis erst Funken gespritzt kamen, zuletzt das Querholz anfing zu brennen“ (Schulenburg WB 39). Während sonst Eisen und Stahl nicht zur Erzeugung des Notfeuers (im Gegensatz besonders zum kirchlichen Osterfeuer) angewandt werden darf, gewinnt man es in Pom. auch dadurch, daß „ein Stück kaltes Eisen so lange mit dem Hammer bearbeitet wird, daß es glüht“ (BPB II 61). Das Notfeuer wird zumeist zur Krankheitsheilung (gegen Viehseuchen: Nilsson 36, Schindler 178, Wuttke DB 93, Drechsler II 204, Danneil 269, Dähnert 330, Plettke 326; gegen Seuchen der Schweine: BPB II 61, Kuhn 369, Scheible 64 (Harz), Kleemann 362, Schambach 141; der Schafe: Büsching 232)) seltener prohibitiv angewandt. Das Vieh wird dabei durch die Flamme getrieben (dieselben Belege; dazu Bartels 51, Mogk 67, Kück-Sohnrey 150, Andree BB 427, Wuttke SB 310, ZföB VI 166 (Bosnien und Herzegowina)); in Pom. wird „das Notfeuer in drei Reihen zwischen zwei Zäune oder Schranken quer über den Weg gemacht und das Vieh dreimal im Namen Gottes durchgetrieben“ (BPB II 61). Um Göttingen mußten die Schweine „die im Feuer gebrannten Körner fressen“ (Schambach 141). Bei den Inselschweden wird das Vieh beim Austrieb durch ein Feuer gejagt (Rußwurm II 102). Um sich vor Krankheit zu schützen, übersprangen auch die Menschen das Feuer (Schindler 178, Mogk 67, Kück-Sohnrey 150, Schulenburg BG 59, ZföB VI 166 (Bosnien und Herzegowina)). Das vorher gelöschte Herdfeuer wird mit einem Brand des Notfeuers neu entzündet (Schindler 178, Mogk 67, BPB II 61, Schambach 141, Schulenburg BG 59). Das Notfeuer, das mittelalterliche ignis fricatus, hat sich bis in die neueste Zeit erhalten. Ende des 18. Jh. belegt es Kleemann 362. „Noch Ende des vorigen [18.] Jhs. hat meine Mutter solche Prozedur mit angesehen“ (Knoop in BPB II 61). Im Jahre 1792 wurde es noch in Mecklenburg von einer größeren Stadtgemeinde angeordnet (Bartsch II 149); 1818 noch in Småland (Nilsson 36); um 1850 noch in Braunschweig (EH Meyer DB 139, Wuttke SB 310, Nf VII 70, ZfVk XI 216); 1868 tritt es noch in Mecklenburg auf (Bartsch II 150). 1865 wurden in Marseille und 1892 in Neapel große Feuer in den Straßen ange-

zündet, um die Cholera zu verjagen (Nilsson 36). „Noch vor wenigen Jahren" fand das Notfeuer um Göttingen Anwendung (Schambach 141), in der Mark ist es nach Danneil 269 „noch nicht ganz ausgestorben". Ebso nach Kuhn 369 noch jetzt. Desgleichen „noch heute in einzelnen Gegenden der Schweiz üblich" (SchAV XI 245). Für England ist es noch 1843 belegt (Andree BV 430). Es fand sich auch in Schweden (Grimm DM 505), wie in Schottland (ebda 506). Vgl. Golther 570, RM Meyer 417, EH Meyer GM 199.

253) Hibbert 581.

254) Samter 161; „als Abwehrmittel der Fäulnis": Scheible 136.

255) Schleiden 81, Hehn 27, Wissowa, Religion und Kultus der Römer, 2. Aufl., München 1912, S. 159. „Schon Griechen und Römer benutzten gern Meerwasser zu Weihwasser und setzten etwas Salz zu Quellwasser" (Liebrecht 317). Schon bei Homer war das Salzwasser sühnkräftig (Stemplinger 76). „Das Salz war im Altertum heilig und wunderbare Heilkräfte besitzend" (Hehn 14).

256) Schleiden 81, Hehn 31. Heilighaltung der Salzquellen: Weinhold 90. Tac. Annal. XIII 57.

257) Schleiden 76, Samter 155; im Ma. wurde dem Kinde bei der Taufe „das Salz der Weisheit in den Mund gelegt" (Boesch 25). Denselben Taufgebrauch erwähnt Wessel 310: „So ging ein Junge von X Jaren vorher, drog ein gewyet Waslicht und eine sülwerne Schale vull Soltes, wen't nu eingesettet ward, streek man dem Kinde darmit in de Mund, was dar ein gudt Kroghane [Krughahn, Trinker] tho vadder gebeden, de sprack: Here gewet dem Kinde ein gudt Deel Soltes, so leret it woll drinken".

258) „War das Salz ein Symbol der Treue und Freundschaft, so war das Verschütten desselben natürlich Symbol des Gegentheils, es deutet daher auf Streit und Feindschaft, ist überhaupt von schlimmer Vorbedeutung" (Schleiden 73). „Aberglaube ists, wenn man es vor ein böse Zeichen hält, so Saltz verschüttet wird, und meynet, daß hierauff Zorn und Schelten der Eltern oder Herren und Frauen zu folgen pflegen" (Richter 91). Noch heute glaubt man, daß Salzverschütten Streit nach sich zöge: Wuttke DV 211, Bartsch II 137, Andree BV 401. So viel Körner Salz man verschüttet, soviel Stunden (Finder II 222, BPV VI 157, Festschr. Lemcke 231, Bartsch II 137) oder Tage (Wuttke DV 311, Strackerjan I 45) muß man nach dem Tode vor der Himmelstür warten; so viel unglückliche Tage stehen bevor (Urq I 47, Ostpr.), so viel Tränen wird man vergießen, wie dieses Salz auflösen kann (Liebrecht 331, Norweg.), so viel Tage muß man in der Hölle sitzen (Bartsch II 137, Kühnau III 743, ZVfV XV 147: Schell, Das Salz im Volksglauben). „Wer Salz verschüttet, also mißachtet, wird es am jüngsten Tage suchen müssen, bis ihm die Augen bluten" (Drechsler II 205).

259) Das Salz als Prohibitivzauber spielt im täglichen Leben eine große Rolle (Wuttke DV 95). „Da hat man die Meinung an etlichen Orten, wenn man ausgehe, so solle man Brod und Saltz zu sich nehmen, so könte einem keine Unholdin schaden" (Jacobi XIII 12). „Wer Brodt und Saltz bey sich trägt, ist sicher für Zauberey" (Rockenphil. I 348). Be-

sonders gilt das vom geweihten Salz. „Mit dem wyeten Solte schach ock vele Spalkes, de Manns drogen't im Hodtkrempelsen, der Frowen steken't in't Ohr und wart selden dorch den Düwel und sine Lede [Glieder] ein Knüpken thogerichtet mit Towerye, dar moste wyedt Solt in" (Wessel 310). Es findet Verwendung bei mancherlei Beschäftigungen: „Gibt eine Frau Milch fort, streut sie vorher einige Körnlein Salz hinein" (Haas RV 43, VPV III 150, VI 158, Toeppen 101, Benecke II 520, Seligmann II 33). „Aberglaube ist's, wenn man nicht nach der Sonnen Untergang Butter oder Käse verkauffen will oder wenn man's thut, ein wenig Saltz darzu thut damit man nicht alles Glück zugleich aus dem Hause geben möchte" (Richter 50). In Kuren werden „die fertigen Netze mit Salz bestreuet, daß allen Bösen und Hexen die Augen versalzen werden" (Tetzner 165). Beim Wohnungswechsel bringt man zuerst Salz und Brot in die neue Wohnung (Haas RV 43, Seligmann II 37). Vor dem Buttern gibt man einige Körner Salz ins Butterfaß (Wrede 135, Seligmann I 278, Normandie). Dem Vieh, daß nicht fressen will, legt man einen gesalzenen Hering ins Futter (Temme 341). Die Inselschweden geben dem Vieh zu Weihnacht gegen 12 Uhr etwas Brot, Bier und Salz (Rußwurm II 97). In Braunschweig wurde es zum Besprechen des Feuers verwandt. „War ein Feuer ausgebrochen, so bestieg der Feuerreiter ein Pferd, nahm einen Teller voll Salz in die Hand und ritt dreimal um das Feuer herum, indem er es besprach ... Beim letzten Worte warf er den Teller mit Salz ins Feuer" (Andree BV 388). Auch als Orakel findet es Verwendung. „Besucht man einen Kranken, so nimmt man Salz in die Hand; wird es feucht, so stirbt er" (Tetzner 385, Polaben; ebso Schindler 174). „Salzbläser ist ein vermeinter Zauberer unter Esthen und Letten, der so genannt wird, weil er auf Salz haucht und darüber murmelt" (Hupel 200). Zum Schutze gegen Hexen wirft man Walpurgis drei Handvoll Salz in den Stall (Tetzner 381; Polaben). „Wenn der Drach oder böse Leute einem nichts vom Gelde holen sollen, so wasche man es nur in reinem Wasser ab und lege ein wenig Brodt und Saltz dazu" (Rockenphil. I 26). Wirft man Salz ins Feuer, so hebt man die Hexerei auf (Rußwurm II 208). Wie gegen Hexen, schützt Salz auch gegen Spuk (Kühnau I 24) und Zwerge (II 77).

260) „Ist das Kind unruhig, so legt man ihm Pech, Salz und Teufelsdreck auf die Brust" (Rußwurm II 222). „Damit in Bigorre (Frankr.) die ungetauften Kinder nicht beschrien werden konnten, legte man auf eine Platte Brot, Knoblauch und Salz" (Seligmann II 38). Dem Neugeborenen wird Salz auf die Zunge gelegt (Strackerjan I 353), in einen Tuchzipfel (Rußwurm II 221), ins Taufkissen (Tetzner 379, Polaben), ins Bad getan (Kondziella 85, Wuttke DV 381, Seligmann II 34, (Esthld.)). „Aberglaube ists, wenn sie [die Weiber] bey währender Arbeit zur Geburt nicht allein Saltz im Mund nehmen, sondern auch dreymahl rücklings Saltz übern Kopff werffen, daß die Geburt desto leichter seyn soll" (Richter 109; ebso Männling 175, Jacobi I 12, Buschan SV III 423 (Finnen)). In der Lüneburger Heide trägt die Wöchnerin Salz im Pantoffel (Benecke II 521). Neugeborene Kälber werden mit Salz bestreut (Andree BV 401, Seligmann II 33 (Oldenburg), Bartsch II 146). Ebenso erhält das Vieh

beim ersten Austrieb Salz auf den Rücken (Strackerjan I 353, BPB VII 94, EH Meyer DB 140 (Pom.)) oder zwischen die Hörner gestreut (Schütze IV 157).

261) in Frankreich noch 1408 (Schleiden 79).

262) Hibbert 549. Buschan SB III 316 (Schottld.), Samter 152 (Engld. und Schottld.), ZVfV XV 146. In der Gironde stellt man „neben die Leiche, so lange sie im Hause bleibt, einen Teller mit Salz und Weihwasser" (Samter 154).

263) Salz fehlt bei Teufels- und Hexenmahlzeiten: Grimm DM 877, Schindler 282, 349, Seligmann II 37, Samter 157 (Vogesen), 158 (Schottland), Wuttke DB 157. „Als sie aßen und kein Salz vorhanden war . . ." (Simplizissimus 175). „Der Bund mit Gott und das Zeichen dieses Bundes, das Salz, wurde das dem Teufel feindliche Element" (Schleiden 78).

264) „Wenn man bei Grabung eines Schatzes Brod bey sich hat, so können einen die Gespenster nicht verstören" (Rockenphil. II 92). „Altes, sog. foschos Holz leuchtet in dunklen Nächten bisweilen in wahrhaft zauberhaftem Glanz und wird so vielfach Veranlassung zu örtlicher Sagenbildung" (Schulenburg WB 88). Man sagt, die Schätze „luttern sick" (Dähnert 289, BPB IV 162, VIII 52, Tetzner SL 242) oder „dat glücke blaumet" (Schambach 27). Tags erscheinende Schätze „sonnen sich" (Wuttke BD 79), nachts zeigt sich ein Flämmchen (Schulenburg VG 205, Kuhn 31, 144, Müllenhoff SH 195, Strackerjan II 67), oft blau und rot (Kühnau I 235, Rußwurm II 238), zumeist blau scheinend (Wuttke DB 79, Schindler 142, Toeppen 34, Kuhn 65, 109, Kühnau II 581, ZVfV XXIV 9 (Boehm, Vossens Idyllen: „Wie blau ein Schatz am Fuchsberg glomm")). Um den Schatz zu bannen, muß man „etwas, was man am Leibe trägt," auf die Flammen werfen (BPB I 34), so die Kopf- oder Fußbekleidung (BPB II 105), die Holzpantoffeln (BPB VIII 52). Oder man schlägt „mit einem Stock überkreuz hinein. Ist der Stock von einem Kreuzdornstrauch, desto besser" (BPB IV 163). Besonders wirksam zum Bannen der Schätze ist das Metall. Man wirft ein Messer in die Flamme (Rußwurm II 239, Drechsler II 44, Kühnau III 691, 695, Woeste B 47, Müllenhoff SH 220); eine Axt (Haas RS 42); „ein Beil oder Stahlmesser, das mit Kreuzen gezeichnet ist" (Tetzner SL 242); ein Stück Eisen (Kühnau III 708); Stahl (Müllenhoff SH 220, Strackerjan I 256); einen eisernen Löffel (Kühnau III 691); einen Feuerstahl (Müllenhoff SH 220, Woeste B 47, Kühnau III 691). — „Nach Schätzen zu graben scheint auf Rügen im 15. und 16. Jh. Mode gewesen zu sein" (Haas RB 39).

265) Schleiden 77, BPB VIII 113, X 40, Drechsler II 205.

266) „Das, was zur Strafe wüste bleiben sollte, bestreute man mit Salz. So finden wir im Buch der Richter: „Und Abimelech stritt wider die Stadt Sichem selbigen ganzen Tag und nahm die Stadt ein, und das Volk, das drinnen war, erwürgte er und zerstörte die Stadt und streute Salz darauf" (Richter 9, 45). Ähnliches erzählt die Sage von Attila nach der Zerstörung von Padua und von Friedrich Barbarossa, der 1162 den Boden des von ihm zerstörten Mailand angeblich mit Salz bestreuen ließ" (Schleiden 95).

267) Stemplinger 81, Samter 51, Wuttke DV 95. „Eisen und Stahl ist allen bösen Mächten zuwider" (Strackerjan II 71). Die magische Macht des Eisens kannten auch die Hebräer (Urq V 133).

268) Es wird eine Schere in die Wiege gelegt: Wuttke DV 382, Rußwurm II 261, Tetzner 379 (Polaben, vor die Wiege), Seligmann II 16 (Schweden und Deutschld.), Benecke II 523, Bartsch I 197; aufgemacht, daher kreuzbildend: Müllenhoff SH 333, Finder II 12, Jensen 219 (vor die Wiege gelegt), ZVfV II 408 (Nordfriesland, ebso); „es wird unter das Bettchen des Kindes ein Schneidschere, womit das Kind von der Mutter abgelöst wird, gelegt" (Grüner 38); es werden Messer unters Kopfkissen gelegt: „Da wird in einer Gebährerin Kindel-Bette . . . ein Messer mit drey Creutzen gelegt, damit keine Zauberey ihr und dem Kinde Gewalt anhabe" (Männling 62; Wuttke DV 382, EH Meyer BV 37, Buschan SV III 423 (Finnen), Urq IV 188 (galiz. Juden), Seligmann II 14, ZVfV I 79 (Brandenburg, Alpschutz), Kühnau III 125 (ebso), Samter 41 (in Türkei gegen Keuchhusten Messer mit schwarzem Stil); Haas RS 34: „auf Mönchgut legt man den Kindern ein Messer in die Wiege, damit sie, wenn der Saalhund kommt, diesem den Kopf abschneiden können". So auch Haas-Worm 80. Es werden kreuzweise gelegte Messer in die Wiege gelegt: EH Meyer DV 271, BV 43 (Alpschutz), SchAV II 271 (Zürich); Aexte in oder unter die Wiege gelegt: Naumann Gz 81, EH Meyer BV 43, Drechsler I 204; Aexte mit nach oben gekehrter Schneide an der Wiege befestigt: EH Meyer DV 104; Messer an der Wiege aufrecht gestellt: ZVfV II 408 (Nordfriesland), Jensen 219; über der Wiege Messer oder Degen mit der Spitze nach unten, befestigt „damit die Hexe sich aufspieße": Buschan SV IV 129; eine Sichel über die Wiege gelegt: EH Meyer BV 37 (gegen Gichter und Alp); eine Sense unters Kopfkissen gelegt: Urq IV 159 (Wotjaken). „Unter den Mittelpersonen hat der Aberglaube noch ziemlich Wurzel gefaßt. Zum Beyspiele kann ich anführen, daß den Kindbetterinnen ein bloßer Degen unter den Kopf geleget wird. Ich erkundigte mich bei einem Freunde in Tundern, was dieses zu bedeuten hätte, und der gab mir zur Antwort, damit die Unterirdischen der Wöchnerinn keinen Schäden thäten" (Camerer II 312). Ferner werden Nadeln in Windeln gesteckt: Jensen 219, Seligmann II 14; Stahl wird in die Wiege gelegt: Huß 40 („das neugebohrne Kind durfte nicht ehrnter in die Wiege oder Kriplein gelegt werden, bis unter dem Bethkiß ein Feüerstahl . . . eingesteckt worden"); Hauffen Beitr. IV 2, 160, Toeppen 21, 80, 90 (Wöchnerin), Urq I 151 (Smaland), Seligmann II 16 (Schweden, Feuerzeug), Grimm DM 388, Wuttke DV 382; „neun verrostete Eisenstücke" in die Wiege gelegt: ZVfV VI 253 (Mähren); Kreuzschlüssel: Buschan III 423 (Finnen); Geldstück in Taufzeug eingenäht: Afzelius III 162, Rußwurm II 66 (Stück Silber), Mogk 18 (an Hals oder auf Brust); in Patenbrief: Wuttke SV 362 (Wenden); Geldstück ins Bad gelegt: Heßler 48 (fränk. Niederhessen), 267 (Schwalm), Duller 99 (Mark), Kuhn 364. „Auf Hiddensee muß ein Stück von einem Fischerboote in der Wiege liegen, sonst kommt der Saalhund, und verschlingt das Boot samt den Fischer, wenn dieser zum ersten Male ausfährt" (Haas RS 84); Gesangbuch in die Wiege gelegt:

Wuttke DV 383, SV 371 (Wenden), EH Meyer DV 105 (Schlesien), Tetzner 312 (Sorben), 489 (Polen), Toeppen 13, Schulenburg WV 107, Kuhn 196, Scheible 156 (Mark), Duller 100 (Mark), Urq V 279 (Pom.), Müllenhoff SH 329 (Sylt), Jensen 219, Rußwurm II 261, Buschan SV III 380 (Rußland).

269) „Irgend etwas vom Stahl, namentlich eine Schere" muß auf der Leiche liegen (Liebrecht 314); Beil auf Leiche: Festschrift Lemcke 234 (Stettin). Die Totenmünzen haben neben dem Zweck, als Zehrpfennig für die Reise ins Jenseits zu dienen, wohl auch den der Dämonenabwehr. „Anno 1496 fand man am Meere bei Stolpemünde einen todten Mann, und neben demselben 1. Rheinischen Gold-Gülden liegen, welchen das Kloster zu sich genommen und davor Messe gelesen" (Schöttgen 33). Der Sterbende oder Tote erhält die Bibel unters Kopfkissen: Fehrle DF 98, Mogk 31, Naumann Gz 87, Wrede 185 („gesegnete Gegenstände").

270) „Will sich jemand gegen die Tücke des Nix beim Baden sichern, so muß er zuvor Stahl ins Wasser werfen, ein Messer am Strande in die Erde stecken, oder eine Nadel in die Binsen werfen. Dies nennt man den Nix binden" (Afzelius II 324). Scheible 71.

271) In Schlesien „hat der Teufel keine Macht über denjenigen, der sich zwischen Stahl und Eisen befindet und ihm zuruft: Weil ich bin zwischen Stahl und Eisen, kannst Du mir Deine Kraft nicht beweisen" (Drechsler II 124).

272) In den Zwölften wird Metall, Messer, Sensen, Feuerstahl in den Brunnen gehängt (Bartsch II 244).

273) Theriomorphe oder andersgestaltige Dämonen werden durch Metall gebannt. Sehen im thüring. Niederhessen „die Kinder einen geordneten Kranichzug hoch in der Luft, dann wechseln sie schnell ihre Schuhe und stecken ein Messer in den Erdboden, — nun muß der Schwarm unbedingt sich auflösen" (Heßler 459). In Mecklenb. riefen früher „die gösselhirten, indem sie ihr taschenmesser mit der schneide nach oben hielten, einer herannahenden weihe zu:

Oll wih, oll wih, oll hex, fleech oever dit scharp metz,
dat bloot dat sall di rullen up vieruntwintig stunn"
(Wossidlo II 151).

Zwischen die Rinderherde der Riesen (Weinhold 36) oder zwischen die Bergjungfrauen geworfener Stahl bannt sie (Afzelius II 324). „Als die Mitternacht herangenaht, stand der jüngste Knabe auf und legte einen Feuerstrahl über das Haupt des [schlafenden] Riesenweibes; denn er wußte wohl, daß der Stahl über Riesen und andere Gespenster Macht habe, so daß sie fortschlafen, wenn er über ihnen liegt und nicht erwachen können, bis es tagt" (Cavallius 49). Wirft man in den Wirbelwind ein Messer, so muß die Hexe oder der Teufel herausspringen (Fehrle BV 27, Drechsler II 152, Rußwurm II 271; in Wasserhose: Müllenhoff SH 242). Den durch die Luft ziehenden Drachen zwingt man, seine Last fallen zu lassen, indem man Metall nach ihm wirft (Wuttke DV 45, SV 375 (Wenden), Strackerjan I 260, Rußwurm II 244). Der Glücks-Anders bannt die Jacht des Meer-

volks dadurch, daß er „seinen Feuerstahl über sie wirft“ (Stroebe II 261). Metallzauber in Verbindung mit Feuerzauber liegt vor, wenn der Jäger zum Schutz gegen das Waldweib (Afzelius II 310) und gegen das Meerweib (II 316) Feuer auf seinem Feuerzeug schlägt. „Ist in Dänemark ein Mensch von bösen Augen versehen, so schlägt man mit Stahl und Stein Feuer über ihn“ (Seligmann I 314). „Funken am Feuerstahl heilen die Rose“ (Wuttke DV 95). „Wirft man über verzauberte thiere einen stahl, so müssen sie ihre natürliche gestalt annehmen“ (Grimm DM 923), so beim Werwolf (Hertz 85, Heßler 108 (fränk. Niederhessen), 171 (Oberhessen), 324 (Schwalm)), der Katze, in die eine Hexe verwandelt ist (Strackerjan I 354). Um den Ochsen zu entzaubern, lud der Alpbewohner „seine Büchse mit kleinen Stückchen von einem stählernen Pfeil und schoß kreuzweise über die Salzlecke“ (Stroebe II 319). Zum Schutz gegen dämonischen Einfluß benutzt man Metall beim Buttern. „Wenn ein Weib Butter rühren will, soll sie ein dreicreutzig Messer an das Butter-Faß stecken, so geräth die Butter“ (Rockenphil. I 116). Ebso Männling 301, Seligmann I 25, 277, II 22, Strackerjan I 354 (Stahl unter Butterkarne), Bartsch II 136, Haas RV 43 (Feuerstahl oder Geldstück ins Butterfaß), Schulenburg WV 115, Toeppen 100 (Geldstück). In den Vierlanden wurde „noch 1850 glühendes Eisen in die Butterkarne geworfen“ (Finder II 246), in Mecklenburg legte man einen Erbschlüssel unter das Faß (Seligmann I 276), in Oldenburg ein Hufeisen (I 275). „Aberglaube ist's, wenn etliche Leute zweene Messer Creutzweise an das Butter-Faß stecken in Meinung, daß eher und mehr Butter werden solle“ (Richter 80). „Wann das Bier gährt, muß auf dem Deckel des Bottichs eine Scheere und etwas Salz liegen“ (Liebrecht 315). In die Milch, die man fortgibt, muß man etwas Stahl werfen (Liebrecht 316). Vieh muß über Metall schreiten, wenn es neu gekauft ist (Toeppen 97), beim Austrieb (Haas RV 44, Rußwurm II 102, Liebrecht 315 (Norweg.), oder Eintrieb (Bartsch II 144, Schütze IV 179). Ebenso die Kuh, die gekalbt hat und zum erstenmal den Stall betritt (Andree BV 401). Metall wird dem Vieh in die Krippe gelegt (Bartsch II 143 (Weihnacht, Neujahr, Maitag), Kuhn 379 (Weinacht), Fehrle DF 17, Liebrecht 315 (nach dem Kalben, Norw.), Schambach 46 (ebso)). „Haben Kühe oder Ziegen rote Milch, so lege man Sicheln oder ein großes Messer kreuzweise über den Melkeimer“ (Andree BV 426). Als Hausschutz gilt das Hufeisen, dessen Wirksamkeit einmal als Metallzauber, sodann als Teil des heiligen Rosses Wodans als mythischer Zauber zu erklären ist (Wuttke DV 130, Rußwurm II 402, Kuhn 387, Strackerjan I 354, Andree BV 401, Seligmann II 10; in sächsischen Dörfern nicht üblich: Wuttke SV 423). Stahl wird zum Schutz gegen Diebe neben den Geldschatz gelegt (Schulenburg VG 207). Ebenso schützt es das Haus vor dem Blitz (Wuttke DV 95). „Wenn ein Gewitter aufsteigt, schlage man eine Axt in den Ständer neben der Stallthür“ (Schütze IV 346). In der Berner Gegend legt man ein Besteck unter die Dachtraufe als Blitzschutz (SchAV VII 139). Eine Axt an der Tür schützt gegen Unterirdische (Liebrecht 311, Norweg.). Sich selbst schützt der Mensch gegen dämonische Schädigungen, indem er Metall bei sich trägt: Wuttke DV 95 (bei nächtlichen Fahrten), Toeppen 102 (ebso),

ZVfV XIII 272 (Island, in den Schuhen), Seligmann II 17 (Schweden, bei Hochzeit, im Schuh), Schulenburg VG 159 (Walpurgisnacht). Der Taufzug (E Meyer DV 108) wie Hochzeitszug (Buschan SV IV 157) schreitet über Metall. Nach Camerer II 685 grub man auf Sylt „einen Todtenkopf aus diesem Graben heraus, der einen eisernen Bügel über und um den Kopf hatte, der noch damals so feste saß, daß man den Bügel nicht mit einem Messer losbrechen konnte; und dieser Vorfall ist doch gar was seltenes, und habe ich sonst nichts von solcher Art gegen einen Hieb sich feste zu machen, gehöret". Es wird sich hierbei wohl nicht um Metallzauber, sondern um „die Haube", ein Marterinstrument handeln (Dähnert 202: Huwe. Die Haube. De Pommerschen Huwe. Ein altes Tortur-Instrument, da „dem Inquisiten ein eiserner Ring um den Kopf geleget und immer enger zugeschroben ward"). Auf den Glauben an Bergschätze als Eigentum der Dämonen geht die Vorstellung zurück, daß „derjenige, welcher einen gefundenen Erzgang andern nachweise, binnen kurzer Frist sterben müsse" (Boie 290).

274) Bei den Inselschweden „schabt man von Erbsilber etwas ins Wasser, wäscht sich damit und gießt das übrige nach Norden weg" (Rußwurm II 224).

275) „In der großen Bedeutung der Erbsachen für Glückszauber spricht sich der hohe Familiensinn des deutschen Volkes aus" (Wuttke DV 145). Erbstahl „bezwingt den Teufel" (Strackerjan II 132). „Erbsilber schützt gegen den bösen Blick" (Seligmann II 8). Durch silberne Erbknöpfe werden Werwölfe erlegt (Temme 308); wer einen silbernen Erbknopf in der Tasche trägt, kann Festgemachte erschießen (Temme 288). „Wer ein Bund geerbte Schlüssel zu der Zeit an eine Stuben-Thüre wirfft, wenn jemand davor stehet und einen behorchet, so wird der Horcher sein Lebtage taub bleiben" (Rockenphil. II 48).

276) Durch Metall erzeugter Lärm ist zauberisch besonders wirksam (Samter 58), zumal gegen die Bienen, die für besonders empfindlich gehalten werden. Haas, Bienenaberglaube aus Pommern (BPV II 26) führt aus Becker, Erster Theil des klugen Haus-Vaters, 1708, S. 186 an: „Was zu thun sey, wenn die Bienen schwärmen. Wenn die Bienen schwärmen, so läuten etliche mit Schellen, andere klingen mit einem Becken oder Sensen; . . . Man muß ihnen mit einem Becken oder einer Sensen ein fein Gethöne machen, doch nicht gar zu laut, weil sie sich von dem allzu starcken Thone in die Lufft schwingen und in der Höhe in die Irre gerathen". Oder der „Bienenbesitzer nimmt seine Zuflucht zu einer Flöte oder irgend einem andern Musikinstrument und macht auf demselben Musik, um auf diese Weise die Königin herabzulocken" (BPV VI 75). Anderswo läutet man mit Glöckchen (ZVfV VII 359) oder klopft mit Sense und Kanne (Urq VI 71, Oberpfalz). In Bosnien und Herzegowina schlägt man zu diesem Zweck mit einem Wagenradbolzen und dem Haustürschlüssel, oder mit Feuerzange und Schabmesser des Backtrogs, oder mit zwei Steinen zusammen (Urq III 98). In der Schwalm muß der Imker, wenn Schwarmflug eintritt, „ein Messer an den Mutterstock einstechen" (Heßler 322).

277) „Ein Bräutigam soll seiner Liebsten vor öffentlicher Verlöbniß kein Messer oder Scheere schenken, es wird sonst damit die Liebe zerschnitten" (Rockenphil. I 140). „Scheere oder Messer als Geschenk gegeben ist bedenklich, denn et snitt de Fründschop af" (Schütze IV 31). Buschan SV III 296, IV 148, EH Meyer DV 167, VPV VI 24, Urq I 12 (Ostpr.), Finder II 55, 224, Kück 156, Benecke II 515, ZVfV XX 383 (Schlesw.-Holst.), IV 85 (Schlesien), Drechsler I 231, ZföV XIII 135 (Nordböhmen), Wrede 129, ZrwV XI 267 (Bergisch). Man muß zugleich ein kleines Geldstück schenken (SchAV VII 132, Kanton Bern).

278) Ihre I 795, Grimm DM 543, RA 810, Wuttke DV 109, Rochholz II 207, Weinhold 80, 299, Heinemann 18, ZVfV XI 1 ff.: Weinhold, Über die Bedeutung des Haselstrauches im altgermanischen Kultus und Zauberwesen. S. 3: Haselung der Dingstatt.

279) Die Rute muß zu Johannis geschnitten werden: Wuttke DV 79, 109, Duller 107 (Mark), Kuhn 330, Bartsch I 29, II 351, Krbl XII 36 (Rostocker Protokollbuch des Niedergerichts von 1508—57: „. . . dat he gincf up sunte Johans dage morgen vor der sunnen upgancf und snedt 2 ryse up eneme stemmen mid eneme snede, und lede se crutzwis aver de erde . . ."), Strackerjan I 98, Drechsler II 216, Rußwurm II 238, Nilsson 15, Schöpf 294. Sie wird zu Weihnacht geschnitten: Sartori WV 73, Schulenburg WV 88, ZrwV VI 136 (Eifel); „in der Christnacht unter der Metten" (Huß 9); in der Sylvesternacht: Drechsler II 216; Karfreitag: Wuttke DV 109, Bartsch II 258, SchAV III 173, IV 241; am ersten Ostertag: Schulenburg VG 204.

280) Wuttke DV 109: man geht rückwärts auf den Strauch zu, zieht die Rute zwischen den Beinen durch und schneidet sie vorn ab; dasselbe unter Beschwörungen: Drechsler II 216, Kuhn 330; „So gee vor der Sunnen Aufgang und suech, ob du Hesslinzweil findest, die im Jar gewachsen sein und kher den Rücken gegen den Aufgang der Sunnen und nimb ir ein Ruetten in die lenkh hant und sprich . . ." (Birlinger S I 455; 15. Jh.). „Die W. soll man am heiligen Abend nackend mit einem alten Sechser hinter seinem ris (Hintern) losschneiden" (Schulenburg WV 88).

281) Die W. muß einjährig (Müllenhoff SH 219, Strackerjan I 98, Sartori WV 73, ZrwV XIV 63, Drechsler II 216) und gegabelt sein (dies. Belege, dazu Huß 9: Zwiesel; Birlinger S I 267: „Die gezwaigt von oben herab biß unden uf den boden" (Zimm. Chron.); Schulenburg VG 204: ausgewachsene Rute, die zuerst als Stock, dann in drei Ruten gewachsen).

282) Rochholz II 129, ZVfV XI 11, Grimm DM 814, Schindler 219, Sartori WV 73, Strackerjan I 98, Bartsch II 285, Duller 107 (Mark), Kuhn 330, Huß 9, Drechsler II 216, Schulenburg VG 204, WV 88, ZrwV VI 136, XIV 63, SchAV III 173, IV 241; „hesslin rueten": Birlinger S I 267 (Zimmersche Chronik); I 455 (15. Jh.). Die Zauberrute ist eine Weidenzwiesel: Drechsler II 216, Bartsch II 351; Elfenweide: Haas RS 88; Kreuzdorn: Grimm DM 814; Birke: Huß 9; „von Meßüngdrat, auch von Eisen": Huß 9; Messing: Schulenburg WV 90.

283) „Wer zur Nachtzeit an verrufenen Orten vorbeigehen muß, der habe einen Haselstab bei sich, denn die Hasel hilft gegen alles Böse" (ZVfV

VIII 396, Bayern). Menschen und Haustiere, die von Unholden geplagt sind, werden mit der Hasel geschlagen (BPB X 153). Mit dem Haselstäbchen werden Blutungen gestillt (Heßler 583, Schaumburg. Land), Wunden geheilt (Wuttke DV 109, Strackerjan I 81); es dient dem Schreiner als Maßholz zur Herstellung des Sarges (Rochholz I 192), schützt vor Gewitter (Wuttke DV 109, Rochholz II 129, ZrwV VI 136, XIV 64, Drechsler II 215); man macht über jeden Getreidehaufen, wenn es im Frühjahr zum ersten Male donnert, ein Kreuz mit Haselstecken (Toeppen 96); den in einen Sack gesammelten Kehricht schlägt man auf der Türschwelle mit ihnen zusammen (Rochholz II 129). Ein unter dem Bostdanke mit zur Kirche genommener Haselzweig beschleunigt, in den Rahm gesteckt, das Buttern (Andree BV 246), schützt vor dem bösen Blick; wenn Charfreitagmorgen geschnitten und in die Stallecken gestellt, gegen Beherung (Seligmann II 65). Kommen in Norwegen „rothe Blüten an den Haselsträuchen, so bedeutet es Krieg" (Liebrecht 329).

284) Die W. dient zum Schatzsuchen: Mischmasch 36, ZVfV XXIX 15 (Boehm, Vossens Idyllen), Haas RS 88, Schn 91, Sartori WV 73, Birlinger S I 267, Kühnau I 274 u. ö., Schulenburg WV 88, 90, Rußwurm II 238. „Wenn man eine W. bei sich trägt, weiß man, wo andere Leute Geld haben" (Schulenburg VG 204). Auch im Bergbau fand sie Verwendung. „Weil ein Landläufer eine Wünschelruthe schlagen ließ, trieb man vor etwa 12 Jahren in diesen Berg einen Stollen nach einer Goldader (Nicolai I 44. Dorndorf bei Weimar). Bartsch II 258, 351, Drechsler II 216, Huß 9 („sucht Mineralien").

285) Die W. als Quellsucher: Bartsch II 351, Andree BV 407, Huß 10, Drechsler II 216, SchAV III 173. Auf Rügen „hat man die W. früher angewandt, um zu ermitteln, wo die Heringe laichten" (ZVfV II 69; BPB VIII 41). Die W. heilt Krankheiten: Bartsch 258. In Braunschweig wird sie als „wickerraue" bezeichnet (Andree BV 407); die Tätigkeit des Quell- und Schatzsuchens nach Schambach 6 als „afwicken, mit der wickraue afwicken". Über die W. allgemein: Sökeland, Die W.; in ZVfV XIII, 202 ff. Die umfangreiche Lit. ist zusammengestellt in Klinckowström, Bibliographie der Wünschelrute, München 1911 und Nachtr. Stuttgart 1912 und 1916. Vgl. auch die Zeitschrift „Die Wünschelrute", Leipzig 1912 ff.

286) „Die sog. Midsommersquastar oder Kränze, welche man in dieser Nacht von gewissen Kräutern und Blumen windet, und in Häusern und Ställen aufhängt, um Unglück von Menschen und Vieh abzuwenden . . ." (Molbech II 159). „Man pflückte Blumen, die man in Sträußen band und in den Ställen aufhängte, damit das Vieh nicht behext werden könne" (Schubert II 142). So auch Rußwurm II 103. Dieselbe Sitte findet sich in Deutschland: BPB VI 39, Seligmann II 52 (Ostpreußen und Erzgebirge), Schulenburg VG 254, WV 145, Schindler 160 (neunerlei Kraut, zum Gewitterabwenden); Bartsch II 287 (Schutz gegen Blitz); Schütze II 193 (bis zum Winter aufbewahrt, dann als äußerliche und innerliche Medizin verwandt); Tetzner 259 (ins Bettchen des Neugeborenen gelegt; Tschechen). „Wer in der [Walpurgis-]Nacht in die Stall-Thüre bohre, und

in solch gebohrtes Loch einige geweyhete Wurtzeln stecke oder Johanniskraut und Hollunder hänge, der vertreibe die Unholden und Hexen" (Männling 194). Außer den dämonenabwehrenden haben die am Joh.tage gepflückten Kräuter starke heilbringende Kräfte. „Die Kräuter, so am Johannes-Tage gesammlet, sollen viel kräftiger seyn, als an anderen Tagen" (Männling 212). Schindler 261, Kück-Sohnrey 151, Finder II 205, Kück 240, Duller 106 (Mark), Tetzner 277 (Mähren), 333 (Sorben), 464 (Kaschuben), 491 (Polen); besonders heilkräftig ist das Johanniskraut (hypericum perforatum, Rußwurm II 187). „Johannis-Kraut, am Johannis-Tage in der Mittags-Stunde gepflückt und bey sich getragen, ist wider die Pest gut" (Männling 238). Seine magische Kraft ist groß (Schindler 178). „Am Johannis-Tage in der Mittags-Stunde soll man St. Johannis Blut sammlen, welches für viele Dinge gut seyn soll" (Rockenphil. I 293), so wider die Hexen (Schöpf 294), als fuga daemonium (Seligmann II 68). Das „Johannisblut", im Rheinld. „Hergottsblut" (ZrwV XII 86), wächst nur am Joh.tag Mittags zwischen 12 und 1 Uhr (Müllenhoff SH 238); die Reenefarre (Rainfarren), die von 11 bis 12 blüht, macht unsichtbar (Kuhn 206). Wer die in der Johannisnacht zwischen 12 und 1 Uhr ausgegrabene „Johannishand" (Wurzelknolle des gefleckten Knabenkrautes, Orchis maculata) bei sich trägt, hat Glück; sie dient auch als Schutz gegen den Blitz (Finder II 238). Lewenskrut (Fetthenne, Sedum telephium), in der Joh. nacht beim ersten Hahnenschrei gepflückt, wurde unter einen Kreuzbalken im Hause versteckt. Blieb es bis zum 12. Tage frisch, verheiratete sich der Orakelsteller (Frischbier II 15); oder es wurden zwei Ranken neben einander gehängt, die, wenn sie sich zueinander neigten, die Ehe der beiden Pflücker vorhersagten (Finder II 55, dort Parallelen). Stellenweise dürfen am Johannistage selbst keine Pflanzen gepflückt werden. „Am Johannistage muß man nichts Grünes von der Erde aufnehmen, auch nicht einmal an eine Blume riechen, um nicht den Leichwurm zu bekommen, der alsdann schwärmt" (Linné I 330). Daher die Bezeichnung „Krewnacht" (Schumann 28). So muß man „die Bestandteile zu dem „neunerlei Thee" vor Joh. sammeln, denn in der Joh.nacht fliegt der Joh.wurm darüber weg und verwandelt die heilenden Säfte der Pflanzen in schädlich wirkende" (VPV V 15).

287) Bei den Inselschweden wird dem Täufling Teufelsdreck in eine Ecke des Kopftuchs eingebunden (Rußwurm II 66).

288) Der Storch gilt als heilig (Mogk 76) und darf nicht getötet werden (Wuttke DV 120, Crecelius 814, Urq III 18 (Rußland)). Judenhäuser meidet er (Birlinger S I 104). Wer ihn tötet, den trifft Unglück (Birlinger S I 411) oder „er kommt zu unterst in den Rollhafen" (Hölle, Rochholz I 209). „Wird er verwundet, weint er große Tränen, und diese bringen viel Unglück" (Wuttke DV 120, Rügen). Schießt man ihn, so brennt das Haus ab (Tetzner 94, Litauen). Das Haus, auf dem er nistet, ist gegen Feuer gesichert (Wuttke DV 119, Buschan SV IV 444, Rochholz II 267, Haas RV 42, VPV VI 104, Nf XXI 264 (Karrig, Der Storch in Mecklenburg; vereinzelt: zieht den Blitz an), Finder II 235, Strackerjan I 25, Andree VV 465, ZVfV I 190 (Brandenburg), IV 83 (Schlesien),

Drechsler II 226, Tetzner 463 (Kaschuben), Schulenburg VG 260, EH Meyer BV 361, Birlinger S I 411). Verläßt er sein Nest, kommt Feuer aus (Duller 141 (Thür.), SchAV XII 150 (Basel-Land), Toeppen 78, Schulenburg VG 260). „Sobald der Storch anfängt zu singen, brennt das Haus ab", und er trägt im Schnabel Wasser zum Löschen (Rußwurm II 198). Störche helfen beim Brandlöschen (Duller 141, Thür.). „Man hält es für ein Glückszeichen, wenn ein Storch auf Baurenhäusern sich ansiedelt" (Schütze I 283). „Der Storch wird vom Landmann geschont in dem frommen Wahn, daß er Glück bringe" (Grümbke I 126). Ebso Indigena 22 (Rügen), Buschan SV IV 444, Jensen 215, Strackerjan I 25, Andree BV 401, 465, Duller 141 (Thür.), Meisinger Einl. 53, EH Meyer BV 200, Danneil 7, Drechsler II 226. „Wer das Glück hat, daß die Störche ihr Nest auf sein Hauß oder Schorstein bauen, der wird lange leben und reich werden" (Rockenphil. I 190); der Storch mehrt Hab und Gut (Kosegarten 98), der Hauswirt lebt lange und wird reich (Schindler 264);

War de Adebor buugt upt Huus,
Treckt Gottesfräden int Huus" (Haas RV 45).

„Verlassen die Störche ihre gewöhnlichen Nester und übernachten auf Feldbäumen, so giebts Krieg" (SchAV II 222).

289) Die Hausschwalben sind geschützt (Hörmann 458) und dürfen nicht getötet werden (Wuttke DV 120, Strackerjan II 100, Hauffen Beitr. IV 2 164, ZVfV IV 82 (Schlesien), Urq III 18 (Rußld.)). „Wer sie beschädigt, bleibt nicht ungestraft" (Vernbt 91). Wenn man ihre Nester abschlägt, gibt es Schaden am Vieh (Schulenburg WV 156), man hat Unglück (Finder II 236), oder man kommt in die Hölle (Rochholz I 209). Das Mädchen, das sie zerstört, verjagt die Freier (Rochholz II 247). Wer sie tötet, hat Unglück (Birlinger S I 411). Sie schützt das Haus vor Feuer (Wuttke DV 120, VPV VI 104, Haas RS 151, Strackerjan I 25, II 100, ZrwV XI 263 (Bergisch), Heßler 266 (Schwalm), Drechsler II 227), besonders vor Blitz (Wuttke DV 120, Rochholz II 247, VPV X 85, Haas RV 42, Bartsch II 173, ZVfV I 190 (Brandenburg), Finder II 237, Heßler 453 (thür. Niederhessen), 537 (sächs. Niederhessen), Meisinger Einl. 53, EH Meyer BV 382, Urq III 107 (Schlesien), Drechsler II 227, Tetzner 463 (Kaschuben)). Kehrt sie im Frühling nicht wieder, brennt das Haus ab (Duller 141, Thür.), es brennt ab oder stürzt ein (Nf XVIII 188, Schlesw. Holst.), oder jemand stirbt darin (Sartori WV 66). Wo sie baut, bringt sie Glück (Mogk 75, EH Meyer DV 200, Buschan SV IV 446, VPV V 60, Haas RS 151, Schütze IV 232, Strackerjan I 25, II 100, Andree BV 401, Crecelius 773, Birlinger S I 413, Schulenburg VG 263, ZVfV IV 82 (Schlesien), Hauffen Beitr. IV 2 164, ZföV III 11 (Steiermark), 344 (Südslaven)); sie bringt Hausfrieden (Zingerle 79. SchAV II 221 (Zürich), XII 149 (Basel-Land)). Abweichend davon sollen im Kanton Bern „Schwalben nicht ins Haus genommen werden, sonst stirbt jemand im gleichen Jahr" (SchAV VII 139), und die Rockenphil sagt I 275: „Wenn die Schwalben in ein Hauß nisteln, bedeutets Armuth, die Sperlinge aber Glück und Reichthum".

290) Auf Sylt sind die Lerchen „heilige Vögel" (Müllenhoff SH 144).
291) Die Elstern werden in den Viehställen „als Schutz gegen Fliegen angenagelt" (Wuttke DV 123, Thür., Old, Tirol), sie müssen im März (Strackerjan I 67), im Mai geschossen sein und halten Viehkrankheit ab (ZVfV X 210, Thüring.); in den Zwölften in den Viehstall gehängt, schützen sie das Vieh vor Ungeziefer und Unfällen (Drechsler II 104). „Ein Gebäude, zumal Scheune oder Viehstall, in welchem ein Eulenpaar sein Nest aufschlägt, ist vor Feuersgefahr gesichert" (BPV V 45, Rüg.). An Scheunentüren genagelt, schützt die Elster das Gebäude vor Blitz (Wuttke DV 124, Liebrecht 342, Rochholz II 107, BPV V 45, Nf XI 96, XXI 353, Drechsler II 231), oder Feuer (Urq III 107 (Schlesien), Heßler 453 (thür. Niederhessen), ZVfV X 210 (Thüringen)), oder Bezauberung (Liebrecht 342, Wuttke DV 124, Seligmann II 117, BPV V 45, Nf XI 96 (Pommern), Drechsler II 231, ZVfV X 210 (Thüring,), Meisinger Einl. 52), vor Viehseuchen (Rochholz II 107); sie dient zur Verscheuchung von Übeln (Fehrle DF 87), von Unheil (ZrwV XI 262, Bergisch); an Scheunentor oder Gartenbaum genagelt, hält sie Gespenster ab (Rochholz I 155). Im Rheinland bestand die Sitte noch vor 20 Jahren (Wrede 66). Verschiedentlich werden auch nur die Flügel angenagelt; oder auch stellenweise nur geschossene, andernorts nur gefundene, das Gesicht nach vorn (BPV V 45). In der Rominter Heide werden Eulenflügel, -köpfe, -füße als Schutz gegen Krankheiten, wie Cholera, befestigt (BPV V 46). Ebenso gilt die Fledermaus als Hausschutz (Rochholz II 107, Fehrle DF 87, Seligmann II 118, Haas RV 42, Drechsler II 100 (gegen Unglück), Wuttke DV 124 (Böhmen, gegen Hexen), Urq III 240 (Polen, lebend festgenagelt, gegen Feuer)). „Eine Fledermaus sah ich nur einmal an einem wendischen Hause an der Stubenthüre angenagelt" (Schulenburg WV 151). Wenn man im Oberharz „einen im März geschossenen Raben in den Stall hängt, so wird das Vieh im Sommer nicht von den Fliegen gequält (Nf XVIII 411). In Jeverland wird als Krankheitsabwehr „im Pferdestall hinter jedem Pferd eine tote Krähe angenagelt" (Strackerjan I 67). Ferner wird der Habicht zu demselben Zweck verwandt (Nf XI 96, Pommern). Ebenso der Weihe (Rochholz II 107), der Geier (Rochholz II 154), der Bussard (Wrede 66), der Adler („man findet hier und dort an Häusern welche angenagelt". Strasburg II 98, Holstein). An einigen Orten, so im Kalenbergischen wurden sie lebendig angenagelt (Nf XI 136). Die Vorstellung des Abwehrzaubers durch Teile von Raubvögelleichen hat sich völlig verloren gegenüber dem erhaltenden Moment, dem Jägerstolz. „Je größer der Vogel, je größer die Ehre" (Birlinger S II 378). So sind die „fox's brush or outstretched buzzard, which sometimes ornaments the barn-doors in England, memorials of the skill, the victory, and pride of the owners" (Hodgskin I 328). Der Ehrgeiz, „den Ruf, ein geschickter Jäger zu sein" (Bedemar I 135), zu erhalten, veranlaßt im Norden zum Schmuck der Häuser mit Raubtierköpfen und besonders mit Renntiergeweihen. Aus Nummedal erzählt Bedemar I 135: „Des Eigenthümers Wohnhaus zeigte sich mit ansehnlichen Bärenköpfen und Rennthiergeweihen geschmückt". Ebenso berichtet Boie 36 von den Geweihen der erlegten Renntiere, „die am Gie-

bel der Häuser befestigt waren". Desgleichen sind im Finnischen Westerbotten „die Bauerhöfe, auch die Kirchthüren häufig mit Rennthierhörnern geziert" (Schubert II 153). An Häusern in Medelpad sah Schubert II 482 „den Eingang mit einem Elennshorn geziert: eine Zierde, die man auch zuweilen in Jemteland findet". Daß es sich bei all diesen Dingen nicht ursprünglich um Jägerstolz oder auch Hausschmuck handelt, sondern um vergessenen Abwehrzauber zeigt sich auch darin, daß in einem norwegischen Märchen der von der Fuchsjagd heimkehrende Peer Gynt, der auf der Alm rings von Trollen umgeben ist, „als er in der Sennhütte ankam, die Köpfe mit aufgesperrten Rachen außen an die Wand nagelte" (Stroebe II 5).

292) Egils Saga Kap. 60. Weinhold 298, Grimm DM 549, Ihre II 251, Andree P II 127.

293) „Pferdeköpfe auf Stangen gesteckt oder an Bäumen gehängt, sind magische Mittel" (Schindler 162). „Samuel Meigerius schreibt de Panurg. lamiar. II cap. 1: Men vindet hen unde wedder hyr im Lande up den Tünen steken Peerde edder Ossenköppe, daran se ungetwiwelt Biglowen hebben, welkes ick nicht hebbe ervaren könen" (Müllenhoff SH 256). Nach Andree P I 128 bringt „M. Fugger (1584) in seinem Kapitel „von Artzeneien, genommen von Pferden" die Mittheilung: „Wann man den Kopff von einer Stuten (verstehe das Gebayn vom Kopff) in einem Garten an einem Pfahl oder Stange auffstäke, so gereht alles dasjenige desto beser, was im selben Garten wächst, insonderheit aber vertreibt es die Raupen und Katzen". Demselben Jahrhundert entstammt die Mitteilung des Beatus Strigentius in Post. Pars I 611 von den „Todten-Köpffen auf den Zäunen und im Kühe Stalle" (Tille 150). Nach Grimm DM 550 erzählt „Prätorius (weltbeschr. 2, 162, 163), die undeutschen leute (Wenden) pflegten zur abwehrung und tilgung der viehseuchen um ihre ställe herum häupter von tollen pferden und kühen auf zaunstaken zu stecken." Nach einer Notiz vom Jahre 1627 wurden bei den Letten Pferdeschädel als Schutz gegen Seuchen auf Zaunpfähle gesteckt (Andree P I 129). Noch heute hängt in Polen, „damit im Garten alles gedeihe, der Bauer einen Pferdeschädel am Zaun auf" (Urq III 271). In Bosnien und Herzegowina „kann man vor den Bienenständen, vor Stallungen und inmitten der Felder Pferde- oder Widderköpfe aufgesteckt sehen, damit die Bienen, das Vieh oder die Feldfrucht nicht verschrien werden könne" (ZföV VI 169). Ebenso dienen in Bulgarien auf Zaunpfähle gesteckte Pferdeschädel zur Geisterabwehr (Andree P I 129). In Braunschweig fand Andree „noch 1898 über den Balken der großen Thür . . . einen versteckten Pferdeschädel, den der Besitzer zur Abwehr von Pferdekrankheiten dort befestigt hatte" (VV 175). Nach Drechsler II 115 „trifft man durch ganz Schlesien über den Stalltüren der Gehöfte unnatürliche oder nachgebildete Pferdeschädel an, die den Viehstand vor Unglück und Krankheit behüten sollten". In Polen „schirmt ein Pferdeschädel auf dem Querbalken über der Eingangstür vor der Pest" (Urq III 271). Auch auf Rügen (Haas RV 42), wie in Schwaben und Franken (EH Meyer DV 220) hängen Pferdeschädel im Hause. Vgl ZVfV XII 20: Negelein, Das Pferd im Seelenglauben und Totenkult; Wuttke

DV 128, Rochholz II 154, Jahn, Opfergebräuche 21. Oft wurden sie am Stephanstage angenagelt (Schindler 258). Die Giebelzier der Pferdeköpfe ist als Ablösung der Sitte, am Hause Pferdeschädel aufzuhängen, zu betrachten (Peßler, Niedersächs. Volkskde., 3. Aufl., Hannover 1922, S. 95). Als Bauopfer vergrub man sie unter den Dielen (Urq V 157, Schlesw.-Holst.). So hat man in der Burgruine Schenkon einen Pferdeschädel eingemauert gefunden (SchAV IV 345). „Item unter die Krippe einen Pferde-Kopff vergraben, die soll die Meere und Hexen vertreiben, daß sie nicht die Pferde reiten" (Männling 299). Auf Rügen läßt man die Gössel zuerst aus einem Pferdeschädel trinken, damit der Fuchs sie nicht beiße, „denn er sieht sie für Pferde an" (Haas RV 45). Um auf Wollin den Zauber, der das Vieh eines Hofes sterben läßt, „unwirksam zu machen, pflanzt man in eine Ecke des Hofes eine Weide, und zwar so, daß sie mit den Wurzeln in einem Pferdeschädel steht" (BPV VII 93, auch Grimm DM Nachtr. 464, Müllenhoff SH 255). Auch Schiffe wurden durch Schädel geschützt. In Gorch Fock, Seefahrt ist not! Hamburg 1922, S. 51, lugte der kleine Störtebecker „über die Ketten hinweg nach den fünf Totenschädeln, die ganz vorn im Steven zwischen den Kneesen steckten. Kap Horn hatte sie ihm vorher einmal gezeigt und gesagt, die hätten sie in der Kurre gefangen. Man dürfte solche Totenköpfe nicht wieder über Bord werfen, sondern müsse sie in den Steven stecken, dann könne der Ewer niemals umkippen".

294) Haas, Die Pferdekopfbrücken in NJV I 104 nimmt an, daß die Sagen, die den als Übergangspunkt über einen schmalen Graben dienenden Pferdeschädel zum Gegenstand haben, aus Mißverständnis des slavischen Wortes Perˌcop, Prjecop = Kanal, Graben, Durchstich, Meerenge, entstanden sind. Ich glaube, den Sagen liegt die Sitte zugrunde, in Gräben zum Landschutz Pferdeköpfe zu werfen, die eben an den Eintrittsstellen, wie sie auch beim Haus ja meistens über der Tür befestigt sind, ihren Ort fanden, also nicht ursprünglich zum Übergehen dienten. Zum mindesten jedoch, wenn die Haassche Auffassung richtig ist, hat diese dem Volke durchaus geläufig gewesene Vorstellung zur Sagenbildung mitgeführt. Man erzählt die Sage auch von der Insel Nordmarsch. „Vor alten Zeiten ist Nordmarsch an Föhr fest gewesen, und ist anfangs nur ein so kleiner Strohm durchhingeflossen, daß man trockenes Fußes auf einem darin liegenden Pferdekopfe hat übertreten können" (Camerer II 27).

295) „Hinrichs oder Klaas ist ein aus Mehl und Blut hergestellter etwa faustgroßer Kloß, der häufig noch mit Rosinen gefüllt ist. Solche Klöße werden nur hergestellt, wenn Schweine oder Gänse geschlachtet werden. Sie werden ebenso wie Blut- und Leberwurst gekocht, und dann entweder kalt gegessen oder in Scheiben geschnitten, gebraten und mit gestoßenem Zucker (resp. Sirup) übergossen, verzehrt" (Haas Schn 57). Nach Dähnert 186 nennt man „Stolte Hinriks die mit einer Füllung zugerichteten Gänse-Hälse". Ebenso BPV III 78. Die „aus Mehl (resp. Grütze) und Blut (Schweine- oder Gänseblut) hergestellten" Klöße werden auch Tollatsch genannt (BPV II 126). Dähnert 490 verzeichnet unter „Tollatschen eine Art von gefülltem Meel-Gebackenem auf Rügen". Sie gehören „seit alter Zeit

zu den Nationalgerichten der Rügianer" (Haas Schn 136), wie sich in Gesterdings Pommerschem Magazin 28 folgendes Distichon findet:

„Dicitur a tollo Tollatsch, Rugiana placenta;
Rusticus, hanc tollens, tollit ab ore famem."

Heute sind die Tollatschen auf Rügen ein mit Apfelmus, Pflaumen, Rosinen gefülltes Neujahrsgebäck (Haas RB 48). Bei den Inselschweden wird „das Blut der Rinder, Schweine und Schafe mit Roggenmehl zusammengeknetet und die so entstandenen Klöße (paltar, korbre, krubba) entweder gleich gekocht und gegessen oder in Därme gestopft, geräuchert und aufbewahrt" (Rußwurm II 53). Sie dienen besonders als Speise am Fastnachtsdienstag (ebda). Die Esten bezeichnen derartige Blutklöße mit „Keck" (Hupel 107), die Letten verstehen unter Palte „eine aus Blut, Fett und Mehl verfertigte in Wasser hartgesottene Speise" (Hupel 167). Auch in Jemtland ißt man „Roggenbrod mit Blut vermischt" (Schubert II 514). Nach Jb XXV 98 (Verzeichnis der bei Doornkaat fehlenden Wörter) sind „bloodballen aus Roggenmehl und Schweineblut geformte faustdicke Ballen, worin auch Speck und Grieben kommen". Das Tierblut, das genossen wird, ist landschaftlich verschieden. Zur Herstellung der Blutwurst wird „nördlich der Linie Braunschweig—Helmstedt das Blut aller Schlachttiere (Rind, Schwein, Schaf, Ziege) verwandt und Pottwurst bereitet. Südlich der Linie nur Schweineblut in Gestalt von Rotwurst" (Andree BB 221). Von den „Armen Hinrichs" sind die „Armen Ridders" zu unterscheiden. So nennt man „Scheiben von Weißbrod, die mit Eier und Milch beschlagen, und dann in Butter gebacken werden" (Dähnert 379). Ebso Brem Wb III 488, Schütze III 291, Frischbier II 229, Bock 52.

296) Der Glaube an die Heilkraft des Menschenblutes (Rochholz I 38, Wuttke DV 137) hat sich besonders in der Vorstellung erhalten, daß das Blut Hingerichteter die Fallsucht heile. Von einer Hinrichtung in Kopenhagen erzählt Wollstonecraft 210: „two persons came to the state to drink a glass of the criminells blood, as an infallible remedy for the apoplexie." Ebso Grimm DM 981, Strack 20, Urq III 4 (Skand.), Plettke 331, Drechsler II 306, ZrwV V 95 (Minden), XI 163 (Bergisch), SchAV VIII 314 (Einsiedeln); auch andere Krankheiten, wie Schwindsucht, vertreibt es (BPV I 63), wie es überhaupt heilkräftig ist (SchAV IV 4). Es ist segenbringend (Urq III 210, Bergisch), bringt Glück und lockt Käufer herbei (Urq III 50, Polen). Schon nach Plinius hist. nat. XXVIII 1, 2 tranken Fallsüchtige das Blut von Fechtern (Strack 7). Das Blut der Erhängten hat dieselbe Heilkraft (Urq IV 99, Siebenbürg. Sachs.).

297) Hibbert 579. „Entzieht man einer Hexe Blut, so verliert sie ihre Macht" Urq III 1, Skandinav.; III 211, Bergisch). Ebso Seligmann II 218 (Engld. und Schottld.). Verbrennt man Hexenblut, so muß die Hexe sterben (Naumann Gz 71). Mit dem der Hexe entzogenen Blut wird der von ihr Behexte geheilt, indem er es einnimmt oder damit gewaschen wird (Strack 11), indem er damit getrocknetes Brot ißt (Rußwurm II 216), oder indem es verbrannt wird (Müllenhoff SH 213).

298) In Cavallins 150 wird die behexte Prinzessin dadurch entzaubert, daß ihrem linken kleinen Finger drei Blutstropfen durch ein silberbeschlagenes Messer entzogen werden.

299) Der Pakt mit dem Teufel wird mit dem eigenen Blut unterzeichnet (Strack 6, BPB IV 141, Urq III 3, Skand., 269 Magyaren), eine Erinnerung an das germanische Menschenopfer (Wuttke DV 136). Das Blut wird dem Zeigefinger der linken (also herzseitigen) Hand entzogen (Wuttke DV 261, Ostpreuß.), dem linken Arm (Drechsler II 125) oder dem Mittelfinger der rechten Hand (Mikrälius IV 108, Temme 285). Den Para (den Drachen, Milch und anderes Gut zutragender Geist) erhält man, indem man auf eine Puppe drei Blutstropfen aus dem kleinen Finger der linken Hand fallen läßt und Zauberformeln dazu spricht (Castrèn 165). In Cavallius 288 werden die drei Zeugdocken dadurch belebt, daß auf jede ein Blutstropfen aus dem linken kleinen Finger fällt.

300) Das Ausspeien als Zauberschutz (Wuttke DV 138, Seligmann I 293, Strackerjan II 115, Drechsler II 13, Fehrle BV 27) war auch in der Antike bekannt (Stemplinger 77), besonders um den durch übermäßiges Lob befürchteten Schaden abzuwenden (Schindler 349, Andree P I 45).

301) „Sobald die Hebamme das Kind aus dem Bad genommen hat, muß sie dreimal hineinspucken" (Buschan SV IV 127), ebenso beim Herausnehmen aus dem Bett (III 380, Serbien). Bevor man sich ins Bett legt, spuckt man hinein (Urq III 56, Skand.; Seligmann II 210, Schweden). Ebenso wird in den Hut gespuckt, bevor man ihn aufsetzt (Seligmann II 211, Schweden).

302) „Läuft ein Hase oder eine Katze über den Weg, muß man dreimal ausspeien" (BPB VIII 116). Der Jäger spuckt zum Schutz gegen das Waldweib aus (Afzelius II 310).

303) „Wenn man etwas wichtiges vorhat, spuckt man in den Schuh, dann gelingt es" (Benecke II 514). Nach Plinius spiehen die Alten vor dem Anziehen in den rechten Schuh (Männling 237).

304) Simplic. sagt 457, er habe sich vor der Beichte gefürchtet, „wie der Teufel vorm heiligen Kreuz". Der Teufel fürchtet sich vor dem Kreuz: Andree BV 396, Müllenhoff SH 293, Kühnau II 581, 671, Tetzner 78, Litauen; es bannt ihn: Sartori WV 60. Löwis 11 schlug der Mann ein Kreuz über dem Baum, in den der Teufel entwichen war, „und der Teufel blieb für immer in dem Baume sitzen". Nach Naumann JV 231 machte der Bursche an der Stelle, wo das Gespenst in der Erde versunken war, um es am Wiederkommen zu hindern, „zwei Kreuze aus Holz und steckte sie dort in den Boden". Durch Kreuzschlagen wird der Berggeist in Stein verwandelt (Afzelius III 185). Den Kreuzweg kann der Teufel nicht überschreiten (Strackerjan II 8, Rußwurm II 268). Wie gegen den Teufel selbst, schützt es gegen alle bösen Mächte (Sartori WV 60, Strackerjan II 7), so gegen den Alp: Männling 315 („drey Alp-Creutze"); Kuhn 197 (auf Türschwelle); Woeste V 48 (Schlüssel mit Kreuz in Schlüsselloch gesteckt); 52 (Schuh kreuzweise übereingelegt mit Spitzen nach Tür); ZVfV XXIX 19 (Vossens Idyllen: „Wenn rückwärts nicht gestellet war mit Kreuzen ihr Pantoffelpaar"); Birlinger S I 129 (Arme kreuzweise legen); Drechsler

II 177 (drei Messer kreuzweise vor Tür); Männling 194 („wer 3 Creutze an die Thüren schreibe, bringe den Alp weg"); beim Baden gegen die Wassergeister: Kühnau II 269, Wuttke DV 50; gegen die Zwerge: Haas RV 33 (Brot und Getreide gekreuzt) wie gegen den Kobold: Toeppen 20 („das Zeichen des Kreuzes ist der sicherste Schutz gegen den chobold. Dies Zeichen trägt daher jeder Getreidehaufen auf dem Speicher, oder auf dem Boden"); gegen die Raganos (früher „Priesterinnen", jetzt Hexen; Tetzner 89, Litauen). Das Kreuzzeichen schützt das Vieh: Strackerjan I 63; Haas RV 44: jede Kuh erhält beim Austrieb ein Kreuz von Teer über die Stirne. „Fahren die Fuhrleute aus, so müssen sie erst vor die Pferde drey Creutze machen" (Männling 302). „Aberglaube ists, wenn die Fuhrleute, ehe sie ausfahren, mit dem Peitsch-Stocke 3. Creutze an die Erde machen" (Richter 56). Ebenso wird die Milch geschützt. „Der in den Milcheimer, damit sie nicht überschütte, gelegte hölzerne Teller muß in der Mitte mit einem hölzernen Kreuze bezeichnet seyn, so kommt nichts böses dran" (Schütze VI 268). Beim Brotbacken werden vor dem Einschieben und Ausschieben drei Kreuze vor die Tür gemacht (Haas RV 44). Zum Schutz des Neugeborenen wird es an die Wiege befestigt (Mogk 18). „Wenn die Kinder gefallen und eine Beule an der Stirne geworden, pfleget man solche Beulen mit einem Messer, darauff Creutze stehen, creutzweise zu drücken, im Vertrauen, daß kein sonderbarer Schade daraus entstehen solle" (Richter 21). Verzauberten gibt das Kr. ihre wahre Gestalt wieder. Nach Löwis 67 wurde die von der Hexe verzauberte Grafentochter erlöst, als ihr Retter „ihr das Kreuz um den Hals hängte".

305) „Kreuzknoten in die Stränge [der Pferde] gemacht, vertreibt den Spuk" (Bartsch I 192).

306) Hibbert 446.

307) Das Kreuz gilt als Abwehr gegen die Hexen: Bartels 51, Haas RS 93, Müllenhoff SH 213, Jensen 220, Strackerjan I 347, Drechsler I 109, Tetzner SL 238, Haupt-Schmaler II 223, Rußwurm II 106 („wenn ein Gebäude vollendet ist, zeichnet man auf die Thüren drei Kreuze mit Theer oder roter Farbe"), Buschan SV III 376 (Hausschutz in Rußland das rote oder weiße heilige Kreuz). Besondere Anwendung findet es als Hausschutz in der Hauptschwärmzeit der Hexen, der Walpurgisnacht. So werden in Schweden „die Thüren mit einem weißen Kreutze bezeichnet" (Molbech II 158). „Ehemals bekreuzte man überall Wege und Thüren, um die in dieser Nacht nach dem Blakulle ziehenden Hexen von sich fern zu halten" Schubert II 142). So auch Nilsson 9. Ebenso kennt man in Deutschland die Kreuze, „dergleichen die Weiber am Walpurgis-Abend gemeiniglich an die Thüren und Kästen mahlen" (Männling 303). „Den Abend vor Walpurge soll man drey Creutze an die Thüren schreiben, sonst können einem die Hexen Schaden thun" (Rockenphil. I 144). Die Sitte findet sich durch ganz Deutschland, „von Mecklenburg bis Steiermark" (EH Meyer DV 142). So Grimm DM 924, Buschan SV III 268, IV 78, Fehrle DF 63, Haas RV 42, Bartsch II 264, Benecke II 520, Strackerjan I 347, Andree VV 381, Heßler 327 (Schwalm), Kuhn 375, ZVfV I 181 (Brandenb.), VII 77 (Anhalt), Wuttke SV 324). In Schweden muß man

„am grünen Donnerstage Kreutze an alle Thüren machen, daß die Hexen keinen Schaden thun" (Linné I 331). Dieser Schutzzauber findet seine Anwendung ferner zu Ostern (Buschan SV III 261, Altmark), zu Karfreitag (Drechsler I 86), am Johannistag (Wuttke DV 78, Kück-Sohnrey 152 (Ostpr. Westpr., Pom.), Drechsler I 138, Toeppen 41, 73), zu Weihnacht (Drechsler I 30, Liebrecht 311, Norw., Rußwurm II 95), in den Zwölften (Tetzner 193, Masuren), zu Neujahr (Wuttke DV 64, Rußwurm II 99).

308) Stemplinger 77.

309) Der Kreuzdorn (Rhamnus cathartica) schützt gegen die Hexen (Wuttke DV 108), deshalb soll der Butterstab aus Kreuzdorn sein (Haas RV 43, VPV VI 158, Temme 342, Schulenburg 161); er schützt das Vieh (EH Meyer BV 137), wie die Menschen (Bartsch I 117: „alle Leute im Dorf tragen Kreuzdorn eingenäht"), gegen den bösen Blick (Seligmann I 285), hilft bei Geburt (Andree BV 286: bei schwerer Geburt dreimal über Vulva Kreuz schlagen; Hebamme muß immer Kr. bei sich tragen); dient zum Schatzentzaubern (Strackerjan II 74); wird am Himmelfahrtstage in drei Stallecken gesteckt zum Schutz des Viehs (Heßler 98, fränk. Niederhessen); wird zu Oster- und Notfeuer verwandt (Wuttke DV 108, Seligmann II 74); liefert die Wünschelrute (Wuttke DV 108, Meckl. und Old.; Strackerjan II 74); wird den Toten zur Abwehr gegen den Teufel in den Sarg gelegt (Festschr. Lemcke 235). „Die Hexe fängt an zu zittern, wenn man ihr ein Stück Kr. vorhält" (Andree BV 382), er vertreibt den Teufel aus der Hexe (Temme 293). Kreuzdorn, in der Johannisnacht von 12 bis 1 oder am Johannismittag von 12 bis 1 (Bartsch II 190) oder in der Karfreitagnacht (II 258) geschnitten, schützt das Vieh vor Unglück.

310) Hibbert 525. Die Sitte, Kleiderfetzen als Opfer darzubringen, ist weit verbreitet (Andree P I 59 (Lappenbaum), Birlinger S I 192, Schulenburg VG 24); auch Geld zu opfern, kommt überall vor (Schubert I 111: „in der Nähe von Assarum trifft man eine Quelle, in welche noch zu gewissen Jahreszeiten Kupfergeld als Opfer geworfen wird"; Temme 110 (Kapelle Levenhagen bei Greifswald): „sie meinen, es hülfe ihnen, wenn sie ein Opfer in die Mauer der Capelle hineinstecken"). „Even when the shrine [Our Ladies Kirk, Wiesdale Voe] had been destroyed, the supplicant would drop money among the ruins; . . . even at the present day, when the building is almost razed to the ground, the anxious fisherman still occasionally drops a pecuniary offering among its loose fragments" (Hibbert 464).

311) Scott, Minstrelsy of the scottish border I Vorr. 94. „Der Schotte nennt die Quelle auf der Spitze des Minch-muir in Peeblesshire die Käsequelle, Cheesewell, weil man Käse in sie zum Opfer hineinwarf" (Rochholz I 12).

312) Neocorus Ausg. Dahlmann I 560.

313) Hibbert 525.

314) Harris, Western Islands, sec. ed. 28. „Der curiöse D. J. F. Gronovius in Leiden hat mir in einem Briefe berichtet, daß die holländischen Grönlandfahrer, wenn sie auf den Wallfischfang ausgehen, allemal ein

paar Fässer Oel mit an Bord nehmen, welche sie in die See schütten, um die Wällen damit zu dämpfen" (Linné II 304).

315) Roberts 242.

316) Roberts 244.

317) Tac. Germ. 9, Müllenhoff DA IV 216. Vgl. Schrader II 138 ff., Mogk in Hoops III 366 ff., Grimm DM 37 ff., Golther 565 ff., RM Meyer 414 f.

318) Tac. Germ. 9, Müllenhoff DA IV 214. Vgl. Schrader II 56, Mogk in Hoops III 213, Grimm DM 35, Golther 561, EH Meyer GM 199, RM Meyer 412. Heusler in Kultur der Gegenwart Teil I Abt. III 1: Die Religionen des Orients und die altgerm. Religion. Leipzig 1923 S. 261.

319) In Müllenhoff SH 17 beruhigt sich das Meer erst, als der Königsmörder über Bord geworfen war.

320) „Die ganze Weihnachtszeit hindurch ist überall der Tisch gedeckt und ein großer Kuchen aufgestellt, der aber erst am 6. Januar gespeiset wird" (Schubert III 202). „Der bekannte Julegalt spielt noch an manchen Stellen seine Rolle" (Molbech II 163). „An mehreren Orten des Landes wird ein Kuchen gebacken, Weihnachtsschwein (Julgalt) genannt" (Afzelius I 9). Grimm DM 176; Höfler, Weihnachtsgebäcke, Suppl. Heft III der ZföV, 1905, S. 59; auch Julkuse genannt (ZVfV XII 437, Schweden). Bei den Inselschweden ist „Julgalt oder Weihnachtseber ein großes Brot von Roggen- oder Weizenmehl, 1½ Fuß lang, einem Schweine ähnlich gestaltet. In Runö backt man aus Gerstenmehl einen Widder mit gewundenen Hörnern und übereinander gekreuzten Vorderfüßen, der Julbuck heißt, und am Ende des Weihnachtsfestes, am Knutstage, verzehrt wird" (Rußwurm II 97). Auch andere Tierformen wurden dargestellt. „Julbröd dicitur panis, qui sub hoc tempore vario aromatum genere conditus, inque varias formas animalium pisciumque fictus apponi solet" (Ihre I 1009.) „In Schweden wird ein großer Haufe Gebildbrote vor jedem Mitglied des Hauses aufgestapelt; sie erhalten oft Tierform (Juleber, Julbock usw.)" (Nilsson 50). Wie man in germanischer Zeit auf den Eber ein Gelöbnis ablegte (Grimm DM 178, Niedner 45, Afzelius I 31), so legen „auf Runö Vater und Mutter auf den Julbock das Gelübde treuer Pflichterfüllung ab" (Rußwurm II 98). Weihnachtsgebäck, z. T. in Tierform, kennt man auch in Deutschland (Mogk 57, Buschan SV IV 38). „In den Bauerschaften um Borkum und Gehaien backen die Landleute zu Mittwinter ein gewaltiges Roggenbrot" (Sartori WV 137). Auf dem Westerwald nennt man „Christwies ein gutes Rockenbrod, das nicht viel gesäuert ist und von Christtag bis den heiligen Dreikönigstag von den Bauersleuten statt der Kuchen von Weitzenmehl genossen wird" (Schmidt Wb 43). Julfladen kannte man früher auch auf Föhr (Jensen 378). Zum Teil haben sich diese Gebildbrote auf Neujahr verschoben. Aus der „geschriebenen Chronik des Lucas David" teilt Bock 37 mit: „Wenn das Neujahr vorhanden war, backten sie vom Teige, den sie am Neujahrstage zugerichtet, Thierlein, als Hirsche, Rehe, Hasen, auch Menschen. Dieselben wurden in die Kacheln

der Ofen geleget, daß sie darinnen hart wurden. Die schickte ein gut Freund dem andern am Neujahrstage". Auch Frischbier I 238.

321) „Julstroh in Ställen, schützt Hühner und Gänse gegen Marder und Hexen, Kühe vor Krankheit" (Buschan SV III 240, Skand.). „Damit die Hühner die Eier nicht verlegen, werden Nester aus Weihnachtsstroh gemacht" (Wuttke DV 430).

322) Die Strohseile an den Bäumen, der Rest eines alten Baumopfers (Kück-Sohnrey 43), verbinden den Knotenzauber mit dem Opferzauber. (Es wird sich dabei wohl kaum, wie Tille 50 meint, um einen auf Weihnacht verschobenen Herbstbrauch handeln, der den Zweck hatte, die den Baum bedrohenden Larven und Insekten sich in das Strohseil sammeln zu lassen). Es wird schon von Alsso erwähnt: „cingebant arbores fructiferas cum albis straminibus" (Usener 61). „Schon um 1400 nachweisbar" (EH Meyer DV 206); im 16. Jh. belegt bei Beatus Strigentius in Post. Pars I 611 (Tille 50). „In der Christ-Nacht soll man nasse Stroh-Bänder um die Obst-Bäume binden, so werden sie fruchtbar" (Rockenphil. I 285). Ebenso Wuttke DV 131, EH Meyer DV 58, Bartsch II 228, VPV VII 176, Strackerjan I 106, Nf XIV 33 (Bremen), Drechsler II 81, 208, Birlinger S II 12, Urq V 119 (Dänemark), Buschan SV III 240 (Skand.), IV 40 (in Schweden Efeu- oder Mistelkranz); Julstroh um Bäume: Rußwurm II 96, Urq III 42 (Galizien). Oder das Umwinden geschieht in den Zwölften (Wuttke DV 64, Meisinger Einl. 56), zumeist zu Neujahr (EH Meyer DV 58, Haas RV 48, VPV III 185, IV 45, V 56, VII 176 (Schlesw.-Holst.), Benecke II 514, Andree BV 329, Heßler 92 (fränk. Niederhessen), 167 (Oberland), 219 (Hinterland), 325 (Schwalm), 381 (Kinzigtal), ZVfV I 179 (Brandenb.), Drechsler I 39, Schulenburg WV 133, Urq V 119 (Dänemark). Man benutzt das Stroh, auf welchem „die Grüzwürste getrocknet sind" (Schütze III 22). Zu Weihnacht werden „im Dänischen Wohld beim Wurstkochen die garen Würste auf einen Tisch gelegt, über welchen man Roggenlangstroh ausgebreitet hat und dieses Stroh wird um die Bäume gewunden" (VPV VII 176). Ebso EH Meyer DV 207, Bartsch II 229, ZVfV I 179 (Brandenburg). Oder man nimmt das Stroh, das auf dem Tisch ausgebreitet war, auf dem man das Weihnachtsmahl aß (Drechsler II 39), auf dem der Weihnachtskuchen gestanden hat (Kück-Sohnrey 43, Pom., Drechsler II 39: das „Kuchenstroh"), oder über dem gebetet worden ist (Bartsch II 228). „Aberglaube ist's, wenn man an solchem Christ-Abend bey Geniessung der so mancherley Speisen Stroh auff den Tisch decket und dann von solchem Stroh Bänder machet und um die Bäume knüpffet, im Vertrauen, daß so dann die Bäume nicht verletzet werden, sondern vielmehr desto fruchtbarer seyn sollen" (Richter 54). Hinter das Strohseil, das kaum „nur als die Hülle des Geschenks" (Knoop, Das Strohseil um die Obstbäume, in VPV VII 88) aufgefaßt werden kann, sondern selbst Opfer ist, kommt ein zweites Opfer, das aus Geld, Brot oder Backobst besteht (VPV V 56, VII 88, Kück-Sohnrey 43 (Pommern), Haas RV 48).

323) Ebenso Rußwurm II 96, Nilsson 48, Buschan SV III 240 (Skand.); in Galizien stellt man „am Weihnachtsabend eine Garbe in die Stubenecke,

breitet Stroh auf dem Boden der Stube aus und legt schließlich Heu unter das Tischtuch . . . Die Garbe drischt man nach Weihnachten aus und bewahrt die Körner zur Ausfahrt" (Urq III 42).

324) Das Vieh erhält es bei Austrieb (Nilsson 48), oder sonst (Bartsch II 227, Urq III 42 (Galizien)). „In Donatowo (Kr. Kosten) herrscht die Sitte, am Weihnachtsabend während der Abendmahlzeit ein Bündel Heu unter den Tisch zu legen. Alsdann werden von jedem der Anwesenden drei Löffel voll von dem Essen in das Heu gethan und ein ganzer Hering hineingesteckt. Am nächsten Morgen wird das Heu den Kühen vorgelegt, welche nun das ganze Jahr tüchtig Milch geben" (BPP VIII 40). Nach Schütze I 241 „meint der abergläubische Holsteinische Bauer, am Weihnachtsabend müsse gedroschen und dem Vieh, damit es fürs folgende Jahr gedeihe, von dem gedroschenen Stroh etwas gegeben werden". Einen ähnlichen Brauch erzählt Wessel 168: „De Buurlüde wachteden den Christawend, bet dat se de Sternen am Himmel segen: so drogen se Garwen in de Koppeln efte sus in de Lucht [Luft], dat se de Wind, Snee, Rip efte süs de Lucht beschienen konde, dat hetede man des Morgens Kindesfoot; dat deelde man des Morgens allem uth, sloch eine Garwe 2 efter 3 uth, und gaf den Swinen, Koien, Enten, Gense, dat se alle des Kindesfootes geneten scholden." Danach Dähnert 227. Bei den Inselschweden „gibt man es nicht den Kühen, weil sie sonst wild werden" (Rußwurm II 96).

325) Grimm DM 1036, Höfler in ZföV Suppl. Heft III 25, Afzelius I 9, Nilsson 51, Schubert III 396; in Schlesien wird der Christstriezel das ganze Jahr aufbewahrt und als Heilmittel benutzt (Drechsler I 34), man legt ihn bei Geschwüren auf (Hauffen Beitr. XII 116 (Böhmerwald)). Das westfälische Weihnachtsbrot wird bis Lichtmeß verwahrt und dann den Pferden gegeben (Sartori WV 137). In Rügen wird es das ganze Jahr aufbewahrt und den nächsten Neujahrstag dem Vieh gegeben (Haas RV 48). Wessel berichtet 169: Dadt nyejar dadt se backeden, dadt wart thom dele vorwaret bet de meyer meyen wolden, so ethen se darvon; meneden, se konden sick denne nen verdrot dhon". Dähnert 329, BPP V 55. Julbrot wurde in Schweden auch dem Getreide beigemengt. „Da backen sie auch noch heut zu Tage Kuchen, davon sie etwas unter den Saamen ihres Getraydes streuen, in Hoffnung, dadurch ein reiche Erndte zu erlangen" (Männling 205). Die Brosamen vom Weihnachtstisch „bey die Wurtzeln der Bäume geschüttet, soll die Krafft haben, sie tragend zu machen" (Männling 201).

326) Schubert III 396.

327) Whitaker, History of Manchester II 141.

328) „Das Berserkir Grabmahl . . . besteht aus großen Steinen an der Basis, aber die oberen Theile sind mit kleineren Steinen ausgefüllt worden, welche diejenigen, die diesen Weg gegangen sind, von Zeit zu Zeit darauf geworfen haben", ein Gebrauch, „welcher noch heut zu Tage im Norden von Schottland, in Schweden und in verschiedenen anderen Provinzen besteht" (Henderson II 70). Es war die einfachste Begräbnisart im alten Norden, „den Leichnam mit Erde oder Stein zu beschütten, oder unter einer Erd- oder Geröllbank zu begraben, und wer kein bedeutender Mann war, blieb unter dieser Bedeckung liegen. Man erinnerte sich hierbei der

Stein-, Erd- oder Zweighaufen über der Ruhstatt Erschlagener in deutschen Wäldern, auf welche jeder Vorübergehende einen Zweig oder Stein wirft" (Weinhold 488). Aus Furcht vor dem Totendämon „sorgte der Gegner, der einen Feind erschlug, dafür, daß dieser mit Erde oder vorläufig darauf gelegten Steinen verhüllt wurde" (Niedner 72). So warfen die Leute über den von Geistern getöteten Glam „Steine, wo er gerade lag" (Naumann JV 278). „Ueberhäufung der Leichen mit Steinen, Holz und Gestrüpp" findet sich auch sonst als Totenabwehr bei den Polarvölkern (Byhan 113). In Lappland „it was likewise usual formerly to raise a heap of stones over the spot, where the body lies buried" (Acerbi II 292).

329) Whitaker, History of Manchester II 141.

330) Am nördlichen Außenstrand von Hiddensee findet sich die Ortsbezeichnung „toter Kerl". (Haas JH 16).

331) Naumann PG 57.

332) Hibbert 547.

333) Hibbert 409.

334) Belege für das Vorkommen der Sitte in Deutschland stellt Grohne, Der Tote Mann, in NJV I 74—80 zusammen; dazu Urq I 121 (Schlesw.-Holst.), IV 173 (Northeim in Hannover), BPV II 51 (Nörenberg), 89 (Grünhof bei Regenwalde), IX 30, Nj VII 324 (Parchim), Hauffen Beitr. IV 2 159. ZVfV III 456 (Salzburg, dort Belege), Schulenburg WV 111, Drechsler I 308. Nach Jecht 115 ist „där tûte Mann ein bergmännischer Ausdruck für ausgebaute Schachtstrecken". Bei Reinickendorf in Brandenburg sah Rellstab 2 „drey Haufen Tannenzweige, wo Lenz seine gräßlichen Mordthaten und den Postraub beging, und wobey, nach hergebrachter Sitte, nun noch mancher Vorübergehende seinen Beitrag liefert". Aus Nerike berichtet Linné II 13: „Am Wege lagen zu beiden Seiten verschiedene Holzhaufen, zum Andenken unterschiedener hier im Walde verunglückter Personen; denn der Landmann hatte einen alten Gebrauch, an solche Orte, wo jemand unglücklicher Weise umgekommen ist, einen Stock, Zweig oder Stein zu werfen, wodurch diese Haufen entstanden und unterhalten worden sind". In Schottland „till lately the custom remained of heaping up cairns, not merely over the graves of the deceased, but wherever any person happened to die, although the might be elsewhere buried" (Heron I 215). In Arran „it is no longer a rule for the passing traveller to add a stone to the monumental cairn, still the heavy pile remains with all its ancient moss unviolated" (Macculloch II 318). Stewart I 93 berichtet: „A heap of stones was thrown over the spot, where a person happened to be killed or buried. Every passenger added a stone to this heap, which was called a Cairn".

335) Grimm DM 125, Wuttke DV 17.

336) Tac. Germ. 8, Müllenhoff DA IV 208, Grimm DM 329, Buschan SV IV 436, Strackerjan II 121.

337) Velleda: Tac. Germ. 8, Tac. hist. IV 61, 65, Müllenhoff DA IV 210, Grimm DM 334.

338) Die Bezeichnung „Hexe" tritt erst mit dem 17. Jh. auf, vorher wurden sie „Unholde", „Truten" genannt (Wuttke DV 150); in den Vierlanden „Hexe" zuerst 1646, vorher „Towersche" (Finder II 245). Menschenhund 38 spricht von einer „Trutte, Unholdin oder Hex".

339) Blocksbergfahrt: Menschenhund 95, Schindler 280, Grimm DM 878, Wuttke DV 76, Buschan SV III 268, IV 73, Haas RV 40, RS 93, Kuhn 375, Drechsler I 108, Kühnau III 21, Bartsch II 264, Müllenhoff SH 228, Finder II 200, 245, Strackerjan I 320, Benecke II 520, Andree VV 381. Vgl. Knoop, Blocksberge in Pommern in VPV III 4, Nachtr. 63, 96, 111, 174. Die Blocksbergfahrt findet zumeist in der Mainacht statt, doch auch in der Joh.nacht (Haas RS 93, VV 40, Müllenhoff SH 228), im Norden besonders in der Weihnachtsnacht (Afzelius II 333).

340) Buhlteufel: Grimm DM 890, Wuttke DV 153, Finder II 245, Wrede 134, Birlinger S I 155, ZVfV VII 189 (Steiermark).

341) Wisser, Plattdeutsche Volksmärchen, Jena 1919, Einl. 14 berichtet, daß etwa vier Fünftel seiner Sammlung ihm von Männern erzählt worden ist. „Wir haben demnach das hergebrachte Dogma, daß im Erzählen die Frauen den Männern übelegen seien, einfach über Bord zu werfen und das Gegenteil anzunehmen".

342) Nach Mikrälius II 97 „siehet man noch heutigen Tages bey stillem Wetter mitten im Meere gegen Danerow, eine halbe Meilweges vom Ufer, wie die Gassen in einer schönen Ordnung liegen". Gesterding, Pommersches Magazin 407 gibt einen Brief vom J. 1585, der einen Plan über die Anordnung der größeren Steine enthält. „Die Straßen und Gassen sind mit kleinen Kieselsteinen ausgelegt und gehen in einer großen Strecke fort, wo man waten kann, so wie ich selbst sahe". Nernst 68 berichtet, daß „Schiffer nicht selten in ihre Thore einsegeln", sie „sind aber alsdann verloren". Zöllner 123 erzählt, daß an zwei Stellen im Meere sich die Wellen mit großer Gewalt brächen, „wovon die Fischer versicherten, daß diese Brandungen durch den Widerstand verursacht würden, den die alten Mauern dem anströhmenden Wasser entgegen setzten". Nach Wehrs 18 handelt es sich dabei um Felsenklippen. „Auch hört man zuweilen noch die Glocken der Stadt dumpf zusammenläuten" (Nernst 68). Man kann sie jeden Abend hören, „wie sie tief unter den Wellen die Vesper läuten" (Temme 26). „Am Ostermorgen kann man die ganze Stadt sehen" (ebda).

343) Afzelius II 14.

344) Gothland „ist das eigentliche Schwedische Fabelland. Die nördlichen Bewohner des Landes wissen mehr von tapferen Thaten gegen die Feinde des Reiches, besonders gegen die Dänen zu erzählen, allein unter den Gothen . . . herrschen mehr Sagen von den uralten Helden des Landes, die sich noch oft auf dem Blakulla den Erdbewohnern offenbaren" (Winterreise 222).

345) Brand, Description of Zetland 122.

346) Afzelius II 224. Müllenhoff weist Nordalbing. Studien I (1844) S. 191 ff. nach, daß die Starkad-Sage eine altsächsische ist.

347) Nach Afzelius II 95 geschah Olaf Tryggwasens Todessprung „bei der kleinen pommerschen Swolderinsel, unweit Greifswald." „Die unglückliche Schlacht, nach der Olaf ins Meer sprang, fand am 9. oder 10. Sept. 1000 statt" (Haas JH 33).

348) Nernst 184 erzählt von einem alten teilnahmslosen Mütterchen, das „nur von Karl dem XII noch mit einiger Wärme sprach, als dessen sie sich aus ihrer frühesten Jugend erinnerte". Haas RB 36.

349) M. Liefmann, Kunst und Heilige, Jena 1912 S. 52.

350) Liefmann a. a. O. 141.

351) Liefmann a. a. O. 265.

352) Liefmann a. a. O. 204.

Volksſitte

1) Lauffer NB 92.

2) Richey 21 verzeichnet unter „Booksbüdel: Ein vorgeſchriebener Schlentrian in gewiſſen ſonſt willkührlichen Handlungen, welchen inſonderheit die Hamburgiſchen Frauen im Kopfe haben, und demſelben, bey allerhand Vorfällen im bürgerlichen Leben und Umgange, ſehr genau nachzukommen pflegen". Nach Dähnert 50 ſoll B. „von dem zierlichen Beutel, den die Frauen ehemals an den Seiten getragen, ihr Geſangbuch beym Kirchgehen darin zu ſtecken, hergenommen ſeyn". Ebſo Schütze I 126. In Bremen bedeutet „Aasbook, was in Hamburg der Booksbüdel iſt" (Brem Wb I 28). Für beide Bezeichnungen iſt nach Scherz 172 „etymon sat obscurum". Vgl. Schmeller I 198.

3) Kantzow II 405.

4) Kantzow II 406.

5) „In Schweden pflegt man vor jedem Mittageſſen ein Spitzglas Liqueur zu ſich zu nehmen" (Winterreiſe 46). Ebenſo ſagt Wollſtonecraft 23: „Every day, before dinner and supper, men and women repair to a side-table, and to obtain an appetite, eat bread und butter, cheese, raw salmon, or anchovis, drinking a glass of brandy." Dieſelbe Sitte berichten Acerbi I 67, Schubert I 91, Radcliffe 105. Nach Tocnaye I 36 bleibt „nach dem Sup jedermann einen Augenblick ſchweigend ſtehen; dieſer Augenblick iſt, wie man vorgiebt, der des Gebets. Die Landleute ſetzen einen ſehr hohen Wert auf dieſen Augenblick des Schweigens". Über die Bezeichnung „Günther" berichtet Tocnaye I 153: „Ein gewiſſer Capitaine Yunter, bacchiſchen Andenkens, hatte die Gewohnheit, vor dem Eſſen mehrere Gläſer Branntwein zu trinken. Ihm zu Ehren iſt es in allen Häuſern von Oerobro Sitte den Gäſten einen zweiten Sup zu reichen, den man Yunter-Sup nennt". Die Sitte iſt auch nach Schwediſch-Pommern verpflanzt. Nach Rellſtab 80 begann das Frühſtück „nach pommerſcher Art mit einem Schnaps". In Stralſund gehört „zu den eigentlichen oder vielmehr angenommenen Gebräuchen der ſogenannte Anbiß. Es wird nämlich, wenn die Geſellſchaft verſammelt iſt, Liqueur, nebſt ſpaniſchem und portugieſiſchem Weine (hier Portugies-Wein genannt) in kleinen Gläschen herumgegeben" (Zöllner 173). Nach Rellſtab 96 macht „den Anfang ein ſtarker Schnaps, welchen auch ſelten eine Dame, vom 14. Jahre an gerechnet, ausſchlägt. Alsdann folgen 8 bis 12 Aſſietten, von eingeſalznen und geräucherten Fiſchen mancher Art, auch wohl Eyer und ähnliche Dinge. Dies nannte man den Appetit machenden Anbiß. Alsdann erſt folgte die Suppe, der die übrigen Gerichte in gewöhnlicher Ordnung folgen". Koſegarten 361 führt an unter „anbêt anbitt, ein kleines Stück Speiſe, Vorkoſt zum Beginn des

Males". Ebso Dähnert 9. Molbech I 206 erzählt, daß er „fast über die Menge der Gerichte verzweifelte, welche nach Schwedischem Gebrauche in einer Reihe einander ablösen". „Dish after dish is changed in endless rotation" (Wollstonecraft 23). Dabei eilt man in Pommern nicht mit dem Aufstehen, „weil man glaubt, daß man bei Tische nicht ältert" (Zöllner 174).

6) In Norwegen wird während des Absingens des Nationalliedes „mit lautem Beifallsrufen auf den Fischfang der Finnmark, von dessen Erfolg der Wohlstand der Einwohner so sehr abhängt, beständig eine Gesundheit ausgebracht" (Capell Brooke 26). Bei den Slovinzen trinken „im Sommer die Kameraden jeder Abteilung in gehobener Stunde ‚auf Rechnung des ersten Winternetzes'" (Tetzner 416). Über das Gesundheittrinken in Mecklenburg erzählt Nugent I 174: „Jeder nahm ein großes Glas und nippte auf die Gesundheit eines jeden in der Gesellschaft, so lange, bis die Tour rund war, und dann wurden keine Gesundheiten mehr ausgebracht". Die alte Sitte des Willkommentrunks erlebte Graba 48 noch unter den Färingern. „Sobald der Färinger sieht, daß ein Fremder dem Hause sich naht, kommt er ihm vor demselben entgegen, reicht ihm die Hand und sagt: Willkommen, führt ihn dann in das Haus, geht stillschweigend zur Branntweinflasche, schenkt ein Glas voll ein, trinkt etwas davon, schenkt es wieder voll und überreicht es mit einem nochmaligen Willkommen".

7) Naumann Gz 100.

8) Fehrle DF 44.

9) Tac. Germ. 24, Müllenhoff DA IV 350.

10) Hibbert 554. Müllenhoff, Über den Schwerttanz, in Festgabe für Homeyer Berlin (1871) S. 109 bis 147 und Nachträge in Zeitschr. f. deutsch. Alt. XVIII 9 ff. und XX 10 ff. stellt Nachrichten über Art und Vorkommen des Schwerttanzes zusammen; weitere verzeichnet Ammann in Zeitschr. f. d. Alt. XXXIV 174 ff., Fehrle Badische Heimat I 161 ff. und von Detten Nf XII 405. Nach Sartori WV 147 ist „in der Bauernschaft Haddorf bei Bilk (Kr. Steinfurt) der letzte Vortänzer erst 1920 gestorben". Nach Höfer III 130 pflegen „in unserer Nachbarschaft die Inwohner des Stadels bey Lambach, welche durch Salzführen ihren Unterhalt haben, im Winter durch Schwerttanz, Stern singen, Winter und Sommerspielen, sich in der Gegend herum etwas zu verdienen". Naumann PG 124 ff., Untersuchungen zum Schwertfechterspiel unterscheidet einen norddeutschen und einen süddeutschen Typus (S. 125), die beide auf einen Urtypus zurückgehen (S. 133). Unter den außergermanischen Völkern besteht der Schwerttanz in Europa heute noch besonders auf dem Balkan (Buschan SV IV 310).

11) Auch die Inselschweden kannten „in früheren Zeiten den Mühlentanz, kuin-dans, bei welchem vier junge Leute sich an den kreuzweis gelegten Händen festhielten und sich dann wie Windmühlenflügel herumdrehten" (Rußwurm II 116).

12) Nach Grümbke II 82 wechseln beim Erntefest auf Rügen „rasche Walzer und Gesellschaftstänze mit einander ab, aber die alten Charaktertänze, als der Schustertanz, der Webertanz, der Winktanz werden selten mehr aufgeführt". Ebso Indigena 264, Haas RV 59. Der Webertanz

findet sich noch in Pommern und Mecklenburg (Buschan SV IV 311, Nf XI 185: Pagels, Alte mecklenb. Tänze und Tanzspiele). Nach Kück-Sohnrey 263 erscheinen beim W. „vier Weber tanzend auf einem Erntefest und wollen ihre Kunst zeigen: die beiden Lehrjungen setzen sich mit angezogenen Knien auf die Erde, Meister und Geselle stellen sich rechts und links neben sie, das Weberschiffchen, (ein Knittel) fliegt unter den Knien der Lehrjungen hin und her — plötzlich ziehen Meister und Geselle den Knittel mit einem Ruck nach oben, — und die Lehrjungen purzeln hinten über". Die Vorszenen sind dabei verschieden (Haas, Volkstänze in Pommern in BPV V 17 f.).

13) Beim Sch. setzte „das Mädchen seinen Fuß auf das etwas vom Boden erhobene linke Knie des Burschen, und dieser machte die Bewegung des Pechdrahtziehens" (Kück-Sohnrey 263). Ebso Wossidlo, Winterabend, 2. Aufl. Wismar 1905, S. 45; BPV IV 57. Oder der Schuster macht, in dem von den Tanzenden gebildeten Kreis sitzend, die Bewegung des Schuhflickens, indem er gegen seinen Hacken schlägt (BPV VI 150), oder es macht dreimal „jeder die Bewegung des Drahtziehens, indem er die beiden Hände gleichzeitig im Halbkreise nach rückwärts schlägt" (BPV VI 57), oder alle Tanzenden knien nieder (Jensen 324). Bestimmte Lieder werden zur Begleitung gesungen; das auf Usedom übliche lautet:

So treckt de Schauster den Draht ut,
Un so kloppt hei de Naht ut,
Un so fleiht hei den Plüggen doarin;
Dät is recht na minen Sinn" (BPV VI 58).

Abbildungen geben Nf XXV 561 und Buschan SV IV 311. Außer in Pommern findet er sich in Mecklenburg (Nf XI 185, Buschan SV IV 311), bei den Kaschuben (Tetzner 464) und in der Lausitz (Buschan SV IV 311; Seyffart, Aus Dorf und Stadt, Dresden 1920, S. 53). Annette von Droste-Hülshoff belegt ihn für das Münsterland (Sartori WV 97).

14) Müllenhoff SH Einl. 21. Wir müssen doch wohl den Tanz als Ausdrucksbewegung nicht nur der feierlichen Affekte, sondern auch mancher anderer, so besonders der Freude, wie auch reiner Zweckstrebung (wie z. B. Jagdtanz und Kriegstanz) ansprechen. Doch ist das Zweckmotiv zumeist ein kultisches. Vgl. Danzel, Kultur und Religion des prim. Menschen. Stuttgart 1924 S. 77.

15) Über den färöischen Ringeltanz sagt Graba 82: „Auf einer schmalen Brücke hatten sich 12 bis 16 Färinger bei der Hand angefaßt und gingen in der Runde herum, wobei sie zuweilen knixten. Die Musik bestand aus einem Gesange, den alle unisono anstimmten. Beides, sowohl Tanz als Tanzmusik, waren offenbar höchst einfach und erhoben sich nicht weit über den Naturzustand".

16) Lettice 140 beschreibt den reel folgendermaßen: „every man had his partner, and the number of couples, in each reel, seemed undefinite. The music and the dance began very temperately, in a kind of adagio movement. Each couple glided gently along, for two, or three rounds;

the motion increased by degrees till it became brisker and more lively; at length wonderfully rapid; and concluded like the German valt, by each pair joining hands and whirling round with a velocity continually accelerated, till the parties, growing giddy, began to reel and ended the dance, but when unable either to move, or even to stand any longer." Dabei „they love dancing to excess, and are the best country-dancers I ever saw and keep it up (as the phrase is) for hours, with a life, vivacity and spirit, of which you can have no conception" (Lady 132).

17) Ähnlich nennt Schubert III 46 den auf einer Dalekarlischen Hochzeit beobachteten Daltanz „mehr eine Promenade als einen Tanz, doch verschieden von der Polonaise; der Tanz wird zuweilen von Gesang begleitet, übrigens tanzt ihn jedes Geschlecht für sich".

18) „Man tanzt in Schweden gerne, viel und gut" (Schubert I 79), der Tanz ist „lebhaft und munter" (Radcliffe 177), er ist „der Gott des Landes" (Tocnaye I 151). „Will man recht schöne Gesellschaftstänze sehen, so muß man nach dieser Hauptstadt reisen" (Molbech II 131, Stockholm). In den Kontertänzen fand Molbech I 27 „eine größere Grazie und Kunst in der Bewegung, und bei den Tanzenden mehr Leichtigkeit und Zierlichkeit, Raschheit ohne Wildheit und lebhafte Munterkeit ohne Ausgelassenheit" (Lund). Nach Buchanan 73 übertreffen die Bewohner der Hebriden „an Geschicklichkeit im Tanz wahrscheinlich alle Völkerschaften". Auf den Färöern dagegen ist es nach Graba 76 „auffallend genug, daß man hier so wenig Talent und Geschmack für Musik findet". „Die Lappen tanzen nie" (Schubert II 293).

19) „Arn-Kollatsche" ist nach Dähnert 16 „der lustige Tag, der den Arbeitenden nach der Erndte gegeben wird". Ebso Sibeth 60, Kosegarten 159. „Kollatsch" ist dabei jedes Gastmahl, „so die Leute bei der Heimführung oder andern Vorfällen zu geben pflegen" (Bock 25). Ebso Frischbier I 404, Dähnert 67. Frisch I 171 verzeichnet: „Collatz coena collatitia wann gute Freunde ihre Speisen zusammentragen und verzehren". Nach Stalder II 121 bedeutet „Kollatz Frühstück", nach Crecelius 235: „kleines frugales, nur aus kalter Küche bestehendes Abendessen", nach Höfer II 153: „kollatzen Abends an einem Fasttag nur etwas kaltes genießen". Scherz 809 führt an: „Koletsch, Kolitsch placenta, panis albus"; nach Loritza 76 ist „Kolatsche eine Art Mehlspeise", nach Castelli 146: „Goladsch 'n Mehlspeise mit Zwetschkenmuus gefüllt", nach Crecelius 504: „Klätsch Teig, Kuchen aus geriebenen Kartoffeln und Mehl". Aus Österreich schreibt Nicolai V Beil. 106: „Kolatschen, ein rundes Gebackenes, wendischer Erfindung. Ist auch in Brandenburg und Pommern gebräuchlich". Andere Bezeichnungen für das Erntefest sind „Aufköst" (Danneil 7, Schumann 28); Dähnert, Pommersche Bibliothek V, 1756, S. 176 schreibt: „Noch jetzo ist es in Pommern gebräuchlich, daß am Erndte-Dankfeste, oder an einem andern Tage, denen Knechten und Mädchen, von der Herrschaft eine Freuden-Mahlzeit gegeben, dabey ein Tanz gehalten, Braut und Bräutigam vorgestellt, und Kränze gebraucht werden, und das heisset die Auft-Köst". Ferner „Arndtbeer" (Schütze I 49), „Knechtebeer" (Schambach 105), „Vergodendeel" (Danneil 238), „Seckelbier" (Mark, Duller 107), „Sichellege" (Stal-

der II 373). Nach Frischbier II 392 bezeichnet „Talk freiwillige Hilfsarbeit, die man dem Nachbar leistet und welche nicht mit Geld, sondern mit Speise und Trank und einem Schmaus vergütet wird". So ist „Korntalk" der der Ernte folgende Schmaus. Auch Hupel 235 verzeichnet „Talkus Schmaus nach der Arbeit". In Litauen bezeichnet „Rugiu talka Roggenschnittschmaus" (Tetzner 76). Bei den Inselschweden ist „Talkus (tal 'ko, ehstn. talkus) eine Art Arbeitsfest, zu welchem für reichliches Essen und Trinken freiwillige Arbeiter zusammenströmen" (Rußwurm II 55). In Ostpreußen wird der Ernteschmaus auch mit „Plôn" bezeichnet (Frischbier II 160). Landschaftl. Bezeichnungen stellen zusammen EH Meyer DV 233, Sartori SV II 94, Anm. 3. Nach Grümbke II 80, Indigena 262, Duller 118, Haas RV 56 f. zerfällt auf Rügen das Erntefest in drei Stufen, das Strikelbeer, das nach dem Abmähen des letzten Korns mit Schmaus und Tanz gefeiert wird, die Binnelklaatsch oder Binnelgrütt, nach dem Binden der letzten Garbe ohne Tanz begangen und das Hauptfest, die Ornklaatsch. Strasburg II 49 berichtet über das westfälische Erntefest: „Wenn die letzten Wagen mit Getraide nach Hause geführt werden, so bekränzt man die Stiere an den Wagen, und umwindet ihre Hörner mit Bändern. Auch die Knechte und Mägde sind mit Sträußern und Bändern geschmückt, und unter lautem Jubel ziehen sie in die Scheunen ein, wo ein Abendschmaus ihrer wartet, und dann auf der Tenne bis zum nächsten Morgen getanzt wird. Selbst die Dienstherren und ihre Kinder mischen sich in die Reihen ihres Gesindes". In der Lüneburger Heide findet diese vom ganzen Dorf gemeinsam gefeierte Festlichkeit noch vereinzelt abwechselnd in den Bauernhäusern und nicht im Wirtshaus statt (Kück 153, Benecke II 374). Eine ähnliche Abstufung wie auf Rügen findet sich auf Island. „As soon as the hay around the house is secured, the farmers give a feast, or harvest-home . . . When the whole hay-harvest is finished, another feast takes place, when a fat sheep is killed" (Mackenzie 276).

20) „Prager Musikanten" (Königsberg) und „Prager Studenten" (Danzig) heißen die herumziehenden Musikanten, früher meist böhmische Bergleute, nach ihrer Zahl auch „sieben Brüder" (Frischbier II 175); Müller-Fr. I 142 führt an: „Prager, herumziehende Musikanten, meist als böhmische (aus Prag kommende) verstanden . . . Prager Studenten". Nach Jecht 80 ist „Prâcher, Pracher Kollektivname für wandernde Bettelmusikanten". Danneil 160 verzeichnet „Pracher Muscanten herumziehende Musikanten", wobei vielleicht jedoch Pracher von rotwelsch prachern abzuleiten ist (Müller-Fr. a. a. O.). Aus Bad Nenndorf berichtet Knigge 158: „Böhmische Musicanten, von denen ein Paar recht brav spielt, fiddeln und blasen uns bey Tische und in der Allee etwas vor". „Da kamen Straßenmusikanten, böhmisches und pfälzisches Volk, zu zwölfen und zwanzigen" (Gorch Fock, Seefahrt ist not! Hamburg 1922, S. 121, Finkenwärder). Ähnliche Belege bei Müller-Fr. a. a. O.

21) Sartori SV II 5.

22) Schmeller II 763.

23) „Bossеln": Wachter 194, Frisch I 121 und Scherz 176: conis ludere, hat sich bis auf die neueste Zeit überall im volkstümlichen Sprach-

gebrauch erhalten: Frischbier I 99, Dähnert 51, Sastrow II 167 (Voß), Danneil 23, Richey 21, Schütze I 133, Finder II 38, Schumann 74, Brem Wb I 123, Strodtmann 351, Schambach 17, Jb XXIX 146 (Quedlinburg), Frommann VI 51 (Lippe), Schmidt Wb 45, Fulda 45, Keller 17, Albrecht 92, Müller-Fr. I 140, Frommann V 52 (Fallersleben), Neubauer 39, Höfer I 120 (budeln), Schmeller I 294, Kluge 65, Grimm Wb II 265; Stalder I 203 und Schöpf 51 kennen es nur in der Bedeutung „schlagen, stoßen". Als „Dsbooſſeln" (Schütze II 202) findet sich Name und Sache an der deutschen Nordseeküste bis nach Holland hinein (Buschan SV IV 316), besonders an der Schlesw.-Holsteinischen Westküste (Buschan SV III 247, IV 52, Weinhold 294, EH Meyer DV 128, Urq III 102, Kück-Sohnrey 271; auch „Klootschießen" genannt: Nf VIII 162, X 195, Duller 187, Weinhold 294, Kück-Sohnrey 271). Ein ähnliches Spiel ist das Eisschießen in Tirol (Hörmann 468) und Bayern (Buschan SV IV 316). „Bosselbahn" hat sich als Flurname erhalten (Andree BV 131). In Hamburg gab es „bey der großen Michaeliskirche auf einem großen Platz" einen „Boßelhoff" (Nugent I 47), „allwo die Engländer sich mit ihrem Jeu de boule zu erlustigen pflegen" (Richey 21). Nach Kleemann 182 befand sich „in Hildesheim schon am Ende des 14. Jhs. ein Boslek, ein solcher Spielplatz zum Bosseln."

24) Ähnlich ist das Schweizerische „Pottschen, ein Spiel, das mit Kugeln gespielt wird, und darin besteht, der nächste an einer vorausgeworfenen Kugel zu seyn" (Stalder I 211).

25) Buschan SV IV 314, EH Meyer DV 126 (Bremen).

26) „Wenige unter den heiligen Märtyrern haben unter dem schwedischen Volke eine solche Berühmtheit erlangt und sind in den Volksliedern und Sagen so gefeiert worden, wie dieser Staffan . . . Er liebte die Pferde sehr und verstand sie zu warten . . . Er besaß fünf Pferde, . . . wenn eins ermüdete, bestieg er ein frisches . . . Alle Knechte in Helsingland wollen großthun mit ihren Pferden. Sie stellen einen Ritt an, der dem des heiligen Staffan gleichen soll, welcher ganz Helsingland so rasch durcheilte. Die Reiter werden Staffans-Männer und ihr Spiel Staffans Ritt genannt. . . . Vor den Thüren oder Fenstern der Nachbarn singen die Staffansmänner ihr Lied" (Afzelius II 92 ff.). Der Stephanstag heißt im Norden „der große Pferdetag; man bringt an ihm den Rossen geweihtes Futter . . . Der Steffansritt ist ein im ganzen Lande gebräuchlicher Umzug" (Nilsson 55). Zum Andenken an den Heiligen leerte man dabei „Staffanskannä" und trank „Staffansminne" (Buschan SV IV 44). „Diese Sitte des Wettreitens ausgekleideter Knechte ist am Frühmorgen dieses Tages wenigstens in Nordschonen noch üblich" (Schubert III 392). „An einigen Orten, namentlich in Norrland, gehen am zweiten Weihnachtstage die sog. St. Stephansmänner umher, den Festgesang der drei Weisen anstimmend; in anderen Gegenden, z. B. in Schonen, geschieht dies am 6. Jan." (Schubert III 392). Die Wettläufe finden ebenso in Finnland statt (Schubert III 448). Nach Castrèn 118 wurde „als Beschützer der Reise der Gott des Weges unter dem Namen Malka-Teppo (Reise-Teppo) angerufen, ein Name, in dem sich deutlich der christliche

Stephan erkennen läßt". In dem Pferdewettritt haben wir Reste von Kulthandlungen zu erblicken, die das Christentum im Norden auf den nordischen Märtyrer Stephan übertrug unter Beibehaltung der jedenfalls heidnischen Auftrittszeit zum Julfest. Im germanischen Süden wurden sie auf den ersten Märtyrer Stephanus, dessen Evangelium am 2. Weihnachtstag gelesen wird, und an dessen Stelle im Norden erst später der nordische Märtyrer getreten ist, übertragen. Dabei kommt nach Tille 40 der Stephanstag urkundlich vor dem 14. Jh. nicht vor. In der Gegend von Graz war früher das Stephansreiten üblich (ZföV I 251). Im württembergischen Backnang reiten die Burschen über drei Markungen (Rück-Sohnrey 41), in Franken über neun Raine (Wuttke DV 451, EH Meyer DV 253); durch das Ausreiten sichert man die Pferde in Schwaben vor Behexung (Wuttke DG 69, Seligmann II 326); man reitet sie zur Tränke (EH Meyer DV 212), umreitet mit ihnen in Bayern Kapellen (ZVfV I 305), man opfert für sie (Drechsler II 116), man läßt sie selbst (Hörmann 238, Fehrle DF 9) oder den Hafer für sie weihen (Buschan SV IV 44), die Pferdebesitzer schenken den Armen „das Stephansbrot" (Sartori WV 138), man umreitet mit den Pferden dreimal die dem hl. Stephanus geweihte Kirche und gibt den dabei mitgeführten Sack Getreide dem Küster als Opfergabe zum Schutz gegen Pferdekrankheiten (ZrwV XII 258, Kessel in Cleve). Reiterspiele fanden auch auf Föhr statt (Jensen 382). Nach Schütze III 200 nannte man „Peerdesteffen eine alte Gewohnheit, da sich mehrere Menschen in der Stephans-Nacht vereint in der Leute Häuser begeben, um deren Pferde zu putzen, und auf denselben auf der Hausflur herumreitend auch anderen Lärm zu machen. Die aus dem Lärm geweckten Hausbewohner müssen diese Possen- und Unruhmacher mit Bier, Branntwein usw. bewirten". Besonders früher war es üblich, am Stephanstage den Pferden die Ader zu schlagen. „Auff S. Stephans-Tag ist gut den Pferden Ader zu lassen" (Jacobi VII 13). Ebso Richter 94, Männling 204, Castrèn 328 (nach Boecler, Über der Ehsten abergläubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten), Schindler 258, Birlinger S I 379, EH Meyer DV 253. So sagt Simplic. 433: „Mein Kragen und Koller sahe so blutig aus als wie vor eines Schmieds Notstall am St. Stephanstag, wann man den Pferden zur Ader läßt". Vgl. über den Stephansritt Sartori SV III 51, Mannhardt, Wald und Feldkulte I 402 ff.

27) Nach Wehrs 89 wird auf dem Darß eine bekränzte leere Tonne zwischen zwei Pfählen aufgehängt, unter der die geschmückten Reiter hindurchreiten und mit einem Knittel die Tonne zu zerschlagen suchen. Wer das letzte Stück abschlägt, ist Tonnenkönig. Danach Temme 351, Duller 118, VPV VII 112 ff. (Haas, Das Tonnenabschlagen in Neuvorpommern). Haas stellt a. a. O. die Orte zusammen, in denen das T. 1898 noch gefeiert wurde. In Stralsund wurde es 1900 sogar von Radlern ausgeführt (VPV IX 108). Wer nach Urq V 30 bei dem T. in Wustrow auf Fischland (Mecklenb.) den letzten Stab [-Daube] wegschlägt, ist „Stäbenkönig", wer den Boden wegschlägt, der Haupt- oder „Bodenkönig". Vgl. Rück-Sohnrey 138, Buschan SV IV 96, Haas RV 55. Man kannte es auch in Schlesw.-Holstein, wo es um Pfingsten geübt wurde (Müllenhoff SH

13). In Dithmarschen wurde das „Hân ut de Tünn smieten" noch Mitte der fünfziger Jahre beobachtet (Urq V 289). Wie es um Barth auch „Tonnenfeste zu Fuß" gab (BPV VII 131), so beschreibt Meyer Darst. 256 deren eines in Holstein. „Beim Katzenschlag wird die Katze in eine kleine Tonne eingesperrt. Dem mit einem tüchtigen Knüppel bewaffneten Schläger werden die Augen verbunden; er wird einige Schritte von der Tonne entfernt, und dreimal im Kreise herumgedreht: nun tappt er wieder einige Schritte vorwärts und holt, auf die Tonne losschlagend, gewaltig danach aus: trifft er nicht, so folgt ein anderer, bis einer den Glücksschlag thut, die leichte Tonne zersprengt und dadurch die Gefangene befreit . . . In andern Distrikten sperrt man ebenso eine Taube in eine schwebende Tonne. Hiernach wird geritten". Das dänische Tonnenabschlagen beschreibt Wehrs a. a. O. Nach Nilsson 68 war es „in Schonen und Dänemark bis in die jüngste Zeit ein beliebtes Spiel" zu Fastnacht. Vgl. Sartori SV III 213 (Stechen nach Faßreifen).

28) Schon im alten Norden ward „das ringen (glîma, fâng) eifrig betrieben" (Weinhold 303, ebso Niedner 47). Auf Island ist „Gliimu-List eine Art von Ringen, welches in verschiedenen behenden und geschickten Schwingungen mit den Füßen und Händen besteht" (Olaffen I 24). „When the weather is so stormy, that the fishermen cannot venture to sea, they frequently amuse themselves by wrestling" (Mackenzie 120). Ebenso gewährt es den Lappen „großes Vergnügen, im Ringen miteinander ihre Kraft zu versuchen" (Schubert II 293). Dasselbe gilt für die Alpenvölker. Dort hat „jede Ringart ihre eigene Benennung" (Stalder II 365). Man bezeichnet sie als „Hosenlupfen" (Schmeller I 1181, Stalder II 57, Schöpf 276, Hörmann 445, Buschan SV IV 318, EH Meyer DV 129), als „Hosenrecken" (Schmeller a. a. O., Duller 60, Tirol, EH Meyer DV 129), als „Hoselen" (Stalder II 57), als „Schwingen" (Stalder II 365, Hörmann 445, Buschan SV IV 318), in Tirol als „Robeln" (Schmeller II 10, Hörmann 445, Schöpf 560, Unger 506, Loritza 86), als „Rankeln" (Schmeller II 123, Unger 491, Buschan SV IV 110), als „Mangeln" (Loritza 86). Hupel 32 und Bergmann 12 verzeichnen „Brasseln zum Zeitvertreib ringen", verwandt mit schwed. Brottas (Dähnert Sw 14). Nach Frischbier II 241 bedeutet in Westpreußen „Auf Sabarje ringen in der Art ringen, daß man sich gegenseitig an die Zipfel der Rockkragen faßt". Sibeth 109 hat „wräuschen ringen"; Brem Wb V 297: „wreussen"; Stürenberg 336: „wrösseln"; Schumann 84: „wrooschen rastlos arbeiten", Ziegler in Richey 429: „wrökeln, Händel suchen".

29) Jaegermann, Reise durch Holstein, S. 56 sagt über die Halloren: „Außer mehreren Eigenthümlichkeiten besitzen diese Menschen eine große Fertigkeit im Schwimmen und Untertauchen, so, daß sie eine kleine in die Saale geworfene Münze mit geringer Mühe aus dem Grunde des Stromes wieder heraufbringen, um diese Kleinigkeit als Trinkgeld zu verdienen".

30) Nach Kück-Sohnrey 192 drehen sich im württembergischen Mergentheim „die Burschen tanzend um einen Maien, indem bei jedem Umtanz ein anderer eine Fahne trägt. Am Baum hängt ein Stück brennenden Schwammes mit einem Schwärmer. Wer beim Platzen des Schwärmers die Fahne

trägt, hat den Hammel gewonnen". Bei dem Hammeltanz zu Hornberg (Gutachtal) hängt in einem Reif ein gefülltes Weinglas an einer Lunte (Duller 322, Buschan SV IV 307), zu Stein in Baden hängt das Glas mit einer Schnur an einem brennenden Licht (EH Meyer BV 189), wobei das beim Fallen des Glases tanzende Paar den Preis erhält. Es handelt sich um einen Frühlingsbrauch (EH Meyer DV 145), in dem sich Kultreste bergen. Andere Orte, in denen der H. noch getanzt wird, bei EH Meyer BV 189, und Reg s. v. Hammeltanz; Sartori SV II 98, III 252 Anm. 49.

31) Nach Mogk in Wuttke SV 308 lebt in den Schützenfesten „der Einzug des Pfingst- und Maikönigs fort". „Die Heimat der Schützenfeste ist die Stadt. Von den Städten, insbesondere den Hansastädten Norddeutschlands, wo sie gern in Verbindung mit dem Pfingst- und Maigrafenfeste gefeiert werden, drangen sie allmählich auf das flache Land" (Kück-Sohnrey 131). Nach Camerer I 53 haben „auf dem Alavenberge die Helgoländer allerhöchsten Ortes Freyheit erhalten, eine Vogelstange zu errichten, und nach dem Vogel zu schießen. Im J. 1752 nach Johannis ist die Vogelstange errichtet worden". Als Zielvogel wurde gern ein Papagei verwandt, weshalb man die Belustigung Papageienschießen (Bartsch II 283, Rostock 1466), in den Vierlanden Gojenschießen (Finder II 203) nannte. Es wird noch heute zu Pfingsten gefeiert: Drechsler I 131, Strackerjan II 48, 51, Wrede 270, Sartori SV III 212.

32) Sastrow III 9 beschreibt die Sitte des Steingangs als „fast der letzteste Breutigam, so auf den Stein ging" folgendermaßen: „Auf den Nachmittag nach dreyen, als auf den Abendt die Hochzeit angön solte, versamlten sich die geladen, unnd dem Breutigam Beistandt leisten wölten, zu jhme; gingen nach dem Marckete nach der Seiten der Schuestraßen, der Brautmann zwuschen zwen Burgermeistern, oder, so die nicht vorhanden, den Fürnemsten in dem Proceß. In der Tühren auf der Schwellen des Haußes, recht auf der Schuestraßen Ortte, lag ein vierkantig Ehlstein; dar gingk der Brautmann allein hinauf, die andern alle blieben ungefehr fünfzig Schrit zuruck in ordine, wie sie gangen. Da stund der Brautmann gar alleine, unnd die Spielleute midt jren Pfeiffen, unnd hoffirten jhme, etwan ein Par pater noster lang; kam als dann der Breutigam wider herunter . ." Nach Deecke, Lübische Geschichten 222 mußte der Bräutigam, wenn er ein Junker war, sich 8 Tage vor der Hochzeit in einem „Beischlage am Rathause" eine Stunde lang ausstellen. Als Ortsbezeichnung kommt der breite Stein im Stralsunder Stadtbuch wiederholt vor (Krbl III 87). In Dithmarschen und Hannover ist noch von dem, der sich verheiraten will, die Redensart üblich: „Ick mott up den breeden Steen" (Nf VII 126). Ebenso bezeichnet nach Dähnert 459 „Up'n breeden Steen staan zur Trauung stehen". Nach Schambach 32 besagt dasselbe Gevatter stehen. Ebso BPB I 166 (Zwilipp), X 16 (Kr. Stolp), Nf VII 126 und 242 (Dithm. und Hannover). Vermutlich mit dem „Br. St." in Zusammenhang steht die Sitte, nach der alle Brautleute aus Putgarten auf Wittow, wenn sie aus der Kirche kamen, dreimal um einen großen Stein, den Teufelstein, gehen mußten (Haas Schn 70 und BPB VI 124). In Göhren auf Mönchgut pflegte die Hochzeitsgesellschaft nach einem etwa 1000 Meter vom Ufer im

Meer liegenden Stein, dem Buskamen (Gottesstein), in Booten zu fahren und auf ihm zu tanzen (Haas Schn 70, Haas-Worm 89). Auf diesem „Brédstên" sollten die Seejungfern zuweilen ihre Rundtänze abhalten (Haas-Worm 98). Das von Arndt beschriebene Pfänderspiel findet sich auf Rügen (BPB I 6) und in Zwilipp (BPB I 166). Der Br. St. tritt ferner in Volksreimen noch auf. So heißt es in einem Wiegenliedchen von der Braut:

„Gestern was f' in Schiwelbeen,
Hüt steiht se up'n breeden Steen — —"
(Festschr. Lemcke 254)

und in Mecklenburger Tieranrufen:

„Stork, stork langebeen
steist up'n breeden steen . . ." (Wossidlo II 175),
„Kukuk up'n breeden stein
wolang fall ick noch jungfer sein?" (Wossidlo II 178),
„Kukuk an 'n breeden steen,
hest mien lütt diern nich sehn?" (Wossidlo II 178).

Ebenso in Strophe 8 von A's Fassung der „bedragenen Jungfer" (s. S. 233)

„Ick sett mi up den breden Steen
Will mi de Ogen ut wennen,
Dat alle annern kregen en'n
Un ick alleen kreeg kenen,"

die, zumeist als alleinstehender Vers, in vielen Varianten verbreitet ist: Nf VI 291 (Dithm.), X 126 (Lüneb. Heide), Benecke II 669, Kück 25, Finder II 295 (= Krbl III 73), Wossidlo II 220, BPB I 166 (Zwilipp), Wegener 189. Vermutlich ist das Blaubartlied „Mariechen saß auf breitem Stein" (ZVfV XVII 412) mit seinen vielen Varianten auch hierzu zu ziehen: Wegener 198, Urq II 113 (Duisburg a. Rh.), Heßler 56 (fränk. Niederhessen), ZrwV IV 49; dazu die Varianten, die nur den „Stein" anführen: „Mariechen saß auf einem Stein . . ." Wehrhan 42, ZVfV IX 393 (Uckermark), Andree VV 447, Wrede 161, ZrwV VI 95, VII 261, EH Meyer VV 58. Nach Wehrhan (Nf XVIII 598) ist mit dem „Breiten Stein" oder dem „Stein" der „Gerichtsstein unter der alten Dorf- oder Gerichtslinde" gemeint. „Hier wurden Anklagen gegen den Übertreter der Gesetze vorgebracht, wie es ja auch Anna bei ihrem Bruder gegen den Jäger tut". Vgl. die Zusammenfassung von Hans Ruhe in Krbl XXXIV 36 ff.

33) „Auf dem Kirchhof Kegel spilen muß eine besondere Liebhaberei gewesen sein. Anno 1692 wird eine Gesellschaft junger Bürger, welche auf dem Kirchhof gekegelt hatten, jeder um 5 Schillinge bestraft" (Birlinger S II 508). In Straßburg wird 1738 den Kindern „das Lärmen vor der Kirche während des Gottesdienstes verboten" (Boesch 62). In Bern verbot der Rat den Knaben 1560 „das Kluckern mit steinernen Kügelchen auf dem offenen Platz des sog. Kirchhofs" (Boesch 73, Wehrhan 102). „Bis

die Sonne sank, spielten die Kinder vor den Straßentüren und auf den Kirchhöfen, auch die Erwachsenen vergaßen die Würde des Friedhofs, wenn ein Spielmann mit Geige oder Sackpfeife an dem Zaune lehnte, oder ein lustiger Geselle die Weise pfiff. Dann tanzte alt und jung neben den Gräbern, jauchzte heidnisch um das Gotteshaus und sprang den Reigen" (Freitag, Bild. a. d. deutsch. Verg. 1922 II 1, S. 140). In den Vierlanden kam auf dem Kirchhof besonders die junge Welt am Sonntag zu ausgelassenem Scherz zusammen" (Finder II 122). „Bis in die sechziger, ja siebziger Jahre des vorigen Jhs. diente er noch als Spiel- und Tummelplatz für die Jugend" (Finder II 125). Auf Eriskay ist der Friedhof „so nea the houses, that reverent treatment of the graves, where children play . . ., is scarcely possible" (Goodrich 194).

34) Jhre I 1009; Molbech II 163. — Über das Papstspiel vgl. Schulze-Sssymank II 167, Kluge, Bunte Blätter, Freiburg 1908, S. 101 ff.

35) Bei den Inselschweden „blinn-wisa oder kush-krubb" (Rußwurm II 113).

36) Tac. Germ. 24, Müllenhoff DA IV 352, Mogk 6.

37) Dähnert 63 führt an: „De beste Buur das Lenter Spiel", Schütze III 26: „Lenter, das Volks-Kartenspiel: besten Buur". Besonders beliebt sind Kartenspiele im Norden. „Ladies and gentlemen, old and young, neither think nor dream of any things but cards" (Acerbi I 46). In Stockholm „no person is looked upon as sociable and pleasant, unless he knows to play at boston" (Acerbi I 47).

38) „Doppeln" neben Würfeln auch für Kartenspielen verzeichnet: Frischbier I 128, Bock 7; für Spielen: Hupel 51, Bergmann 17, Danneil 37, Dähnert 79, Schütze I 264, Richey 32 („spielen, insonderheit im Brete"), Brem Wb I 217, Fulda 65, Schmeller I 528; für Würfeln: Scherz 248, Strodtmann 39, Stürenberg 35, Kosegarten 390, Hönig 34, Schöpf 86; „Dobelstein" haben Leihener 21 und Frommann II 310 (Köln, 15. Jh.). Grimm Wb II 1268, Kluge 95. In der Schweiz bezeichnet „Döbelen ein Kinderspiel, wo man ein Loch in den Boden gräbt, und nach demselben mit Bohnen wirft" (Stalder I 285). — Paschen: Die Karten mischen (Frischbier II 123).

39) Nach Albrecht 88 ist „Bêt der Betrag, den man für ein verlorenes Spiel als Einsatz zum neuen zahlen muß". Sibeth 6 verzeichnet „Beet maken Bete machen beim Kartenspiel"; Danneil 121: „Labêt beim Kartenspiel soviel aus das üblich Bête"; „Bêt sinn, das Kartenspiel verloren haben" (Hönig 14, Jecht 8, Albrecht 157, Müller-Fr. II 128, Schöpf 556, Lexer 171, Schmeller I 1402). Nach Unger 422 ist „Labétt ein Kartenspiel, bei dem jeder Spieler drei Karten erhält und eine Trumpfkarte aufgeschlagen wird". In Ost- und Westpreußen ist „Kuttel beim Kartenspiel die gemeinsame Kasse" (Frischbier I 452).

40) Mit dem Essen scharfer Speisen wird vermutlich Dämonenabwehr beabsichtigt.

41) Über die „Wochensuppen" vgl. Sartori SB I 28.

42) Kondziella 5 und 87. Heyne III 326.

43) Tac. Germ. 20, Müllenhoff DA IV 315.

44) In Essen verbot „eine ja an sich heilsame Vorschrift, einem Kinde Branntwein zu geben, da es dann zeitlebens ein Zwerg bliebe“ (ZrwV X 182). Nach Fehrle BV I 1 ist „das Volk geneigt, den kleineren Wuchs der Bevölkerung des Renz- und Kinzigtales auf ausgiebigen Schnapsgenuß zurückzuführen“.

45) Sartori SB I 44: die Rute ursprünglich vielleicht Mittel zum Herausjagen der Bosheitserreger. „Hinter dem Spiegel steckt das Kinderschreckmittel, die Birkenruthe; sie wird alle Ostern feierlich verbrannt und durch eine grüne ersetzt“ (Rochholz II 119).

46) Bakel von baculus: Frisch I 46, Hupel 15, Bergmann 6, Dähnert 21, Sibeth 5, Jb XXIX 142 (Quedlinburg), Müller-Fr. I 55, Castelli 72. Unger 43 verzeichnet: „backeln schlagen, grob anfassen“. Ihre I 121: „Bagae baculus“.

47) „Nach der Verlobung pflegte der Bräutigam die Braut an den Festtagen Abends zu besuchen, welches die Bauerknechte auf Gothland gå och profva, die Dalkarls aber ligga på jällen nennen“ (Linné II 82). Diese „Kommnächte“ sind in Norrland allgemein, sie finden „nur in gewissen Nächten, meistens vom Sonnabend auf den Sonntag statt; man nennt den Besuch „gå up på (drauf ausgehen)“. Beide Brautleute liegen dabei in aller Ehrbarkeit angekleidet auf dem Bett“ (Schubert II 90 ff.), was auch in Jemtland der Fall ist (Tocnaye II 69). Einen eigenartigen Werbungsbrauch erzählt die „Nachricht von der Insel Helgoland, 1699“ in Camerer I 279 (auch nach Laß Beschreibung . . . 1755 ebda I 48): „Diejenigen jungen Leute, welche nicht in die Krüge gehen, pflegen des Sonntags nach der Predigt zu korteln; sie gehen zusammen auf die Klippen, ins Korn oder in die Sanddünen, legen sich paarweise bey einander nieder, und kriechen einander unter die Röcke; von den Mannspersonen ist nichts als die Füße zu sehen, das übrige ist mit den Frauenkleidern bedecket, daß man im Vorbeigehen die Person nicht erkennen kann. Das Frauenzimmer bedecket zwar ihr Angesicht in etwas, läßt sich aber doch wohl erkennen, und endlich entsieht sie sich nicht groß dafür, daß sie vor andern mit zum Korteln genöthiget worden ist. Dies ist das gemeinste Wesen, wenn die Helgoländer eine Baamel heurathen“. Auch Schütze II 327 erwähnt das Korteln als Helgoländer Brauch. Von der Insel Fehmarn nennt er als Werbungssitte das „Finstern“, von Föhr das „Nachtfreien“ und „Upsittergelag“ (I 317). Nach Keyßler Reise I 21 berichtet Gercken I 176, „daß in dem Bregenzer Wald bisher die wunderliche Gewohnheit regieret habe, daß die unverheiratheten Baurensöhne und Knechte ohne Scheu solange bey einem ledigen Mädgen haben schlafen können, bis dieselbe ein Kind von ihnen bekommen, da dann jene erst und zwar bey höchster Strafe, verbunden waren, sie zu heirathen. Diese Art von Galanterie heißen sie fügen“. Nicolai IX Beil. 170: fugen (schwäb.); vgl. Schmeller I 733. In Salzburg hat „beym nächtlichen Besuch der Liebhaber einen harten Stand. Die Witterung mag noch so unfreundlich seyn, so wird ihm die Thüre oder das Fenster doch nicht eher geöfnet, bis eine gewisse Losung gegeben ist, die gemeiniglich in langen Reimen besteht, worin er sein Leiden und Sehnen in einer mysteriösen Sprache zu erkennen geben muß, und

die das Mädchen Reim- oder Strophenweis beantwortet" (Franzose I 197). Man bezeichnet diese Sitte als „fensterln" (Mogk 20, Schmeller I 733, Unger 220, Lexer 93, Hörmann 338, Schöpf 177, Castelli 127, Jd. Austr. 68), „gasseln gehen" (Mogk 20, Schmeller I 945, Schöpf 177, Hörmann 338, Lexer 109, Unger 269), „mentschern" (Lexer 189), „prenteln" (Lexer 41), „kilten" (Schmeller I 1242: Kilt schweiz. Abend-, Nachtzeit; Stalder II 100, Nicolai IX Beil. 170: kilpen, Schweiz), „stubet" (Stalder II 412, SchAB X 215 (Sargans), Schöpf 177 (Bregenzer Wald)), „dorfen" (Stalder I 291, Schmeller I 539), „lichten" (Stalder II 171). Landschaftliche Bezeichnungen stellen zusammen Schmeller I 733, EH Meyer DB 164, Buschan SB IV 324; über die Probenächte vgl. Sartori SB I 51 und Friedr. Christoph Joh. Fischer, Über die Probenächte der teutschen Bauernmädchen. Berlin und Leipzig 1780; Auszug daraus bei Gust. Jung, Die Geschlechtsmoral des deutschen Weibes im Mittelalter. Leipzig o. J. 167 ff. Ein eigenartiger Werbungsbrauch bestand auf Mönchgut. Dort kann die Erbin so gut werben, wie ein Erbe, „und dies heißt nach der Kunstsprache: Jagen" (Rellstab 69; eingehend beschrieben bei Zöllner 365 f.; auch Nernst 84, Grümbke II 92, Indigena 232, Duller 116, Ns XII 150, Haas RB 52, Haas-Worm 82).

48) Hibbert 554. Heirat im Herbst: Schrader I 472, Mogk 23, Reichhardt 54, Buschan SB IV 352 (Spätherbst und Winter), Weinhold 246, Jensen 300 (Sylt), Kück 163, BPB IX 99 (Garzigar), Brüggemann I Einl. 63 (Lebasee), Tetzner 432 (Slovinzen); nach der Ernte: Sartori WB 86, EH Meyer DB 174. Wie bei uns (ZVfV XXIX 19, Vossens Idyllen), ist es auch „in Schweden gebräuchlich, daß die Gutsbesitzer zu Zeiten im Herbst junge Mädchen verheyrathen" (Tocnaye I 118). Bei den Inselschweden „Sante Mârt [Martin] är hä lât (ist die H. festgesetzt)" (Rußwurm II 125). Ferner heiratet man um Martini (Tetzner 458, Kaschuben), in der Woche vor Martini (Bartsch II 71), in der Woche nach Michaelis (Gesterding 259, Kaschuben, Brüggemann I Einl. 71, Lebasee), gegen Ende Oktober (Graba 128), im Winter (EH Meyer BB 279, Camerer II 121, Insel Nordmarsch). In der Schwalm ist „im Juni oder Juli die Hochzeit, damit Jakobi der junge Mann das Gut übernehmen kann" (Heßler 285). Nach Acerbi I 198 „in Aland they usually marry about the middle of summer, and appear thereby to show that they have no need to wait for the time of harvest to enable them to support a family." Zu jeder Jahreszeit feiert man jetzt in den Vierlanden (Finder II 59). Vgl. Sartori SB I 60.

49) Der Gedanke der Dämonenabwehr spielt jedenfalls in der Hochzeitstracht eine große Rolle (Sartori SB I 79).

50) Zur Kirche zu reiten, auch zum gewöhnlichen Gottesdienst, war früher auch in Deutschland Sitte. „Da in alten Zeiten das Reiten statt des Fahrens überall üblich war, so erklären sich die Redensarten: tor Karke riden" (Dähnert 380). Rellstab 66 erwähnt als eine Merkwürdigkeit von Rügen: „Daß Bauerweiber fahren, sieht man in der Mark auch wohl, aber hier reiten sie. Das Weib sitzt auf dem Sattelpferde und regiert ihren Vorspann, und die Mädchen reiten mit den Buben ohne Sattel um die Wette". Aus Schottland berichtet Mackenzie 156 (auch 308): „It being

Sunday, we saw some of the people setting out on horseback for their parish church." In Island reitet man bei Tauwetter und im Sommer, dabei „reitet gerne ein Mann und eine Frau auf einem Pferde, ersterer sitzt vorne, um das Pferd zu steuren, letztere aber querüber, gemeiniglich das Gesicht nach der linken Seite zugekehrt" (Olaffen I 22 f.). Auf den Shetlandinseln holt sich der Bauer Sonntags von der Weide seinen „poney, that was destined to convey him to the parish kirk" (Hibbert 399). Auch in Schweden pflegten „zu jener Zeit die Frauen zu reiten, wenn sie zur Kirche wollten" (Stroebe I 191). In dem schwedischen Märchen „Kari Holzrock" gibt der Mann der Königstochter, die zur Kirche will, „ein Kleid . . . und auch ein Pferd und einen Sattel" (Stroebe II 153). In dem Märchen „Das Soria-Moria-Schloß" sagt die Alte, als sie von Halvor ein Pferd erhalten hatte: „Jetzt kann ich auch in die Kirche reiten" (Stroebe II 316). So ritt auch die Braut am Hochzeitstag zur Kirche (Linné I 328, Småland), und wie früher in Norddeutschland allgemein am Hochzeitstage zur Kirche geritten wurde (Fehrle DF 93, ZrwV X 87, Essen), so hatte in Westfalen die Braut „häufig das Vorrecht, zur Kirche reiten zu dürfen" (Jb III 136), oder „der nächste Verwandte des Bräutigams schwingt die Braut hinter sich auf sein Roß" (Duller 149, Westf.). Ebenso geschah die Fahrt zur Kirche zu Pferd auf Worms (Rußwurm II 79), in Rußland (Buschan SV III 383), wie in Serbien (Buschan SV III 388). Auf den Alandsinseln (Schubert II 212), wie bei den Wenden am Lebasee (Brüggemann I Einl. 63) fährt die Braut im Wagen, während der Bräutigam reitet. Ebso Taillefas 198 (Probstei).

51) Sartori SV I 81, EH Meyer DV 177.

52) Unter den Hochzeitsämtern ist das wichtigste das des Redners, in dem wir nach Mogk 29 den letzten Rest des altgermanischen Sängers und Erzählers zu suchen haben. „In Blekingen und an manchen Orten Schonens, auch in Halland, hat man besondere Redner (talemän), die die nöthigen Anreden halten" (Schubert II 211). Auch in Finnland „on the wedding day some peasant among their neighboors with the title of speaker, or orator, does the honours of the feast" (Acerbi I 294). In Mähren heißt der Redner „Plempatsch" oder Plaudermann (Duller 82), bei den Tschechen „Druschba" (Tetzner 258), in Rußld. „Druzka" (Buschan SV III 382, bei den sächsischen Wenden „braška" (Wuttke SV 349, 363). Auf Wittow ist wieder der Redner „der jederzeitige Brautdiener (Brautführer, Marschall), welchen sich die Braut unter ihren jüngeren Bekannten wählt" (Nernst 188). Er ist der „Petit maître des Dorfes" (Nernst 82; Grümbke II 86, Indigena 233). Der Braut zur Seite stehen Ehrenjungfrauen, „Schmollmädchen" (EH Meyer VV 241), „Gespiel" (ebda 262), „Kränzel-, Prangerjungfern" (Rochholz II 246), „Kranzmaikens" (Sartori WV 92, Bückeburg), „Hormtjungfer" (Duller 235, Altenburg), „Fuarfaamen" (Jensen 305), „Brutsitters" (Finder II 78), „Przedanka" (Überlieferinnen, von przeda-verkaufen, Tetzner SL 78), „Družki" (Wuttke SV 349, Wenden), bei den Inselschweden „brûpîkar, nestsidjajiar" (Nebensitzerinnen, Rußwurm II 70). Auf Wittow unterscheidet man nach dem Grade der Verwandtschaft „Nibb, Tüll, Nüll, Foy, Sack" (Grümbke II

85); auf Mönchgut nennt man die Brautmädchen „Nev' oder Neiww" (Haas RB 19). Zur Kirche leiten das Brautpaar Trauführer, „Truwförer" (Dähnert 496), „Trugledder" (Bartsch II 84), „Troleiher" (Schütze III 33), „Trauleiher" (Duller 97 Mark; Kuhn 357), „Fuarmann" (Vormann, Jensen 300). Die Brautführer werden landschaftlich bezeichnet als „Brutknecht" (Bartsch II 70, Sartori WB 92, Bückeburg), „Jungfernknecht" (Duller 60, Tyrol), „Brautdiener" (Duller 236, Altenburg), „Brúleiare" (Rußwurm II 70), „Ullermann" (Kück 175, Kück-Sohnrey 234), „Toimer" (Sartori WB 90, köln. Sauerld.), „Tömer" (Woeste B 108). „Druschma" oder „Starosta" (Drechsler I 236), „Swaten" (Wuttke SB 349, Wenden). Die Zahl der Brautführer ist landschaftlich verschieden. Braut und Bräutigam haben je zwei Trauführer (Kuhn 357, Sartori WB 92, Münsterland), je zwei Brautführerinnen (Brüggemann I Einl. 72, Wenden), je einen Jüngling, und eine Jungfrau (Sartori WB 92, Delbrück), die Braut zwei Jungfern und der Bräutigam zwei Gesellen (Birlinger S II 281, Tetzner 488, Polen), jeder hat zwei Trauleiterpaare (Benecke II 504), vier Jungfrauen (Tetzner 432, Slovinzen), der Bräutigam zwei Gesellen und die Braut zwei Jungfrauen und zwei Gesellen (Graba 129), der Bräutigam 4 bis 6 „Brüder", die Braut 4 bis 8 „Schwestern" (Birlinger S II 281), die Braut hat 12 Brautmädchen (Bartsch II 82), „oft 20 bis 30 an jeder Seite" (Schubert II 203, Westerbotten), in Bückeburg nicht selten 20 bis 30 Paare (Sartori WB 92). Zuweilen sind die Eltern Braut- und Bräutigamführer (Birlinger S II 276), im märk. Sauerld. sind Notnachbarn Brautmutter und Bräutigamsvater (Sartori WB 92), oft ist der Pate der Braut Brautführer (EH Meyer BB 260). Vgl. Buschan SB IV 352, Sartori SB I 61.

53) Über Gebäckverteilung bei der Fahrt zur Kirche: Sartori SB I 86, bei der Rückfahrt: I 88.

54) Durch die „magische Flucht" suchte man den Dämonen zu entrinnen (Naumann Gz 83, Buschan SB III 304, IV 158). Sowohl bei der Fahrt zur Kirche (Tetzner 159, Kuren, Wuttke SB 365, Wenden, BPB II 161, Kr. Greifswald vor 50 Jahren, Kück 176, Taillefas 198, Probstei, Jensen 307, Rußwurm II 79, Sartori SB I 83), als auch bei der Rückfahrt (Sartori WB 93, Kück 179, Wuttke SB 365, Wenden, Tetzner 159, Kuren (beim abendlichen Heimweg aus dem Krug), SL 71, Rußwurm II 74, Buschan SB III 388, Serben, 417 Finnen, Sartori SB I 89) wurde in rasendem Galopp gefahren. Ebso bei Taufen: Taillefas 189 (Probstei).

55) Wettreiten der Vorreiter: Heßler 150 (Oberhessen), 286 (Schwalm), 557 (bei Hochzeiten der Schäfersöhne im Schaumburger Land), 560 (Rodenbergisch), Sartori WB 91, Benecke II 503 (Wendland). Wettlauf: Mogk 28, Kück-Sohnrey 236, Sartori SB I 90.

56) Sartori SB I 90.

57) Afzelius I 110: „Sie wurden unter den Brauthimmel gestellt", wozu der Übersetzer die Anmerkung gibt: „Eine Art Himmel von Seidenzeug, bei Trauungen auf dem Lande gebräuchlich, und von vier unverheiratheten Personen über das Brautpaar gehalten". Nach Schubert II 204 halten

„Brautdiener und Brautmädchen den Brauthimmel (pell), eine viereckige große seidene Decke über das Brautpaar".

58) „In Dalekarlien zehren die Gäste während der ganzen Dauer der H. von dem Mitgebrachten . . . In vielen Provinzen bringen sie allerlei Lebensmittel, den sog. Hilfskorb (hjelpkorg), zum gemeinschaftlichen Gebrauche mit" (Schubert II 209). „In Wingåker bringt jede geladene Familie einen Topf voll süßer, dicker Grütze mit, der, während des Mahles, damit jeder koste, die Runde machen muß" (Schubert I 72). Auf Nuckö bringen „die Gäste Hochzeitsgeschenke an Lebensmitteln mit" (Rußwurm II 76). In Schottland erwiderten die Mütter der eingeladenen Familien den Besuch der Braut „always well supplied with presents of beef, hams and butter" (Steward II Appendix 22). Auch bei uns steuern die Gäste zum Hochzeitsmahl bei (Buschan SV IV 353, ZrwV X 87 (Essen), Gesterding 222 und Brüggemann I Einl. 72 (Kassuben)), wobei zumeist die Lebensmittel vorher ins Hochzeitshaus geschafft werden (Drechsler I 245, Duller 156 (Ravensberg), Tetzner 258 (Tschechen), 317 (Sorben), Benecke II 456 (Artlenburger Elbmarsch), 502 (Wendland)); am Sonntag vorher (Tetzner 320, Sorben); als „Morgengaben" am Hochzeitsmorgen (Birlinger S II 271, Buschan SV IV 151), am Tag vorher (Birlinger S II 274), am Abend vor der Hochzeit, der deshalb „Giftenabend" (Sartori WV 90), „Gauwe-Avend" (Strodtmann 64), „Klotz Abend" (Reinwald 51), „Honer-Avend" (Strodtmann 64) „Hühnersonntag" (Kück-Sohnrey 240) genannt wird. Im Sauerland bezeichnet man diese Beisteuer als „Gebekörbe", im meiningischen Dorf Süchsen als „Brautrocken" (Kück-Sohnrey 240). Besonders wird Milch gesandt (Kück 174, Kück-Sohnrey 233), Rahm zu Rahmkuchen (Duller 252, Kurhessen), oder sonst zum Backen zugesteuert (Wrede 173). Bei den Polaben (Tetzner 371) und in Friesland (Duller 193) bringen die Gäste die Lebensmittel am Hochzeitstage mit. In Baden ziehen sie „nach der Trauung mit Körben und Häfen durchs Dorf und sammeln Lebensmittel" (EH Meyer BV 298). Wie die Lebensmittel hatte auch jeder Gast ein Eßbesteck mitzubringen (Naumann Gz 86, Reichhardt 88, Mogk 26, Sartori SV I 94, Kück 183, Benecke II 413 (Papenteich), 467 (Winser Marsch), 503 (Wendland), Andree BV 308, Jb III 138 (Westfal.), Leihener 43, Heßler 71 (fränk. Niederhessen), 152 (Oberhess.), 207 (Hinterland), 374 (Kinzigtal), 511 (sächs. Niederhes.), ZrwV VI 216 (Minden), Wuttke SV 366 (Wenden), Seyffart, Aus Dorf und Stadt 59 (Wenden), Tetzner 369 (Polaben)). Nach Schütze II 331 hat „der Köstenbidder gewisse Formeln, z. B. Nig to vergeeten Lepel, Messer und Gabel". Ebso BPV I 22, Sartori WV 88. Auf Mönchgut hat „jeder Gast den Löffel vorne im Knopfloch hängen, und dazu wird das Messer aus der Hosentasche genommen" (Nf XII 151, Haas-Worm 90). In der Lüneburger Heide wurden in den 40er Jahren des vorigen Jhs. „statt der Gabeln in manchen Gegenden noch gespitzte Holzstäbchen (Spielen) oder Stricknadeln (Knütt-sticken) verwendet" (Kück 183). Im Altenland wird auf die Hochzeitsbestecke „ein besonderer Luxus, besonders bei dem weiblichen Geschlechte verwendet, indem man viele Messer und Gabeln, selbst Löffel mit silbernen, durchbrochenen und mit Steinen besetzten Hand-

griffen sieht" (Röbbelen 179). Bei der inselschwedischen Hochzeit besteht „das Werkzeug zum Essen aus einem langschaftigen, hölzernen Löffel; im Nothfall nimmt jeder sein Taschenmesser und seine fünf Finger zu Hilfe" (Rußwurm II 89). Eine primitive Eßsitte bezeugt Boswell 264 aus Schottland, wo „die Männer, wenn sie die Speisen zerschnitten haben, ihre Messer und Gabeln den Weibern geben, und mit den Fingern essen".

59) Aus Westerbotten berichtet Schubert II 205: „Die Hochzeitsgerichte sind fast überall dieselben: Schinken, Rinderbrust, Ochsenzungen, Fleischwurst, Fleischsuppe, Fische, Braten, Kuchen, Kreme aus Beeren, auch wohl Kohl". Auf den Färöern sind „Weinsuppe, Ochsenbraten und Rosinenkuchen die bestimmten Gerichte" (Graba 129). Sartori SV I 92, EH Meyer DV 180.

60) „Am 2. Hochzeitstage wurde die Dannemanna-Gesundheit getrunken" (Afzelius I 169).

61) Ebso Schubert II 205. In Dalekarlien geht die Braut, „in einem silbernen Becher einen Trunk reichend, umher, während einer ihrer nächsten Verwandten einsammelt" (Schubert II 206). Auf den Färöern geben die Gäste am Morgen nach der Hochzeit „ihre Geschenke, die aus 1 oder 2 dän. Kronen bestehen. Das Ehepaar liegt noch im Bett und empfängt hier die Hochzeitsgaben" (Graba 130). Auch in Schottland „the gifts were presented the day after the marriage" (Stewart II Appendix 22). Das „Gaben, Ehren, Schenken, Weisen, Opfern" (EH Meyer DV 181) ist zumeist eine Unterstützung des jungen Haushalts durch Geld (Mogk 30, Sartori WV 96, Wrede 175, ZrwV X 87 (Essen), Andree BV 309, Duller 193 (Friesland), Kück 173 (nur von Fernstehenden)). In der Probstei wurde bei der „Kostgaw vor Braut und Bräutigam eine zinnerne Schüssel gesetzt, auf welche die nächsten Verwandten zuerst und dann die Hochzeitsgäste ihre Gabe legten" (Taillefas 203). Ebso Kuhn 360, Duller 99 (Mark), Kück-Sohnrey 242 (Ostpr., Jagstkreis), EH Meyer BV 314, Birlinger S II 272, Kaindl 102 (Galizien); dabei nennt jeder Gast seine Summe (Buschan SV IV 192). Die Entgegennahme durch das Brautpaar wird als „Brüthaonsitten" bezeichnet (Danneil 26). Im Altenland bringt nach dem Essen „ein Jeder der Braut seine in Papier gewickelte und mit seinem Namen versehene Gabe dar" (Röbbelen 179). In der Lüneburger Heide erhält der Hochzeitsgeber nach dem Fest „de Gaw" in die Hand gedrückt (Benecke II 389), in der Winser Marsch wird sie in Papier gewickelt (II 467), im Lauenbrückschen hält der Gastgeber zum Empfang der „Gaw" einen leinenen Beutel in der Hand (II 479). An andern Orten bezahlt der Gast seine Zeche selbst. Nicolai I 241 berichtet aus Nürnberg: „Man hält jetzt gewöhnlich Zahlhochzeiten, das heißt: Nicht der Bräutigam bezahlt die Kosten der Hochzeit, sondern jeder von den Gästen bezahlt seine Zeche; es wird aber auch alsdann kein Hochzeitgeschenk gegeben". In Schottland „nennt man dergleichen Pfennig-Hochzeiten. Der Bräutigam bestellt ein Mahl, und ladet die ganze Gegend dazu ein. Jeder Mitesser und jede Mitesserin bezahlt dafür einen Schilling" (Buchanan 152). „The guests pay for their entertainment" (Stewart II Appendix 22). Ebso Buschan SV IV 160, 353, Hörmann 366, Duller 54

(Steiermark), 71 (Kärnten), 88 (Böhmen), EH Meyer BV 314. Bei den Sorben „ist es gebräuchlich, 5 Thaler zum Mahl beizutragen" (Tetzner 317). In den polnischen Gegenden Schlesiens bezahlen die Gäste das Getränk (Drechsler I 266). Die Ladesprüche enthalten oft schon die Bekanntgabe des Preises (Buschan SV IV 352). Bei Linz ist es „mehr Sitte als dringende Armuth, daß man besonders unter dem Titel zur Aussteurung einer Braut oder eines Bräutigams von den Landleuten angebettelt wird" (Franzose I 234). Wird nicht gezahlt, so gibt man als Geschenk Gegenstände zumeist für den Haushalt bestimmt (Hagelstange 65, Mogk 30, Buschan SV IV 151, Kück 173, Kück-Sohnrey 242 (Rhön), Andree BV 309, Duller 150 (Westfalen), 238 (Altenburg), EH Meyer BV 254 (während der Morgensuppe), 268 (an die einladende Braut), 314 (nach Hochzeit), Birlinger S II 279). Nach Taillefas 192 ging „die Braut mit einem Kissenüberzug und einem Stock in alle Dörfer der Probstei, und vor ihr eine Frau mit einem Sack. Sie ging meistens in alle Häuser, sammelte sich Lebensmittel . . . zum Anfang ihres Hausstandes, und auch die Frau erhielt ein Geschenk". Diese Sitte, „das Brudschatt-Sammeln, ist seit 1794 abgeschafft". Nach Linné I 115 geht auf Oeland die Braut mit einem „mannbaren Mädchen in dem ganzen Kirchspiele bey alle Leute nach der Reihe herum, stellet sich in die Thüre ganz unbeweglich, und neiget sich, ohne ein Wort zu reden. Man verstehet aber ihre Meinung, und fertigt sie mit einem Geschenk ab, da sie dann bey dem einen Teller, bey dem andern Fässer, Löffel u. s. w. und folglich alle Küchengeräthschaften zusammen bekommt". Auf Shetland „it was formerly the custom for a young married couple to beg from each of their neighbours a supply of domestic articles, as a set up for housekeeping" (Hibbert 546). In Mecklenburg sprach die Braut (Bartsch II 77), in der Wolgaster Gegend sprachen die Brauteltern ihre Nachbarn um ganz bestimmte Gegenstände an (BPV IV 74). Die Zahlhochzeiten werden als „Gebehochzeiten" bezeichnet (Wrede 181, Leihener 43, Sartori WV 96), auch als „Irrtenhochzeit" (SchAV III 236, Birseck); solche, an denen man nicht zu schenken und zu zahlen hat, in Westfal. als „Frizech" (Sartori WV 96). Vgl. allg. Sartori SV I 98.

62) Tac. Germ. 18, Müllenhoff DA IV 302 ff., EH Meyer DV 182.

63) Sartori SV I 98.

64) Sartori SV I 99. Mogk 30, Haas-Worm 91 (Teller mit Linsen und Kuhschwanz herumgesandt).

65) Sartori SV I 103 ff.

66) Ebso Schubert II 207. Das „Kroneabtanzen" (Scheible 169, Pom., Indigena 265), „Aufbinden" (Kaindl 101, Galizien), „cepié" (d. h. Mützenaufsetzen, Toeppen 85) stellt auch bei uns einen Kampf um die Braut dar (Wuttke SV 366 (Wenden), Hauffen Beitr. I 2 31, Duller 116 (Rügen), 149 (Westfal.), 151 (Ravensberg), Benecke II 388, Strackerjan II 126, Andree BV 310, Sartori WV 98, Heßler 70 (fränkisch Niederhes.), 513 (sächs. Niederh.)); die Zeremonie findet um Mitternacht statt (a. a. Oo.); um zehn Uhr (Rochholz II 246); nach dem Essen (Sartori WV 98, Rußwurm II 78); im Verlauf des Abends (Sartori WV 98); am Schluß des Abends (Duller 149, Westfal., Kuhn 358); vor Abfahrt ins

Bräutigamshaus (Rußwurm II 86 (Rogö), 88 (Dagö), 90 (Runö)). Die Haubung wird in einen Tanz eingekleidet. „Brauttanz . . [die Gäste] tanzen um die Braut in einem Kreise umher, wobey ihr der Kranz oder die Krone unter Gaukeleien abgenommen wird" (Hupel 33). Ebso Indigena 265, Bartsch II 69, Tetzner 370 (Sorben), 458 (Kaschuben), BPB II 42, RH Meyer BB 311. In der Probstei fand die Haubung statt unter dem „langen Danz. Die Mädchen tanzen allein in einem um die Braut geschlossenen Kreise; die Frauen umgeben den Reihen. Bald werden die Lichter ausgelöscht. Nun suchen die Frauen die Braut zu erhaschen. Endlich gelingt es einer, die Braut zu ergreifen und nun läuft sie mit ihr unter rauschender Musik in die beste Döns, in welche nur der Bräutigam und einige Frauen zugelassen werden. Hier wird ihr die Mütze aufgesetzt" (Taillefas 204). In Mecklenburg wird zur Haubung der Rückelreih getanzt (Bartsch II 68), auf Rügen erfolgte der „junge Frauentanz" (Indigena 265). In Schlesien wird dabei das „Haubenlied" gesungen (Drechsler I 277), in Baden singen die Pfeffermadli den „Pfeffer" (EH Meyer BB 242). Bei den Inselschweden setzten Brautmutter und Brautmädchen ohne vorherigen Tanz in einem Nebenzimmer der Braut die Haube auf (Rußwurm II 78 (Nuckö), 83 (Worms)). Ebenso Tetzner 259 (Tschechen), 320 (Sorben), 488 (Polen), SL 75. In der Mark fand am Schluß der Brautlauf statt, bei dem einige Burschen am Ziel der Braut den Kranz abnahmen (Duller 225). In Preußen (Tetzner 22) und den Vierlanden (Finder II 84) wurde der Braut das Haar abgeschnitten. In Rußland findet in der Kirche die Haubung statt, die im Zerreißen des Brautschleiers und in der Zerlegung des langen Zopfes in zwei kleinere besteht (Buschan SB III 383). Wie auch bei uns früher, gehörte in Westerbotten „die oft silberne Brautkrone, auch wohl der Kranz, der Kirche, die für das Anleihen Bezahlung erhielt . . . In früheren Zeiten pflegte die Kirche gegen besondere Bezahlung auch einen Bräutigamsmantel zu halten, wozu oft der Predigermantel benutzt wurde" (Schubert II 203). — Vgl. über die Haubung Schrader I 476 (Änderung der Haartracht), Sartori SB I 100 ff., EH Meyer DB 182, Mogk 30, Reichhardt 88, Buschan SB III 308, IV 164. Auch im „Brautstehlen" birgt sich eine sehr alte Sitte. „On the wedding-night, the bridegrooms men endeavoured to steal the bride from her maidens and a similar design on the bridegroom was made by the brides maids" (Hibbert 554). Vgl. Sartori SB I 102 Anm. 21.

67) Schubert II 207.

68) Nach Cavallius 333 wurde „das Brautpaar in das Brautzimmer geleitet, und die Pagen und Mädchen gingen vor ihnen, und trugen Wachslichter, wie es bei unsern Vättern Sitte war". Auf den Färöern tritt „gegen Mitternacht der Branntweinschenke aus dem Tanze, schlägt mit der Hand an den Balken unter der Decke und ruft: ich mahne die Braut zum ersten male zu Bette; worauf er ruhig weiter tanzt". Nach der dritten Mahnung „umringen alle Frauenzimmer die Braut, führen sie ins Brautgemach, entkleiden sie und legen sie in das Bett. Auf gleiche Weise wird der Ehemann dreimal gemahnt und von den Männern zu Bett gebracht" (Graba 129 f.) Simplic 330 sagt „Wann neue Eheleute copuliert werden,

so führen sie die nächsten Verwandte schlafen". Dähnert 26 verzeichnet als „Beddewerpend ein alte in Landesordnungen bestätigte Gewohnheit, daß die Braut sogleich nach der Vertrauung dem Bräutigam aufs Bette zugeworfen, nach dieser Ceremonie aber erst zum Hochzeitsmahl geschritten ward". Vgl. Schrader I 475, Weinhold 245, Hagelstange 67, Kondziella 28 und Anm. 123, Sartori SB I 109, Mogk 30, Fehrle DF 93, EH Meyer DB 182.

69) Wasserausschütten: Sartori SB I 129; Feuerlöschen: EH Meyer DB 269 (Oldenb.).

70) Sartori SB I Reg. s. v. Leichenschmaus, EH Meyer DB 274.

71) Tac. Germ. 27. Müllenhoff DA IV 380 ff.

72) Witterungsverhältnisse, die ein Passieren der Wege unmöglich machen, zwingen oft, den Toten lange im Hause zu behalten. Nach Zöllner Schl II 196 müssen auf der Riesenkoppe die Bewohner „bei sehr ungestühmer Witterung die Todten oft wochenlang unter dem Schnee aufbewahren, ehe sie den Leichenzug ins Thal antreten können". Stirbt nach Kohl I 177 jemand im Blocklande während des Winters, „so giebt es kein Mittel, ihn zu dem meilenweiten Kirchhofe zu schaffen, und der Sarg muß mit dem Leichnahm auf dem „Helgen", d. h. dem Raume über dem Viehstall, beiseite gesetzt werden, wo er oft drei vier Wochen lang liegt". Im Norden verhindert der Frost die Bestattung. Die Lappen „begraben ihre Todten im Winter nicht, sondern hängen sie in einem Sacke an der Decke auf" (Begemar I 264). Nach Buschan SB III 413 werden dort „den Winter die Leichen in einem kleinen Turm in der Nähe der Kirche aufbewahrt" und zu Ostern, wenn die Erde vom Frost befreit ist, bestattet (III 415). Ebenso sah Schubert II 495 in Jemtland „auf dem Begräbnißplatze . . . ein Leichenhaus errichtet, um dort im Winter, wenn die Erde zu hart ist, um gegraben zu werden, die Leichen beizusetzen". So herrscht auch in Island die Sitte, „den Leichnahm so bald als möglich in die Kirche zu bringen, wo man ihn bis zum Tag der Beerdigung liegen läßt" (Henderson II 60). In solchen Gegenden, jedoch, „wo die Einwohner von jeder Kirche entfernt leben, bewahren sie den Leichnahm den ganzen Winter über in einem Keller und beerdigen ihn erst im folgenden Frühjahr" (II 61).

73) Tac. Germ. 27, Müllenhoff DA IV 382.

74) Sartori SB I 157, EH Meyer DB 275. Der Blumenschmuck der Gräber geht wahrscheinlich auf römischen Einfluß zurück (Naumann Gz 39).

75) Urq IV 281 (Böhmen), Sartori SB I 132.

76) Die Martinsgans, schon 1171 genannt (Frisch I 646), wird seit 1500 häufig erwähnt (Wrede 278), so Joh. Agricola (Anf. 16. Jh.): „St. Martin . . . da brät man eine feiste Gans" (Mogk in Wuttke SB 313); Augsburger Kalender von 1655: „Iß Martinsgänß, trink starken Meth", (Birlinger II 132); Insbrucker Kal. v. 1667 (Schöpf 324). Simplic. 316 sagt: „Um selbige Zeit fiel Martini ein; . . . da ward ich an unterschiedliche Örter, sowohl bei Offizierern als Bürgern, die Martinsgans verzehren zu helfen geladen". Vgl. Clemen, Der Urspr. des Martinfestes in ZVfV XXVIII 1 ff., Tille 24, Bartels 67, Hagelstange 224, 233, Kleemann 366, Sartori SB III 267, Rochholz I 310, Wuttke DB 86,

Kück-Sohnrey 197, Mogk 72, Fehrle DF 9, EH Meyer DV 251, Buschan SV IV 112, Fischer 196, Frischbier II 61, Dähnert 300, BPV VIII 117, Bartsch II 211, Danneil 133, Kuhn 344, Drechsler I 165, Müllenhoff SH 55, Nf IV 72 (Ostfriesland), Strackerjan II 57, Sartori WV 169, Andree BV 369, Schambach 131, Heßler 581 (Schaumburger Land), Birlinger Wb 180, Loritza 87, ZföV II 325 (Egerland), III 9 (Steiermark), XVI 43, Hörmann 195. Auch in England und Skandinavien (Andree BV 369). „Martini muß nothwendig auch ein Gänsebraten verzehrt werden" (Schubert III 396). Bei den Inselschweden macht man Martini Wurst (Rußwurm II 104). In England ißt man zu Martini Martlemasbeaf und zu Michaelis die Gans (Nilsson 40).

77) So Afzelius I 9, Ihre I 1002, Grimm DM 585; jol = Fröhlichkeit: EH Meyer GM 197; verwandt mit lat. joculus: Mogk Mythologie 1125 in Pauls Grundriß, in Wuttke SV 299, Golther GM 582; juleis = Schlachtzeit: Tille 7.

78) Rühl in Hoops II 619, Mogk ebda IV 200.

79) Rühl a. a. O.

80) Ebenso ist „der inselfriesische Name für Weihnachten oder die Zwölften Jööl, Jul (kurz u)" (Jensen 375).

81) Weinhold 382.

82) Weihnachten viel zu essen ist Jahresanfangszauber (Sartori SV III 28). „Es wird reichlich aufgetragen, denn wer sich heute nicht satt ißt, wird das kommende Jahr viel hungern" (Drechsler I 32). „Ueberreichliches Mittagessen" auch in Tirol (Hörmann 229). Der Weihnachtsabend wird deshalb in Norddeutschld. als „Bullbuuksabend" (EH Meyer DV 252, Fehrle DF 18, Kück-Sohnrey 37, Schütze I 9, Plette 310, Kück 42) und „Dickbuuksabend" (EH Meyer DV 252, Buschan SV IV 38, Duller 194 (Friesland), Stürenberg 344, Plettke 310, Benecke II 376) bezeichnet; auch „Stippel-avend nennen die Bauern in einigen Ortschaften den so genannten heiligen Abend" (Brem Wb IV 1039).

83) Nach Schubert III 387 sind „die beiden Hauptgerichte, die am Julafton in keiner Familie fehlen dürfen: Lutfisk, Stockfisch mit Butter und Julgröt, süße Weihnachtsgrütze". Der Eßtisch ist „bei jedem einigermaßen wohlhabenden Bauern am Weihnachtsabend mit Pökelfleisch, Butter, Käse, Weihnachtsbier, Branntwein und feinem Brode versehen" (Molbech II 162). „Grütze und Stockfisch gehören zu den festlichen Gerichten des W.-abends" (II 163). So besteht auch bei den Inselschweden „die Abendmahlzeit meistens aus Grütze mit Butter und Milch (jûlgrait)" (Rußwurm II 96). Ebso Nilsson 50. Eine Erinnerung an das Eberopfer liegt darin, daß „Schweinefleisch das stehende Gericht auf dem nordischen und englischen Weihnachtstisch ist" (Nilsson 50). So ißt man in Norddeutschland den Schweinskopf (Wuttke DV 66), in der Uckermark und in Pommern Schweinskopf mit Grünkohl, ebso in Schleswig-Holst. mit vorangehendem Reisbrei, in Thüringen ein gebratenes Ferkel (Kück-Sohnrey 35); in Engld. ist „noch heute der Eberkopf oder das Wildschwein ein beliebtes Weihnachtsgericht" (Buschan SV III 233). Vgl. Sartori SV III 28.

84) „Selbst das Vieh wird in der ganzen Weihnachtszeit besser wie gewöhnlich gefüttert" (Schubert III 389). Ebenso für den Norden Liebrecht 312 (mit dem Worten: „Friß gut! Gedeihe gut! Heute ist Weihnachtsabend!"), Urq I 107, ZVfV VIII 9 (auch Weihnachtsgebäck); bei uns: Tille 43 (nach Eberhard, Neueste Ansicht und Beleuchtung der Geschichte der Sonn- und Festtage, 1799), 46 (Allso), Sartori SV III 331, Mogk 57, Fehrle DF 18, Buschan SV III 239, Haas RV 44, VPV III 184, Bartsch II 227, Drechsler II 84, Finder II 181, Schütze I 9. Auch der Vögel wird gedacht. „Man steckt auf eine Stange vor alle Scheunenthüren ein Bund unausgedroschenes Haferstroh, um die Vögel zu bewirten" (Tocnaye II 308). Oder in Nummedal wird „auf den Giebel des Hauses, an jedem großen Festtage, als Weihnachten, Ostern, Johannis u.s.w. eine Garbe Korn aufgesteckt . . . Später habe ich diese liebenswürdige Sitte im höheren Norden wiedergefunden" (Bedemar I 137). Nach Urq I 107 sind in ganz Skandinavien „an allen Hausgiebeln und Torwegen Korngarben befestigt, ja selbst in den Gärten und auf dem Felde stehen hohe Stangen, welche Kornbüschel tragen". Oder „man steckt Getreidekörner zwischen die Aeste der Bäume oder streut ihnen in den Städten Futter auf die Balkone" (Buschan SV IV 40). Vereinzelt findet sich der Brauch auch in Oberdeutschld. (Mogk 57, Sartori SV III 29).

85) Den Fußboden mit Stroh zu bestreuen, war allgemein mittelalterliche Sitte (Weinhold 231, Deutsche Frauen in dem Mittelalter 340, Niedner 44), und wird für die böhmischen Verhältnisse als Weihnachtsbrauch schon von Allso bezeugt (Tille 46, Nilsson 47). So berichtet auch Linné I 330: „In der Christnacht streuet man Stroh auf den Fußboden", nach Schubert III 390 wird „der Fußboden mit Stroh belegt", wie auch Molbech II 162 die Sitte, „die Fußböden am Weihnachtsabend mit Stroh zu belegen", bezeugt. Ebenso läßt man bei den Inselschweden „Stroh hereinbringen (jûlbosse)" (Rußwurm II 96). Nach Schubert III 396 war „das Bestreuen des Fußbodens der Häuser, ja auch der Kirche, mit Stroh ehemals nicht bloß zu Weihnachten, sondern auch bei anderen festlichen Gelegenheiten im Norden üblich". Die Kirche mit Stroh zu bestreuen, was „noch im Anfange des 18. Jhs. üblich war, ist durch spezielle Anordnungen verboten" (Molbech II 163). Auf diesem Stroh in den Feststuben wurde getanzt. „Zumal an Sonntagen, selbst noch nach Ablauf der Festzeit, trifft man in den Dörfern, vorzugsweise Smålands, die fröhlichen Weihnachtstänze, die wenigstens zu Anfange, an einigen Orten auf Stroh gehalten werden" (Schubert III 392). Ebenso schlief man des Nachts darauf (Schubert III 391, Nilsson 48). Stroh auf den Fußboden zu legen, war auch in Deutschland und Österreich Sitte (EH Meyer DV 253, (bei Eger), Seyffert, Aus Dorf und Stadt, 1920, S. 87 (Erzgebirge), Urq III 42 (Galizien), Sartori SV III 36). Im Fuldaischen legte man Erbsenstroh ins Zimmer (EH Meyer DV 253). In England streute man früher Binsen oder auch Heu in den Kirchen (Buschan SV III 227).

86) Bei den Inselschweden verfertigen „die Kinder Stroh- oder Weihnachtskronen (jûlkrûnar, auch jûlkorsar), leichte gefällige Gebilde von 2—3 Fuß im Durchmesser, aus einer Menge Rohrstäben und Stroh-

halmen, die sie mittels hindurchgezogener Fäden in regelrechten Pyramiden aneinander befestigen, mit Bändern, rother Wolle und Lichtendchen verzieren und über den Tischen aufhängen" (Rußwurm II 95). Dort wird ferner „am 2. oder 3. Weihnachtstage von Weihnachtsstroh ein drei Fuß hoher Strohkerl, der Schuster oder auch der Julbock genannt, auf drei Holzfüßen aufgestellt" (II 113). Nach Linné I 330 legte man „vor jede Thür oder unter den Tisch ein Strohkreuz". „Neben der Tafel hängt von der Decke eine aus Stroh geflochtene fein verzierte Krone herab" (Schubert III 390). Nach Buschan SV III 240 sind es Strohkränze, oder „aus Buchsbaum und Stechpalmenzweigen angefertigte Kronen mit Kerzen, die an rotseidenen Bändern von der Decke herabhängen und mit kleinen metallenen Glöckchen verziert sind" (IV 23).

87) Den Hauptschmuck der Wand bildete im Mittelalter der Teppichbehang (Heyne I 103, 246, Lauffer A 11, Fischer, Grundz. d. deutsch. Altertumskunde 2. Aufl. 1917, S. 36). Nach Weinhold 231 erhielten bei festlichen Gelegenheiten „auch die Wände festlichen Schmuck in den Umhängen (tiöld, reflir), welche gewöhnlich dunkelblau waren". Nach Niedner 44 wurden „die Wände bei Festen mit Teppichen behängt", wie es in einem isländischen Märchen von dem Festsaal heißt: „Teppiche möge er darin aufhängen lassen, wie gewöhnlich in einem Hochzeitssaal" (Naumann JV 128). Wie zur Sagazeit das Wandgetäfel „Darstellungen aus der Göttersage" trug (Niedner 45), so haben in Håland nach Schubert III 386 „die Bauernhäuser oft linnene, mit eingewebten Bildern geschmückte Tapeten". Zumeist hat sich im Norden dieser Wandschmuck auf die Weihnachtszeit zusammengezogen. „Am 23. Dezember hängt man die Tapeten auf, welche in allen Bauernhäuser die Weihnachtszeit hindurch die Wände schmücken; diese Tapeten sind theils von Leinwand, durchwirkt mit allerlei, sich auf das Fest beziehenden Darstellungen und Bildern, theils von Papier, mit gleichen Abbildungen aus der Geschichte der Geburt und des Kindesalters Jesu: die Engel mit den Hirten u. s. w." (Schubert III 389). So sah Schubert I 159 bei Norby „die Wände der Zimmer mit Papier bekleidet, auf welchem man biblische Darstellungen erblickte". Bei den Inselschweden schmückt man „zum Weihnachtsfeste in Röicks die Stuben mit weißen senkrechten Tannenstäben, in Worms mit Segeltüchern und Laken, wie bei der Hochzeit" (Rußwurm II 95). Nach Schubert III 393 „sitzen die Tapeten noch bis zum 20. Tage nach Weihnachten". Wie in Schweden „bis in neuere Zeit am Weihnachtsabende jede vermögliche Bauersfrau das Zimmer mit alten Behängen, auf denen die Geburt des Heilands dargestellt war", schmückte, so sind auch „auf Island diese Wandtapeten erhalten" (Weinhold 231). Auch bei uns „verhüllte man die Wände der Stuben und Scheunen inwendig mit Vorhängen" (Tille 46).

88) Tocnaye II 9 fand in Schweden „die Wände des vornehmsten Zimmers mit Kleidungsstücken" und II 305 in Norwegen „die Stube für die Fremden mit Kleidern des Herrn und mit Weiberröcken austapeziert".

89) „Auch Fenster, selbst Geräthe, ja den Kessel, in welchem die Weihnachtsgrütze gekocht ward, schmückte man mit Frangen u. s. w." (Schubert III 389).

90) Fehrle DF 19, Sartori SB III 38.

91) Die Sitte des Beschenkens hat sich von Neujahr auf Weihnachten zurückgezogen (Mogk 49, 57, Fehrle DF 10), wie man das Weihnachtsgeschenk an entlegenen Orten bis vor kurzem nicht kannte. „Weihnachtsgeschenke sind in einigen Gegenden üblich" berichtet Schubert III 202 aus Norwegen. Die Julklapps vollends scheinen sich bis vor kurzem auf die Städte beschränkt zu haben. „Eigenthümlich sind den Honoratioren die Julklappar" (Schubert III 394), und ebenso berichtet Molbech II 161 von ihnen als „Weihnachtsgeschenk in den Städten". Ihre I 1010 verzeichnet „Julklapp dona Julensia". In Runö wirft man sich gegenseitig Geschenke ins Haus, die man kinki (d. i. finnisch u. ehstnisch: Geschenk) nennt" (Rußwurm II 96).

92) Buschan SB III 233, IV 33, Sartori SB III 39, Nilsson 50 („einer der wenigen aus der Schwedenzeit fortlebenden Bräuche").

93) Nach Mogk in Wuttke SB 300 sind die Weihnachtsmasken von Menschen nachgeahmte anthropomorph oder theriomorph erscheinende Totengeister, nach Weinhold 467 „Nachahmungen von Wodans und anderer Gottheiten Umzügen". Weinhold sagt von ihnen: „Es sind verschiedenartige Wesen: im Norden des deutschen Vaterlandes altheidnische Götter, unter ihnen verirrt eine Gestalt aus der Schar der Kirchenheiligen; im Süden und dessen Grenzgegenden die lebendig gewordenen Bilder der biblischen Geschichte; mitten unter ihnen tauchen aber alte Heiden auf" (Tille 111).

94) „Julbock est ludicrum, quo tempore hoc pellam et formam arietis induunt adolescenti, et ita adstantibus incursunt" (Ihre I 1008). Mogk 53, Nilsson 54; bei den Inselschweden tritt auf Worms die Weihnachtsgans (jûlgås), auf Dagö und Nukö der jûlbock auf (Rußwurm II 96). In Norddeutschland erscheint er als „Klapperbock". Der Darsteller trägt „eine Stange, über die eine Bockshaut gespannt ist, mit daran befindlichem hölzernen Kopf, an dessen unterer Kinnlade eine Schnur befestigt ist, welche durch die obere und durch den Schlund läuft, so daß, wenn der Tragende daran zieht, die beiden Kinnladen klappernd zusammenstoßen" (BPB II 160). Ebso Kück-Sohnrey 32 (Usedom), Nilsson 44, Buschan SB III 238, IV 17, Haas RB 47; auch als „Ziegenbock" (BPB II 86, Urq I 105, Ostpr.); als „Neujahrsbock" (Frischbier II 96, Fehrle DF 25); als „Schimmelreiter" (Fehrle DF 25, Nilsson 44, Sartori SB III 48, Strackerjan II 26, BPB II 86, Bartsch II 224, Duller 102 (Mark), Kuhn 346, Urq I 105 (Ostpr.), Schulenburg WB 136, Tetzner 260 (Tschechen)); in der Adventszeit (Fischer 196, Andree BB 310), zu Neujahr (Frischbier II 272); zu Fastnacht (Kuhn 308, Andree BB 311); in der Spinnstube (Wuttke SB 358, Wenden); bei der Hochzeit (BPB I 19, 84, Andree BB 310). Andere Weihnachtsgespenster: Klaosbur (Danneil 103, Kuhn 345, Duller 102 (Mark)); de ruge Claas (Dähnert 67); Sunner Klaus (Strackerjan II 28, Wangeroog); Rumpreckers (Haas RS 28, Dähnert 390); Schodüwel (Duller 206, Hildesheim; vgl. „Schodüweln, vermummt und schwärmend herumlaufen" Dähnert 410); Bohurt (Duller 200, Lübeck); Nickels (Heßler 219, Hinterland).

95) Der märkische Klasbur züchtigt mit einem Aschenbeutel, ebenso das in Erbsenstroh gehüllte mecklenburgische Gespenst. In Braunschweig wird der Erbsbär als „Aschenklas" bezeichnet (Andree BV 324), in Pommern tritt Sylvesterabend die „Aschenmutter" auf (BPV III 184).

96) Die Kinderscheuche wird als Buman bezeichnet: Fulda 53, Frischbier I 118, Richey 28, Schütze I 177, Finder II 36, Brem Wb I 153, Strackerjan I 422, Jb XXIX 145 (Quedlinburg), Hönig 13, 22, Wrede 155; in der Hamburger Gegend wird der verhärtete Nasenschmutz der Kinder so genannt. In Schottland heißt der Hausgeist buman, bukow (Müllenhoff SH 338); als Kinderscheuche gilt ferner: Bullen-Mann (Frisch I 152, Holland und Ndd.), Bullerkeerl (Schütze II 244, Eiderst.), Busebeller (Stürenberg 28), Bussemann (Storm 272), bolekeel (Leihener 14), Bollemann (Jensen 221), Buleklas im Osten, Bulemann im Westen (Bartsch II 127); als Weihnachtsgespenst: „Buddekerl" (Strodtmann 34, „die Preußen sagen Buer"), Bullenklas (Buschan SV IV 20, Braunschweig), Bussekläs oder Bôklas (Andree BV 324). Bullkater als Kinderschrecken: Fulda 55, Sibeth 12, Wossidlo III 155, 382, Schumann 70; als Weihnachts- (Dähnert 62) und Fastnachtsgespenst (BPV I 88); theriomorph für Gewitterwolke: Dähnert 62, BPV II 63, ZVfV I 283 (Pom. und Rügen), Bartsch II 127, Schumann 29; auch Bokater: Jb XXIX 145, Quedlinburg, Bullerwedder: Schütze II 218, Richey 28, Fulda 55 In Süddeutschland findet sich als Kinderschrecken Butzemann: Grimm Wb III 675, 694, Schmeller I 316, Wachter 239, Frisch I 161, Schöpf 71, Frommann IV 214 (Tirol), Lexer 337, Stalder I 204, 251, Höfer I 68, Loritza 32, Birlinger Wb 84, Autenrieth 25, 29, Crecelius 231, Vilmar 50, Reinwald 14, Jecht 11, Albrecht 97, Müller-Fr. I 178, Frischbier I 124, Fischer 205 (Buscha); Buschan SV IV 20 (Butzegrale in Schwaben); Scherz 209 (apud nos hodieque butzenmummel); Reinwald 14 (Thür. Mummel-Bäz, Schwäb. Puze-Mummler; Pfalz und Elsaß Puzen-Mummel).

97) „Ruprecht, vielleicht Wuotan selbst, Hruodperaht, der Ruhmglänzende" (Tille 119).

98) „Gleich wie bey den alten Schweden vor diesem herrschte: diese begiengen von den 25. December biß 13. Januar ihr Julefest" (Männling 205). „Auf dem Lande wird das Weihnachtsfest noch wie in alten Tagen vom Weihnachtsabend wenigstens bis zum Dreikönigstag gerechnet" (Molbech II 162). Ebso Urq I 106. Oft dauert es jedoch bis zum 13. Januar (Schubert III 388). „Wenn im Norden die Weihnachtszeit bis auf den dreizehnten Januar ausgedehnt wird, so beruht das auf kirchlichem Gebrauch; denn dieser Tag ist die sogenannte Oktave des hl. Dreikönigstages" (Nilsson 56).

99) Weihnacht wird am Knutstage „ausgetanzt" (Buschan SV IV 55). Der 6. Januar heißt „Trettonde dag Jul, d. i. der 13te Tag nach Weihnachten" (Schubert III 393). Man singt auch

Tjugonde dagen Knut
Köres (od. danses) Julen ut" (Schubert III 393).

100) „Auf dem Lande, in den Städten, in der Hauptstadt, überall ist es Sitte, sich am Abende dieses Tages zu einem Feste zu versammeln, bei welchem die Flaschen nicht geschont werden, da man, wie es in Schweden heißt, sich an diesem Tage „Mark in die Knochen trinken" soll" (Molbech II 157). Ebenso I 286 (unter Studenten in Lund), Tocnaye I 272. „Der erste Mai, dieser Tag allgemeiner Freude in Schweden wird in Norwegen nicht gefeiert" (Schubert III 201).

101) Schubert II 142.

102) Es ist nach Molbech II 158 „auf dem Lande in vielen Provinzen Sitte, bei jedem Hofe oder in den Dörfern, wo es solche giebt, eine sog. Maistange oder eine Fichte, abgeastet, vom Fuß bis zur Spitze mit frischem Laube bekleidet, mit Kränzen, Band, Flitterstaat und was sie sonst ausschmücken kann, umhängt, sowie mit mehreren Flügeln oder einem Wetterhahn an der Spitze, zu errichten". „Man bedeckt den Baum mit Blumen" (Tocnaye II 4). Bei Dalby sah Schubert III 36 „neben fast allen Dörfern Johannisstangen mit Vögeln, Dal-Pfeilen als Erinnerung an den Krieg gegen Christiern, u. s. w." In Dalarne „beginnt die Feier schon am 23. Abends: man richtet vor den Höfen und an den Wegen hohe, schlanke, mit Blumen, Laub, Kränzen, hölzernen Vögeln, Schwerdtern und Pfeilen gezierte Bäume auf, an welchen zuweilen auch geschmückte kleine Stangen befestigt sind" (Schubert II 141). Johannisstangen sah Schubert I 165 auch „in Småland häufig", und Linné II 64 beobachtete bei Lidköping in Westergöthland „Maystangen hier und da aufgerichtet und mit Laub und Blumen bekleidet". In der Grafschaft Jarlsberg in Norwegen fand Fabricius 112 „hohe Maystangen errichtet, die mit Kränzen und Bändern mancherley Art und von verschiedenen Farben ausgeziert waren", und auch bei Kongsberg sah er „Maistangen allenthalben aufgerichtet" (135).

103) „Auch in den Städten wird die Maystange errichtet" (Schubert II 141).

104) In Dalarne errichtet man „Ehrenbogen über den Eingängen der Höfe und über den Landstraßen" neben den „hohen aufrecht stehenden, mit Kränzen, Schwertern, Laub u. s. w. geschmückten Stangen" (Schubert III 56). Am Ljusnan in Helsingland sah Schubert III 23 „vor dem Pfarrhof, wie am Ufer bei der Fähre Maystangen aufgerichtet, die mit Bogen verbunden waren" und bei seiner weiteren Reise „oft Johannisstangen, mit Kränzen und allerlei Darstellungen; sie bilden hier und da Ehrenpforten über den Landstraßen und über den Eingängen zu den Höfen" (III 26). Von seiner Fahrt durch Helsingland erzählt Schmidt 171: „Als wir am Morgen ausfuhren, trafen wir bei jedem Bauernhofe oder Dorfe an jeder Seite des Weges einen mit Reis umwundenen Fichtenstamm errichtet. Auf mancherley Weise verzierte Schwibbögen verbanden diese beiden Bäume, so daß wir wie durch Ehrenforten fuhren". Bei seiner Fahrt über den Naplan in Helsingland sah Schubert II 520 „die Brücke mit Laubbogen geschmückt" und weiter beim Dorfe Wallarne „Ehrenpforten, die die Jugend zum Johannisfeste errichtet" (II 521).

105) In Stockholm „it is the custom to place shrubs and flowers at the doors of great houses" (Acerbi I 55). „Blumen und Laub sieht man,

wo man kömmt, auf den Straßen und in den Zimmern; selbst die Pferde und Wagen sind mit den hellgrünen Blättern der Birke geziert" (Molbech II 159). In Westerbotten „findet man die Bauerhäuser nicht selten mit Blumen und Maibüschen geschmückt" (Schubert II 141). Auf Gothland hatten nach Linné I 184 die Einwohner „ihre Häuser mit Eichenlaub besteckt, weil das Birkenreis verboten war". Dort waren auch „Maien von den Bauernmägdchens zur Zierde in die Kirchen gesetzt worden. Sie waren mit verschiedenen Blumen und Hobelspänen von Horn artig aufgeputzt, welche schneeweiß waren wie neues Pergament" (Linné I 194). Ebenso werden in Norwegen „die Häuser mit Laubwerk geziert" (Schubert III 201).

106) Die Kirchen wurden mit Maien geschmückt: Danneil 136, Drechsler I 123, Schütze III 72 (Hamburg und anderswo), Finder II 202, Benecke II 382.

107) „Die Landleute umtanzen ihn" (Tocnaye II 4). „Um diese Stange herum tanzt man am St. Hannstage und hält sich die Nacht hindurch lustig" (Molbech II 158). Ebenso wird in Dalekarlien „die Nacht fröhlich begangen" (Schubert III 56). In Småland „tanzt das Volk am Johannisabend" um die Stange (Schubert I 165). Bei Dalby tanzt man „gewöhnlich nur am Abend des Johannistages selbst, und zwar nur von 7 bis spätestens 11 Uhr" (Schubert III 36). Bei Lidköping in Westgöthland tanzen „die jungen Kerls und Mägdchens, nach der alten Weise ihrer Väter, jährlich in der Nacht vor und nach dem Johannistage" (Linné II 64). Ebenso wurde die Maistange in Jarlsberg umtanzt (Fabricius 112), und bei Kongsberg machten sich „die Einwohner der untern Klassen mit Tanzen und Schiessen lustig" (135). Nach Schubert III 201 sammelt sich in Norwegen „am 23. Junius Alles um aufgesteckte Theertonnen oder um aufgerichtete, mit Blumen geschmückte Maistangen und tanzt um sie her. Das nennt man Sankt Johannisspiel. Der Johannistag selbst wird weder als kirchliches noch als häusliches Fest gefeiert; nur die Arbeit ruht" (Schubert III 201). Beim Tanz um die Stange wurde gesungen, und Hårlemann 71 spricht von „einem Lied, welches von dem chorweise versammelten Volke, insonderheit um die Johanniszeit unter stetem Tanzen und Singen gesungen" wurde.

108) „Lauberhütten hatten sich einige Einwohner gebaut" (Linné I 184).

109) „Die rechte Feier des Johannisfestes findet man nur im südlichen Theil von Norrland und im mittleren Schweden, am meisten wohl in Dalekarlien" (Schubert II 141). Von diesen im germanischen Norden so reich entwickelten Sitten der Johannisfeier findet man im Süden nur noch geringe Spuren. Jurkschat, Litauische Märchen, 1898, S. 110 erzählt von einer Stätte am Flusse Raguwa, wo man „seit alten Zeiten Johannistag feiert und Ständer eingräbt für die Johannisblumensträuße, aber getrennt, auf einem Vorsprung die jungen Mädchen, auf dem andern die männlichen Personen". Nach Hupel 101 sind „Johanniskinder die jungen Bauersleute, welche in der Johannisnacht mit Blumen umkränzt sich zu vergnügen pflegen." Ebso Bergmann 33. Vgl. L. v. Schröder, Arische Religion, Neudr. Leipzig 1923, II 123. Im hannoverschen Wendland errichten „die

wendischen Frauen an jeden Johannistag den Kronenbaum, während die Männer an Mariä Himmelfahrt (15. Aug.) den Kreuzbaum, eine hohe Eiche mit einem hölzernen Kreuz und darüber einen eisernen Hahn, setzten, doch nur, wenn der alte Kreuzbaum inzwischen umgefallen war" (Kück-Sohnrey 153). Ebso Kuhn 331 (Wenden), Tetzner 382 (Polaben). Sonst wird auch bei uns der Maibaum errichtet (Wuttke DV 81, Buschan SV III 267, IV 74, Sartori SV III 230, Hagelstange 229, Drechsler I 138, Sartori WV 166), Guirlanden werden über die Straße gehängt (Fehrle DF 73, Drechsler I 141, ZVfV VII 147, Anhalt, Sartori SV III 231), an denen die Johanniskrone hängt (Sartori WV 166, Drechsler I 141), und unter denen getanzt wird (ZrwV XII 91: Müller, Rhein. Johannisbräuche). Ebenso wird die Johanniskrone an der Haustür befestigt (Drechsler I 141, ZVfV VII 147, Anhalt), und die Häuser werden von innen und außen geschmückt (Sartori SV III 229, Drechsler I 139). Zur Hauptsache jedoch ist der Maibaum an seinem Ort, dem Maifest, geblieben (Naumann Gz 92, EH Meyer DV 142, Hagelstange 228, Frisch I 651, Fehrle DF 62, Kück-Sohnrey 116, Bartels 67, Nilsson 4, Sartori SV III 173, Tetzner 262 (Tschechen), 276 (Mähren), 332 (Sorben), 490 (Polen), Haupt-Schmaler II 223, Hauffen Beitr. XII 151, Drechsler I 113, Sartori WV 162, Wrede 262, EH Meyer BV 221, Birlinger S II 90, Höfer II 243, Lexer 184, Hörmann 76). Auch zu Pfingsten wird der Maibaum errichtet (Mogk 62, Buschan SV IV 102, Sartori SV III 207, Schulenburg WV 145, Drechsler I 124, Wuttke SV 310, Nf V 273 (Hinterpommern), Finder II 201, Plettke 312, Benecke II 382, Heßler 309, ZrwV IV 27 (Minden), Schmidt Wb 111). Verbreiteter wohl noch ist die Sitte des Hausschmucks durch junges Grün (Buschan SV III 267, Sartori SV III 205, Frischbier II 45, VPV I 118, Danneil 136, Bartsch II 270, Schütze III 72, Nf VI 288 (Schlesw.-Holst.), Finder II 201, Kück 40, Benecke II 382 (Südheide), 393 (Nordheide), 438 (untere Aller), Plettke 312, Schambach 128, Jecht 66, Drechsler I 124).

110) Amira 124, v. Schwerin in Hoops II 330. Vgl. Jac. Grimm, Deutsche Grenzaltertümer, Berlin 1843.

111) Ahd. Bezeichnung der Ackerberainung ist „marchgang, marchleita" (Amira 124). „Snat" Grenze ist ahd. sneida, mnd. snêde. Woeste V 107 hat „Snat Grenze"; Strodtmann 218: „De Snaat beteen, die Grenze beziehen"; Sartori WV 132: „Schnatgang oder Schnadezug"; Brem Wb IV 891: „Gränze im Hannöverschen und Osnabrückischen Snaat"; Wrede 221: „Schweidbegang" (Nachricht von 1726); Bartels 61: „Hubengang"; Sartori WV 132: „Fohrgang" (Bochum und Recklinghausen); Vilmar 258: „Maifahrt"; Duller 108: „Gränzbezug" (Mark); Schambach 23: „de grense betrecken". Die Quedlinburger Ratsrechnung verzeichnet 1588: „Vier Faß Bier, so mit hinausgenommen, als die Grenze bezogen" (Kleemann 119). Es handelt sich darum, den Hirten die Grenze einzuprägen (EH Meyer DV 144), die „Grenze der Hudegerechtsame" festzustellen (Sartori WV 132, Nf XV 350, Horn (Lippe)), wobei der Hirte „seine Heerde an der ganzen Grenze hintreibt" (Schambach 23). Der Grenzbegang findet im Frühling (Vilmar 258), am Markustag (25. April, Klee-

mann 119, Duller 54, Steiermark), zu Ostern (Tetzner 332, Sorben, „Osterreiten"), am 4. Juni (Nf XV 350, Horn), am 26. Juli (Nf V 14, Osnabrück), um Johanni (Nf XIII 356, Brilon), „nach eingebrachter Ernte" (Schambach 23), zu Martini (ZVfV X 89, Anhalt) statt. Die Ackerbegrainung bezeugen ferner Drechsler II 26, Kuhn 371, Kück-Sohnrey 104 (Hessen), Heßler 179 ff. (Oberhessen), 224 ff. (Hinterland), ZrwV III 146 (Mosel), ZVfV V 390 (Schweiz), Rochholz II 46 (Zofingen, wo „die Reformierten die Grenzgemarkung besichtigen und die Katholischen den kirchlichen Segen über die Saat sprechen"). Vgl. Sartori SV II 184, EH Meyer DV 144.

112) Wie die Römer ihre Ambarvalien zur Entsündigung der Felder hatten (Grimm DM 52, Stemplinger 78, Wissowa, Religion und Kultus der Römer 2. Aufl. 1912, S. 143, 562; noch das listinische Konzil 743 spricht „de simulacro quod per campos portant": Andree VV 359), so umzog man auch im germanischen Heidentum die Saatfelder, wobei man „nach nordgermanischen Quellen Feuer umhertrug" (Mogk in Wuttke SV 307). Wie in Rom (Wissowa 101) erhält auch bei uns der paganische Ritus ein christliches Gewand (ZrwV XIV 127), wobei nach EH Meyer DV 224 das Christentum „kaum auf irgend einem andern Gebiete mit der Heidensitte einen so innigen Bund geschlossen hat, als bei diesen heiligen Trachten durch die Flur". Noch heute „glauben Einfältige, wenn die Hostia auff den Fluren getragen u. s. w., so würden die Ungewitter abgewendet" (Jacobi III 15). In der Gegend von Wien „läßt der gemeine Mann alles segnen, sogar sein Vieh und seine Aecker. Hierinn sind besonders die Bettelmönche sehr stark. Sie umziehen in Prozession jeden Acker, besprengen ihn mit Weihwasser und segnen ihn ein, damit er fruchtbar werde. Am Rogatesonntage reitet der Pfarrer mit den Bauern um die Felder, und hat die geweihte Hostie in einer Büchse umhängen. Er giebt Segen gegen alle vier Hauptwinde" (Nicolai V 63 f.). Im Traunviertel ist der „Pfarr-Ritt eine Prozession, welche nach der österlichen Zeit um Erhaltung der Feldfrüchte angestellet wird" (Höfer II 322). Die Flurbesegnung findet zu allen Jahreszeiten statt, so im Frühling (Mogk 81, Schindler 260, Kuhn 329, Drechsler I 98), zu Ostern (Tetzner 490, früher, mit feurigem Besen; Fehrle DF 59), am Himmelfahrtstage (Birlinger S II 181, Wuttke DV 78), zu Pfingsten (Fehrle DF 64), vor der Ernte (EH Meyer VV 366); überall haben sie die Form der Bittgänge um gutes Wetter (Buschan SV IV 94, Hörmann 87 ff., Sartori WV 115, Kuhn 335, Wenden, Drechsler II 58). Vgl. EH Meyer DV 247 f., Sartori SV Reg. s. v. „Flurgang".

113) Dähnert 546 führt an: „Were. Besitz. Gewahrsame. Hab und Gut. Eines Bauren Hofstelle und was dazu gehöret"; Brem Wb V 188: „Were eines Bauern Hofstelle"; Strodtmann 282: „In de Wehr, up de Wehr: heißt auf des Bauren seinem Hofe. Der Colonus selbst wird daher genannt Wehrfester", und 284: „In Wehrn hebben: unterhalten, in Besitz haben"; Vollbeding 73: „Were: Besitz. Kinder, die in der Were sind, d. h. noch nicht abgefunden sind, sondern in der Verlassenschaft der Eltern ihr Erbrecht besitzen"; Sibeth 105: „in de Wehr sin in gutem Zustande sich befinden, sodaß man Widerstand leisten kann".

114) Tac. Germ. 26, Müllenhoff DA IV 364, Hoops I 45.

115) Tac. Germ. 20, Müllenhoff DA IV 321, Amira 169 f., Thurnwald in Ebert I 291, Rietschel in Hoops I 146.

116) Tac. Germ. 21, Müllenhoff DA IV 325, Amira 248, Rietschel in Hoops I 295.

117) „Ollendeel": Frischbier I 21, Dähnert 337, Sibeth 60, Danneil 150, Brem Wb III 264, Jb XXXIV 81 (Halberstadt); sonst „Leibzucht" (Brem Wb III 67, Strodtmann 126, Schmidt Wb 103, Vilmar 20 (im sächs. Hessen)); „Auszug" (Crecelius 74, Vilmar 20 (nichtsächs. Hessen), Jecht 5); „Ausgeding" (Berndt 8); „Ausenthalt" (Crecelius 67); „Ausnähm" (Castelli 65, Unger 39); „Zuhäusl" (Hörmann 298, Unger 656); „Verlehn" („Bei jeder Hufe ist auch ein sog. Verlehn, anderswo Altentheil genannt", Meyer Darst. 253, Holst.). Storm 252 hat „Abnahmehaus". Andere Bezeichnungen bei EH Meyer DV 40, BV 326.

118) Ziehtermine für Dienstboten: 2. Januar (Drechsler I 50); 2. Februar, Lichtmeß (EH Meyer DV 191, Sartori SV III 84, Buschan SV IV 58 (Alpenländer), Hörmann 5, Schöpf 82, Schmeller II 528, EH Meyer BV 197, Heßler 357 (Buchonien), Wrede 199); 22. Februar, Petri Stuhlfeier (Sartori SV III 88, EH Meyer DV 191, ZVfV VI 16 (Thür. Wald), Heßler 383 (Kinzigtal)); Ostern (Schütze I 23 (Holst.), Finder II 200, Kück 55, Sartori WV 125, Heßler 578 (Schaumburg. Land)); vier Wochen nach Ostern (Brem Wb II 480); Georgi, 23. April (Schöpf 82, Hörmann 309); Maitag (Strackerjan II 54, Sartori WV 125, Stürenberg 57); Himmelfahrt (Richey 55); 3. Mai (ZVfV V 299 (Provinz Ostflandern)); Michaelis, 29. September (Sartori SV III 256, Buschan SV IV 112, Frischbier II 493, Fischer Wb 196, Schütze I 23 (Holst.), Finder II 200, Brem Wb II 480, Stürenberg 57, Sartori WV 125, ZrwV VI 260 (Minden, weiblich), Heßler 578 (Schaumburger Land), Hauffen Beitr. I 2, 40, Schöpf 82, Nilsson 39 (bis vor einem Jahrhundert in Schweden)); 1. Oktober (Wrede 199, Niederrhein); 16. Oktober, St. Gallus (Sibeth 25); 27. Oktober (Haas RV 58); Martini (Sartori SV III 265, Fehrle DF 7, EH Meyer DV 191, Fischer 196 (Unverheiratete), Frischbier II 53 (Land), II 540 (Stadt), II 493 (Ostpr. nur Unverheiratete, Westpr. alles Gesinde), Bartsch II 221 (jetzt nur noch Schäfer), Tille 294 (Mecklenb. bis in unser Jh.), Danneil 132, Hauffen Beitr. XII 167 (Hütebub), Schütze I 23 (Hamburg), Richey 55, 69, Andree BV 218, Kleemann 366 (bestimmt durch Verordnung von 1661), Jb XXXIV 77 (Halberstadt), Sartori WV 125, Nf XV 53 (Westfal.), Schambach 131, ZrwV XII 236 (Essen), Heßler 162 (Oberhess.), Birlinger S II 132, 334, ZfVV XVI 43, Schöpf 82, Hörmann 195 (Etschtal), Nilsson 39); Thomastag, 21. Dez. (Drechsler I 20); Stephanstag, 26. Dez. (Sartori SV III 51, EH Meyer DV 191, Tille 41, Wrede 199, Crecelius 726, Schmidt Wb 233, Autenrieth 22, Meisinger 226, Buschan SV IV 44 (Schwaben), Birlinger S II 334 (Allemannisch)); zu Weihnacht oder Neujahr (Tetzner 80, Litauen, Crecelius 543). Martini als Termintag: Tille 23, Nilsson 39, Drechsler I 165, Finder II 213, Nf XV 52 (Westfal.), Andree BV 367, Wrede 277, Urq

II 73 (Bergisch), EH Meyer BB 162 (Viehbub entlohnt), SchAB IV 247 (Kanton Glarus), IX 32 (Frei- und Kelleramt). Eine Zusammenstellung über den Martinstag als Terminzeit in Tirol bei Tille 291. In Dithmarschen wurden „die Gefälle zu Martini erlegt" (Eggers I 54), in Nordstrand zahlten „die Partizipanten jährlich auf Martini" an die Kirche (Camerer I 344), in Tondern wird „ein sogenannter Martini Schatzungseinnehmer" erwähnt (Camerer II 696). Der Abzug der Dienstboten gestaltete sich zumeist zu einer kleinen Festlichkeit. Aus Dalarne berichtet Schubert III 91: „Das Spiel einer Violine ertönte im Walde; es waren Dienstboten, die jetzt, um die Abzugszeit, sich mit Tanz im Freien oder in den Dörfern belustigten, besonders vom Sonntag Abend bis Montag frühe, worauf sie die übrigen Wochentage zu eignen Arbeiten zu verwenden pflegen". Bezeichnungen des Umzugtermins sind: Fahrel-Tyd (Richey 55, Brem Wb I 351), Afganel-Tied (Brem Wb II 480, Schütze I 23), Flöstertied (Stürenberg 57), Flütt-tied (Storm 257), wantes taak (Wandertag, Meisinger 226), Bundeltag (Stalder I 244, Buschan SB IV 44 (Schwaben), Autenrieth 22, Schumann 28); Scherztag (Reinwald 136, Heßler 90 (fränk. Niederhessen), 357 (Buchonien), Crecelius 726); Schlenkertag (Birlinger Wb 397); Schlenkelwochen (Schöpf 82, Hörmann 195, Schmeller II 528). Außerhalb der Zeit den Dienst verlassen heißt „buten Tieds afgaan" (Schütze I 23, Dähnert 65). Vgl. die Zusammenstellung der Umzugstermine bei Sartori SB II 38 Anm. 9.

119) Amira 141, Hoops IV 373.

120) Du Cange Glossarium ad scriptores mediae et infimae Latinitatis, Paris 1883 ff., II 70.

121) Hibbert 323.

122) Nach „Runde, Teutsches Privatrecht 406".

123) Whitaker History of Manchester, 2. Aufl. 1773, II 151. Ebso nach Hibbert 242 auf den Shetland Inseln. „The lord of the island summoned his attendants, and ordered the Croish tarish to be constructed, the ritual fire to be lighted and a goat to be brought forth and slain. The extremities of a wooden cross were then kindled in the flame, and whilst the blood of the victim followed the knife, they were extinguished in the purple stream. The chief now delivered this emblem of fire and sword to a swift messenger." Die „Acts of Bailiary" 1623 geben Act 4 die Bestimmungen „Anent the Careful Directing of the Corss" (Barry 458). Nach Stewart II Appendix 6 „the principal signal was the Cross Tarie or Fiery Cross, a piece of wood burnt or burning at one end, with a piece of linen or white cloth stained with blood hanging from the other . . . The cross was sent round the country from hand to hand, each person who bore it running at full speed, shouting as he went along the war-cry of the tribe and naming the place of rendez-vous."

124) „Budkafle, baculus nuntiatorius, quoad conventus publicos convacabantur cives veteris Suioniae" (Ihre I 288). So auch Tocnaye I 235. „Sofort wurde ein Budkafle geschnitten und umher geschickt. Es war damals Gebrauch, daß man diesen Stock oder Pfeil an dem einen Ende anbrannte und an dem andern mit einer Schlinge versah, um damit

anzudeuten, daß, wer des Königs Gebot nicht sofort befolge und den B. nicht alsbald weiterschicke, in der Schlinge aufgeknüpft und ihm Haus und Hof in Brand gesteckt werden sollte" (Afzelius II 207, auch II 138). Andree P I 189.

125) Roberts 302.

126) Barry 458.

127) Stewart II Appendix S. 6. Zur Einberufung der Gemeindevertretung findet der Stab noch heute Verwendung in deutschen und slavischen Dörfern, oder hat sie doch bis in die jüngste Zeit gefunden. So wurde nach Grüner 73 „das Gemeindholz herumgeschickt", ebso Kück 250, ZVfV VI 361 (Boldeker und Knesebecker Land, bis 1868); im Fürstentum Lübeck wurde die schriftliche Einberufung um den „Dörpknüppel" gewickelt (Nf VII 244), im Kr. Stolp an die „Kül" oder den „Schulteknüppel" gebunden (BPB II 159), in Mecklenburg an einem durch ein Loch im Knüppel führendes Band befestigt (noch vor 30 Jahren, Nf XII 211), in Hollingstedt in einen Spalt im Knüppel gesteckt (Nf VII 275), der in Kolow (Kr. Greifenhagen) die Form unserer Zeitungshalter hat (BPB III 112), in Schleswig von einer am Knüppel befestigten eisernen Feder gehalten (Nf VII 275), in Wöhrden um ein Schraubengewinde befestigt, das einen Knopf trug (Nf VII 275). Im Kr. Minden wurde durch den „Bauertaler" (Bûrdâler) geladen, „eine runde Messingplatte, in die die schriftliche Ladung eingesteckt war" (Sartori WB 131, ZrwV VII 194), durch Glockenruf in Südschleswig (Nf VII 275), Stapelholm (Jb XXIX 36, „bûrklock") und der Mark (Danneil 29), durch Hornstoß in der Lüneburger Heide (Kück 250). Verbreiteter noch ist der Brauch in slavischen Ländern. In Westböhmen besaß jeder Dorfrichter einen „Gemeindeprügel", der zur Sitzung rief (ZföV VI 83). Der Gemeindestock geht herum bei den Tschechen (Tetzner 264), bei den Polen (Tetzner 492; Wic, oberschles. Lauska, Gemeska), bei den Kassuben als hölzernes Rohr, um das das Schriftstück gewickelt ist (Tetzner 464), im Leobschützer Kreis das Krummholz, „eine Grâgel, ein Gabelzweig, gewöhnlich aus Weidenholz" (Drechsler II 25), ebenso bei den sächs. Wenden als kokula (Wuttke SV 355; Andree P I 190, WW 67, Oberlausitz, „nur noch in Erinnerung"; Haupt-Schmaler II 217); als Kriwule in preußischen Gegenden (Frischbier I 432; der Zettel, bei Zahlungsbefehlen ein Knopf, im Oberland ein Leinwandlappen, wird angebunden: Tetzner 97 (Litauen)); als Klucke (verschlungene oder auffällig gekrümmte Baumwurzel, als „große Klucke", wenn Bauern und Knechte, als „kleine Kl.", wenn nur Bauern geladen, herumgesandt; Frischbier I 382; Tetzner 492 (Polen), 97 (Sorben)); als Palitschka (Andree WW 67, Böhmen; P I 190); als hölzerner Hammer in der Teplitzer Gegend (Hauffen Beitr. I 2, 48, bezeichnet als heja, hejka (Wuttke SV 355; Tetzner 97, 301 (Sorben); Haupt-Schmaler II 217; Andree WW 67, P I 190 (Lausitz)); bei Oschatz als Kloppe (Andree WW 68, P I 190), bei Nossen als Stempel (Andree a. a. O.); in Waltersdorf bei Sprottau ging ein eiserner Ring, woran drei Hufeisen hingen, herum (Drechsler II 26); bei den Polen wurde ein hölzernes Täfelchen herumgesandt (Tetzner 97, 492),

ebenso bei den Sorben (Tetzner 301). Weitere Bezeichnungen bei Frischbier I 432. Die Einberufung durch Gebotzeichen nannte man in der Mark „Bûrn" (Danneil 29). Vgl. Sartori SB II 182, EH Meyer DB 13, Grimm RA I 184 ff., II 371 ff., Andree P I 188 ff., BB 249.

128) Heinemann 19, Amira 150, 224, Lauffer A 76.

129) Amira 119, v. Schwerin in Hoops III 475. Warnungs-, Verbots-, Grenzzeichen, die aus einem auf einer Stange errichteten Strohwisch bestehen, bezeichnet man als Faude (Frischbier I 182), Fuse (ebda 211), Wîp 'n (Danneil 248), Eule (Fulda 82, Lausitz). Sie finden Verwendung auch als Verbotszeichen während der Sperrzeit der Weinberge (Wrede 206, Naumann Gz 49).

130) Hibbert 537 spricht von einer „vity probably intended for containing the peat of fuel necessary for lighting a fire to give an alarm in case of invasion." John Housman, Reise durch die nördlichen Gegenden von Engl. Weimar 1811, S. 47 sah „eine alte Feuerwarte nebst einem eingefallenen Wachthause", die „mit mehrerem Grunde vermuten läßt, daß man in den bürgerlichen Unruhen oder den Kriegen mit Schottland auf diesem, die ganze Gegend beherrschenden Berge Feuer angezündet habe, um das Eindringen der Feinde oder anderer Gefahren desto schneller bekannt zu machen".

131) Bei Hernösand in Angermanland war nach Schubert II 462 „auf dem Gipfel des Berges ein Holzstoß (vårdkase) aus pyramidalisch neben einander gestellten Stangen errichtet, der in Kriegszeiten als Signal angezündet wird". „Einen solchen Holzstoß sah ich noch auf einem Berge bei Elfros" (Jemtland, II 590). In Finnland beobachtete Acerbi I 367 „remains of burnt wood. We were informed by the peasants, that they were left from the signals of alarm which had been raised in the year 1747, and likewise in the last war of Finland."

132) Von den „Gothen und Vandalen" sagt Schwartz 245: „Diese Völker hatten die Gewohnheit, daß sie zur Verwahrung ihrer Küsten wider die unversehene Anfälle der damalen fast wütenden Vikingar oder See-Räuber, an den In-Wyken und Mündungen der schiffbarsten Flüsse, große Baken oder Holtz-Hauffen und dabey nicht nur eine Wache, sondern auch wohl eine Bevestigung unterhielten: damit, wenn dergleichen Frey-Beuter ankamen, jene sofort angezündet und die Einwohner sich entweder zur Gegenwehr oder zur Retirade bereit zu halten, gewarnt werden mögten". So auch Dähnert 20. Nach Grümbke I 28 bestanden diese Baken „in einem langen in dem Erdboden stehenden Balken, woran eine Stange befestigt war, auf deren obern Ende eine mit leicht brennbarer Materie angefüllte Tonne hing, zu der man auf einigen an dem Balken befindlichen Leitersprossen hinanklimmen konnte, um sie erforderlichen Falles anzuzünden". Ebso Haas JH 15. Bei Arkona sah Zöllner 302 „eine hölzerne Feuerbake, die der letztverstorbene König von Schweden in seinem kurzen Kriege mit Rußland hat aufrichten lassen". Aus Wittow erzählt Indigena 91: „Ich lehnte mich gegen die hier stehende Feuerbaake". „Bakenberge" belegen Nernst 214, Indigena 75, 219, Grümbke I 22, Haas JH 15. In Schönwalde (Kr. Stolp) findet sich der Flurname „Lärmstange, ein hoher Punkt

auf den Dünen, wo in früherer Zeit Teertonnen angezündet wurden, wenn sich etwas Verdächtiges auf der Ostsee blicken ließ" (BPB II 172). Sonst findet das Bakenfeuer als Orientierungssignal Verwendung. „In alten Zeiten hatte man auch „Feuer-Baaken", d. h. aus Holz gebaute Gerüste, auf deren Gipfeln man in einem eisernen Korbe mit Kienholz oder Kohlen ein flammendes Feuer unterhielt" (Kohl II 422). Schütze IV 366 verzeichnet „Wippfür, Furwippe: ein Korb, worin das Wartefeuer den Elb- und Seefahrern zum Merkzeichen dient". In den Alpenländern kennt man diese Signalzeichen unter dem Namen „Wachtfür" („excubiae in summitate montium, solent enim Helvetii irruptionem hostium accensis ignibus unius horae spatio omnibus incolis annunciare" (Fromman IV 148, Bern; ebso Stalder II 426)) und „Kreiden" oder „Kreidenfeuer" (Schmeller I 1364, Schöpf 343, Unger 411). Gercken II 234 berichtet: „Durch die ganze Schweiz ist diese kluge Einrichtung, daß in gewissen Distanzen, auf dazu gelegenen Bergen, die nach dem offenen Lande eine freie Aussicht haben, ein Wächter wohnt, der allezeit mit Stroh und Holz versehen ist, so er in dem Fall gleich anzündet, wenn in Geschwindigkeit die Militz auf ihren Sammelplätzen erscheinen soll. Durch dieses Zeichen ist in kurzer Zeit im ganzen Lande alles unter den Waffen, weil von Warte zu Warte das Feuer angezündet wird".

133) Gercken III 261 erzählt aus Köln: „Den Tag vor der Execution wird der Delinquent in die Hacht gebracht, alwo er eine Nacht verbleiben muß, wo er endlich den andern Morgen, nachdem er noch einmal an den Churfürstlichen sogenannten blauen Stein geführt worden ist, hinausgeführet und executiret wird", wobei er vermutet, der blaue Stein möge „wohl noch ein kleiner Ueberrest davon seyn, daß der Delinquent vor Alters noch mußte vor dem hierher gränzenden Hof präsentiret werden". Ernst Weyden, Köln a. Rh. vor 50 Jahren, Köln 1862, S. 205 erwähnt die Sitte ebenfalls (nach Krbl XXXIV 42). Nach Büllenbach, Vortrag über „unehrliche Berufe" (Haas: Der blaue Stein in BPB III 123) konnte der Verurteilte gerettet werden, wenn eine ehrliche Jungfrau ihn zum Manne begehrte, welche Rechtssitte sich in dem Pfänderspiel „der blaue Stein" erhalten hat, bei dem gesungen wird:

Als ich auf den Kirchhof kam,
Da lag ein blauer Stein;
Und wer den Schatz verloren hat,
Der holt sich einen rein" (BPB II 47; eine andere Fassung IV 144).

134) Als Quelle für die Leidener Nachrichten über den blauen Stein benutzte A „ein Buch, welches unter dem Titel Beschryvinge der stede Leyden etwa 1613 oder 1614 gedruckt ist" (RAB 403).

135) Tac. hist. IV 15, Müllenhoff DA IV 184, Grimm RA I 323 ff., Seeliger in Hoops IV 127. Im Kinderspiel hat sich die Sitte erhalten. Nach Frischbier II 454 ist „Walken ein Spiel, in welchem mehrere Paare, die sich mit verschlungenen Händen nebeneinander aufstellen, jemand in die

Luft prellen und wieder auffangen, wobei sie singen: Komm, wir wollen walken, Brüderchen, walk!"

136) Nach „Du Cange s. v. lapis et putagium" (V 28, VI 577).

137) Nach „Ihre s. v. sten." (II 978).

138) Scherz 470 verzeichnet: „Ganten, cippus, sic in Pommerania", Frisch I 318: „Ganten. Ist in Pommern und benachbarten Ländern gebräuchlich. Eine Art von Pranger, da man Hals und Hände zwischen zwey dicken Brettern, als in Fesseln hält, dabei die leidende Person gebückt stehen muß". Ebso Brem Wb V 376. Er wurde besonders zur Züchtigung der Fronbauern verwandt; Dähnert 141 führt an: „Ganten. Eine Art von Block hier im Lande, darin man die Bauren zur Strafe auf eine oder ein paar Stunden stellet, so daß sie vorne nieder gebücket stehen, und der Hals und beide Hände zwischen zwey Brettern in drey dazu ausgehauenen Löchern festgehalten werden". Ebenso Indigena 39, Grümbke II 57. In der Sage hat sich die Erinnerung an dies Marterwerkzeug erhalten. „Vor der Tür der alten Kirche in Trienke stehen zwei Lindenbäume. Von diesen geht die Sage, daß an ihnen in alten Zeiten der Ganter befestigt war" (BPB VII 175). Nach Haas RB 20 ist „Ganten" Slavismus.

139) Nach Hupel 17 sind „Batogen (aus dem Russischen) kleine Stäbe, die zur Bestrafung gebraucht werden; auch Batoggen, Padocken". Bergmann 52 führt an: „padocken, russische Stockschläge".

140) Tac. Germ. 12, Müllenhoff DA IV 241, v. Schwerin in Hoops IV 328, Amira 240 f.

141) Drechsler II 80 (als Strafe für Baumfrevler).

142) Gruberi Origines Livoniae 38.

143) Kluge 345. Schulze-Sssymank II 120.

144) Nach Schmidt 23 ging in Tortuna (Westmanland) „während der Predigt ein Mann mit gravitätischen Schritten, diesen Stab in der Hand, mitten durch die Kirche, und wo er einen süßen Schläfer erblickt, berührt er ihn mit diesem Zauberstab". In Gefle fand Schubert II 11 „die nur noch an wenigen Orten bestehende Sitte, daß zwei Kirchenwächter mit langen Stäben in der Kirche umhergingen, um Unordnungen in der Stille zu heben, die Schlafenden oder Sprechenden sanft zurecht zu weisen und drgl. mehr". Dasselbe beobachtete er in Helsingland (III 15) und in Dalarne (III 40). In der Kirche zu Öfver-Länäs bei Holm (Angermanland) „stand in einer Ecke ein langes Bambusrohr, der Ehrenstab der Spögubbe, welcher jetzt außer Gebrauch gekommen ist" (II 445). In Dalarne befindet sich der Spögubbe mit seinem Stab auch im Hochzeitszuge (II 203, III 46). Nach Hupel 110 ist „Kirchenkerl in ehstnischen Distrikten der Glockenläuter, welcher auch die Kirche ausfegen, ingleichen daselbst die schlafenden Bauern aufwecken muß". Schmidt 23 bemerkt, „daß man sich in Deutschland hie und da noch immer eines solchen Pilgerstabs zur Erweckung der Andacht bedient". Nach Rabiosus 201 wachen in der katholischen Kirche zu Dresden „zwey Portiers mit großen Stäben", daß nicht gegen die Kirchenordnung verstoßen werde. „In den Kirchen zu Wien gehen Leute in kaiserlicher Livrey herum, die man Schwatzkommissarien nennt. Sie . . . verbieten den Plaudernden das Schwatzen" (Nicolai V 53). Ferner

war es das Amt dieser Kirchenbediensteten, die Hunde aus der Kirche zu verjagen. „Hundfogde ante duo secula dicebatur ille, cujus officium erat, canes a templo abigere. Galli cum aliquanda Roy d'Eglise appelabant, nos hodie spögubbe" (Ihre I 928). Andere Bezeichnungen sind „Hundesläger" (Brem Wb II 671, Hupel 98), „Hundenvaagt" (Dähnert 199, Birlinger Wb 238), „Kirchen-dusler" (Höfer I 171, Schwaben), „Kirchekönig" (Höfer II 279). Nach Frischbier II 175 gehörte das Hundeverjagen zu den Obliegenheiten des „Pracherpitschers", des Bettelvogts.

145) Nach Schubert II 537 „soll es in den Dörfern des jemtischen Berglandes viele rauchende Weiber geben". Ebenso pflegt in Tirol „das schöne Geschlecht den Tabak nicht zu verschmähen" (Hörmann 287).

146) Nach Capell Brooke 308 ist „besonders die unleidliche Gewohnheit des Spuckens vielleicht nirgends in der Welt so weit getrieben", als in den Finnmarken. Nach Grümbke II 61 heißt „die Weise der Seeleute, den Tabak zu käuen", auf Rügen „bussen oder ein Priemken nehmen". Prim, aus holl. pruimpje, „Pfläumchen" verzeichnen: Sibeth 65, Müller-Fr. I 158, Leihener 96, Hönig 142; Primchen: Albrecht 185, Schambach 159; Primke: Frischbier II 180, Stürenberg 184, Schambach 160; Prem: Vilmar 306, Meisinger 132; Premchen: Vilmar 306, Crecelius 201, Autenrieth 26; Preemel: EH Meyer DV 194, VV 340 (Pfalz); Prüntjes: Schütze III 237; Prüümtjes: Stürenberg 184; Prünten: Schumann 13; Prüntscher (Hamburg); Prumm: Crecelius 201, Aachen; Prümm: Hönig 142; Bremich: Fehrle VV I 81; Bläumchen: Crecelius 176; Prömen: Fischer 148; Schlaatje: Stürenberg 218; Stift: VPV X 145.

Volksſprache und Volksdichtung

1) Nach Haas RB 20 iſt die Zahl der Slavismen auf Rügen gering.

2) „Man kann auch auf Rügen, wie ſo häufig in niederdeutſchen Gegenden, die Erfahrung machen, daß es im dortigen Plattdeutſch zahlreiche kleine örtliche Schattierungen teils in der Sprechweiſe, teils im Wort- und Lautbeſtand gibt, die oft von Dorf zu Dorf wechſeln, . . . und in früherer Zeit waren dieſe örtlichen Unterſchiede noch deutlicher bemerkbar als in letzter Zeit“ (Haas RB 18). Nach Grümbke II 60 wird der Rügenſche Dialekt „langſam ausgeſprochen“ und klingt „breit und gedehnt“. Ebſo Indigena 40. Auf Hiddenſee fand Grümbke ihn „widerlich durch die gedehnte, ſingende, weinerliche Ausſprache“ (II 64, Indigena 87). Nach Nernſt 210 iſt „der Dialekt dieſer Inſulaner wiederum gar ſehr von dem gewöhnlichen Plattdeutſchen verſchieden. Sie ſagen alles in einem gewiſſen ſingenden traurigen Ton her, in welchem ſie die Wörter weicher und biegſamer zu machen, und mithin, ſo viel möglich, Vokale einzumiſchen ſuchen. Z. B. Mine Here Gode, in dieſe Büge kamen ſe nah deme Ländeken! (Mein Gott! in dieſem Sturme kommen ſie zu uns!)“ Vgl. Haas JH 28 f., RB 18. Auf Ummanz iſt „die Mundart ſehr unangenehm. Die meiſten Töne werden im Halſe gebildet, und faſt jeder Buchſtabe, der einige Ähnlichkeit mit einem Kehllaute hat, wird in einen ſolchen verwandelt“ (Zöllner 358). Grümbke II 65 findet die Mundart breit und widerlich. Wie auf Hiddenſee ſprechen auf Mönchgut „die Eingebornen ihr Plattdeutſch auch ſehr langſam und bedächtlich, zuweilen halb ſingend, miſchen viele Vokale ein und dehnen die Worte theils durch Anhängſel an den Endſylben, theils durch die Ausſprache“ (Indigena 227). Ebſo Grümbke II 66, Nernſt 76; vgl. Haas-Worm 60, Haas RB 19.

3) „In den rügenſchen Adelsfamilien blieb das Plattdeutſche bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jhs. allgemein gebräuchliche Umgangsſprache. In den bürgerlichen Kreiſen begann der Wechſel zwiſchen Hochdeutſch und Plattdeutſch erſt ſeit der Mitte des 19. Jhs.“ (Haas RB 18).

4) Strodtmann 137: „Mymmern: vor ſich weg in tiefen Gedanken gehen“; Schambach 135: „mimerig, mîmerig (holländ. mijmerig träumeriſch) zu dünn, zu fein, zu zart; von Geſpinſten und von Pflanzen. Mimern (holl. mijmeren = träumen) zu fein ſpinnen“. Stürenberg 150: „Mimeree religiöſe Schwärmerei, Grübelei; mimereeren ſorgenvoll nachdenken, grübeln“. Brem Wb III 161: „Mimern, verwirrt im Haupte ſeyn, phantaſieren, tiefſinnig über ein erlittenes Unglück nachdenken“. Ebſo Schütze III 98, Doornkaat II 602, Richey 163, Fulda 300.

5) Fehlt bei Strodtmann. Brem Wb III 484 hat: „reren tiefſinnig nachdenken“.

6) Scherz 264 hat „durften audere". Vilmar 76: „dorft, gedorft, beherzt, dreift, noch im südlichen und westlichen Hessen üblich". Berndt 140: „Thurft, Mut Herzhaftigkeit", 28: „dürft verwegen; nicht mehr recht üblich". Vollbeding. 65 hat „thar: z. B. ich thar, ich darf". Grimm Wb II 1743, Schmeller I 625, Fulda 560, Doornkaat I 364 (düren).

7) Wachter 494: „frod sapiens", Frisch I 301: „frod prudens, sapiens", Scherz 445: „fruth, vrutt sapiens", Brem Wb I 457: „vrood vorsichtig, weise, verständig", Stürenberg 62: „frood (holl. Grenze) verständig, weise, holl. vroed", Vollbeding. 71 ebso, Schumann 86: „frod klug", Frischbier I 207: „frôden, frôten, frutten begreifen, verstehen, einsehen, wissen, kennen, können. He frôd nich er begreift nicht. — Im Ermlande frutten".

8) Kluge 362.

9) Grimm Wb IX 2748, Kluge 418, Schacht 64, Müller-Fr. II 500, Crecelius 778.

10) Grimm Wb I 1153, Schmeller I 286.

11) blutt = bloß verzeichnen Scherz 171, Frisch I 114, Vilmar 45, Crecelius 179, Autenrieth 23, Schmeller I 333, Schöpf 47, Lexer 33, Stalder I 192, Frommann II 369 (Bern), Grimm Wb II 152, 194, Kluge 60.

12) Risch hat Frisch II 122, Fulda 403 (Luther), Dähnert 382, Schambach 173, Strodtmann 343, Reinwald 129 (Hess.). Crecelius 695, Vilmar 325, Berndt 106, Frommann II 237 (Nordböhmen), Müller-Fr. 359, Lexer 209; risk: Brem Wb III 504, Doornkaat III 45; resch: Frisch II 87, Schmeller II 156, Höfer II 34, Autenrieth 113, Schöpf 550, Lexer 207, Unger 502, Loritza 105; räß: Stalder II 259; rösch: Reinwald 129, Stalder II 282; rusch: Schütze III 317, Sastrow II 602 (der Klepper war „gar fast, rusch unnd gutt"); allrüsch: Vilmar 8; graš: Leihener 47. — Vgl. Kluge 360.

13) Wachter 150: „beramen concidere diem". Ebso Scherz 121, Frisch II 85, Fulda 379, Frischbier II 211, Hupel 6, Bergmann 3, Sastrow III 115, Dähnert 33, Sibeth 68, Schütze III 86, Stürenberg 195, Doornkaat I 148, Richey 203, Brem Wb III 428, Strodtmann 179, Vilmar 314, Schmeller II 88.

14) Wachter 179 hat „Blez assumentum, a flicken sarcire"; Sastrow I 279: „die Hosen . . gepletzt bekommen". Fulda 351, Frisch I 119, Schmeller I 464, Stalder I 183, Höfer I 94, Schöpf 510, Frommann IV 334 (Tirol), Zingerle 24, Loritza 100, Grimm Wb II 109, Jb II 48, Neubauer 42.

15) Schacht 62; fehlt bei Grimm und Schiller-Lübben. Für stolz, hochfahrend, hat Vilmar 57 „brüd", Richey 25 und Brem Wb I 147 „verbrüdt", Stalder I 236 „brütsch", in Freiburg „pröpst, bröpst", Schambach 159: „prot" (agf. pryt=superbia) Trotz, Übermut, Dähnert Sw 107: „pryda schmücken".

16) Scherz 415: „frayslich ferox", Fulda 107: „freislich furchtbar". Kluge 147.

17) Wachter 1172: „Ort, finis et extremitas cuiuscumque rei". Ort für Ecke, Winkel, Spitze, Anfang eines Dinges verzeichnen: Frisch II 33, Frischbier II 111, Dähnert 339, Schütze III 180, Richey 178, Stürenberg

169, Brem Wb III 268, Strodtmann 150, Vilmar 292, Müller-F. II 308, Schmeller I 151, Höfer II 299, Lexer 202, Zingerle 46, Schöpf 482, Unger 484, Loritza 96; Schumann 24 (Ortsnamen). Auf Rügen wird „der Ausdruck Ort von Ufervorsprüngen, Erdzungen und Landspitzen gebraucht" (Grümbke I 33, Indigena 204). Schiller-Lübben III 239, Kluge 334. — Heute erhalten in Ort = Schusterahle: Kluge a. a. O., Schumann 48, Schambach 148, Schmeller I 152 (Örtel), Kluge 8 (s. v. Ahle).

18) Kluge 192, Schmeller I 1166, Vilmar 152.

19) Sponde hat Wachter 1568, Fulda 504, Vollbeding 63, Schambach 207 (spunje), Jb XXVI 65 (bedespunje, Kr. Jerichow, Prov. Sachs.).

20) Wachter 1543: Sonnengicht solstitium, Scherz 1520, Frisch I 347, Fulda 123. Schmeller I 870.

21) Docke = Puppe hat Wachter 294, Frisch I 200, Vollbeding 15, Bergmann 80, Frischbier I 140, II 403, Brem Wb I 222, Doornkaat I 309, Stürenberg 35, Schambach 44, Woeste 53, Jecht 17, Müller-F. I 224, Berndt 140, Schmeller I 488, Stalder I 286, Schöpf 85, Unger 157, Lexer 63, Jd. Austr. 63, Loritza 35, Castelli 111; Ihre I 330: docka, Dähnert Sw 21 ebso. Neubauer 49, Grimm Wb II 1208, Kluge 93.

22) Wachter 925 hat „Lase urna, wasserlase hydria, vas aquaticum", Frommann IV 175: „Lase cirnea, vas; ein großes Gefäß." Günther Ged. 4. Ausg. 170: „Und jenem trichtert eine Laase des Bieres Weisheit in den Bauch". Laskanne (Schlesien)"; Müller-Fr. I 105: „Bierlase hölzernes oder kupfernes Gefäß, worin das Halbbier in der Ernte zu den Schnittern hinausgetragen wurde (um Nossen) oder aus dem Keller geholt wurde zum Verschenken (Lauenstein)". Ferner II 140, Jecht 61, Albrecht 158 (Halle a. d. Saale); Grimm Wb VI 211, Kluge 274. — Wohl von Friedrich A in Jena gehört.

23) Aglaster für corvus pica hat Wachter 28, Frisch I 14, Fulda 16, Schambach 8, Berndt 5, Schmeller I 53, Schöpf 6; Agalasta: Neubauer 33; Ageleister: Scherz 21; Agalster: Lexer 84, Unger 13; Alaster: Müller-Fr. I 12: Olaster: Frommann II 235 (Nordböhmen); Alster: Frischbier I 21, Kosegarten 274, Schambach 8 (selten), Jd Austr 6, Loritza 11, Unger 13; Galster: Schöpf 171, Loritza 11 (Steiermark); Gackalster: Keller 22; Agerste: Stalder I 92; Ägerste: Frisch I 14, Schmeller I 48 (Schwab.), Fulda 16 (ebso); Atzel: Crecelius 52, Schmidt Wb 9, Autenrieth 14, Fulda 23, Vilmar 18, Grimm Wb I 596; Akster: Kosegarten 154, Jb XI 111 (Ostfriesland), Strodtmann 51; Aaxter: Stürenberg 2; Hekster: Kosegarten 154, Stürenberg 2; Häster: Kosegarten 274, Haas RB 45, Grümbke I 127, Gielow 217, Hupel 88; Heister: Fulda 157, Fischer 45, Gielow 217, Richey 93, Schumann 3; Hets: Meisinger 45. — Vgl. Grimm Wb I 189, Kluge 8.

24) Scherz 467: „galstern fascinare", Frisch I 314 „vergalstern verhexen, verzaubern", ebso Fulda 114 (Schweiz), Stalder I 417, dazu: „außer sich bringen, Schrecken verursachen"; so auch Vilmar 122: „gelstern, vergelstern, vor Furcht, Angst außer sich sein". Ebso Crecelius 866; Schmidt Wb 292: „vergelstern ängstigen, wild und scheu machen"; Autenrieth 51: „gelschterig geängstigt".

25) Schmeller II 1123.

26) Rühl in Hoops III 235.

27) Über das volkstümliche Element in A's Sprache vgl. Schacht 160 ff.

28) Kleiboden hat Scherz 796, Frisch I 522, Fulda 205, Danneil 266 (Gegensatz: „Melmbodden, leichter Boden mit nicht durchlassendem, d. h. festem Thonuntergrund"), Richey 121, Schütze II 273, Schumann 23, Stürenberg 110, Doornkaat II 247, Brem Wb II 799 (Gegensatz: Mulgrund, III 198), Strodtmann 105 („davon sind unterschieden Sandland und welmerig Land, welches letztere ein Mittel-Land zwischen beyden bedeutet"), Jb XXXIV 72 (Halberstadt), Schambach 102, Leihener 62. — Kluge 243.

29) Schmeller I 322, Schöpf 43, Grimm Wb II 58, Kluge 55.

30) „Quebbe: eine sumpfichte Stelle unter einem trocken scheinenden Erdreich" (Dähnert 368). Ebso Fulda 366 (quäppe Meckl.), 370: quebbe (Niedsachs.), Fischer 73, Frischbier I 227, II 195, 201, Vollbeding 54, Hupel 184, Bergmann 56, Frommann II 210, Danneil 166 („Quebb', ein Boden, der durch versteckte Quellen aufgeschwemmt ist. Auf Wiesen und Weiden heißt eine solche Stelle Dödläw'r, hie und da auch Dödläg'r. Dies ist durch die darüber befindliche Grasnarbe von Quebb' unterschieden"), Strodtmann 336, Woeste 152; Schumann 24 hat Quöbbels. In Niederhes. ist nach Vilmar 310 „Quiele, Quelle in weichem morastigem Boden, welche ihr Wasser nicht über die Oberfläche des Bodens heraustreibt, sondern unter derselben sich verlaufen läßt". Quebbige Bergwiesen nennt man nach Sartori WB 63 „Siepen"; nach Strodtmann 312 ist „eedwellig Land: Land wodurch Quellen gehen, die den Boden kalt und unfruchtbar machen". Albrecht 88 hat „Biegelumpe, schwankender (beraster) Moorboden". Ebso Müller-Fr. I 103. Vgl. Kluge 356.

31) „Falletsche, Bergstelle, wo der Boden beträchtlich herunterrutscht" (Stalder I 352).

32) „Der Pfâl, nackte . . . Felsenwand, die sich . . . auf dem höchsten Rücken der mittleren Granitberge des bayrischen Waldes hinzieht" (Schmeller I 423).

33) Die Nymphea alba heißt in der Eifel Marrose (Söhns 105).

34) Fulda 552: „Traß, zerfallene vulcanische Schlacke, Puzzolane". Kluge 460: „Traß Steinstaub". Schmeller I 675: „Traß, gepulverter Stein, im Wasserbau zu Mörtel dienend".

35) Leye: Kluge 280; Schmidt Wb 102: „Lay. So nennt man gewisse Gegenden, wo sich große, schief oder senkrecht stehende Basalt-Felsen befinden". Sastrow II 580: „Der Boden sind Leyen und Schiuellsteine" (Aachen).

36) Grimm Wb XII 793.

37) Schmeller I 2, Schöpf 22, Kluge 25.

38) Vgl. Sachgüter Anm. 230.

39) „Daß das Wort Wiek oder Wieke wirklich eine Bay bedeutet, davon dienen die Tromper und Prorer Wyk bei Rügen zum Beispiel" (Zöllner 16 Anm.). So Rußwurm I 69, Frischbier II 469, Gielow 740, Schumann 24, Doornkaat III 548. Engl. wick, norw. schwed. vik, dän. vig.

40) „Küsel ndf. turbo" Frisch I 560; Sibeth 48, Gielow 321, Danneil 121, Frommann V 154 (Fallersleben), Doornkaat II 415, Stürenberg 127, Schumann 30, Richey 145, Brem. Wb II 763, Schambach 117.

41) Schmeller II 142.

42) Sachgüter Anm. 181.

43) „Klacks. Ein Stück von einer zähen und klebrigen Materie, das zusammenbleibt, wenn es auf etwas geworfen wird" (Dähnert 230). Ebso Danneil 101, Schambach 101, Strodtmann 104, Woeste 128, Bauer 56, Jecht 50; oft mit dem Nebensinn „Schandfleck": Frischbier I 367, Sibeth 41, Richey 117, Brem Wb II 782, Stürenberg 108, Doornkaat II 228.

44) Gänseblümchen: Nf V 208 (Meckl.), Crecelius 403, Albrecht 118, Stalder I 424; Müller-Fr. I 379: Gänseblume: Chrysanthemum lencanthemum; Dusendschönken: Dähnert 96, Schütze I 273; Maßliebchen: Nf V 208 (Meckl.), Fehrle BB I 155; Matzliebche: Autenrieth 92; Marjenbloome: Stürenberg 146, Doornkaat II 576, Brem Wb III 130, Strodtmann 133; Marienblümchen: Frischbier II 52; Margenblümlein: Frommann IV 177 (Schles. Chamaemelum rubrum); Morjenblaume: Jb XXXIV 79 (Halberstadt); Mardelbloom: Finder I 289, Lasch, Aus d. hamb. Sprachleben, Quickborn Jg 17 (1924), S. 24 (Vierland.); Marl-Bloome: Dähnert 300, Nf V 208 (Mecklenb.); Markelbloom: Schumann 6; Maidnbloom: Lasch a. a. O. (Finkenwärder); Maibloom: Lasch (Moorburg); Marleevke: Stürenberg 53; Modermarleevke: 146; Mooileevke: 53; ferner Monatsblümli: Stalder II 214, Höfer II 268; Monatsröfel: Höfer II 268; Monatle: Fehrle BB I 155, Schöpf 450; Rockerl: Höfer II 268, Castelli 222; Herzblümle, Liebesblümle: Reinwald 108; Glotzblume: Vilmar 130; Geißblümli: Stalder I 424; Gartenbürstli, Mühlebürstli, Mühleblümli, Hoppesli: Stalder I 425; Wasenblümli: II 436; Märzisel: Autenrieth 91; Seidereste: 131; Fennebloom: Stürenberg 53. Die mhd. Benennung zîtelose für bellis hat sich verloren. Frisch II 471 hat „Zeitlosen, bellis sylvestris id. primula veris. Wiesen-Zeitlose ephemeron colchicum". Sonst gilt colchicum autumnale = Zeitlose; andere landschaftliche Bezeichnungen für colchicum sind: Zittlose: Jb XXXIV 102 (Halberstadt; Nackte Jungfer: Castelli 176, Frommann II 31 (Nordböhmen), Vilmar 467; Nackarsch: Crecelius 620; Nackede Hure: Autenrieth 99; Hurepupe: 68; Heugucken: Schmeller I 886; Hemetbeutel: Höfer III 44, Loritza 62; Parliesken: Schöpf 517, Lexer 22; Paternisel: 18, Kasplüm: 33; Wüldi Saffran: Castelli 176; Kiltblume: Stalder II 101; Küh-Schlotten: Reinwald 108; Schulblume, Herbstblume: Vilmar 467, Achtblume: Fulda 561. Als Zeitlose wird ferner die Narzisse bezeichnet: Brem Wb V 68: Tiloot und Tierliesken; Strodtmann 246: Tyrlößken; Stürenberg 282: Tierlose; Danneil 252: Zittlos'; Schütze IV 384, Vilmar 467 und Schmeller II 1162: Zeitlos'. Fulda 269 hat: Zeitlose, primula veris; Schambach 230: tîdlôte, Schneeglöckchen, lenconium vernum; Stalder II 476: Zyte Röslin, Tussilago farfara. — Über bellis vgl. Söhns 79, über colchicum ebda 132. Ferner Krbl II 65, Mielck in Jb IV 65, Krause ebda XV 44.

45) Mümmelken verzeichnen Dähnert 314, Indigena 169, Sibeth 56, Frischbier II 78, Schumann 7, Woeste 180, Bartsch II 192, Jb XXXXIV 54 (Voß). Stürenberg 346 hat für Nymphea alba: Gööske, (Doornkaat I 668); 25: Bubbelke (Doornkaat 241); Jb XXV 98: Blubbelke (Ostfriesland). Söhns 104. Vgl. Anm. 33.

46) Sibeth 64.

47) Quitze (sorbus aucuparia) hat Danneil 167; Quitsche: Frischbier II 205, Bergmann 37, Hupel 185, Sibeth 68, Schumann 7, Schambach 165; Woeste 153: kwickesche. — Kluge 357.

48) „Erdtuffen" an der Weser gebräuchlich (Söhns 106). Doornkaat III 442 hat Tuffel. Vgl. Kluge 329.

49) „Sau-Bohnen, ein Kraut, hyoscyamus" (Frisch II 151); „Pilsenkraut" (I 117); zumeist wird jedoch die vicia faba so genannt: Crecelius 710, Vilmar 304, Meisinger 148, Castelli 226; andere Bezeichnungen: Wallsche Bôn (Danneil 242, Stürenberg 323); Puffbohne (Höfer III Anh. sub vicia faba), Fulda 363, Jecht 81; Kaffeebohne (Höfer III a. a. O.); Feigbohne (Fulda 89); Pletschbohne (Vilmar 304). Weitere Namen bei Müller, Die Bohne in rhein. Sitte und Sprache in ZrwV XI 9.

50) „Bleichert für bleich rother Wein" (Frisch I 108).

51) Mickern, mückern, kränkeln, verkümmern: Frischbier II 63, Dähnert 314; Danneil 137: „mickrig in seiner Art klein, 'n mickrigen Bôm".

52) Gielow 90: „Burrhahn, Streithahn, Kampfhahn, Kampfstrandläufer". Erwähnt von Nernst 201. Bei Lübeck ist Burhahn Erntefest (Schumann 29).

53) „Burren. Durch geschwinde Bewegung einen brummenden Ton und Geräusch machen. De Vagel burrede mi vörby" (Dähnert 64). Kosegarten 365: anburren heranschwärmen, wie Bremse und Maikäfer. Sibeth 1: afburren abfliegen, 13: burren mit Geräusch wegfliegen. Danneil 29, Gielow 90, Mensing I 62, Doornkaat I 256.

54) „Kukuk sin Köster nennt der Bauer den Wiedehopf" (Dähnert 261). Kukuksküster hat Gielow 317 (dort and. Bez.), BPV VIII 106, Bartsch II 179, Danneil 114, Schütze II 335, Schumann 3, Plettke 436, ZVfV X 211 (Thür.). Höfer III 310: „Des Guckguks Lackey". Grimm DM 568. Andere Bezeichnungen für upupa epops: Huphup (BPV VIII 105), Puvagel (Brem Wb III 368), Puup-oß (378), Wutte (Lexer 262).

55) Quickstert für Motacilla alba: Gielow 322, Frischbier II 202, Danneil 167, (165: Quabbstert), Schumann 3, Doornkaat II 446, Brem Wb III 403, Woeste 326, Strodtmann 176; Richey 201 hat: unruhiger Mensch. Wippstert: Gielow 709, Danneil 248, Strodtmann 284, Schambach 300, Woeste 326; Richey 341: unruhiger Mensch; Bauer 114 ebso. Frischbier II 202: Wippenzagel.

56) „Scharnwewer. Bey den Bauren der Roß-Käfer. Mistkäfer" (Dähnert 398). Gielow 504, Wossidlo II 335, Bartsch I 123, II 187, Doornkaat III 101, Stürenberg 214, Brem Wb IV 610; Scharnweber: Schumann 5; Scharpenwewer: Sibeth 75; Schadde-wefer: Jb XI 113 (Ostfriesld.), Doornkaat III 87; Scharwiewel: Strodtmann 198; Scharnbulle: Brem Wb IV 610; Schânbuuk: BPV VII 154; Scharrkatt:

Schütze IV 25; Scharebazzen: ebda. Entstanden nach Abels in Nf XX 385 aus scarabäus, richtiger wohl herzuleiten auf mnd scharn = Mist. (Lauremberg 55: „De andre Magd sede tho er, ey scharn").

57) Neuntöter für Lanius collurio: Gielow 401: Nägendöre; Schumann 3: Negenmörder; Schambach 144: negendöter (dort andere Bez.); Danneil 143: Näg'nmörer, Dickkopp Näg'nmörer; Bauer 75: nigenmöörder. Kluge 326. Schacht 61.

58) Kätelböter hat Dähnert 225, Gielow 275, Wossidlo II 197, Bartsch II 186, BPB VI 91, Krbl III 30 (Barth), X 14 (Lübeck), Schumann 4, Müllenhoff SH 509.

59) Gielow 336.

60) Gielow 417.

61) Gosâr für Haliaëtus albicilla hat Gielow 193, Kosegarten 113 (Meckl.), Stürenberg 6; Gosarn: Kosegarten 113 (Stralsund), Danneil 68 (Gänsehabicht); Goosarend: Brem Wb I 24, Stürenberg 66, Doornkaat I 54, Jb XI 111 (Ostfriesland).

62) Lork für Bufo vulgaris: Dähnert 285, Sibeth 51, Gielow 344, Wossidlo II 322, Danneil 128, Schumann 3, Brem Wb III 87, Jb XXXIV 77 (Halberstadt), Schambach 125, Woeste 164, Jecht 65 (Eifel, Hessen, Lippe), Frommann V 155 (Fallersleb.), Fulda 268. Bauer 68 hat Lurk als Schelte, Doornkaat II 531 ebso, Schultze 39 „lork, kleiner Mensch, Kind". — Vgl. Schwartz, Die volkstümlichen Namen für Kröte . . . in Norddeutschld. in ZVfV V 246 ff.

63) Gimpel für Pyrrhula europaea: Frisch I 350, Höfer I 301, Loritza 51, Zingerle 32, Fulda 124, Gielow 185, Danneil 153 (auch Dômpaop). — Kluge 172.

64) „Koord: Conrad. Kördken, das Dim. davon. Man nennt auch den Hasen Koord, Kördken" (Strodtmann 110). Woeste 137 hat: „köerd, kauerd, unzuverlässiger, schlechter Mensch. — Osnabrückisch koord, kördken Hase. Der Hase hat diesen Namen nach engl. coward, franz. couard, ital. codardo, span. cobardo = feige". Ebso in Jb III 111.

65) „Marten. Der Name Martinus. Auch verstehet man spaßweise den Haasen darunter" (Dähnert 300). Ebso Gielow 358, Strackerjan II 93. Nach Vollbeding 46 ist „Murtgen (von Martin) Ruf- oder Lockungsnahme des Kaninchens oder Eichhorns".

66) Bezeichnungen für Cocinella: Goldhenne (Rußwurm II 122), Marriekenpêrdken, Sünnskinning, Sünnenworming (BPB VII 85), Herrgottswörmken (Andree BB 466), Maikatt (Müllenhoff SH 509, Elbmarsch, Schumann 5), Herrgottshühnchen (Woeste B 4), Frau'nkäfarl (Castelli 132). Andere Bezeichnungen bei Wossidlo II 187 ff., Strackerjan II 112, Albrecht 124, Höfer I 243, Wuttke DB 114.

67) Für Libelle hat Gottspferd: Hupel 80, Bergmann 26, Bock 19, Frischbier I 246 (Görgenpferdchen), Grümbke I 130, Sibeth 24, Gielow 193, Schütze II 6 und Richey 68 (Gaasperd), Schumann 4 (Hosperd), Stürenberg 19 (Pärdje, Härenpärd), Strackerjan I 130 (Hans (= Sanct) Peters Pärd). Weitere Bezeichnungen: Jumffern (Richey 105), Schillebold (Danneil 93, Brem Wb IV 653), Reereer, Ritterperd (III 483), Bleinbieter,

Schomaker (Stürenberg 19), Farber, Neijumfer, Schelpbiter, Speckbiter (Schumann 4 f.), Seejungfer (Müller-Fr. II 502, Albrecht 211), Waſſerjungfer (Albrecht II 643), Feddernedder (Friſchbier I 183), Augenſchießer (Stalder I 119).

68) Gielow 193, Danneil 68, Richey 78, Schumann 3, Schambach 66, Woeſte 83, Bauer 40, Kluge 175.

69) Schruthahn verzeichnet: Brem Wb IV 699, Hönig 166; Schruten: Strodtmann 206; Puter: Brem Wb III 384, Fulda 239, Kluge 355; Kuter: Fulda 239; Welſchhuhn: Crecelius 904; Kappunhahn: Schumann 3; calecutiſcher Hahn: Simplic. 173; Truthahn: Kluge 464. Andere Bezeichnungen bei Höfer II 92.

70) Wölp, junger Hund hat Dähnert 555, Gielow 747, Frommann V 301 (Fallersleben); Wölpen: Strodtmann 290; Welp: Schumann 2, Jb XXVI 84 (Flensburg), Hupel 262, Bergmann 77; Welpe: Friſch II 437; Welf: Vilmar 446; Wolp: Brem Wb V 285; Volp: Dähnert Sw 152; Wolpeken: Vollbeding 74; Wulps: Schütze IV 380; Wöbbe: Schütze IV 369; Wuffke: Stürenberg 337; Wolf: Wachter 1923 (canis minor). Engl. whelp. — Vgl. Kluge 488.

71) fehlt in den Wbb.

72) Aulamm hat Dähnert 340, Sibeth 4, Gielow 30, Jb XX 131 (Meckl.), Woeſte V 95; Eilamm: Schütze III 6, Jb XXVII 57 (Eiderſtedt und Stapelholm), Stürenberg 167; Elamm: Schambach 55; Jlamm: Friſchbier I 310; Aetlamm: Schütze III 6 (Eiderſt.), IV 105. Au für Mutterſchaf verzeichnet Brem Wb III 276, Hönig 8, Frommann III 498 (Herzogt. Oldenburg.), V 486 (Vorarlberg), VI 12 (Eifel), Stalder I 117; Eb; öw, öw'n, äu hat Schmeller I 1, Höfer I 173, Zingerle 46, Schöpf 99, Frommann V 218 (Tirol). Ndl. ooi, engl. ewe. Vgl. Kluge 26, Grimm Wb I 602. Für weibliches Lamm iſt ferner gebräuchlich Kilben: Schmeller I 1239, Kilber: Stalder II 99, Kilbe: Schöpf 315, Kilbel: Unger 387, Kelber: Vilmar 197; kilbern (lammen): Höfer II 134. Kimlam hat Schambach 55. Vgl. Grimm Wb V 703. — Für das männliche Lamm hat Schütze III 6 Harmlamm, für den Schafbock Stürenberg 46 Eikebuck.

73) Weiſel hat Friſch II 435, Simplic. 506, Schmeller II 1026, Lexer 254, Loritza 142, ZföV II 328 (Egerland); Wiſel: Sibeth 108, Gielow 744; Weiſer: Fulda 378; Wiſer: Sibeth 108, Gielow 744, Schambach 301, Dähnert 554, Frommann VI 45 (Ruhr); Wis': Fiſcher 97, Schumann 5, 26; Wiſe: Brem Wb V 273. Moor [Mutter]: Stürenberg 152.

74) Dähnert 214: „Kakeln drückt das Schreyen der Hüner, wenn ſie Eyer legen, aus". Ebſo BPV X 110. Saſtrow I 161 hat „Kakeley", II 63 „kakelt"; Sibeth 38, Woſſidlo II 43, Gielow 267, Danneil 97, Hupel 103, Bergmann 33, Friſchbier I 326, Schütze II 213, Stürenberg 102, Brem Wb II 718, Schambach 95, Hönig 86, Frommann V 149 (Fallersleben), Jb XXVI 68 (Kr. Jerichow, Prov. Sachſ.), Jecht 45. Leihener 58 hat kakſtern, Meiſinger 57: kakere, Woeſte 117: kakeln (118: käkeln = ſchwatzen), Bauer 54: käken ſchreien, weinen, von Gänſen, Eſeln, alten Weibern u.ſ.w., Müller-Fr. II 5: kakeln ſchwatzen, Ihre I 1017: kakla glocire, ut solent gallinae; ebſo Dähnert Sw 68. Gackern verzeichnet: Schmeller I

882, Stalder I 413, Schöpf 167; gackezen: Schmeller I 882, Schöpf 167, Unger 262. Engl. cackle, dän. kagle, franz. caqueter. Vgl. Kluge 154.

75) Kuttern für den Taubenlaut verzeichnen: Frisch I 561, Höfer II 184, Stalder II 147, Frommann III 121 (Lesachtal), Jecht 60 (vom Truthahn), Schmidt Wb 97; Kutter für Täuber: Schmeller I 1313, Stalder II 147, Höfer II 184, Schmidt Wb 97 (Elsaß, Kitter). Sonst ist kuttern = lachen: Wachter 902, Scherz 791, Frisch I 561, Schmeller I 1313 (I 1226: ködern, kudern), Schöpf 355, Lexer 170, Frommann III 121 (Lesachtal), Loritza 79, Berndt 69 (kittern, Nürnberg), Fulda 239 (Schwab.). Unger 386 hat „Kitteltaube Geliebte".

76) Brenschen hat Haas RV 21, BPV X 45 (Vorpommern), Sibeth 11, Gielow 79, Wossidlo II 43; Bremschen: Vilmar 53; Bränskern: Frommann VI 54 (Lippe); Breschke: BPV X 45 (Zwilipp); Brinsche: ebda (Kr. Stolp); Frenschen: Hupel 68, Bergmann 23; Wrenschen: Dähnert 558, Gielow 752; Wrensken: Fulda 591, Brem Wb V 297, Stürenberg 336; Wrenschken: Strodtmann 293; Wreschen: BPV I 93, X 45 (Wangerin); Branschen: Jb XXIII 140 (Nordsteimke); Wrintschen: Frisch II 458; Ranschen: Schambach 167; Ranskeu: Strodtmann 179 (nur Eifel); Rangse: Autenrieth 112, Rünsken: Strodtmann 179; Hicheln: Schmidt Wb 72. Schwed. wrenska, dän. vrinsker. — Vgl. Kluge 499.

77) Strodtmann 147: „Nucken, wird von den Pferden gesagt, wenn sich ein Paar davon einander mit den Zähnen schaben".

78) Frischbier II 461 hat „weisen, schwingen, drehend schwenken; weifzageln: mit dem Zagel (Schwanz) weisen"; Vilmar 434: „waibeln hin und her schwanken"; Fulda 476: „schwafen wedeln". Vgl. Kluge 486.

79) Dähnert 345 hat „Paß. Der gemessene Schritt eines Pferdes". Ebso Frisch II 41, Fulda 338, Strodtmann 155, Stürenberg 173, Nicolai IX Beil. 137 (Schwaben). Schütze III 196 erklärt „Paßgänger: routurier, der alle Schleifwege und Hurenwinkel kennt". Mohnike gibt unter Hinweis auf Adelung Sastrow II 597 die Anm.: „Zelt wird im Oberdeutschen derjenige scharfe und gleichmäßige Schritt eines Pferdes genannt, welcher bei uns den Namen Paß führt". Schmeller II 1118 hat „Zelt der Paßgang des Pferdes, gradus tolutarii".

80) Bocken, trotzig, eigensinnig sein, bockisch, bockbeinig, von Tieren und Kindern: Frisch I 115 (bockisch morosus), Frischbier I 92, Danneil 21, Müller-Fr. I 126, Birlinger Wb 68, Schmeller I 204, Stalder I 196, Schöpf 50, Unger 97, Loritza 28, Castelli 90, Jb Austr 57, Kluge 61, Grimm Wb II 204.

81) Buddeln in der Erde wühlen, besonders von Hühnern: Frischbier I 115, Danneil 26, Gielow 85, Jb XXVII 57 (Eiderst. und Stapelholm), Albrecht 96; puddeln: Müller-Fr. I 164, Crecelius 665; baddeln: Albrecht 83.

82) „Säle, Sälen-Tüg. Das Sielen und Riemenzeug, das den Pferden angelegt wird. Uemmer in Sälen gaan. In beständiger Arbeit seyn" (Dähnert 394). „Altied in der Sälen gaan: stets in der Sclaverey, oder schwerer Arbeit seyn" (Brem Wb IV 583). „In den Sellen gahn": Strodtmann 210. „Sälerei: Quälerei, zur Bezeichnung eines mühseligen,

durch schwere Arbeit angestrengten Lebens" Frischbier II 245). „Sälen, sich sälen heißt: sich den ganzen Tag über mit Arbeit plagen" (Bock 55). Säle, Salentüch, Siele für Pferdegeschirr: Frisch II 276, Hupel 218, Bergmann 68, Frischbier II 340, Sibeth 73, Gielow 490, Danneil 189, Schütze IV 89, Schumann 27, Stürenberg 209, Doornkaat III 271, Kück 70, Brem Wb IV 582, Strodtmann 210, Schambach 189, Andree BB 243, Vilmar 385, Crecelius 786, Frommann V 293 (Fallersleben), Müller-Fr. II 521, Autenrieth 132, Fulda 489 (schwäb.), Höfer III 142, Schöpf 674, Unger 596, Schmeller II 260, Stalder II 369. — Kluge 423; Ihre II 525: „Sele jugum equorum".

83) Kowen hat Frischbier I 415, Danneil 97, Doornkaat II 334, Schambach 110, Woeste 140. Schmeller I 1216: Kobel, 1230: Kofen. Grimm Wb V 1574.

84) „Graupeln, kleine Hagelkörner, schles. und thür. graupeln, fein hageln" (Müller-Fr. I 438). Ebso Schmeller I 1006. Kluge 178.

85) Windsbraut: Kluge 494, Schmeller II 950, Grimm Wb II 332, DM 525, Golther 184, EH Meyer DM 120, RM Meyer 97.

86) „Biister, irrig, verworren, dunkel. Biistrig. Een biistrig Weg. Ein Weg, auf dem man leicht irren kann" (Dähnert 40). So hat Nernst 7 „durch die biestrigen Straßen", 52: „der Weg ist ... sehr biestrig". Frisch I 101, Scherz 160, Sibeth 8, Danneil 18, Richey 16, Schütze I 106, Schumann 86, Woeste 32, Schambach 25, Leihener 12, Stalder I 175. Biesterniß: Sibeth 8, Strodtmann 27. Biestern: Frischbier I 85, Frommann V 51 (Fallersleben), Stürenberg 17, Schütze I 99 (beustern Dithm.), Brem Wb I 171 (büstern). Verbiestern: Fischer 157, Hupel 246, Bergmann 74, Richey 16, Schambach 259, Woeste 289, Bauer 29 (ferbeestert, verwirrt), Schmidt Wb 289 (verboistern), Hönig 190, Vollbeding 69 (verschüchtern).

87) „Polte. Ein kleines Fischer-Boot, ein Kahn" (Dähnert 356). Ebso Wehrs 73, Indigena 55. Frischbier II 168 hat „Pölt Schaufel zum Ausschöpfen des Wassers aus den Fischerböten".

88) Plutzer, Kürbis, Flasche: Schmeller I 466, Stalder I 194, Frommann III 295, IV 253, Castelli 89, Id Austr 57; Grimm Wb II 198.

89) Schrittschuh hat Wachter 1467, Frisch II 227, Frischbier II 317 (Schröttschau, im Werder Schrittschô), Dähnert 414, Strodtmann 381, Albrecht 207, Müller-Fr. II 443, Schmeller II 612, Strittscho: Richey 295, Schumann 75, Schambach 214; Schaats: Stürenberg 210 (holl. Grenze), Id XXXXIII 47 (John Brinkman); Schöfel: Stürenberg 231. — Kluge 399. Grimm Wb IX 1759.

90) Kluge 360.

91) Richey 94, Strodtmann 89, Frommann V 520, Schmeller I 1041 (ält. Sprache).

92) Kartaune hat Kluge 229, Schmeller I 1296, Grimm Wb II 609, V 233; Metze: Schmeller II 464, Frisch I 662, Brem Wb III 156; Narren: Schmeller I 1754; Singerin: II 313; Falke: I 714; Nachtigall: I 1296, I 1716; Katze: I 1313; Schlange: II 526, Simplic. 280.

93) „Wenn man einen Mann recht loben will, so nennt man ihn einen Sehrmann, gleichsam der alles, was einen trefflichen Mann macht, sehr

ist. (Ganz das griechische ὁ πανυ, die wahre Excellenz)" (Zöllner 377). Frischbier II 336 hat „Sehrkerl, vorzüglicher Mensch, ganzer Mann". Schacht 64, Grimm Wb X 1, 165.

94) Richey 121 hat „Klemme: wird bey uns auch gebraucht für Bündigkeit, Krafft, Nachdruck. Watt he seggt, dat het keene Klemme: seine Rede ist nicht bündig". Ebso Schütze II 275, Brem Wb II 786, Dähnert 235. Schumann 84 verzeichnet „Klemm Schneid Mut".

95) Patsche = Verlegenheit hat Frischbier II 126, Schambach 152, Bauer 80, Leihener 93, Meisinger 119, Müller-Fr. I 70, Jecht 77, Albrecht 180, Lexer 21, Loritza 97. Sonst kotiges aufgelöstes Erdreich (woher die Metapher ja stammt): Wachter 1184, Frisch II 42, Frischbier II 126, Sibeth 62, Danneil 152, Richey 181, Schütze III 198, Stürenberg 173, Brem Wb III 279, Hönig 137, Schmeller I 415, Lexer 18.

96) „Der Herr siehet, daß der Affe vorgrettet" (Sastrow I 296); „das Volck ist alsdann so vorgrettet unnd vorbittert auf sie" (I 363). Sibeth 101: „vergretzt erbost, grimmig"; Frischbier I 252: „gretzig leicht aufgebracht, erzürnt, geärgert". Schambach 262: „vergrellt".

97) Sibeth 28: gnittig, mürrisch; Frischbier I 242: sich gniddern, sich ärgern, II 431: vergniddert und vergnatzt sein, griesgrämig sein; Schambach 66: gnitte eigensinniger und zänkischer Mensch; gnitterig geizig; Doornkaat II 652: gnitterig.

98) Verfumfeien verschwenden, vernachlässigen, verpfuschen hat: Hupel 247 (verfumfeistern), Frischbier II 430 (in Esthld. verbumfeien), Sibeth 101, Richey 67, Schütze I 339, Doornkaat I 446, Stürenberg 311, Brem Wb I 467, Strodtmann 63, Schambach 261, Hönig 191, Schmidt Wb 291, Jb XXIII 139 (Nordsteimke), Crecelius 865, Vilmar 111 (47: verbombeisen, 305: verpopeizen), Leihener 34, Autenrieth 146 (verbumfeie), Fulda 110 (Lausitz), Frommann V 56 (Fallersleben), Albrecht 228, Müller-Fr. I 365; Zs. f. deutsche Wortforsch. III 241, 327; Kluge 471.

99) Richey 324: „verzüfften verzagen, für Angst von Sinnen kommen; verzüfft erschrocken, bestürzt". Ebso Brem Wb V 316, Strodtmann 385. Sibeth 110: „zuffhaftig zaghaft, furchtsam". Fulda 604: „verzüpft verstürzt".

100) Frischbier I 341 hat „karwendig munter, unbesorgt, schnell und geschickt"; Danneil 96: „karsch, kasch, frisch, stark, kräftig"; Stalder II 89: „kärsch von Menschen, frisch, stark", Schambach 97: kasche (schwed. karsk frisch, munter) hurtig schnell"; Leihener 59: „karwaans sonderbar, seltsam".

101) Frischbier I 194: „Er ist ein fläm'scher Kerl, ein großer, kräftiger Mann". Fulda 97: „flämisch Schles. mürrisch, die Gosche hängend". Woeste 302: „flâmsk plump, grob, groß, en flamschen kerl, mensch von hervorragender größe und körperstärke". Schambach 271 ebso; Bauer 33: „flämsk grimmig". Schmidt Wb 59: „flämsch, falsch. Flämsch jemand ansehen. Schles. trotzig, mürrisch". Crecelius 397: „flämisch trotzig, mutig", Jecht 24 und Albrecht 114: groß, plump.

102) Quad böse, schlecht hat Haas RB 39 (1545: quaden poggenn, giftige Kröte), Lauremberg 108, Sastrow III 124, 148, Frommann II 442 (Köln, 15. Jh.), Wachter 1219, Frisch II 75, Vollbeding 53, Fulda

367 (nordt.), Dähnert 366, Sibeth 67, Danneil 271 (166: kränklich), Berndt 101, Richey 197, Schütze III 253, Schumann 85, Doornkaat II 423, Stürenberg 188, Brem Wb III 388, Strodtmann 173, Schambach 162, Hönig 145.

103) Sibeth 20: „Du heſt di eiſch makt, Du haſt Dich beſchmutzt, eiſch ſchmutzig". Friſchbier I 18: „aiß, aiſch ekelhaft, häßlich". Brem Wb I 8 ebſo. Doornkaat I 19: „aisk häßlich, abſcheulich". Schumann 84 „eiſch unartig, garſtig". Richey 53: „eiſch: garſtig, ſchändlich". Strodtmann 50: „eſchk ſchmutzig, garſtig". Fulda 77: „eiſch ndſ. ſchändlich". Schambach 6: „aiſch; 1. von Sachen: häßlich, 2. von Kindern: unartig". Woeſte 3: „aisk aiſch 1. häßlich (Kinderſprache), 2. ſchändlich, ſchmählich". Bauer 26: „eisk häßlich". Vilmar 6 ebſo. Schmeller I 157: „aislich ſchrecklich, fürchterlich".

104) „Fickfacker. Der etwas verſpricht und nicht hält" (Dähnert 118). Ebſo Wachter 445 (intricare, turbare), Vollbeding 22, Fiſcher 47, Bock 10, Friſchbier I 187, Sibeth 21, Danneil 50, Stürenberg 50 (Fikkſen un Fakkſen maken), Doornkaat I 478, Brem Wb I 334 (Fiksfaks maken), Strodtmann 54, Schambach 269, Bauer 32 (Fikſefakſe maken), Woeſte 299 (ebſo), Hönig 49 (ebſo), Leihener 37, Jb XXIX 152 (Quedlinburg), XXXIV 61 (Halberſtadt), Crecelius 361 (Fickſefackſe), Vilmar 102, Reinwald 33, Jecht 23, Albrecht 112, Müller-Fr. I 328, Fulda 83, Grimm Wb III 1617. Ihre I 473 hat „Fick-fack praestigiae quidquid clanculum ad decipiendos alios suscipitur."

105) Berndt 138 hat „teig ſein, biegſam, gutmüthig, weichmüthig"; Schmeller I 595: „taigig, taiget, langweilig, träg; noch unentwickelt an Weſen oder Geiſt, gedeiger mürber, nachgibiger"; Müller-Fr. I 206: „übertragen auf Menſchen alt, ſchwach, müde; . . . einen teek machen ihn weich mürbe, nachgiebig machen". Sonſt nur für Obſt, das durch Überreife weich geworden iſt: Friſch 367, Schmidt Wb 249, Schultze 31, Albrecht 222, Fulda 540 (Ob.- u. Ndſ.), Stalder I 275, Schöpf 735. Neubauer 46, Kluge 455.

106) Kluge 223. Saſtrow I 190: „Ich hörte, daß er in Liffland ein Calmuſer oder Schulmeiſter geworden". Scherz 753: „homo umbratilis".

107) Kluge 347.

108) Wälig friſch, munter, ſtark, übermütig: Fulda 579, Vollbeding 73, Hupel 257, Friſchbier II 453, Sibeth 104, Danneil 242, Gielow 714, Richey 336, Schütze IV 349, Schumann 85, Doornkaat III 553, Stürenberg 321, Brem Wb II 223, Strodtmann 283, Schambach 284, Woeſte 319, Leihener 132, Vilmar 447 (gewêlig), Jb XXVI 78 (Kr. Jerichow Prov. Sachſ.), Haas RV 21, Jb XXXXIV 56 (bei Voß).

109) Piek fein, vortrefflich, auserleſen: Friſchbier II 142, Dähnert 348, Schumann 87, Doornkaat II 768, Stürenberg 185, Jb XVI 58 (Holſt.), Brem Wb III 311, Müller-Fr. I 103, Albrecht 182. Kluge 346.

110) Wachter 585, Scherz 584, Friſch I 348, haben gienen = gähnen. Höfer I 298, Schmeller I 919, Schöpf 191, Stalder I 446: den Mund aufſperren. Fulda 122 Ndſ. gipen: ebenſo. Vilmar 141: „güepen, auch geipen den Mund aufſperren". Doornkaat I 627: gipen.

111) „Gapen. Neugierig und mit offenem Munde etwas anſehen und anhören" (Dähnert 142). Gapen = gaffen ferner: Hupel 72, Koſegarten

425 (gâpen und kâpen), Sibeth 39 (kapen), Schütze II 5, Stürenberg 64, Doornkaat I 587, Richey 102 (japen), 109 (kapen), Brem Wb II 483, Strodtmann 66, Schambach 59, Woeſte 71, Bauer 54 (kaperen), Hönig 56 (gappe), Wachter 522. Auch gapen = gähnen: Woeſte 71, Fulda 112 (gappen), Schmidt Wb 64 (gapche). Ihre I 634: gapa hiare, Dähnert Sw 44: gapa gaffen.

112) „Glupen. Auf etwas von der Seite oder von unten auf mit tückiſchen Augen ſehen" (Dähnert 154). So Wachter 598, Friſch I 358 (Ndſ.), Fulda 128, Vollbeding 26, Bergmann 26, Hupel 79, Friſchbier I 239, Fiſcher 141, Sibeth 27, Danneil 65, Schütze II 43, Doornkaat I 644, Stürenberg 71, Richey 76, Brem Wb II 520, Jb XXIX 154 (Quedlinburg), XXXIV 65 (Halberſtadt), Strodtmann 357 (73: glöppen), Schambach 65, Woeſte 81 (glûren), Vilmar 130, Jecht 43 (jlupen), Müller-Fr. I 427 (glupſchen), Berndt 46 (glubſen), Lexer 117 (glupp'n), Unger 296 (gluren); Ihre I 691: glupsk vorax. Storm 257.

113) Grieflachen hat Hupel 82, Bergmann 27, Friſchbier I 253, Danneil 70; grifflachen: Bock 81, Friſchbier I 253, Dähnert 161, Haas Schn 56, Sibeth 29, Schütze II 69, Schumann 81, Brem Wb II 541, Jb XXIX 155 (Quedlinb.); grielaache: Hönig 68; grinlachen: Leihener 47; glimmlachen: Stürenberg 71; gnifflachen: Derſ. 72; jröfflache: Fiſcher 145; gruflachen: Richey 82, Danneil 70, Frommann V 146 (Fallersleben). — Kluge 179. Schmeller I 996 (grinlachen, Rheinpfalz).

114) „Greinen gannire" (Scherz 568). Hupel 82, Bock 15, Friſchbier I 252 (grinſend weinen), Danneil 70, Sibeth 29 (grinen, boshaft lächeln), Richey 80 (grynen lachen, in Weſtf. weinen), Schumann 81 (grinen lachen), Doornkaat I 688 (grinen, weinerlich das Geſicht verzerren), Strodtmann 358 (grynen weinen), Schambach 68 (grênen lachen, greinen foppen), Woeſte 83 (grainen weinen, 85: grînen ebſo, trübe ausſehen), Bauer 41 (greinen weinen), Vilmar 136 (ebſo), Fulda 136 (greinen, den Mund verzerren, Schwäb. weinen, Sächſ. lächeln, Bairiſch zanken ſchelten, Schweiz grunzen), 138: grinen (weſtf. heulen, Hamb. lachen), Müller-Fr. I 440 (greinen weinen, lächeln), Berndt 48 (greinen Nürnberg und Sächſ. Gebirge weinen, Schleſ. und Öſterr. zanken, ſchelten), Schmeller I 999 (greinen ält. Sprache murren, jetzt zanken, weinen). Ebſo Schöpf 211, Höfer I 320 (bisweilen grinen), Unger 306, Stalder I 481 (grynen ſanft weinen). Kluge 178.

115) „Pomereenk. Ein alter ehrlicher Pommer" (Dähnert 358).

116) Schütze I 345, Dähnert 252, Frommann V 135 (Pomm.); Friſchbier I 251: „greidig von anſehnlicher Geſtalt. Ein greidiges Mädchen". Sibeth 28: „noch tau gradig ſin, noch zu jung ſein, von Mädchen, unreif". Grade, gradig ſchnell, raſch, geſchwind: Richey 79, Stürenberg 73, Doornkaat I 682, Brem Wb II 532, Schambach 67, Woeſte 83, Bauer 40, Fulda 133. Obd. grätig verdrießlich: Schmeller I 1016, Lexer 122, Fulda 133 (Ulm); gefährlich: Unger 301; gierig: Schöpf 208.

117) Glatt ſchmuck, ſchön geputzt: Danneil 64, Richey 75, Doornkaat I 630, Schambach 64, Woeſte 80, Bauer 40, Müller-Fr. I 423, Albrecht 123, Frommann V 145 (Fallersleben). Fulda 125: glad ndd. nord. fröhlich. Ihre I 685: glatt nitidus. Dähnert Sw 46: glad, froh, munter, hell. —

Kluge 172. — Glau schmuck, frisch, hell, bes. von Augen: Vollbeding 26, Sibeth 27, Richey 75, Fulda 126 (Hamburg), Stürenberg 70, Doornkaat I 632, Brem Wb II 516, Strodtmann 357, Autenrieth 54 (gut), Schmidt Wb 67 (g'lau angenehm, gut), Crecelius 423 (angenehm, lau). Ihre I 684: „glau, Saxon, qui acrem visum habet." Schmeller I 969: „glau, glauch hell glänzend, glühend"; Schöpf 193: „glauch". Frisch I 352: glauch weißblau, schimmelfarb.". Glei hübsch von Aussehen: Frischbier I 236, Sibeth 27, Danneil 65, Richey 75, Fulda 126 (Hamburg), Schumann 74; Gluu clarus: Scherz 558; glu, funkelnd, glänzend, bes. von Augen: Danneil 65, Jb XXIX 154 (Quedlinburg), XXXIV 65 (Halberstadt), Schambach 65, Woeste 81 (glumen, froh aussehen).

118) Straubig struppig unordentlich: Crecelius 816; Schmeller II 803: straubend; Stalder II 410: Strub. Ndd. struuw, rauh: Sibeth 88, Richey 297, Schumann 87, Brem Wb IV 1069, Schambach 215 (strüwisch), Woeste 260 (strûf); — Kluge 444.

119) Sibeth 68.

120) Stakern, wackelig, steif einhergehen: Frischbier II 360, Sibeth 86, Schumann 80 („staken wie auf Stelzen gehen"), Schambach 207 („stäkig, wie ein Pfahl, steif, unbeholfen"), Woeste 252 (staken, gehen), Bauer 98 (schtakeln steif gehen), Albrecht 215 (staken einherschreiten), Müller-Fr. II 549 (staken, stakeln), Schöpf 696 (stackeln, wie mit hohen Absätzen einherschreiten (stackl: Eisenbeschlag am Sohlenabsatz)), Unger 567 (stackeln schwer schreiten, einhertrotten).

121) „Diger döden vocatur pestis illa gravissima, quae universam Europam sub medio Seculi XIV divexebat" (Ihre I 327). Peters 57.

122) „Een blind Dink. Ein hitziges Eiter-Geschwür" (Dähnert 45). „Geschwüre mit großem gelbem Kopf" (Sibeth 15), die aus „heiler Haut" kommen (Danneil 20, Jb XXIX 145: Quedlinb.). „Eine Schwäre, Geschwür, das einen Kopf ansetzt und sich durchstechen läßt" (Schütze I 223). Schumann 10 hat „Blinnding Schweinsbeule". Nach Bartsch II 109 werden „die sog. ‚blinden Dinger', kleine Hautgeschwüre, weggefahren", indem man einen mit ihren Ausscheidungen getränkten Lappen um eine Wagenachse wickelt. — Vgl. Grimm DM 967.

123) „Ich muß ein Fuchs schießen" (Simplic. 106).

124) „Verquinen ndſ., tabescere, languore consumi" (Frisch II 79). Ebso Wachter 1226, Vollbeding 54, Fulda 372, Hupel 185, Bergmann 57, Fischer 149 (kwîme), Frischbier II 204, Dähnert 368, Haas RB 40, Sibeth 68, Danneil 167, Schütze III 261, Doornkaat II 446, Stürenberg 191, Richey 201, Brem Wb III 408, Schambach 165, Strodtmann 371, Woeste 153 (kwîmen, 154: quînen), B 109, Bauer 64, Jb XXVI 68 (Kr. Jerichow Prov. Sachs.).

125) Kobern, erkobern s. erholen hat: Haltaus 397, Wachter 861, Frischbier I 398, Hupel 124 und Bergmann 19 (gedeihen), Fischer 114, Richey 145 (uthkuvern), Brem Wb II 903 (ebso), Autenrieth 42, Vilmar 214, Crecelius 348, Müller-Fr. I 299. Schmidt Wb 53 hat „erkowern sich bemühen in besseren Zustand zu kommen". Schmeller I 1217. Grimm Wb V 1544.

126) „Feig, veig morti proximus, mortuus (Scherz 381, veig vilis malus: 1713). Frisch I 241, Fulda 89 (Ndf.), Schütze III 341, Doornkaat I 431, Stürenberg 52, Brem Wb V 364, Strodtmann 53, Vilmar 100 (in Oberhes. noch jetzt). Schmeller I 695 (ält. Spr.). Nach Schöpf 787 heißt „veig das Obst, wenn es bereits schwarze Kerne hat, also der Reife nahe ist". Holl. veeg. Grimm Wb III 1442, Kluge 128.

127) „Rê Totenstarre, rê starr, erstarrt infolge des eingetretenen Todes" (Vilmar 318). „Rä Leichnam" (Brem Wb III 413). Frisch II 83: riech starr, rigidum. Erhalten in obd. Rèchbrett Leichenbrett: Schöpf 541; Unger 487: räch starr, steif; 495: Rechbrett Leichenbrett. Schmeller II 1: der Rê die Leiche.

128) versmaden für verschmähen hat Frischbier II 440, Sibeth 103, Schütze IV 306, Stürenberg 225, Richey 323, Brem Wb IV 853, Strodtmann 217; versmâen: Schambach 266, Woeste 295; versmän: Danneil 239; vorschmadet: Sastrow I 18; verschmôhsam wählerisch beim Essen: Crecelius 877, empfindlich: Vilmar 358; schmähsam empfindlich: Schmidt Wb 194; Schmeller II 547: verschmahen; Schöpf 626: vermâch'n. Ihre I 566: försmå, Dähnert Sw 43 ebso.

129) Aufspäppeln, von Papp, Kinderbrei: Wachter 1181 (cibus infantium), Scherz 94, Frisch II 48, Frischbier II 121, Fischer 69, 147, Sibeth 61, Danneil 152, Schütze III 193, Stürenberg 172, Doornkaat II 702, Strodtmann 154, Schambach 151, Woeste 195, Bauer 79, Jb XXIV 113 (Nordsteimke), XXXIV 82 (Halberstadt), Crecelius 76, Vilmar 294, Jecht 76, Albrecht 80, Schmidt Wb 132 (Papch), Schultze 29, Müller-Fr. I 39, Berndt 94, Höfer II 307, Schmeller I 398, Schöpf 486, Frommann IV 215 (Tirol), Lexer 16, Loritza 97, Unger 41, Fulda 335. Kluge 336.

130) Pegeln, stark trinken: Dähnert 347 (346: pecheln), Frischbier II 141 (picheln), Danneil 151 (pägeln, picheln), Sibeth 61 (62: picheln), Schütze III 201, Stürenberg 175 (picheln), Doornkaat II 716 (ebso), Richey 182, Brem Wb III 303 (auch picheln), Strodtmann 369 (selten), Jb XXXIV 83 (Halberstadt, picheln), Bauer 80 (picheln), Woeste 198 (ebso), Müller-Fr. I 103 (ebso), Albrecht 182 (ebso und pichen), Jecht 9 (bijeln). „Pegel" bedeutet den Ring an der Trinkkanne, bis zu dem bei Gelagen getrunken werden mußte. Grimm RA 911, Brem Wb III 302, Strodtmann 159, Jb VIII 30 (Sprenger, Nachträge zu Schambachs Idiotikon). Lauremberg 50: „So moet he am ersten sinen Pegel uth liren". Stürenberg 171: „pegeln die Höhe von Flüssigkeiten (Wein) messen". Bergmann 52 und Hupel 166: „Pägler, Brandweinvisirer, der die Branteweinfässer nach ihrem Betrag bestimmt". Kluge 338.

131) Benüsseln = berauschen hat Schütze I 91, III 157 („sich langsam, allmählig aber doch endlich den Rausch trinken"), Schumann 82, Brem Wb III 248 (benöselt), Danneil 148, Hönig 17 (benüsele).

132) Schlarpen, gehen, ohne die Füße zu heben, hat Sibeth 80, Stalder II 324; schlarren, slarren: Bock 57, Frischbier II 282, Hupel 207, Bergmann 62, Fischer 80, Danneil 194, Richey 260, Schütze IV 114, Brem Wb IV 816, Strodtmann 377; slarwen: Schambach 193, Wrede 95; slarben: Jb XXXIX 91 (Halberstadt); slaben: Schumann 80; schlorpen: Crece-

lius 741, Birlinger Wb 398; schlarnen: Jb XXVI 76 (Kr. Jerichow Prov. Sachs.); schlapen: Leihener 106; sluffen: Richy 424 (Dithm.); slarfen: Frisch II 193, Albrecht 201, Müller-Fr. II 436; schlorfen: Schultze 43, Meisinger 168; schlürfen: Berndt 126; schlargen: Birlinger Wb 13, Stalder II 324; schlapfen: Castelli 243, Lexer 219; schlaipfen: Höfer III 89, Loritza 114. — Der Pantoffel, absatzlose Schuh wird bezeichnet als Slarpen: Dähnert 428, Schumann 16; Slarren: Jb XXVI 83 (Flensburg); Slarfen: Jb XXXV 27 (Lübeck); Sloffen: Frommann III 30 (Helgoland); Schlorren: Fischer 80; Sluffen: Richey 424 (Dithm.); Schlappen: Schmidt Wb 187, Reinwald 140, Vilmar 353, Schöpf 617, Autenrieth 123, Meisinger 166, Hönig 159 (Schlappschohn), Birlinger Wb 397; Schluppen: Vilmar 358; Slurren: Frommann I 294 (Fallersleben).

133) „Wanken. Gehen. Reisen" (Dähnert 573). Ebso Hupel 259, Frischbier II 455, Sibeth 105, Danneil 243, Kosegarten 375, Schütze IV 337, Schumann 80, Richey 333, Brem Wb V 178, Schambach 285, Jb XXXIV 100 (Halberstadt; Wankige: Verkehr); wanken = weichen, sich bewegen: Strodtmann 386, Crecelius 893, Berndt 158, Schmeller II 959, Schöpf 800.

134) Kluge 484.

135) Glitschen auf dem Eise gleiten: Wachter 596, Frischbier I 237, Danneil 65, Sibeth 27, Lasch, Aus dem hamb. Sprachleben, in Quickborn Jg. 17 (1924) S. 25, Schumann 74, Autenrieth 55, Reinwald 50; glisken: Brem Wb II 518; glinstern: Jb XXVII 58 (Bergenhusen in Schleswig); glipen: Fulda 127 (Ndf.), Lasch a. a. O.; glinsern: Lasch a. a. O. (Finkenwärder); glinschen: Laasch a. a. O. (Lüneburger Heide); gläschen: Jb XXVII 58 (Süderstapel); schliddern: Stürenberg 220; slindern: Brem Wb IV 831; schampen: Fulda 431 (Niederld.); bahnschlagen: Leihener 8; gleiten: Crecelius 425; glänern: Vilmar 128 (Westhessen); glandern: Crecelius 423; fugeln: Keller 22; schuppern: Crecelius 767; schuben: Vilmar 128 (Osthess.); schaweiten: Vilmar 128, Reinwald 133; reideln: Vilmar 128 (Fuldaisch.); schindern: Fulda 442 (Lausitz); kascheln: Fulda 190 (Schles.); hutscheln: Fulda 171 (Ulm); heitzeln: Loritza 62, Neubauer 69; riseln: Höfer III 39 (Steiermark), Unger 506; rûsln: Lexer 212; krollen: Fulda 236 (Österr.); schleifn, schlupfn: Lexer 220 f.; schlieren, schlifern: Schöpf 622; schlipfitzen: Höfer III 96. Andere Bezeichnungen: Albrecht 208, Reinwald 133, bes. Jecht 95.

136) Möten begegnen, aufhalten: Frisch I 671, Fulda 302, Kosegarten 148, Vollbeding 45, EH Meyer DB 279, Dähnert 311, Sibeth 54, Danneil 140, Schütze III 114, Schumann 81, Jb XIV 58 (Holst.), Stürenberg 152, Doornkaat II 618, Richey 166, Brem Wb III 191, Strodtmann 140, Schambach 137, Woeste 172, Bauer 72, Jb XXIII 152 (Nordsteimke), Frommann VI 59 (entmöten, Lippe). Dähnert Sw 97: möta begegnen, treffen; engl. to meet.

137) Flutschen, flott von der Hand gehen, hat Frischbier I 202, Albrecht 34, Müller-Fr. I 349, Hönig 51 (flutsche = gleiten, fluppe = flott von der Hand gehen), Bauer 34 (flutsken); fluschen: Haas Schn 38 („dormit fluuscht dat bäter"), Sibeth 23, Danneil 55, Jb XXIX 153 (Quedlinb.);

flaschen: Hupel 65, Sibeth 22 (flatschen), Lauremberg 30 (de glyckenis kan sick flaschen, als eine Bueft ant Ohr . . ."), Dähnert 122, Schütze I 321, Brem Wb I 405 (flasken), Frommann V 56 (Fallersleben).

138) „Sparteln. Sich mit Händen und Füßen sträuben. Vergeblichen Widerstand thun". (Dähnert 445). Ebso Bock 63, Frischbier II 347, Hupel 221 und Bergmann 66 (sperteln), Sibeth 84 (sick upsparren), Schütze IV 162 (spaddeln), Schumann 80 (ebso), Stürenberg 250, Doornkaat III 267, Richey 280 (spaddeln), Brem Wb IV 936, Strodtmann 379, Woeste 249 (spatteln), Schambach 203, Leihener 112 (schpateln), Hönig 172 (sprattele), Stalder II 382 (sperzen), Schöpf 687 (sich spettern), Dähnert Sw 127 (sprattla).

139) „Stangeln. Mit den Füßen sich im Liegen bewegen. He stangelde sick dat Bedde af". (Dähnert 457). Frischbier II 362, Sibeth 86, Brem Wb IV 1000, Schambach 208, Vilmar 395 (stengeln sich sträuben).

140) Rangeln sich herumbalgen, ringen: Frischbier II 212, Sibeth 69, Schütze III 273, Schumann 80, Richey 205, Brem Wb III 432, Strodtmann 292 (wrangen; 372: rangen), Woeste 210 (rängeln), Bauer 35 (franelen), Vilmar 460 (wrangeln), Crecelius 677 (ranzen), Hönig 148 (ranke), Jecht 85 (rankern), Albrecht 190 (ebso), Müller-Fr. II 329 (ebso), Neubauer 90, Schmeller II 123 (rankeln), Schöpf 532 (ranggeln), Lexer 204 (rank'n), Unger 491 (rankeln).

141) „Das Schulen lopen, welches man irrig von Schule ableiten möchte, heißt eigentlich schulend lopen: der Leute Augen meiden" (Schütze IV 78. Ebso Richey 243). Schulen (Danneil 188, Vollbeding 60, Fulda 473) oder schulen gan (Brem Wb IV 708, Frischbier II 321), sich verbergen, besonders die Schule versäumen (Sibeth 77, Schumann 77, Schambach 187). Strodtmann 207 hat dafür: schulken; Stürenberg 238: schulen saken; Hupel 213 und Bergmann 65: schulfinken.

142) „Kuschen. Sich schmiegen, gehorsam und stille seyn". (Dähnert 263). Ebso Bock 29, Fischer 145, Frischbier I 451, Sibeth 48, Hönig 106, Albrecht 157, Müller-Fr. II 125, Höfer II 183; guschen: Loritza 57 (53: goschen), Castelli 158, Id Austr 74 — Frisch I 560 hat „kuschen für Hunde: ventre in terra jacere". Ebso Hupel 134, Bergmann 42, Danneil 121, Stürenberg 129 (kuzen), Schambach 117, Leihener 71. — Dähnert Sw 79: kusa schweigen. — Kluge 269 (aus frz. coucher).

143) Haas RV 20.

144) „Daalen. Sein Spiel mit jemand haben. Laat dat Daalen. Ick daalde man mit ehr". (Dähnert 182). Scherzen, schäkern, Possen treiben, besonders ungeschickt reden: Wachter 252 (dalen, talen nugari, ineptire; 296: dolen, dwalen stupere, desipere, delirare"), Scherz 223 (alte leut soll man dallen laßen", 266: dwalen delirare), Vollbeding 14, Hupel 55 und Bergmann 18 (dwalen), Frischbier I 129, Sibeth 13, Danneil 31 (dalwern, dammeln), Richey 34 (daueln tändeln, 49: dwalen), Schumann 86 (dalken) Doornkaat I 369 (dwalen, dolen), Stürenberg 43 (dwalen, dwälen), Brem Wb I 280 (dwalen), Frommann II 41 (Hildesheim), Strodtmann 37 (dahsken), Schambach 38, Frommann VI 56 (dasken, Lippe), Vilmar 65 (nur sächs. Hess.), Crecelius 245, Reinwald 163 (teken,

täken), Müller-Fr. I 188, Jecht 14, Albrecht 99, Fulda 60 (Lausitz), Berndt 25, Frisch II 361 (Schlesien), Schmeller I 498, Schöpf 74 (dalfern, 79: delfen), Unger 139 (dalken), Lexer 51 (talg'n), Loritza 33, Stalder I 260. Grimm Wb II 696, Kluge 83. Storm 256: dalen für tollen.

145) „Praat. Eine Unterredung. Geschwätz. Wir weren im Praat. Wir schwatzten miteinander. Dat is een Praat. Das sagest Du nur so". (Dähnert 358). Praten, schwatzen, plaudern, prahlen: Wachter 1215, Vollbeding 51 (praaschen), Hupel 32 (Bratchen Geschwätz), Frischbier II 177, Frommann V 134 (Pom.), Danneil 160 (praotjn), Sibeth 65, Lauremberg 44, Schütze III 229, Schumann 71, 82, Stürenberg 23 (braasken, 184: proten), Doornkaat II 761, Richey 191 (193: pröteln), Brem Wb III 359 (auch praatjen und prateln), Strodtmann 31 (braaschken, 169: prötteln, 370: prateln), Schambach 159 (prateln, pratjen), Fulda 357 (Niederld.), Crecelius 204 (breschen, broschen), Vilmar 53 (Brescher, Breischer, 306: praschen, pratschen), Leihener 97 (proteln), Meisinger 131 (prangen), Autenrieth 25 (pratschle, 27: brôtschle), Reinwald 15 (Brascher), Schmidt Wb 35, Müller-Fr. I 144 (bräschen braschen; 146: brätseln, pratseln), Jecht 12 und Albrecht 92 (Brâtsch), Berndt 99 (praschen), Frisch II 69 (prätzeln Schles.), Frommann V 159 (prâtjen, Fallersleben), II 236 (prâschen, Nordböhmen), Schmeller I 345 (brächten), Höfer II 347 (prâchten), Schöpf 52 (brachten), Frommann IV 66 (ebso, Pustertal), Lexer 37 (prachten, 41: pretschen, 43: prosch'ln), Frommann III 494 (prachten, Lesachtal), Castelli 92 (ebso), Loritza 29 (brascheln, 101: prachteln, prächteln, pradeln), Frommann VI 28 (brödln, Heanzen), Stalder I 212 (pradeln). — Dähnert Sw 107: prata schwatzen, plaudern. Holl. praaten, dänisch prate, engl. to prate und prattle.

146) Quatschen, albern, ungereimt reden: Fischer 149, Frischbier II 200, Haas RB 20, Danneil 166, Jb XXXIV 85 (Halberstadt), Strodtmann 175 (quaasken), Bauer 64 (kwatsken), Woeste 152, Leihener 72, Hönig 145, Schultze 42, Jecht 83, Albrecht 188, Müller-Fr. II 316. — Sonst Quatsch = weicher Kot, Schlamm, quatschen darin gehen: Frisch II 77, Vollbeding 53, Fulda 367, Brem Wb III 398 (quatsken), Schambach 164, Schmidt Wb 153, Vilmar 308, Berndt 101, Loritza 103; Schütze III 258 hat „quatschen, von klatschenden Peitschenhieben"; Sibeth 67: „quatsch quatschendig natt, naß, sehr naß".

147) „Schrajeken. Laut unter einander schreien und lachen" (Dähnert 413). „Utscharjöken verhöhnen" (Kosegarten 365).

148) Kabbeln, zanken, in Worten streiten: Hupel 102, Frischbier I 322, Danneil 93 (kabbeln, kawweln), Richey 105 (kabbeln, 105: kabbauen, 114: kibbeln), Brem Wb II 765 (kibbeln), Vilmar 188 (kippeln, kippern), Schmeller I 1270 (kippeln, kebeln, kepeln, 1216: keiben). Grimm Wb V 783 (kippeln).

149) „Tüß, Tüsch. Ein Laut, womit man jemand zum Stillschweigen und zur Ruhe bringt" (Dähnert 498). Ebso Frisch II 395, Frischbier II 416, Sibeth 95, Danneil 229, Richey 317, Schütze IV 290, Stürenberg 291, Brem Wb V 134, Woeste 276, Bauer 106 (tusteren flüstern), Schambach 237 (ebso), Schmidt Wb 273, Leihener 26 (dyschen, 127: tyschen), Meisinger

218, Crecelius 315, Autenrieth 38, Hönig 183, Fulda 547 (tiſſen, 560: tuſſen), Stalder I 329; tûs, dûs ſtill, ruhig hat Höfer I 170, Schöpf 97, Lexer 79, Loritza 37, Caſtelli 118, Crecelius 315, Neubauer 53, Scherz 264 (dus tranquillus). Dähnert SV 147 tysta zum Schweigen bringen. Grimm Wb II 1756.

150) Begeuſchen beſchwichtigen, bereden, beſchwatzen: Sibeth 6, Danneil 68 (begösk'n), Richey 78 (begöſchen), Stürenberg 12 (begööskeu), Brem Wb II 500 (begeeskeu), Strodtmann 350 (begöskeu), Hönig 15 (begööze), Müller-Fr. I 79 (begeſchen). Woeſte 25 hat „begôſen, begauſen, bereden, bewegen", Bauer 10: „begauſen betrügen".

151) „Loddern. Unbedachtſam ſprechen" (Dähnert 281). Fulda 266 hat „lottern plappern". Sonſt loddern = müde, faul, ohne Anſtrengung etwas ausrichten: Vollbeding 40, Bergmann 44, Hupel 144, Fiſcher 145, Friſchbier II 33, Sibeth 51, Danneil 127, Brem Wb III 95 (luddern), Strodtmann 127, Jb XXXIV 76 (Halberſtadt), Hönig 112, Vilmar 234 (laddern), Albrecht 162, Autenrieth 89 (lotteln), Schmeller I 1540, Lexer 181 (umherſchlenken), Schöpf 372 (lattern); — Friſch I 625 hat „loddern Spitzbube, Taſchenſpieler u. ſ. w. ſein"; Wachter 999: „Lotter latro, fur, praedo". Das Adjektiv loder = los, ledig, locker hat Höfer II 218, Loritza 84; Autenrieth 88 hat lodder, Crecelius 531: ladderig, weich nachgiebig (Eis), Meiſinger 92: lotlich leichtſinnig, Jecht 65: lodderig unſauber, Bock 31: „loddrig, loß, ſchmutzig, was nicht feſt am Leibe liegt". Kluge 291.

152) Gnurren = murren: Friſchbier I 244 (auch gnorren), Sibeth 28, Richey 77 (auch gnaddern, gnarren), Danneil 67, Strodtmann 357, Schambach 66. Kluge 251.

153) Tratſchen für klatſchen, ſchwatzen hat Haas RV 20, Schmidt Wb 263, Reinwald 168, Müller-Fr. I 240, Schöpf 752, Lexer 67, Unger 164; dradſchen: Autenrieth 35, Crecelius 289, Albrecht 103, Caſtelli 112; trätſchen: Friſchbier II 408, Danneil 227, Schambach 233, Fulda 553 (Sachſ.), Vilmar 415, Schmidt Wb 264, Albrecht 103, Schmeller I 681, Stalder I 299; draſchlen: Schöpf 88, Frommann IV 345 (Tirol); trantſchen: Schöpf 751. Tritſchtratſch für Geſchätz: Jb Auſtr 62, Loritza 133.

154) In dieſer Bedeutung in den Wbb nicht verzeichnet. Sibeth 28 hat „grälen unſchön ſingen"; Stürenberg 76: gröhlen ſchlecht ſingen, grahlen, nordfr. graalen; ſonſt grölen lärmen, mißtönig ſchreien: Fulda 139 (Ndſ.), Friſchbier I 254, Vollbeding 28, Fiſcher 141, Frommann V 134 (Pom.), Danneil 70, Richey 81, Schumann 82, Doornkaat I 693 (672: grallen), Brem Wb II 549, Schambach 69, Bauer 41, Woeſte 84, Vilmar 138, Keller 24, Albrecht 126, Jecht 44 (jrélen), Müller-Fr. I 443, Lexer 120 (grâl'n aus vollem Halſe ſchreien, 165: krâl'n); Schmeller I 993 (grellen, grillen).

155) „Krätſchen in hohen Tönen aufſchreien, von Krähen, Frauen, Mädchen" (Müller-Fr. II 98). Sibeth 46: „kratſchen krähen, ſchreien". Friſchbier I 422: „krâſchen rauſchen, toſen, von der bewegten See". Fulda 228: „kras Niederld. Rabengeſchrei". — „klautſchen bellen, anſchlagen, heulen, vom Hunde" (Müller-Fr. II 47).

156) „Spalk. Lärm. Streit. Hitziger Wortwechsel" (Dähnert 444). So auch Saſtrow I 324 („dan viel Teuffell weren umb jne hergeflogen, unnd ſollichen Spalck mit jme getriben . . ."), Friſch II 289, Bock 63, Friſchbier II 346, Sibeth 84, Danneil 202, Schütze IV 162, Richey 280, Brem Wb IV 932, Strodtmann 379, Schambach 202, Woeſte 248, Leihener 112, Hönig 170, Frommann V 295 (Fallersleben), Fulda 496 (Ndſ.); nach Jb XXIV 20 iſt in Nordſteimke „Spalk jedes ſtechende Inſtrument, wie Schere, Meſſer, Säbel. Das ſpielende Stechen damit, das Spießen nennt man ſpalken".

157) Puſſeln, kleine Arbeiten verrichten: Dähnert 364, Fulda 356 (ndſ. pöſeln), Bock 47, Friſchbier II 191 (puſcheln), Sibeth 67, Danneil 153 (auch päöſeln), Schütze III 228 (pöſeln), Doornkaat II 746 (boſſeln, 777: buſſeln), Richey 191 (poſeln), Brem Wb III 353 (ebſo), Jb XXXIV 84 (Halberſtadt), XXIII 135 und XXIV 115 (Nordſteimke, buſeln), Schambach 161 (auch buſſeln), Hönig 24 (boſſele, buſele), Leihener 18 (buzeln), Vilmar 49, (boſſeln und buſſeln), Crecelius 192 (ebſo), Autenrieth 25 (bôſſele), Reinwald 13 (böſſeln, bäſſeln, büſſeln), Albrecht 96 (buſſeln), Jecht 14 (ebſo), Müller-Fr. I 139 (auch poſſeln), Frommann V 160 (Fallersleben), Schmeller I 410 (poſſeln, pöſſeln, poſteln, pöſeln, pöſcheln, 297: bäſcheln), Höfer I 61 (baſeln, beſeln, paſeln), Schöpf 31 (baſchgeln), Lexer 17 (paſeln), Frommann IV 483 (ebſo, Leſachtal), Stalder I 139 (bäſcheln), Jd Auſtr 43 (baſeln), Loritza 22 (ebſo), Caſtelli 76 (ebſo). Über baſteln: Kluge 40.

158) „Bruddeln. Die Arbeit ſchlecht machen. Pfuſchern" (Dähnert 37). Hupel 35 (brudeln), Bock 46, Friſchbier II 183, Sibeth 11, Danneil 161 (prudeln), Schütze I 167 (brüddeln), Schumann 83, Doornkaat I 230 (auch bröddeln), Richey 25 (brüddeln), Brem Wb I 145, Strodtmann 33 (Brödler), Schambach 160 (pruddeln, prûdeln), Woeſte 206 (prûdeln, 41: bröddeln), Hönig 26 (bruddele), Schmidt Wb 41, Crecelius 212 (auch brudeln), Autenrieth 27, Albrecht 94 (brudeln), Müller-Fr. I 156 (brodeln, brudeln), Schmeller I 349 (ebſo), Unger 118 (brodeln).

159) Im Verlauf der oſtelbiſchen Koloniſation wurde „ſchließlich ‚Wend' und ‚Slav' ein Schimpfwort. So mag denn die Tätigkeit der unter harter Arbeit ſeufzenden und in armſeligen Verhältniſſen lebenden Slaven ſprichwörtlich geworden ſein" (Haas in VPV V 79). „Slaven" begegnet ſchon im 16. Jh. (Peters ebda 125). „Slaven ſchwere Arbeit thun" (Dähnert 428). Ebſo Danneil 195, Sibeth 80, Stürenberg 167, 223, Woeſte 239, Jb VIII 31 (Sprenger, Nachtr. zu Schambachs Idiot.). Schiller-Lübben VI 262.

160) Nuſſeln zauderhaft arbeiten: Fulda 331 (nüſſeln, Ndſ.), Bock 38 (nuſcheln), Hupel 161 (ebſo), Friſchbier II 104 (ebſo), Sibeth 60 (nußlig), Dähnert 333 (nuſſen), Danneil 148 (nüſſeln), Schütze III 157 (ebſo), Stürenberg 161 (Nüſſeler), Richey 175 (nüſſeln), Brem Wb III 250 (233: Neteler, 248: nöſeln), Strodtmann 148 (nüsken), Woeſte 187 (ebſo), Jb XXIII 153 (Nordſteimke, nüſſeln), Vilmar 286 (nöſeln, nöſſeln, nuſſeln, nüſſeln in etwas herumſtöbern), Schmidt Wb 125 (nöſſeln, ſchriftſprachl. niſteln), Crecelius 633 (nuſeln, nuſſeln), Autenrieth 100 (neßle, nüſſeln), Reinwald 111 (muſſeln, heſſ. nüſſeln, langſam, wähleriſch eſſen; vgl. Bauer 76:

nüfelen heimlich essen), Jecht 74 (nurreln), Müller-Fr. II 296 (nuseln), Jb XXVI 64 (nuzell, Kr. Jerichow Prov. Sachs.), Frommann V 157 (nüsseln, Fallersleben), Schmeller I 1764 (nuseln, nüseln, Ob. Pfalz, Frank., in etwas herumsuchen), Schöpf 476 (ebso), Stalder II 246 (nuschen).

161) „Calfattern, ein Schiff unten besehen, reparieren" (Frisch I 162). So Frischbier I 329, Sibeth 38, Richey 107, Stürenberg 101, Brem Wb II 721. Holl. kalfaateren, frz. calfater, ital. calfattare, aus arab. kalafa, (Kluge 222). Schumann 42: klaffatern, kalfatern dichten. Ihre I 1017: „kalfatra navem stuppa vel alia quacumque re consolidare."

162) Ausfleien, ausstellen, zumeist von Waren: „Dat se de hedden tho vörn so uthgeflegen" (Lauremberg 19, V 93); „die Müsse [Mütze] . . . zu flyen" (Sastrow I 73). Fleien zieren und ordnen hat Frischbier I 196, Sibeth 23, Richey 61, Schumann 84 (utfliden, utflien), Stürenberg 56 (fleën, Dithm. flien), Brem Wb I 418 (flijen), Strodtmann 355 (flyen), Schambach 272, Frommann V 56 (Fallersleben). Crecelius 381 hat „fleijen schön tun, schmeicheln", Bauer 33: „fleimen schmeicheln".

163) Fummeln tastend suchen: Frischbier I 210, Sibeth 24, Richey 67 („müßig herüm schwäntzen"), Schambach 256 (vammeln, vimmeln, vummeln), Woeste 312, Bauer 36, Vilmar 112. Holl. fommeln, engl. fumble, dän famle.

164) Fulda 25: baksen schlagen. Sibeth 5: baksen mit der Hand schlagen. Brem Wb I 41: Baaks, baaksen. Auch in Hamburg üblich.

165) „Gaderen, vergaderen congregare" (Wachter 513). Ebso Frisch I 323, Vollbeding 24, Frischbier II 431, Dähnert 139, 520, Richey 68, Stürenberg 64, Brem Wb II 474, Strodtmann 64, Vilmar 113, Frommann II 434 und III 52 (Köln, 15. Jh.), Schmeller I 956, Höfer I 274, Birlinger Wb 158. Ihre I 624: gadda congregari; ebso Dähnert Sw 44. Engl. to gather, niederld. vergaderen. Kluge 471.

166) „Ringen mit der Glocke läuten" (Frommann III 28, Helgoland); ringa läuten, klingen (Dähnert Sw 110). Engl. to ring.

167) Matsch schmierige Halbflüssigkeit, Straßenkot, matschen, darin wühlen: Bock 34, Frischbier II 56, Danneil 133, Schütze III 88, Schambach 131, Woeste 171, Hönig 117, Leihener 78, Schmidt Wb 110, Vilmar 263, Crecelius 580, Schultze 40, Jecht 68, Albrecht 167, Müller-Fr. II 214, Schmeller I 1699, Jb XXXIV 78 (Halberstadt), Lexer 187, Schöpf 428.

168) Fitze Gebinde Garn (Kluge 135). Richey 56: Fitze; Danneil 51: zartes Flachsfädchen; Schambach 270: fitzel, fispel; Woeste 301: fitse; Strodtmann 314: fitze; Fitze: Fulda 95, Frischbier I 192, Vilmar 103, Müller-Fr. I 335, Schmeller I 781; Grimm Wb III 1695.

169) „Klüngel geheime Abmachung, Verabredung, Vereinbarung" (Hönig 94). Ebso Frischbier I 383. Klüngel = Knäuel: Frisch I 527, Autenrieth 76, Crecelius 508, Höfer II 146, Schmeller I 1335, Grimm Wb V 1295, Kluge 246.

170) Grippsgrabbelei in der Bedeutung von schweren Gedanken (von Grips = Verstand: Frischbier I 253, Sibeth 29, Danneil 70, Doornkaat II 366, Müller-Fr. I 443, zu „begreifen",) ist eigene Bildung As. Das Lautbild gribbelgrabbel kommt oft vor, besonders im Sinn von „in die Greife

werfen": Stürenberg 75, Woeste 85, Leihener 47. Fischer 62 hat dafür Kribbelkrabbel, Strodtmann 78: Grüwwel-Grawwel, Hönig 68: Gribbelegrops. Nach Crecelius 437 ist „griwwes-grawwes Vorwände, Umstände", nach Brem Wb II 536 besagt „Gripsgrapsen mit einem schnellen Griff zu sich reißen", nach Birlinger Wb 203: „Gribes Grabes verwirrend, durcheinander, unverständlich machen"; nach Schöpf 557: „rippes-rappes, ripsraps machen, durch schnelle Bewegung entwenden"; ebso Schütze III 275, Hönig 151, Müller-Fr. II 331, Birlinger Wb 374; nach Schmeller I 983: „gribesgrabes verworrene Schrift" und ähnliches.

171) Nücke üble mürrische boshafte Laune, Tücke: Frischbier II 98 (auch Nicke), Danneil 148, Sibeth 59, Richey 175, Doornkaat II 664, Brem Wb III 251, Strodtmann 368, Schambach 146, Woeste 187, Crecelius 627, Vilmar 286, Fulda 329, Müller-Fr. II 293. — Weitere an- und auslautende Klangbilder bei Schacht 150 ff.

172) „Muusmarten. Schimpfnamen auf einen diebischen Menschen" (Dähnert 318). BPB III 152, VIII 171, Sibeth 57 (Musmatt). Nach Schütze III 84 ist „Musmarten in der mecklenburgischen Volkssprache" der Lübecker Martinsmann, „ein Raths und Herrendiener, der um Martini ein Faß Rheinwein als alte Gerechtigkeit und Tribut dem Herzog von Mecklenburg Schwerin feierlich überbringt". Von dieser Feierlichkeit erzählt Nugent II 212, daß ihm an diesem Tage in Schwerin „ein ganzer Schwarm Jungen, die sich das Gesicht mit Kienruß beschmiert hatten und einen ähnlichen Spektakel betrieben, als bey uns [England] die Schornsteinfegerjungen am Maytage", begegnete, und daß „der Schloßplatz mit einem ungeheuren Schwarm von Menschen angefüllt" war, unter denen sich auch „die ganze Heerde schwarzer Jungen, die den Martinsmann mit einem Zettergeschrey um Geld anschrien", befand. — Mausen stehlen: Wachter 1058 (furari), Frisch I 651, Frischbier II 58, Fischer 222, Danneil 142, Brem Wb III 207, Schambach 20, Woeste 181, Crecelius 584, Meisinger 98, Albrecht 168, Müller-Fr. II 223, Schmeller I 1665, Lexer 188, Schöpf 430, Loritza 88.

173) Rapsen, an sich reißen, raffen hat Bergmann 58, Frischbier II 213, Sibeth 69, Schütze III 276, Brem Wb III 434, Schambach 167 (râpen), Hönig 148 (rapsche), Schmidt Wb 159 (rapschen), Crecelius 678 (ebso), Schultze 42 (raapse), Jecht 85 (râpschen), Albrecht 190 (rappschen), Müller-Fr. II 331 (auch rapschen), Frommann V 476 (Schlesien), Schmeller II 129 (132: auch rapschen), Schöpf 534, Kluge 360.

174) Begiegeln: Fulda 123 (Ndf.), Dähnert 29, Richey 74, Schütze II 33, Jb XXV 98 (Verz. d. bei Doornkaat fehl. Wörter: begogeln), Brem Wb II 509.

175) „Lurden-Dreyer, Durchläuffer, illiciti factores, qui contra leges fundamentales in fraudem Reip. et aliena negotia, aliena pecunia exerceni" (Frisch I 628). Nach Brem Wb III 103 ist „Lurrendreier ein Schiffer, der unerlaubte Fahrten thut, von Lurden falsche Briefe, Pässe usw.". Ebso Richey 157, Stürenberg 142, Dähnert 288. Schumann 71 hat „Lirendreier Heuchler", Dähnert Sw 87: „Lurendräga Schleichhandel treiben". Autenrieth 85 hat „lauwendreyer langsamer träger Arbeiter".

176) „Giſſen conjicere, conjecturam facere“ (Wachter 590). Lauremberg 52 V 69 hat „Daruth ick wol kan giſſen und ermeten, . .“ Friſch I 350 (Ndſ.), Fulda 125 (ebſo, Vollbeding 26, Friſchbier I 234, Richey 74, Schütze IV 297, Stürenberg 70, Brem Wb II 514, Strodtmann 72, Woeſte 80; Ihre I 678: „gissa conjicere, divinare“, ebſo Dähnert Sw 45; engl. to guess, norw. gisse.

177) Triezen, plagen, quälen: Friſchbier II 412 (triſeln), Danneil 227 (triſſeln), Sibeth 94, Stürenberg 289 (triezeln), Schambach 234 (triſten), Hönig 182, Jb XXIX 149 (Quedlinburg), Jecht 17 und Albrecht 104 (driezen), Müller-Fr. I 250, Schmeller I 681 (trätzen), Birlinger Wb 124 (drezen), Fulda 554 (trezen, Ulm, trözeln), Lexer 67 (tratzen, 71: im Leſachtal tritzn), Schöpf 752 (tratzen).

178) Md. mutzen ſchmücken. „Und könen wol ere Döchters upmutzen“ (Lauremberg 25). Scherz 67 hat „aufmutzen exornare“. Nhd. Bedeutungswandel in „Fehler herausſtreichen“: Friſch I 680, Fulda 317, Vollbeding 9, Friſchbier I 37, Dähnert 317, Sibeth 98, Brem Wb III 210, Schambach 247, Crecelius 60, Schmidt Wb 278, Reinwald 3, Albrecht 80, Müller-Fr. I 38, Schmeller I 1706, Birlinger Wb 33, Caſtelli 204, Loritza 92. Grimm Wb I 692, Kluge 320.

179) Für Flurſchütze hat Dähnert 416: „Schütt“, Hupel 62: „Feldwächter“ (41: „Buſchwächter heißt ein Waldaufſeher“), Leihener 15: „boſchhy'e“ Schmidt Wb 212: „Schütz“, Fulda 104: „Flurer“ (Bair.), Schmeller I 795: „Flurer, Eſchhay, Flurhay“. Bauer 139: „florſchütz“ (16. Jh.).

180) Piening, De Reiſ naa'n Hamborger Dom, 17. Aufl. Hambg. 1911, II 20 u. ö. gebraucht die Form „Perſetter“ für Lehrer. Vermutlich aus praeceptor entſtellt.

181) Nach Hupel 97 hat der Holländer „die Kühe auf einem Landgut gepachtet“. So auch Sibeth 34. Holländereien ſind nach Friſchbier I 295 „abgeteilte Wirtſchaften, in welchen ein jeder ſein Land um ſeine Hofſtelle ohne Gemeinſchaft mit andern, beiſammen hat“. Erwähnt auch Indigena 20.

182) Neubauer 100: Streuna; Schmeller II 815, Müller-Fr. II 575 (in Sachſ. nicht allgemein gangbar). Wachter 1626 hat Streiner vagabundus; Schambach 215, Jb XXXIV 95 (Halberſtadt), Stürenberg 269 haben Strömer; Stürenberg a. a. O. auch „ſtrünen herumſtreichen“; Sibeth 88 und Danneil 215 „Ströper“. — Stromer iſt rotwelſch (Kluge 446).

183) Nach Koſegarten 374 beſagt „in Pom. und Meckl. bölkenkinner Geſchwiſterkinder, Vetter und Muhmen. — Bölke iſt Bulchen, Freundchen“. Saſtrow III 12 hat die Form „Böle “ für Vetter; Dähnert 48: „Bolcken-Kinder“ für Geſchwiſterkinder; Friſchbier I 94:„Boilke, auch Boilkekind“; Danneil 22: „Bölk'nkinner“; Brem Wb I 111: „Bole hieß vor Zeiten ein Vetter, Oheim“; Fulda 42: „Bölkenkind“ (Ndſ.). „Anner Bölkenkinner Geſchwiſterkind im 2. Grade“ (Koſegarten 374). „Anne Bölkenkinner un drüdd' Bölkenkinner, wenn die Groß- oder Ureltern Geſchwiſter waren“ (Danneil 22). Sibeth 3 hat „Annerbölkenkind“ und Jb XXXXIII 44 (bei John Brinkman) „Annerbeulkenkind“ für Geſchwiſterkind. Schütze I 43 hat „anner vun bröder kinner, Seitenverwandte im 3. Grade“.

184) „Schnur Schwiegertochter" (Frisch II 218) hat sich in den md. Mundarten erhalten, so Vilmar 364, Crecelius 756 (Schnurch), Müller-Fr. II 466, Fulda 462 (schnürche, Schles., Lausitz), Berndt 124 (ebso), Höfer III 109, Schmeller II 581 (Oberpfalz, bayr. Wald; am unt. Main „Schnörch", in Alt Bayern unvolksüblich). Kluge 407, EH Meyer DV 293.

185) „Nestpuuk. Das letzte und gemeiniglich liebste Kind einer Mutter" (Dähnert 327). Landschaftliche Synonyma sind Nestküchlein (Frisch II 15), -kuk (Fulda 241, Dithm., Richey 419, ebda), -kiken (Brem Wb III 232), -häkchen (Müller-Fr. II 279), -huck (Frischbier II 95), -hökel (Keller 34), -hutch (Crecelius 471), -gückel (Reinwald 108), -kützchen (Vilmar 282), -kuddel (Frommann V 156, Fallersleben), -gacker (Hörmann 315), -kackel (Hönig 126), -quack (Autenrieth 110), -quatt (Fulda 367), -kwetle (Meisinger 110), neslekàk (Leihener 85), Nestscheißer (Callelli 209, Schöpf 465 Unger 476), -kegel (Fulda 193), -batz (Schöpf 465), -rössel (Vilmar 282), -pudded (Schambach 144), -blüttling (Stalder I 193), Steppchen (Albrecht 217). Zusammenstellungen bei Frommann V 416, Crecelius 625, Schmidt Wb 260, Reinwald 108, Albrecht 118, Müller-Fr. II 279, Schmeller I 1766. — Vgl. Kluge 325.

186) Krabat als scherzhafte Benennung eines kleinen Kindes hat Bock 26 (Krabutt), Frischbier I 415, Danneil 114 (auch Krabaut), Dähnert 252, Sibeth 45 (Krabb), Schütze II 337 (auch Krabb, Krabauter), Schumann 71 (Krabauter), Brem Wb II 859 (auch Krawat), Schambach 110, Woeste 141 (krabbe), Vilmar 222, Jecht 57 (Krawâte), Jb XXXIV 74 (Halberstadt), Müller-Fr. II 91 (Krabbe, 110: Krawat), Schmeller I 1358, Grimm Wb V 1908.

187) Musch, Muschê, Muschü für monsieur haben Danneil 142, Sibeth 57, Schütze III 122; Musjee: Müller-Fr. II 247; Mussi, Mussia: Castelli 204, Jd Austr 95, Loritza 91. — Storm 258: Musche Peters.

188) „Om mensura vinaria" (Wachter 1165). Ebso Frisch II 30. Fulda 18 hat „Am, ame (nord. Augsb.) Maas von Frucht und Wein"; Meisinger 223: „uum"; Kosegarten 303: „âm, âme"; Stürenberg 1: „Aam"; Schumann 73: „am". Nach Hönig 130 ist „Ohm, Ohmfaß 120 Quart". Kluge 332.

189) Nach Strodtmann 147 ist „None die Zeit, wenn der Bauer Nachmittagsschlaf hält". Sonst für Mittagsschlaf oder Essen: „undern" (EH Meyer DV 137), „untern" (Fulda 562), „unger" (Frommann VI 20, Eifel), „onnern" (Schmidt Wb 128), „ondern" (Frommann V 65, Niederrhein), „imtern" (Schmeller I 116, ebso Vilmar 48); nach Ihre auch in einigen Orten Schwedens, engl. undern. Richey 428 hat für Dithm. „unnermeel holen Nachmittags Ruhe halten . . . besonders von denen, die des Sommers im Felde arbeiten".

190) Nach Mackenzie 274 „the Icelander divides the day and night into nine periods," nämlich von Mitternacht — 3 Otto, 3—6 Midurmorgun, 6—9 Dagmal, 9—12 Hactei, 12—1½ Midmunde, 1½—3 Noon, 3—6 Midurafter, 6—9 Nattmal, 9—12 Midnat. Midurmorgun nach Olafsen I 21 auch Hirdis Rismaal genannt, 12 Uhr mittags Gadeke (der hohe

Tag), 6 Uhr abends Miduraxtan. Nach Henderson I 225 ist „der natürliche Horizont die einzige Sonnenuhr, der sie sich bedienen: sie theilen ihn in 8 gleiche Punkte, die sie Taggrenzen nennen (dagsmaurk), indem sie sich zu diesem Behuf gewisser Spitzen oder Vorsprünge von Bergen bedienen, oder in deren Abwesenheit pyramidenförmige Haufen Steine auf den entsprechenden Höhen errichten". Primitive Zeitmeßgeräte sind auch die nordischen Primstaver. Bei Bergen sah Fabricius 369 „verschiedene Arten von sog. Primstaver, nach welchen die Bauern in vorigen Zeiten Monate und Tage des Jahres berechneten". — Strodtmann 95 gibt folgende Tageseinteilung: „1.—3. Dat erste, tweede, drüdde Hahnenkreyen, 4. De Achte oder Morgen-Achte, 5. Imbtstydt, 6. Kleen Middag oder auch Middelimbt; denn die Landleute frühstücken zweymal, 7. Middag, 8. Die Nonen. Dann hält man Mittagsschlaf, 9. Vesperbrod, 10. De Achte oder Avend-Achte, 11. Avendbrood, 12. De eerste Slaap, womit nachtslaapende Tyd wol einerley seyn wird". Der Tagesanbruch heißt in Südwestfalen „Kriek" (EH Meyer DV 140). Nach Brem Wb IV 726 ist „Schuf-tied und Schuft die Zeit, in welcher eine Arbeit ununterbrochen geschiehet. Die erste Sch. ist die Morgenzeit bis zum Frühstück, die zweite bis an den Mittag, die dritte bis zur Vesper und die vierte bis zum Feierabend"; IV 748: „Seelje wird ebenso vom Fuhrwerke gebraucht, wie Schufttied von einer Handarbeit".

191) „Quark res nullius pretii" (Wachter 1221). So auch Frischbier II 198, Danneil 166, Sibeth 67, Brem Wb III 396, Leihener 72, Frommann VI 17 (Eifel), Schmidt Wb 151, Jecht 83, Müller-Fr. II 313, Schöpf 522, Id Austr 102, Loritza 103.

192) „Hack und Mack durch einander gemischte schlechte Dinge, pöbelhafte Gesellschaft" (Vollbeding 29). Ebso Fulda 280 (Sächs.), Hupel 87 (Hack und Pack), Bock 16 und Frischbier I 263 (ebso), Danneil 72 (von Sachen, Hack und Pack von Menschen), Sibeth 29 (Hackmack), Richey 83, Schütze II 92, Schumann 18, Doornkaat II 7, Brem Wb II 563, Strodtmann 79 (Hackmack), Schambach 71 (auch Hackemack), Woeste 88 (ebso), Id III 111 (Westphal.), Autenrieth 59 (Hackelbackel), Schultze 37 (hackemart), Id XXIX 156 (Quedlinburg), Jecht 29, Albrecht 128, Müller-Fr. I 459. Grimm Wb IV 2, 98 ff.

193) Schambach 308: zipig hinfällig, mager. Müller-Fr. II 702: ziefern, vor Kälte zittern, frösteln. — Ziffer: Kluge 506.

194) Kluge 384. Fehlt in den Mundartenwbb.

195) „Hild. Geschäfftig. Eilig. De hille Tied heißt auf dem Lande vornehmlich die Erndte Zeit" (Dähnert 185). So Fulda 163 (Ndf.), Danneil 82, Sibeth 33, Schütze II 137, Stürenberg 87, Richey 95, Brem Wb II 631, Strodtmann 359, Schambach 82.

196) Verleden, vergangen: Frischbier II 435, Sibeth 102, Richey 321, Schumann 29, Doornkaat I 452, Brem Wb III 35, Strodtmann 385, Hönig 192, Vollbeding 70, Fulda 262, Lauremberg 47 („idt is nich lang verleden").

197) Verklahmen, vor Kälte steif und starr, klamm werden: Frischbier I 368, Sibeth 41, Danneil 102, Richey 119, Schumann 30, Doornkaat II 276,

Stürenberg 111, Brem Wb II 785, Strodtmann 385, Jb XXIII 147 (Nordsteimke), Schambach 263, Woeste 128, Albrecht 229, Müller-Fr. II 43, Fulda 204, Frisch I 518. Verklumen: Bauer 30, Jecht 117.

198) „Spaken. Wird insonderheit von Holz-Gefäße gesagt, die wasserdicht seyn sollen, wenn die Fugen sich beym Zusammentrocknen in der Hitze von einander geben und das Wasser durchrinnt. Spak, Spakig, Verspakt. Zusammengetrocknet, in den Fugen umdicht" (Dähnert 328). Ebso Frisch II 288, Vollbeding 62, Frischbier II 346, Hupel 250, Danneil 201, Stürenberg 249, Doornkaat III 260, Brem Wb IV 930, Strodtmann 222, Jb XXIV 120 (Nordsteimke), Crecelius 791 (spachen, hart, dürre werden, Brot, Erde), Müller-Fr. II 530 (spacht, dürr); Schmeller II 657: aufspakken, vor Kälte aufspringen, Hände (Kärnt.), Lexer 235. Schmeller II 654: spachen, bersten durch Austrocknen. — Richey 20: spakig, mürbe, morsch, angefault. Ebso Sibeth 84, Schütze IV 161, Schumann 88, Fulda 496.

199) Friesen frieren, frösteln, vor Kälte schauern: Frischbier I 207, Danneil 57 (Frêseln, die Friesein), Schmeller I 828 (friesen, frieseln frösteln). Grimm Wb IV 199, 203. Über Friesel: Kluge 149, Schmeller I 828.

200) „Ollmig. Ollmerig. Was von Alter zerfällt, sich in Stücken zerreibt. Ollmig Holt, Ollmig Tüg" (Dähnert 338). Verolmen vermorschen, verfaulen, besonders von Holz: Fulda 333, Frischbier II 437, Danneil 239 (149: Olm faulendes Holz), Sibeth 60, Richey 177, Schütze III 165, Jb XIV 58 (Holst.), Stürenberg 295 (verulmen), Brem Wb V 148 (ebso), Strodtmann 369, Schambach 147, Jb XXXXIV 54 (bei Joh. H. Voß).

201) „Flatsch. Ein abgerissenes Stück von Fleisch, Haut, Leinwand u. a." (Dähnert 122). So auch Danneil 52, Brem Wb I 405 (flaaske), Strodtmann 56 (ebso), Schambach 271, Woeste 302 (flâske), Vilmar 104, Crecelius 379, Keller 21, Schultze 33, Albrecht 114, Müller-Fr. I 339, Lexer 78 (Flantsche). Sonst Flatsche obd. Ohrfeige: Schmeller I 799, Schöpf 140, Castelli 129, Jd Austr 72. Jb XXXIV 61 hat „Flattschen, breite formlose Masse" (Halberstadt); Hönig 49: „Flatsch schwatzhafte Person"; Autenrieth 45: „Flatscher liederlicher Bursche". Grimm Wb III 1729.

202) „Holl un boll hohl und gebrechlich, nicht bloß vom Eise, sondern auch von Menschen gesagt" (Sibeth 33). Frischbier I 295, Danneil 22, Richey 97, Strodtmann 360, Woeste 36.

203) Für Maulwurf hat Frischbier II 71 Moltwurm, Moltwurf; Sibeth 56: Mullworm; Danneil 139: Mollworp Mûlworp, Mollworm; Dähnert 315: Mullworm; Richey 167: Mullworp; Schütze III 118 ebso; Brem Wb III 199: Winworp; Strodtmann 367: Muulworp; Schambach 139: Multworp; Woeste 179: Muldworm und Muldworp; Müller-Fr. II 221: Multworf. Birlinger 332: Malwurf; ebso Schmeller I 1586, Frommann II 91; Schmeller I 1638: Mauraff (fränk), I 1594: Moltwerf; ebso Birlinger 337, Frommann V 40, VI 17; Kluge 303, wo weitere Synonyma.

204) Putzen hat: Wachter 1220 (sordes, rejectamenta), Frischbier II 195 (putzig), Danneil 164, Sibeth 67, Richey 197, Schütze III 251, Schumann 86, Stürenberg 187, Doornkaat I 780, Brem Wb III 386, Strodtmann 371, Schambach 162 (putzig), Schmidt Wb 151, Jecht 80, Mül-

ler-Fr. I 178; Bosse hat: Hönig 23, Autenrieth 25; Bossen: Crecelius 193, Birlinger Wb 72; Possen: Jecht 80, Lexer 37. Dähnert Sw 236: puts Possen.

205) Scherz I 220 hat „Cramantzen nugas agere, corruptum ex caeremonia“ und 824: „Kramatzen“; Dähnert 159: „Grammaschen“ (Grimassen); Frischbier I 249: „Gramasse“; Hönig 100: „Kramasse“; Schmidt Wb 87: „Krammanzies, Krammanze überflüssige Komplimente, Umstände“; Brem Wb II 534: „Grammatjen-Pak unruhiger zänkischer Pöbel“; Müller-Fr. I 442: „Grammassen“; Schmeller I 995: „Gramantes oder Gramanzen machen, unnötige Zeremonien, Umstände“; I 1368: „Kramanzen“; Vilmar 134 und Crecelius 431: „gramausen sich mucken, tadeln, hadern“. Nach Weinhold Beitr. zu ein. schles. Wb. Wien 1855, S. 40 „karmanzen sich bespaßen“. Lexer 166: „Kramanzen und karmanzen Verweis geben, schlagen, märkisch kramantseln prügeln“. Grimasse: Kluge 179. Schacht 57.

206) „Reewälisch unruhig, in Aufruhr; Rebeller händelsüchtiger Mensch“ (Müller-Fr. II 340). Frischbier II 218: „Rebeller“, Schmeller II 7 ebso.

207) Vgl. Wrede 148 f.

208) Lauremburg 43 V. 210 hat „Laet my mit sülcken ökelnahm ungescharen“. So auch Frischbier II 109, Danneil 149, Dähnert 333, Sibeth 60, Bartsch I 343, Schütze III 160, Schumann 77, Jb XXIX 37 (auch nökelnâm, Eiderstedt und Stapelholm), Stürenberg 164, Richey 176; Ekelname hat Hupel 56, Frischbier II 109; Ekername: Brem Wb I 300 (III 261: Oeker-name). Strodtmann 112 hat Korneels-, Korneets-, Karnens-Name. Ihre II 311: öknamn appellatio injuriosa, Dähnert Sw 163 ebso. Brem Wb V 433: oken vermehrn. — Kluge 110.

209) Ehrismann, Gesch. d. deutsch. Literatur I, München 1918, S. 11 f.

210) Förstemann 1037, Schönfeld 154.

211) Schönfeld 271.

212) Förstemann 828, Schönfeld 136.

213) Förstemann 1470, Schönfeld 238.

214) V. F. de Gudenus Codex diplomaticus anecdotorum res Mogun tinas illustrantium. Göttingen 1743.

215) „Muse-Kist. Ein Spaßwort von der Musik. Dat was ein Stückschen ut de Muse-Kist, sagt man, wenn einer ein schlechtes Lied trillert“ (Dähnert 317). Ebso Schütze II 260, III 124. Nach Schumann 17: Gerümpelkiste.

216) Zur Eule machen, zum Besten halten (Müller-Fr. I 307). Gielow 676: „Hei is eer Ul“.

217) „Kattensprunk. Det is man een Kattensprunk. Das ist nahe hiebey“ (Dähnert 221). Ebso Frischbier I 347, Gielow 278, Hönig 89, Leihener 60, Müller-Fr. II 26, ZföV III 12 (Steiermark).

218) „Kraut und Lot Pulver und Blei“ (Schmeller I 1539). Saftrow I 138 hat „dieweil die Orlochsschiffe mit Geschutz, Kraut, Loth, Kriegsleuten, unnd alles . . . wollaußgerüstet . .“ und I 151: „Geschutz, Kraut, Lot unnd andere Kriegesrustung . . .“; Simplic. 407: „. . . sowohl die Victualia als Kraut und Lot zu bringen“. „Harl. Die langen Flachs- oder Hanfhaare, die durch das Hecheln von dem Werge gereinigt sind“

(Dähnert 176). So Danneil 75 (Härl), Stürenberg 83 (nordfries. herl), Brem Wb II 599, Vilmar 164 (herl, im Lippischen härl), Jb XXIII 144 (Nordsteimke), Schmeller I 1144, Höfer II 3, Zingerle 34, Lexer 134, Schöpf 244, Frommann II 516 (Lesachtal). Grimm Wb IV 2, 6 f.

219) Maue, Mauwe Ärmel: Bergmann 46, Hupel 150, Frischbier II 57, Dähnert 302, Danneil 268, Sibeth 32, Schütze III 88, Schumann 16. Stürenberg 147, Brem Wb III 193, Richey 162, Strodtmann 134, Woeste 171, Hönig 117, Leihener 51.

220) „Die Hand vom Sack: bleibe fort vom Geld, im allg. rühre nichts an" (Sibeth 73). Ebso Frischbier II 242.

221) „Vörpalen slaan. Im Voraus Schwierigkeiten machen. Etwas zu verhindern suchen" (Dähnert 531). So Sibeth 104, Richey 180, Schütze III 185, Schumann 22, Brem Wb III 285.

222) „Hinter Büsum sagt man, ist die Welt mit Brettern zugenagelt" (Müllenhoff SH 378).

223) „Raam-Maat. Ermässigung, daß etwas nicht zu viel oder zu wenig wird. Ick will wol Raam-Maat weten. Ich will nicht zu viel geben" (Dähnert 370). „Maate raamen, Maße halten" hat Richey 203, Schütze III 266, Sibeth 68. Stürenberg 192 hat „Raam das Zielen. He kann gien Raam (Raamte) holden, er verfehlt sein Ziel".

224) Nach Joh. 8, 7.

225) Frisch II 723 hat „einem eines auf das Reff geben". „En'n wat upp'n Rä gawen" (Brem Wb III 413); „Giff em ens upp'n Rëff" (Danneil 171); „ûfs reff grie" (Crecelius 684, von Reff Gestell zum Tragen auf dem Rücken, — Schläge erhalten). Hupel 189 hat „reffeln sich prügeln".

226) „Topp, eine Interjektion, womit man die Schließung eines Kaufs . . . oder den dabey üblichen Handschlag andeutet" (Brem Wb V 82). Nach Dähnert 491 ist „Topp der Ausruf bey einer Wette und dem Handschlage darüber". Ebso Frischbier II 406, Gielow 654. „Topp oder Tipp hollen, Fuß halten, Stand halten, sein Versprechen halten" haben Richey 308, Schütze IV 262, Strodtmann 248. Durch Handschlag einen Kauf abschließen heißt „kaufschlagen" (Frischbier I 348); „hineinklepfen" (Stalder II 106); „Klapp in" die Ermunterung dazu (Danneil 90). So werden Kauf und Verkauf durch Handschlag geschlossen (Hauffen Beitr. I 2, 48), wobei oftmals ein dritter als Zeuge „durchschlagen" muß (Drechsler II 24), was man bei den Inselschweden „gewiß machen, gera wist" nennt (Rußwurm II 106).

227) „He is so glücklig as Gott in Frankriek" (Schütze II 56). Ebso Leihener 52, Meisinger 89.

228) Seiler 35.

229) Seiler 299. Nach Wuttke SV 5 hat sich „unter den Handwerkern noch heutzutage der Reim erhalten: „Darauf so bin ich gegangen nach Sachsen, Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen"." O. Schade, Deutsche Handwerkslieder 143, Duller 225. In Hochzeitsbittersprüchen findet sich der Reim auch in Pommern: „Jetzt komme ich aus Land Sachsen, Wo die Mädchen auf den Bäumen wachsen" (BPV I 22; II 10 (aus Zwilipp): „. . wo die jungen Mädchens wie die Bäume wachsen"). In

Braunschweig ähnlich vom Schimmelreiter bei Hochzeiten gesungen (Andree BV 312).

230) Blinde Hessen, als Volksspott weit bekannt: Sibeth 32, Danneil 20 (blinn Hecks), Jb XXIX 145 (Quedlinburg), Leihener 13, Meisinger 44, Fehrle BV I 81; „Blinde Henn" hat Müller-Fr. I 121; Jd Austr 56; „blinne Oest": Dähnert 334. Grimm DM 309, 322 führt den Ausdruck auf die Sage von der Abstammung der Hessen von blinden Welfen zurück. Grimm, Gesch. d. Deutsch. Sprache 566. Vilmar 42 f. Die Hessen hießen bis Mitte 17. Jh. „blinde Hunde" oder „blinde Hundehessen". Woeste V 21 denkt an den blinden Kriegsgott Hadu. Moriz Heyne in Grimm Wb IV 2, 1268 führt die Redensart auf den Ruf geistiger Verblendung und zäher Störrigkeit zurück. Vgl. Seiler 297.

231) Seiler 299.

232) Seiler 299.

233) „Den lezten bietet de Hunde: wer zuletzt kommt, kommt gewöhnlich am schlimmsten weg" (Schütze III 30). Ebso Frischbier II 23. Kosegarten 89 hat: „de achterste kricht wat af".

234) Frisch I 530 hat: „Knüppel: das Holtz, so die Hirten den Hunden anhängen müssen, daß sie nicht im Walde jagen". Frischbier I 396, Dähnert 198, Danneil 111, Richey 132, Schütze II 309, Stürenberg 117, Brem Wb II 831, Jb XXXIV 73 (Halberstadt), Schambach 107.

235) Brem Wb III 203, Schambach 97.

236) Richey 196, Strodtmann 116, Leihener 70.

237) „Es ist kein Schwert, das schärfer schiert, Als wann der Bauer zum Herren wird" (Simplic. 58).

238) Danneil 25. Brem Wb I 142 hat: „Dessen Brood ick ete, dessen Woord ick spreke".

239) Danneil 100: „Vääl Kinner, vääl Vaterunser"; Frischbier I 361: „Je mehr Kinder, je mehr Väderunser, je mehr Väderunser, je mehr Brot".

240) In Danzig darf man durch „unzufriedenes Tadeln des Wetters dem lieben Gott nicht nach den Augen stockern" (Jb XXI 159). In Mecklenburg sagt man Kindern, die in den Blitz weisen, „Du piekst den herrgott de ogen ut" (Wossidlo III 158). Schütze III 170 hat: „Du mußt din Gott nig in de Ogen griepen: sey nicht allzu (plump) gottlos".

241) „Die Rolle des altbekannten Schöppenstedt spielt auf Rügen die meckl. Stadt Teterow" (Haas RV 37, Zöllner 412). Neckorte bei EH Meyer DV 337, Andree BV 456, Sartori WV 51, ZrwV X 226 (Westfalen), XIII 230 (Vorder-Hunsrück), Wrede 106, Fehrle BV I 74, Drechsler II 29.

242) Brem Wb IV 689 führt an: „Schröer-lock [688: „Schröder, Schröer Schneider"], der Schlitz in den Weiberröcken, wo sie zugeheftet werden, und wo die Frauenspersonen durchlangen zu den Taschen der Unterröcke". Schütze III 85: „Eer sall de Snieder de Maat dato nemen: Pöbelspott und Hurenschimpf (Hamburg Altona)". Das Beispielsprichwort hat also obszönen Sinn.

243) So Wossidlo II 37, Kosegarten 413. „Lat warden, wat ward! Wat ward't doch!" (ZVfV XXIX 53, Hinterpom.; Urq V 32, Vorpom.).

„Wat ward't? Laat't warden, wat't ward, wat't ward wol warden" (Wossidlo II 90, weitere Belege Anm. 378). „Wât, wat da wât! seggt de Wâ't on trett de Henn" (Frischbier II 456). „'S ward wie's ward" (Wegener 78, Dessau). „Wenn't wat is, wenn't wat is" (ZVfV X 222, Braunschweig).

244) Über die tonkünstlerische Begabung des deutschen Volkes vgl. Moser, Gesch. d. deutsch. Musik, 2. Aufl. Stuttgart und Berlin 1921 I 7 ff. Sie ist in hohem Grade stammesmäßig (Moser 11, Mogk 41) und umweltlich (EH Meyer DV 330) bedingt.

245) EH Meyer DV 325, Moser in Buschan SV IV 282, Derf., Gesch. d. deutsch. Musik, I 258 (Luther unterlegte als geistliches Kontrafaktum die Worte seines Liedes „Vom Himmel hoch" dem Kränzelliede „Ich komme aus fremden Landen her"). Aus den geistlichen Gesängen des um 1500 geschriebenen Ebstorfer Liederbuchs hört man „hier und da die zugrunde liegenden Volkslieder herausklingen" (Alpers 15; solche Lieder: 199 ff).

246) Erk-Böhme III 633.

247) Wie Lieder melancholischen Inhalts für die Slaven als Stimmungslied bezeichnend sind (Buschan SV III 366), so liegt auch eine gewisse Traurigkeit in denen der Wenden (Andree WV 74). Schwermut liegt nach Winterreise 27 auch im Volkslied Norwegens, wie „die Norrmänner überhaupt, wie die Schotten und fast alle Gebirgsbewohner, ein zur Dichtkunst aufgelegtes Volk" sind.

248) Wie aller Bergvölker, ist auch die Sangesliebe der Schotten groß. „It is a fact in the history of the manners of the Highlanders, that they are accustomed to sing at the performance of almost every piece of social labour: rowers in a boat . . . reapers . . . washers . . ." (Heron I 286), und ebso ist „singing the common amusement of the maids in the farm houses" (II 226). Ihren Niederschlag hat diese Musikliebe der Schotten in der Sitte gefunden, daß „der bagpiper draußen während des Essens der Landedelleute spielt" (Lettice 169). Auch auf den Hebriden hatten „die meisten vornehmen Häuser ihre Pfeifer, die ihnen, während der Mahlzeit, vor der Thür oder in der großen Halle aufspielen mußten, und dafür mit einem gewissen Stück Landes belehnt wurden. . . Diese alte Sitte ist noch nicht ganz verloschen" (Buchanan 73 f.).

249) Hibbert 577. Edda I 173. Das von der Prosaedda erweiterte Motiv, das die Wunschmühle Salz mahlen läßt (Naumann JV 310), hat sich im nordischen Märchen erhalten (Naumann JV 83, Stroebe I 117). Vgl. die Wunschmühle Sampo in Kalewala X 413 ff. (Schiefner).

250) Debes, Faeroa reserata, Copenhagen 1673, S. 251 ff., von A zitiert nach Hans Christian Lyngbye, Föröiske Quäder, Randers 1822.

251) Hibbert 563.

252) Hibbert 562.

253) Bekannt in Pommern (Wegener 276), Kreis Grimmen (als Wiegenlied, BPV I 158), auf Usedom (BPV V 146, Variante IV 106), Rügen (ZVfV XVI 88, Haas RV 26), in Gingst (BPV IV 106), auf Mönchgut (Haas-Worm 70), an der pommersch-mecklenburgischen Grenze (BPV IV

106, nach Gielow, De Hochtid S. 117), in Mecklenburg (Frommann V 283), Lübeck (als Strickreim, Nf XXVI 188). Die vollständige Fassung gibt Pennse, Ein altes Tanzlied, in BPB I 156.

254) „Kringelkrans. Ein Spiel der Kinder im Kreise" (Dähnert 255). Buschan SB IV 312.

255) Tac. Annal. 2, 88; Heusler in Hoops I 454, Ehrismann, Gesch. d. deutsch. Lit. 1918 I 18.

256) In der Thidrekssage. Otto Jiriczek, Die deutsche Heldensage, Berlin und Leipzig 1919, S. 69.

257) Th. Danzel, Kultur und Religion des primitiven Menschen. Stuttgart 1924, S. 44.

258) Tac. Germ. 3, Müllenhoff DA IV 135 ff., Heusler in Hoops I 449, Ehrismann I 18, Merker-Stammler, Reallex. d. deutsch. Literaturgesch. Berlin 1925. I 110.

259) Erk-Böhme II 141.

260) Eine hochdeutsche Fassung gibt A VI 18 (S. 20) nach Wund. II 252. Erk-Böhme I 300, Alpers 47 und Anm. S. 214. — Bei seinen Übersetzungen verfährt A nach Lange 80 „mit den Volksliedern fast so willkürlich wie Arnim. Er streicht Strophen, die eine wirksame Wiederholung enthalten, führt statt der direkten Rede, die die Volksballade auszeichnet, matte Erzählung ein. Die scharfen Konturen, die der schottischen Ballade eignen, löst er in verschwommene Umrisse auf".

261) Die Handschrift enthält auf 110 Seiten (54 Seiten 16½×20½ cm, 56 Seiten 19×22½ cm, 84 Seiten von A's Hand) 105 Volkslieder.

262) Wie bei die beiden folgenden abgedruckt in v. Erlach, Volkslieder der Deutschen III 64 ff., danach BPB X 137 ff.; Wund. IV 85 und Erk-Böhme I 38, Rügener Fassung.

263) Erk-Böhme I 646, Rügener Fassung Wund. (Aufl. 1846) II 213.

264) Belege für die zahlreichen Varianten stellt Bolte ZVfV XXVIII 65 ff. zusammen. Fehlt bei Erk-Böhme.

265) Fehlt Wund. und Erk-Böhme.

266) Festschrift Lemcke 257. Nach Höfer in Krbl IV 11 dürfte das Lied in Pommern und Rügen nicht mehr nachweisbar sein. Die letzte Strophe als alleinstehender Reim lebt noch in den Vierlanden und in Hamburg (Krbl III 73, Finder II 295, Wriede, Plattdeutsche Kinder- und Volksreime. Hamburg, Quickborn Bücher 24, S. 36).

267) Varianten bei Danneil 75, Jb XXIV 157 (Quedlinbg.), XXXIV 89 (Halberstadt), XXXIV 152 (Lippe), Krbl III 74 (Danzig, Hamburg, Schleswig), III 72 (Soester Börde, Minden, Elberfeld); Belege für weitere Fassungen von Crecelius ebda. und von Peters XVI 23. Wriede a. a. O. 56. Erk-Böhme II 648.

268) Erk-Böhme I 520, BPB I 126 (Kr. Franzburg); die zahlreichen Varianten zusammengetragen von Mielck Krbl II 7, III 9, VII 33 und Koopmann III 1. Vgl. Festschr. Lemcke 247, ZVfV XXIX 53.

269) Erk-Böhme III 542.

270) Abgedruckt im Festgruß an Erk (Deutsche Lieder, Heilbronn 1876) S. 43, danach Krbl VII 4. Wossidlo II 284.

271) Erk-Böhme III 48, BPB II 28, IV 112, Müllenhoff SH 489.
272) Erk-Böhme I 639, BPB IV 112, Haas RB 28.
273) Das Lied ist weit verbreitet: Wegener 83, Haas RB 28, Wossidlo II 269, 444, Müllenhoff SH 492, Benecke II 664, Nf XI 321 (Lüneb. Heide), Andree BB 464, Woeste B 33, Nf XXI 294 (Sollinger Wald), ZVfV XXIII 173 (Böhmerwald), EH Meyer DB 160. Gielow 317. Erk-Böhme II 673, Wund. I 313.
274) Nach Arndt: BPB I 71, V 43, Haas RB 28, Schn 100.
275) Varianten bei Wegener 89, Haas RB 24, RS 146, Haas-Worm 66, Nf XII 150 (Mönchgut), Kosegarten 100 (Pommern), BPB IX 91 (Garzigar), Bartsch II 171, Nf XXI 264 (Meckl.), Schütze I 283, Müllenhoff SH 491, Finder II 308, Benecke II 661, Nf XIV 416 (Lüneb. Heide), Urq V 247 (Bremen), Andree BB 466, ZVfV X 221 (Braunschweig), ZrwV XIX 44. Bei Dähnert, Pommersche Bibliothek V (1756) S. 173 findet sich folgende Fassung:

„Adebahr, Adebahr, lange Luhcks,
Laht dei fuleh Pageh liggeh
Wenn dei Roggeh riep is,
Wenn dei Vagel pieck is,
Brink mi einh kleinh Breider / Schwester keh".

Die Reihe „Wenn de Rogge riep is, wenn de Pogge piep is" kommt in Varianten auch oft in andern Volksreimen vor, so im Vastlöselied (Bartsch II 263), im Regenlied (Woeste B 22), im Wiegenlied (EH Meyer BB 46, Jensen 238, 241), im Kreisspiellied (ZrwV VIII 177, Erkelenz, Aachen).
276) Als Name oder Lockruf für Schweine gilt Nütsche (BPB X 10, Rügen, Gielow 404) Nutsche (BPB X 10, Hinterpom., Bartsch I 411, Frischbier II 105), Nüsching (Sibeth 60), in Oberdeutschland Nasch, Natsch: Schmeller I 1765, Höfer II 280, Lexer 196, Schöpf 462, Frommann IV 37 (Lesachtal), Unger 474, Castelli 206. In den Vierlanden: Küsch (Finder II 295).

Volkstümliche Sachgüter

1) Die Zelte der Inlandlappen werden im Winter innen mit Renntierfellen behängt, im Sommer bestehen sie aus einem leichten Stangengerüst, das mit Birkenrinde oder Rasenstücken belegt ist (Buschan SV III 409, Vk 296, Vyhan 45). Nach Voie 243 bestand die Lappengamme „aus acht Fichtenstämmen, die schräg in den Boden gestoßen und mit Rasen bedeckt waren. Eine niedrige Oeffnung, durch die man nur kriechen konnte, vertrat die Stelle einer Thüre, bei Regenwetter durch eine Rennthierhaut verschließbar und eine andere Oeffnung im Dache, die des Rauchfangs". Die Hütten der Fischerlappen „are called laume guatta and are constructed with four posts bent together in an oval form, with a small door, and an opening in the roof to let out the smoke. The roof of these huts is formed with the bark of the birch-tree and sods of earth . . . in the centre the fire is made, which is exactly under the smoke hole. The whole inner space is covered with boughs of trees" (Acerbi II 171). Ebso Begemar II 81, Vyhan 44. — In Lappland ist es allgemein üblich, „die Mücken durch angezündete Kohlenfeuer aus den Zimmern zu verscheuchen" (Schubert II 175). So erzählt Acerbi II 5: „the first favour the women conferred upon us, was to fill our room so full of smoke, that it brought tears in our eyes. Their intention was good, they wished to deliver us from the molestation of the gnats." Fabricius 125 berichtet aus Kongsberg: „Es ist kaum zu glauben, wie sehr sie ihre kleinen Stuben, auch selbst im Sommer heizen". An der norwegischen Küste werden dabei „Wachholderzweige zum Räuchern" gebrannt (Fabricius 293).

2) „Die Fischer- und Schifferbevölkerungen an den italienischen Küsten, in der Lagunenlandschaft von Friaul, in Venetien, an der ligurischen und tyrrhenischen Küste bis nach Süditalien, in Sardinien, hausen in kreisrunden oder elliptischen Primitivhütten von förmlich afrikanischer Artung familienweise zusammen, um den niedrigen Herd inmitten des fensterlosen, raucherfüllten Wohnraums versammelt, — ein Rest uralter Wohnsitte aus venetisch-illyrischer und vielleicht noch älterer ligurischer Zeit, der mit den auf römischen Triumphdenkmälern dargestellten Bienenkorbhütten aus Rohrflechtwerk so gut wie identisch ist" (Haberlandt 45). Ähnliche Primitivformen finden sich auch noch bei uns. Nach EH Meyer DV 1 „tieft sich in den Heiden der holländisch-deutschen Grenzstriche noch heute der Arme seine elende Erdhütte aus, nicht viel mehr als ein bloßes Dach aus Stroh und Reisig, das auf niedrigen Rasenwänden ruht". So bestehen nach Kohl I 242 im Teufelsmoor bei Bremen „die Mauern oder Fundamente der „Hutten" in kleinen dünnen aufgehäuften Torfsoden. Die Dächer — (ich

sagte schon, daß das Ganze eigentlich nichts als ein auf den Boden gesetztes Stück Dach sei) — sind aus Schilf bedeckten Zweigen und Sträuchern komponiert. Die uralte, etwas abgetrocknete Oberfläche des Hochmoors bildet den Flur und die weiche Tenne des Hauses. In der Mitte desselben ist statt des Herdes ein wenig Sand aufgehäuft". Brem Wb V 86 verweist bei der Bemerkung, daß Torf auch Haus bedeuten könne, auf die „uralten Zeiten, da man die Wohnung von Torf aufführte, welches noch heutiges Tages in unserer Gegend nicht selten geschiehet". Primitive Rundhütten bauen sich auch die Köhler „zum Aufenthalt im Wald während der Brennzeit" im Odenwald (Fehrle BB I 92). Überhaupt haben sich „Primitivformen der Wohnweise im Gebiete der zeitlich begrenzten Behausung, besonders in den Gebirgslandschaften erhalten" (Haberlandt 83). In den schottischen Hochlanden finden sich noch heute „niedrige Erdhütten, einräumige Gelasse mit primitivem Herd in der Mitte, . . . unterirdische Grubenwohnungen und Bienenkorbhäuser, die allerdürftigste Wohnweise Alteuropas" (Haberlandt 75). Auch bei uns kommt der Flechtbau noch vor. „Im Eichstädtischen sind die Körbe kleine Wohnungen, welche die Bauern neben ihren übrigen Gutsgebäuden im Besitz haben und worin sie gewöhnlich ihre Tagwerker beherbergen" (Schmeller I 1287; Heyne I 162).

3) Forrer 902, Schrader I 447, Falk in Hoops II 457, Tac. Germ. 16, Müllenhoff DA IV 289 ff., Heyne I 46, Lauffer H 16.

4) Nach Grümbke I 269 sind auf Rügen „die Dächer der Dorfwohnungen überall mit Schoof (d. i. Gebinden von geschüttetem Stroh) gedeckt, auch hin und wieder mit Rohr belegt, welches ihnen größere Dauer und Wärme giebt". Dabei wird „die Firste des Daches, plattdeutsch die Faste, noch durch ein besonderes Strohgedeck befestigt, statt dessen belegt man sie auch zuweilen mit Ziegeln, besonders auf Scheundächern" (Indigena 27). Nach Dähnert 411 ist „Schoof ein Bund des langen und beßten Strohes, welches vornehmlich zu den Dächern gebraucht wird", nach Danneil 187 „Schöw sorgfältig ausgesuchtes Langstroh in Bünden, das zum Dachdecken verwandt wird". So sind auf Rügen die Häuser von Altenkirchen „meistens mit Stroh gedeckt" (Indigena 98), am Fuße des Rugard „schimmerten . . . die Helmendächer des Dorfes Zittwitz" (190). Auch „die Häuser der Flecken sind noch häufig mit Stroh gedeckt" (26), so in Gingst (57) und Sagard (179). Ebenso sieht man nach Zöllner 380 in Damgarten (Pom.) „mitten in der Stadt noch Häuser mit Strohdächern". Auf Hiddensee tragen die Dorfkaten „Bedeckungen von Seegras" (Grümbke II 21, Indigena 79). Nach einer Beschreibung von 1833 sind dort „die Dächer wegen Mangels an Stroh äußerst schlecht und werden durch aufgelegte breite Rasen, Netze u. a. gegen Stürme geschützt" (Haas JH 24). Vgl. Heyne I 169.

5) In der Gegend von Regensburg bis Passau „sind alle diese Gebäude gemeiniglich mit schlechten und gar dünnen Strohdächern belegt" (Gercken II 152). In Schlesien trifft man „häßliche Strohdächer, die nicht, wie in der Mark, eine gleiche Fläche bilden, sondern das Ansehen von Treppenstufen haben; weil man die Strohbündel, die in einer Reihe nebeneinander befestigt sind, alle unterwärts gerade abgeschnitten hat, so daß das ganze Dach aus lauter Absätzen über einander besteht" (Zöllner Schl I 172).

6) Strohdächer in Schonen bezeugt Schubert I 28, Hårleman 26, Winterreise 240; in Upland Molbech 26. Ebenso findet sich nach v. Buch I 40 in Falckenberg (Håland) Strohbedachung. Auf Oeland wird auf das Strohdach „eine doppelte Schicht Rasen gelegt, davon die untere mit der grünen Seite nach dem Stroh zu liegt, die obere aber dieselbe in die Höhe kehrt" (Linné I 86), oder es wird zwischen den Rasen und das Stroh Tang gelegt (I 110). Strohdächer haben auch die Inselschweden (Rußwurm II 5). Nach einer Nachricht von 1797 sind die Kurischen Häuser mit Stroh belegt (Tetzner 138). In Ost-Island wurden die Häuser „mit Stroh vom wilden Korn gedeckt" (Olaffen II 111). Auf den Hebriden sind „die Hütten bisweilen mit Stroh, bisweilen mit Heyde, bisweilen mit Farnkraut bedeckt. Das Strohdach wird mit Seilen von Stroh oder Heyde vestgebunden, und um die Seile zu bevestigen, ist an jedem Ende ein Stein eingebunden. Diese Steine hangen unten rings um das Dach herum" (Boswell 337). Die Stricke werden „quer unter das Dach durchgezogen" (Buchanan 84). Derselbe Dachschutz besteht auf St. Kilda (Martin 13). Auf Tyree, wo „great part of the straw is used in thatching" (Macculoch I 32), wird das Dach durch Fischernetze gesichert (Goodrich 19). Auf South Uist ist der Bedachungsstoff „the bent grass from the machair" (Goodrich 167). Auch in den schottischen Hochlanden, wo „the cottages have commonly a thatch of oat-straw" (Lettice 282), „this thatch is secured against the wind by heath or hay bands staked upon it, and running all over it in small squares" (Lettice 281). Ebenso sind in Irland und Wales die Bauernhäuser mit Stroh und Schilf gedeckt (Haberlandt 76). Nach Boswell 192 finden sich in Schottland „mit Gras gedeckte Häuser"; dort haben die Dächer „the joists laid with fir and birchen rafters, and covered with turf, and that, again with an upper covering of straw, heath or fern" (Heron I 273). Auf Eriskay „the thatch is generally of bracken, using principally the root and stem and fastening it down with heather rope" (Goodrich 198).

7) Lauffer H 90.

8) „Je näher man Regenspurg kommt, je mehr siehet man Häuser, wo auf den Dachsparren, bloß Bretter mit hölzernen Nageln angeheftet, und auf jedes Brett der Länge nach einige Steine gelegt sind, daß es der Wind nicht losreissen soll" (Nicolai II 338). Von dort nach Passau sieht man Häuser, die „flache Dächer mit 3 Fuß langen Schindeln belegt" haben (Gercken II 152). Das Tiroler Haus hat neben der Strohbedachung ein flaches Schindeldach, dessen Schindeln aus Lärchen- oder Fichtenholz, oft nicht genagelt, sondern nur gelegt sind, wobei mit Steinen beschwerte Querstangen („Schwerlatten") über sie gelegt werden. Das mit genagelten Schindeln ohne Steine versehene Dach bezeichnet man als „Schardach" (Hörmann 282, Schmeller II 445, Schöpf 591). Vgl. Heyne I 169, Lauffer H 90.

9) In Dalarne sind „die Dächer mit Schindeln gedeckt" (Schmidt 107), im nördlichen Schonen besteht „das Dach gewöhnlich aus Brettern, oft mit Baumrinden bedeckt" (Molbech I 302), auf Aland „it is covered with the bark of the birch-tree, or shingels" (Acerbi I 199). Auf Gothland sind „die Dächer meistens von Brettern ohne Rasen oder Baumrinde" (Linné

I 193). „Mit Schindeln oder Baumrinde gedeckte Dächer" findet man auch in Norwegen (Winterreise 123).

10) Rasendächer bezeugt Tocnaye I 18, Boie 91, Molbech I 303, Schmidt 19, Radcliffe 180, Acerbi II 178, Winterreise 123. In Orebrö sind „die Häuser mit Dächern von Torf versehen, auf welchen man nicht selten Blumen angepflanzt sieht; . . . wo kein Torf zu haben ist, haben die Bauern ihre Häuser mit Moos belegt" (Radcliffe 53). Eine „grüne torfbelegte Erdhütte" erwähnt auch Stroebe II 10. Mit Birkenrinde und Grassoden belegte Bretterdächer findet man auch auf den Färöern (Graba 28, 86).

11) „Plagge" als Rasensode führen an Frischbier II 152, Dähnert 351. Danneil 156, Richey 186, Schumann 24, Schütze III 213 („zur Deckung der Hütten und Kowen"), Stürenberg 177, Brem Wb III 325, Jb XXIV 113 (Nordsteimke). Nach Hupel 239 bezeichnet „Torf auch jedes Rasenstück. Daher versteht man unter Torfdach ein mit Rasen gedecktes Dach". Ebso Brem Wb V 86.

12) Die shetländischen Häuser waren bedeckt „with what are provincially called flaas, or in the absence of these, with pones. Flaas are compact vegetable layers, consisting of the short fibres of mossy or heathy roots closely interwoven with each other . . . The pones are nothing more than swards of earth cut very thin, upon the surface of which grows a short grass . . . Over these they lay the straw and afterwards secure the whole with simmonds or bands formed also of straw" (Hibbert 114 f.). Ebenso sind auf South Uist die Häuser „thatsched with turf" (Goodrich 153). In Island wird auf das Haus „ein ganz niedriges Dach von dünnen hölzernen Sparren gesetzet, und darüber drey Latten gehefftet, woran man gespaltene Holzscheite leget und befestiget, alles aber obenher mit grünem Rasen bedecket" (Anderſen 122). Nach Henderson I 125 wird „das Dach von Rasen von wenigen Balken gestützt, die ihrer Seits von Reisern und Zweigen von Birken durchflochten sind. Das Dach liefert zu jeder Zeit gutes Gras, welches in der gewöhnlichen Jahreszeit mit der Sichel abgemäht wird". Ebenso erwähnen Olaſſen I 18 und Naumann JV 285 die Rasenbedachung. In den nördlichen Teilen des schottischen Hochlandes sind die Häuser bedeckt „with sods of earth laid, partly one over the other, in the manner of tiles. These, indeed, frequently cover the cottage from the top to the bottom" (Lettice 282). Ebso Boswell 168.

13) Haupt in Hoops I 386, Heyne I 89, 211.

14) Isoliert stehende Glockentürme sind in Schweden die Regel (Tocnaye I 62, Bedemar II 185); dabei besteht der Glockenturm aus „einem Verdeck, welches auf Balken ruhet, hoch wie ein kleiner Thurm (en Klockestabel)" (Molbech I 308). Schubert sah sie in Angermanland (II 100, 447) Westerbotten (II 176), Herjeädalen (II 574) und Finnland (III 451). In Deutschland finden sie sich im Egerland (EH Meyer DB 49), wie in den Vierlanden (Finder I 120). Vgl. Dietrichson in Hoops III 46; Naumann Gz 38; Haupt, Die älteste Kunst der Germanen, 2. Aufl. Berlin [1923], S. 181; Dehio, Gesch. der deutschen Kunst, 2. Aufl. Berlin 1921, I 73 f.

15) Wie die schwedischen sind auch die norwegischen (Winterreise 120, Acerbi II 178), die ländischen (Acerbi I 199), wie die färöischen (Graba 28) Häuser von Holz. „Die Bauart ist sehr einfach: man legt viereckt gehauene Fichtenstämme übereinander und verbindet sie mit einander durch Pflöcke. Die Lücken zwischen den Balken werden mit Moos ausgefüllt" (Tocnaye I 19). Ebso Winterreise 123, Radcliffe 118, Bedemar I 139 (Sennhütten, Säter). In den Waldgegenden des nördlichen Schonens „fangen die hölzernen Häuser an . . . Sie sind größtentheils, so lange die Buchenwaldungen anhalten, von Bohlen oder durchsägtem Zimmerholz gebaut. Wo die großen Tannenholzungen anfangen, hat man diese Sparsamkeit abgelegt und bauet sie von viereckigen Balken und Zimmerholz, welche auf einander gelegt und an den Ecken der Häuser zusammen gefalzet werden. Die Häuser der ersten Art haben ein wenig einnehmendes Äußere; die letzten, welche größentheils roth angestrichen sind, haben ein freundliches und zierliches Aussehen" (Molbech I 302). Auf Oeland bestanden die Häuser „meistens aus Eichenplanken, welche in andere stehende Planken eingeschlagen waren, ohne Ecken; die Fugen waren mit Leimen ausgeschlagen" (Linné I 51). Vgl. Falk in Hoops IV 478.

16) Nach Hörmann 283 herrscht im Oberinntal der Blockbau, im Mittelinntal der Steinbau mit Holzgiebel, im Unterinntal der Steinbau vor. An den niederbairischen Donauufern besteht „das ganze Gebäude aus lauter mäßigen Tannenbäumen, wo ein Baum dichte über dem andern liegt, bis ans Dach. An den vier Ecken sind die Bäume eingezapfet. . . In andern Dörfern ist nur der unterste Theil von der Erde etwa 6 Fuß hoch von solchen dicht übereinander liegenden Tannen, das übrige besteht bloß aus geschnittenen dicken Tannenbrettern, die doppelt über einander genagelt sind" (Gercken II 152). Bei Kreuzburg sind die Häuser nach Zöllner Schl I 187 „größtentheils von bloßen übereinander gelegten Baumstämmen gebaut, deren Zwischenräume mit Moos ausgestopft und die inwendig mit Thon verschmiert sind. Gewöhnlich reichen solche Blockwände bis an das Dach; der Giebel ist von Stakenwerk mit Thon". Ebenso in Kreuzburg selbst (191), wie in Ober-Schmiedeberg (II 166), bei Schreibershau (II 285), um Krakau (I 267) und Tarnowitz (I 384), wie auch die Bauden der Riesenkoppe (II 189).

17) Blockbau herrscht auch in Litauen (Tetzner 106). Nach Frischbier I 222 bezeichnet „Gersaß Hausbau aus Baumstämmen, . . . die Litauer nennen diese Bauart sasparà". Nach Hupel 161 heißt „Nurke die Verbindung der Balken in den Ecken an hölzernen Wänden".

18) „In Norwegen ist keine Stadt, welche nicht schon ein- oder mehrmalen fast gänzlich abgebrannt wäre. Das Feuer wüthet fürchterlich in den ausgetrockneten Balken. Ganze Straßenzüge stehen plötzlich und auf einmal in Flammen, und an Löschen oder an Retten des Eigenthums ist selten zu denken" (v Buch I 59). So „brannte das Städtchen Falkenborg voriges Jahr ab" (Winterreise 230), „Enköping brannte im folgenden Jahre gänzlich ab" (Schmidt 18), Carlskrona wurde „vor 12 Jahren der Raub der Flammen" (Kerner 115), „eine Feuersbrunst legte 1822 fast den dritten Theil der Stadt [Norrköping] in Asche" (Schubert I 219), „eine Feuersbrunst hatte

die Hälfte der Stadt [Laholm in Håland] verzehrt" (Radcliffe 29), Kongsberg wurde 1810 durch einen Stadtbrand heimgesucht (Bedemar I 120).

19) Von Bergen berichtet Indigena 274 Anm.: „In den Jahren 1563, 1621, 1690, 1715 und 1726 hat die Stadt durch Brandschaden außerordentlich gelitten".

20) In Upsala müssen, „um immer einigen Vorrath von Wasser zu haben, die Einwohner an jeder Seite ihrer Hausthüren große mit Wasser gefüllte Eimer stehen haben, welche man frisch erhält, indem man Tannenzweige hineinweicht und drüber deckt, deren grüne Farbe der Stadt ein angenehmes Ansehen giebt" (Radcliffe 98). In Boräs stand „vor jedem Haus ein Wasserfaß mit einem Fichtenzweige zur Vorsorge für Feuersgefahr" (Linné II 127). Zu demselben Zweck sind in Bergen „fast an allen Thüren kleine zierlich bemalte Tonnen" (Bedemar I 182). In Drontheim hat die Stadt „auf allen Kreuzgassen große Kummen mit Springwasser eingerichtet" (Fabricius 260).

21) Helmold Chron. Slav. II 13.

22) „Kleemen. Die mit Stroh umwundenen Stöcke zwischen den Balken des Bodens, oder in den Fächern der Wände, mit Leim bewerfen, eben streichen und bedecken" (Dähnert 234; ebso BPB X 123, Danneil 104, Stürenberg 108, Kück 188, Schambach 20). Sastrow nennt die Leute, die diese Tätigkeit ausüben, „Kliemer" (I 105) und „Klehemer" (III 132); vgl. Heyne I 164. In der südlichen Altmark findet sich „klick'n" (Danneil 105), in Hessen „batzen" (Vilmar 27). in Süddeutschland „klenen" (Höfer II 141). „Wellern" verzeichnen Brem Wb V 225, Strodtmann 40, Vilmar 447, Jecht 121, Albrecht 235, Wuttke SV 429, Berndt 155, Hupel 262, Reichenbach 136; „Wiggeln" Stalder II 450. Die mit Stroh und Lehm bewickelten Hölzer der Gefache nennt man Stake (Frisch II 315), Kleemstaken (Dähnert 234, BPB X 123, Sibeth 42), Lehmstäke, (Frischbier II 18, Schiller-Lübben II 662), Stickstecken (Crecelius 811, Vilmar 365, Oberhessen), Stickstack (Frischbier II 371), Staken oder Sleten (Kück 188), Stallräp'n (Danneil 208), Fakraue (Schambach 256), Spacher (Schmidt Wb 220), Scholholz (Vilmar 365, Niederhessen), Spilstecken und Weifstecken (Vilmar 103), Wöllerspyle (Strodtmann 40), Walter (Stürenberg 323). In Hessen wird das Einflechten der Gerten in die Wand als „fitzen" (Vilmar 103), in der Eifel als „fritzen" (Frommann VI 14) bezeichnet. In Finkenwärder hat sich das alte „Fleek" für Flechtwerk erhalten (Lasch in Quickborn Jg. 17 (1924) S. 26.). Vgl. Peßler 22.

23) Nach Kerner 91 ist es in Schonen „ein Herkommen der nachbarlichen Freundschaft, daß, wenn ein Landmann sich ein Haus baut, seine Mitbürger vom nämlichen Dorf ihm die nötigen Steine herbeyführen und das ganze Gerippe aufschlagen helfen. Der Hausherr giebt dagegen am Ende des Baues einen großen Schmaus, der öfters mehrere Tage währt, und dieses Herkommen sehr kostbar machen würde, wenn nicht die mit zu Gaste geladenen Frauen der andern Bauern Essen im Überflus mit sich führten". Ähnlich fand das „Lehmelbeer" noch vor 50 bis 60 Jahren in Holstein statt, zu dem jeder Bauer ein bis zwei „Lehmers" schickte, die nachher beköstigt wurden (Die Heimat, Jg 34 (1924) S. 143). In der Lüne-

burger Heide „besorgten die Männer vorzugsweise das Tünen (Zäunen), .. die Frauen machten sich mit Lehmen oder Klewen zu schaffen" (Kück 188). Nachher folgte eine Bewirtung, das „Notenbeer", Genossenbier (Kück 79). In Westfalen gehört die Hilfe beim Hausbau zu den nachbarschaftlichen Verpflichtungen der „Döhnten", denen ebenso ein Schmaus folgt (Sartori WB 129, Duller 151. Vgl. Ed. Schoneweg, Das Leinengewerbe. Bielefeld 1923, S. 52). Ebenso ist im Rheinland der „Schleeverdach" ein Festtag (Wrede 67); in der Mark wird der Schmaus als „Kleiwköst" bezeichnet (Danneil 104). Dieselbe Sitte findet sich in Stade (Plettke 309), in der Artlenburger Elbmarsch (Benecke II 456), in Hessen (Heßler 80), in der Grafschaft (ZrwB V 112), in Österreich (Duller 49), in Litauen (Tetzner 77). Die Sitte reicht zurück in die Zeit, wo Hausbau Sippenwerk war (Naumann Gz 58). Vgl. Mogk 47, Sartori SB II 5.

24) Fachwerk in Schonen bezeugen Molbech I 106, 302, Hårleman 26; in Upland Molbech II 369.

25) In Rügen bestehen die Häuser „aus Fachwerk von Holz, das entweder mit Lehmsteinen zugemauert oder mit Kleemstaken ausgesetzt und gefuttert ist; die Wand wird dann mit einem neuen Anwurf von Lehm noch mehr verdickt, geebnet und darauf mit Kalk übertüncht" (Grümbke I 269, Indigena 27).

26) „Kluten" für Luftsteine: Sibeth 43, Danneil 107.

27) Hibbert 507. Auf Island heißen die nur beim Fischfang benutzten Hütten buds (Mackenzie 118).

28) „The oldest Shetland dwellings are built of rude stones, with a cement of clay, or they are still more coarsely formed of stones and clods" (Hibbert 114). Auf Island war zur Sagazeit als Wandmaterial „Erde und Feldsteine mit Erdfüllung die Regel. Wände und Dach waren mit üppigem Rasen belegt. Nur selten kamen Holzhäuser vor" (Niedner 40). Ein Wandel ist nicht eingetreten. „Die Mauern, die ungefähr vier Fuß hoch und sechs Fuß dick sein mögen, bestehen aus Lagen abwechselnd von Stein und Erde, und neigen sich ein wenig einwärts". (Henderson I 125). Dabei „senket man die Wohnhäuslein um mehrerer Befestigung und Wärme willen einigermaßen in die Erde" (Andersen 122). Nach Mackenzie 112 „an outer wall of turf, about four feet and a half high, often six feet thick, encloses all the apartments." „Man nimmt dünne Rasen, die nachher in den Wänden zusammen wachsen" (Olaffen II 39), deshalb sind die Häuser „auswendig überall mit Grase bewachsen" (Olaffen I 11). Die Soden sind als „fünfeckigter Mauertorf" geschnitten und werden „auf Isländisch „Hnaus" genannt" (Olaffen I 18). Auf den Hebriden sind nach Buchanan 84 „die Wände der Hütte 6 Fuß dick, in der Mitte aus Leimen und Erde zusammengesetzt, und an beiden Seiten mit unbehauenen Steinen belegt". So sind „die Mauern der Hütten von Sky oft von zwei äußern Oberflächen von Steinen aufgeführt, die in der Mitte mit der Erde angefüllt sind" (Boswell 336). Die Wände sind das einzige Immobile am Hebridischen Haus. „Versetzt man den Scallag [Unfreien] aus einem Theile des Landes in das andere, so nimmt er seine [Dach-]Pfähle mit sich fort und errichtet damit eine andere Hütte auf einem

anderen Platze. Mehrentheils findet er dort bereits Seitenwände einer Hütte, die er mit seinen alten Pfählen, Stoppeln und Farrenkraut bedeckt" (Buchanan 5). Holzmangel zwingt zu derartigen Wohnsitten. „Roofs and doors of many a home depend upon the flotsam [Strandgut] of the ocean" (Goodrich 18). Die mit Erde ausgefüllte Doppelwand findet sich noch heute auf Tyree, wo das Dach auf der inneren Mauer aufsitzt, sodaß es wie mit einer Blumenguirlande umgeben ist (Goodrich 18). Auf St. Kilda „the roof is carried from the outer side of the wall, and not from the inner, in the barbarous manner practised in Sky, in Barra and in other places" (Macculloch II 28). Nach Martin 13 sind dort „the walls rudely built of Stone, the short Couples joining at the ends of the Roof." Auf South Uist sind die Wände von „undressed stone piled together without any mortar" (Goodrich 153), „sometimes packed with sand, as in Tyree" (168). Dort finden sich noch als Schutzgebäude für das Vieh „a few of the old sod or turf byres, built where surface stones are not available" (168). Die grönländischen Häuser „sind aus abwechselnden Schichten von Steinen und Soden aufgeführt (Byhan 44). Im schottischen Hochland sind die Häuser „von dickem Rasen erbaut" (Boswell 161, 168, 192). Nach Lettice 280 „stones and pebbes are mingled together, and reared, outwardly, without cement or plaister, into four walls, about five feet and a half high." In entlegenen Gegenden „the shepherds repair in summer to sheals, built of sods" (Heron I 197). Der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts entstammt die Nachricht, daß die schottischen Hütten als Wand „a texture of twigs interwoveu with stakes driven perpendicularly into the ground" hatten (Heron I 219).

29) Die Hiddenseeischen Dorfkaten haben ein „Gemäuer von Torf oder Feldsteinen" (Indigena 79). „An manchen Wohnungen sind ganze Fächer mit Torfstücken ausgesetzt" (Grümbke II 21). Nach Zöllner 337 sind „nur wenige Häuser ordentlich mit hölzernem Fachwerk aufgeführt. An den meisten sind nur die Eckpfeiler und einige Zwischenpfosten von Holz, das übrige ist von Torf, wie ein Schwalbennest zusammen geklebt. Schwellen sieht man fast gar nicht. An vielen von diesen Hütten sind alle Arten zu bauen zugleich versucht worden. Ein Theil der Wand ist von Feldsteinen aufgemauert, ein anderer ist Fachwerk, das übrige ist von Torf. Mit dem letzteren werden gewöhnlich auch die dichten Wände gegen die Wetterseite zu von außen belegt, und zur Abwechslung sieht man statt des Torfs auch wohl Seetang oder Feldsteine angewandt". Haas RB 9. Im Blockland bei Bremen waren die Wände der „Nebengebäude aus „Flaken", d. h. aus Weidengeflecht, das in äußerst primitiver Weise statt des Kalkes mit Kuhmist bestrichen und dicht gemacht war" (Kohl I 150). Von den Halligen bei Nordstrand berichtet Camerer I 348: „In dem Sommer halten sich Personen auf diesen untergehenden und werdenden Welten auf . . . Die Häuser dieser Erdstriche sind von Soden und Rasen auferbauet".

30) Wie Naumann Gz 27 annimmt.

31) Tac. Germ. 16, Müllenhoff DA IV 289, Rochholz II 194 ff. Nach Kiekebusch, Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin, 1923, S. 43 wäre es denkbar, daß „die Wand abwechselnd die braunschwarze

Oberfläche der Rundhölzer und die graue Oberfläche des Fugenlehms gezeigt haben könnte, wodurch sie Tacitus „bemalt" schien".

32) Die rote Farbe bildet einen Ersatz für das an magischen Kräften reiche Blut (Samter 186). Rote Farbe tragen die Holzhäuser in Schonen (Molbech I 302), bei Orebrö (Radcliffe 53), in Upland (Schmidt 19), in Norwegen (Winterreise 120, Boie 91). In Dalarne, besonders dem nördlichen, sind die Häuser „nicht mehr auf der ganzen Oberfläche, sondern nur an den Ecken mit der gewöhnlichen rothen Farbe angestrichen" (Schmidt 107). In den Städten werden die Außenseiten der Blockhäuser „mit Brettern bekleidet, die man weiß oder roth anstreicht" (Tocnaye I 19). Auf Island sind die Häuser „entweder weiß oder mit Bolus Thermarum roth angestrichen" (Olaffen I 11). Die Thüren sind „for the most painted red" (Mackenzie 112). „In ganz Schwedisch-Pommern hatte ich diese dunkelrote Farbe bey allen öffentlichen, auch häufig bey Privatgebäuden bemerkt" (Rellstab 59).

33) Nach Winterreise 240 waren in Schonen „die Wohnungen des Landvolkes weiß übertüncht". In Gothenburg waren die Häuser „roth oder gelb angestrichen, mit weissen oder blauen Einfassungen und Fensterbekleidungen" (Linné II 158), in Uddavalla sah man sie „roth und an den Ecken blau oder weiß angestrichen" (II 225). Die Bewohner der Orkneys „take of the sand, which is in Egilshay, and do mix it with lime brought from Forth; then make an heap of it till next year, after which they playster with it their houses without, which preserveth them much and long from the injuries of rain" (Barry 453). Im Teufelsmoor bei Bremen „haben sie vielfach die Mode, das Balkenwerk der Häuser mit einer recht munteren blauen Farbe, und das Gemäuer dazwischen mit glühendem Roth zu schmücken" (Kohl I 249).

34) Hörmann 280, Naumann Gz 27.

35) Ebso Naumann PG 153 für Litauen. Das nordrussische Haus ist stark abhängig von skandinavischen Wohnsitten (Haberlandt 71).

36) Haberlandt 46. Ein Einheitshaus ist auch das Shetländische. „The visitor after entering a dark and gloomy byre, which forms a part of the tenement, — after grazing the heels of the cows on the left of him, may detect the latch of a door that leads to a spacious apartment containing a fire place in the middle of it, — where the floor is of clay — where the walls are thickly coated over with soot, — where in one corner is a favourite calf quietly regaling itself with a bowl of milk" (Hibbert 538). „The byre or cow-house generally adjoins the dwelling, and is frequently entered by a common door, that introduces the stranger first to the cattle, and afterwards to the appartment devoted to the use of the family" (Hibbert 115). Auf den Hebriden haben „Kühe, Ziegen, Schafe, Enten, Hüner und Hunde ihren Platz am Feuer so gut wie die Menschen" (Buchanan 83). Das Haus der Hebrideninsel Lewis ist „ein einräumiger Steinbau, dessen eine Hälfte von den Menschen, die andere vom Vieh eingenommen wird; nur durch eine Reihe lose gelegter Steine sind dieselben voneinander getrennt" (Haberlandt 75). „In the Highlands in general the ancient habits of keeping the

cattle under the common roof are still preserved" (Macculloch II 28). Es ist dort „not unusual for the farmers family and his cattle to come in and go out, both at the same door and to lie under the same roof; only at different ends of the house" (Heron II 391).

37) Lauffer H 67. Nach Frischbier I 435 bestehen „die ländlichen Krüge aus dem eigentlichen Wirtshause . . . und der Einfahrt, einem Nebengebäude mit offenem Thor, zur Aufnahme der Fuhrwerke".

38) In Norrland trifft man nach Schubert II 20 „eine Menge auf den Wiesen zerstreuter Heuscheuern und das Wohnhaus umgebende zahlreiche kleine landwirtschaftliche Gebäude, . . . eine dem Schwedischen und Norwegischen Norrland eigenthümliche Sitte". Bei Söderaas in Schonen sind „die Höfe nicht mehr im Viereck gebauet, sondern mehrere größere und kleinere Gebäude stehen getrennt voneinander da" (Molbech I 302). Auch auf Island hat sich, wie sie schon in der Sagazeit üblich war, „bis heute die Zertheilung der einzelnen Räumlichkeiten in abgesonderte kleine Gebäude erhalten" (Weinhold 223). Es sind „fünf Häuser an einander gebaut" Niedner 40), die „in einer Linie stehen" (Olaffen I 11). Die isländischen sommerlichen Almhäuser, die Säter, bestehen ebenso nach Olaffen I 83 „gemeiniglich aus drey Hütten, wovon die eine zur täglichen Stube, die zweyte zur Aufbewahrung der Milch, die dritte zur Feuerstelle gebraucht wird".

39) In Schonen ist „der Hof zu einem Viereck zusammen gebaut" (Molbech I 302), die Häuser „bilden mit Neben- und Wirtschaftsgebäuden ein nach vorn offenes Viereck" (Schubert I 28). In Westerbotten sind „die Bauerhöfe ins Viereck gebauet, und haben in der Mitte einen freien Platz" (Schubert II 223). Ebenso sind in Jemtland „die Häuser meist im Viereck gebaut" (Schubert II 486). In Norwegen liegen „der Wohnung des Besitzers seine Ställe und Speicher gegenüber. Zur Seite ist ein Haus, das zum Brauen, Backen und Waschen bestimmt ist, in welchem auch im Sommer die Speisen gekocht werden" (Winterreise 120).

40) Das Rauchhaus ohne Schornstein und Rauchabzug findet sich bis Dänemark und Schleswig (Haberlandt 70), in Pommern (Haas, Pommersche Rauchhäuser, in BPB III 33, 174, IV 16, 43), auf Rügen (Haas RB 8), Hiddensee (Haas JH 23, Zöllner 337, Indigena 79) und Mönchgut (Grümbke II 74, Nf XII 148). In Damgarten (Pom.) sah Zöllner 380 „mitten in der Stadt noch Häuser ohne Schornsteine". Sie finden sich ferner in Preußisch-Litauen (Tetzner 102), in Kurland (138), bei den Slovinzen (408, SL 47). Aus Westfalen erzählt Nugent II 352: „Unser Fuhrmann trabte gerades Weges in einen großen Thorweg hinein, der zugleich die Hausthüre und auch den Schorstein vorstellen muß, denn einen andern Ausweg hat der Rauch in dieser Art Häuser nicht". Hodgskin II 143 berichtet aus Hannover: „Chimneys are very rare. The smoke finds its way out ander the roof, or at any hole, it meets with, or it is deposited as tar and soot on the beams and rafters." Aus Mecklenburger Verhältnissen sagt Nugent I 155: „Die Wirtshäuser an den Landstraßen sind fast ebenso, als in Westphalen, sie haben keine Schorsteine, sondern der Rauch geht zu den Thüren hinaus". In der Krakauer Gegend sah Zöllner Sch I 268 „nirgends in diesen Hütten einen Schornstein."

41) In Norwegen kommt man „durch einen kleinen Vorbau, welcher dazu bestimmt ist, daß Schnee und Kälte nicht durch die Hausthüre dringen mögen, in die Alltagsstube, . . . eine andere Stube wird die große genannt, zeichnet sich aber nicht einmal durch ihre Größe, sondern durch ihre reichere Ausstattung aus" (Winterreise 120). In Norrland trat man nach Schmidt 224 durch ein mit kleineren Milchgeschirren ausgesetztes „Vorgemach in eine andere Abtheilung, wo sich die größern Geschirre befanden, und durch diese in eine dritte, wo die Milch aufgestellt war". Auf den Färöern gelangt man „durch das Hauptzimmer, [das Fremdenzimmer, auch Glasstube genannt, „weil sie gewöhnlich zwei Fach Fenster enthält"], in eine kleine Küche oder Milchkammer, und von dieser in die Wohnstube (Roegstue)" (Graba 86). In den meisten der Shetländischen Häuser „a partition of turf runs across the room, which is occasionally carried up to the height of the house, being intended as well for the purpose of storing up victuals as for a seperate dormitory" (Hibbert 115). Die Hütten des schottischen Hochlands sind „generally divided into two small rooms on each side of the door" (Lettice 282). Sind auf Rügen (Grümbke I 270), in Pommern (Dähnert 186) und in Mecklenburg (Sibeth 33) mehrere Wohnungen unter einem Dach, so bezeichnet man dieselben als „Hisch".

42) Primitive Essen finden sich im schottischen Hochland. „When the smoke is allowed any other issue then that at the door, or windows, four stout sticks set upright and square, with a few others, running transversly, to frame them, the whole bound round with heath-bands, and plaistered with mortar on the inside, form the chimney" (Lettice 281). Molbech I 303 gibt die Linnésche Beschreibung einer schonischen Rauchstube um 1750, nach der „die Feuerstellen in der Vorstube sind, mit einer Art von Dach aus Brettern darüber, statt des Schornsteines, welcher durch den Boden geht. Im Dache, aber weit von der Feuerstelle, ist ein Rauchloch".

43) Auf den Färöern zieht „der Rauch durch ein viereckiges Loch, welches zugleich als Schornstein und Fenster dient und durch eine hölzerne Klappe verschlossen wird, die an einem Seile befestigt ist" (Graba 86, auch 29). Nach Fabricius 59 bezeichnet man mit „Spiell . . . ein Brett, womit der Schornstein oben von außen verschlossen wird. Es ist an einem Stiel oder Stock befestigt, welcher entweder durchs Dach in die Wohnstube geht, oder auch am Dache vor die Hausthüre heruntergeht, und durch dessen Bewegung man den Schornstein eröfnet oder verschließt". Ebso Radcliffe 180, Linné I 51 (Oeland), II 23 (Westgothland). Ähnlich wird „der jakutische Schornstein abends mit einem an einer langen Stange befestigten Renntierfelle geschlossen" (Byhan 47). In Norwegen wurde nach EH Meyer DV 68 „die Heiligkeit des Herdes auf die Stange, mit der man bei Regenwetter den mit Haut bespannten Rahmen über das Rauchloch im Dache zog, übertragen". Auch auf Island geht „der Rauch durch ein Loch im Dache" (Henderson I 126). In den shetländischen Hütten „the smoke ascends through a large aperture in the roof, after the usual manner of the Scotch Highlands" (Hibbert 115). Dort ging nach Boswell 161 „der Rauch aus einem Loche im Dache heraus". Nach Heron 231 baute man sonst die

Häuser „with a hole called lumm in the middle of the roof." Die norwegischen Häuser haben nach Acerbi II 178 „a passage for the smoke through a number of apertures in the side walls, by which the light is likewise admitted."

44) „Weiße Schornsteine" erscheinen in Upland (Schmidt 19) und auf Gothland (Linné I 253).

45) „Auken, Raum unmittelbar unter den Dachsparren" (Sibeth 4). In einem Rügenschen Tanzlied heißt es:

„Wi willen leben as de Katten,
Kieken unner de Auken rut"
(Haas RB 26, Haas-Worm 69),

und in einem Rätsel „Düwel unner de Auken" (Haas-Worm 73). Nach BPB VII 42 bringt ein „unna't Oken" liegender Rinderschädel Glück. Dähnert 336 hat „Oken", Danneil 149 „Ok'l", Frischbier II 109 „Okel", Schütze III 171 „Oke, Oken", Brem Wb III 171 „Oker", Gielow 30 „Aucken".

46) Brem Wb I 413; Strodtmann 58 verzeichnet „Flötte"; Fulda 99, Schumann 21. Oberdeutsch Pflötz, Hausflur, Vorhaus: Schmeller I 800, Unger 239, Loritza 43, Neubauer 41, Grimm Wb III 1771. Ihre I 498 hat „Flet domus". Vgl. Heyne I 31, 165, Falk in Hoops II 66, Finder I 219, Sartori WB 23.

47) Als sehr primitiver Zug der Wohnkultur hat sich in holzarmen Gegenden lange die Befeuerung mit Mist erhalten. Wie schon Plinius diesen Gebrauch erwähnt (Captum manibus lutum sole siccant), so dient in Skandinavien noch heute mehrfach Stallmist zu Heizzwecken (Haberlandt 71). „Gedürrten Kuhmist" brannte man auf Oeland (Linné I 109), Schafmist in Dänemark (Olaffen I 244), „dried cow and sheep dung" auf Island (Mackenzie 271; ebso Olaffen I 177). Man gebraucht den „Mist, der den Winter auf den Tunen gelegen und diese gedüngt hat" (Olaffen II 112) und bezeichnet ihn als „Tad" (I 243). „An der Sonne getrockneten Viehmist" verwandte man auf den nordfriesischen Inseln (Camerer I 152, 176, 327, Eggers II 149), auf Sylt (Camerer II 659), auf Fehmarn (Schütze II 313), auf Hiddensee (Schwartz 140, Nernst 209, Indigena 83, Haas JH 25), im Werder (Frischbier I 33). In Island wurde er „aufs Feld gefahren, mit Spaden zu runden Kuchen gestaltet, getrocknet" (Olaffen I 244). Auf Nordmarsch wird er nach Camerer II 62 „im Frühjahre in kleinen Klumpen auff den flachen Warffen und auf dem Fuße derselben vertheilet, hernach mit dem Besem zu kleinen runden und dünnen Kuchen zerklopft, welche nachgerade von der Sonne ausgedörret, und darauf zum Feuer gelegt werden. Diese Art von Feurung nennt man hier Shaasen. Etwas weiter im Frühjahre wird der Mist mit Schubkarren aus den Pfützen in den Garten geschoben, da denn die Frauensleute ihn mit den Füßen treten, stampfen und dünne klopfen. Wann er nun etwan halb trocken, so wird er mit dem Spathen in viereckigte Stücke abgestochen, umgekehret, in Reihen aufgesetzt, und endlich, wenn er ausgedörret, auf den Boden ge-

tragen. Mann nennt diese Art Feurung Didden". Im Butjadinger Land wird nach Röbbelen 50 der während der winterlichen Stallfütterung „gesammelte Vorrath im Frühjahr auf einer ebenen Fläche vor dem Hause etwa ½ Fuß hoch gleichmäßig ausgebreitet, dann durch sich kreuzende Schnitte in länglich viereckte Theile zertheilt und nun völlig trocknen lassen".

48) Gegenüber den westfälischen Wirtshäusern zeigen die mecklenburgischen nach Nugent I 155 „den einzigen Unterschied, daß Menschen und Vieh nicht in einem Zimmer logieren, wies in Westphalen Mode ist".

49) In Shetland „among some of the oldest habitations, no other light is received than through the aperture which allows an egress to the smoke" (Hibbert 115). Ebenso dient auf den Färöern (Graba 86) und in Norrland (Schmidt 224) das Rauchloch zugleich als Lichtquelle. Die Lichtluke im Dach ist in Skandinavien noch weit verbreitet (Haberlandt 70). Sie wird nach alter Sitte an der südlichen Dachseite angebracht, so in Schonen (Molbech I 303), in Småland (Linné I 339), in Håland (Fabricius 33), und dient „sowohl statt des Fensters, als statt einer Uhr. Die Sonnenstrahlen . . . bestimmen die Zeit des Frühstücks und des Mittags" (Radcliffe 181). In Håland haben „die Bauernhäuser oft Dachfenster, nicht selten zugleich mit Wandfenstern" (Schubert III 386). In Hebridischen Häusern sind „Löcher durch das Strohdach, unmittelbar über der Seitenwand, ihre Fenster. Durch diese und durch den Schornstein fällt Tageslicht hinein" (Buchanan 86). Dachbefensterung haben auch die isländischen Häuser. „Das Licht kömmt durch kleine Fenstern im Dache, welche im Durchschnitt aus Schafhaut (amnios) bestehen" (Henderson I 126). Nach Mackenzie 112 „through the roof light is admitted by bits of glass or skin." In Süd-Island wird nach Olaffen II 192 „die Haut, welche den Magen des Hornviehs umgiebt, die Skene genannt wird, zuweilen statt Glas in die Fenster gesetzet". Nach Olaffen I 28 wird „das Chorion [der Kuh] und Amnium getrocknet, aufgeblasen und hernach gebraucht, die Fenster unter dem Namen Liknarbelgur damit zu überziehen". „Im Dache läßt man 6 oder 7 Löcher zum Einfallen des Lichtes, in welchen kleine Tonnenreife mit einem Pergament straff eingespannt werden. Auf die Nacht und bey unvermerktem Ungewitter werden diese Fensterchen mit kleinen Brettern überdecket" (Anderson 123). Weinhold 218 vermutet, daß man schon zur Sagazeit „wie noch heute auf Island die Fenster zuweilen mit der Rindsmagenhaut überspannte oder auch mit Fischblase". Auf Grönland verwendet man Fenster aus Seehundsdarm (Byhan 46.)

50) Über mittelalterliche Befensterung vgl. Heyne I 168, 234, Lauffer H 112, Hagelstange 109. Nach Sastrow I 322 hatte der Kardinal Hoyer zu Rom „im Gemach keine Glasefenster, sondern von Linnewande". In der ländlichen Wohnkultur haben sich Primitivformen von Fenstern lange erhalten. In den schottischen Hochlanden „a couple of holes, about a foot square, are left in the walls, for windows, and another for the door-way; the former . . . occupied . . . oftener by nothing but a wooden shutter, kept open in the day, and closed at night" (Lettice 281). Boswell 161 sah in einer schottischen Hütte „statt eines Fensters nur ein kleines Loch, welches mit einem Rasenstücke zugestopft war, das man ge-

legentlich herausnahm, um Licht hinein zu lassen". Auf South Uist haben die Häuser noch heute „sometimes no window" (Goodrich 153). Auf Hiddensee zeigen die Hütten „kleine Kuklöcher, die zuweilen aus geborgenen Schiffsfenstern bestehen" (Indigena 79, Grümbke II 21). Die Häuser von Meppen haben nach Hodgskin I 304 „holes instead of windows; in the brightest day darkness is in them." Kurische Häuser werden 1797 als fensterlose Hütten beschrieben (Tetzner 138).

51) In die Holzhäuser der bairischen Donauufer waren „ganz kleine Fenster eingeschnitten" (Gercken II 152). Ebso Hörmann 284, EH Meyer DV 84. Über mittelalterliche Fenstervergitterung vgl. Heyne I 239.

52) Heyne I 237, Lauffer A 12.

53) Auf Rügen sieht man die „sogenannten Sturmweiden, welche gegen Nordwest und Westen längst der Gebäude gepflanzt sind, um dieselben vor den Stürmen zu schützen" (Zöllner 350, ebso Indigena 18). Windschutzlinden erscheinen in den Elbmarschen (Richard Linde, Die Niederelbe, 5. Aufl., Bielefeld 1921, S. 53). Im Mindenschen dienten im 18. Jahrhundert Baumreihen als Schutz für Obstbäume (Sartori WV 27). In Dalarne waren nach Linné II 260 „die Bauernhäuser auswendig fast überall mit Fichtenreisern beschlagen, die aufrecht neben einander standen und an der Wand festgemacht waren, um dieselbe desto länger gegen die Gewalt der Witterung zu verteidigen". „Lieving" nannte man in der Gothenburger Gegend nach Fabricius 58 „eine äussere Bedeckung der hölzernen Häuser, um den Regen und Schnee abzuhalten, und das Holzwerk dauerhafter zu machen. Sie bestand aus einem großen Balken, der unten am Hause zwey Hände breit von der Wand ablag, in diesen waren Bretter eingesetzt, die sich oben an die Spitze des Hauses anlehnten und da befestigt waren".

54) Bezeichnungen der paeonia officinalis: „Pfingstrose" (Kück 207, Sartori WV 27, Fehrle VV I 145, Castelli 81, Söhns 193, Marzell 49), „Bedoni Rosen" (Höfer II 326, Castelli 81), „Budennige" (Albrecht 95), „Bugönje" (Stürenberg 26) und andere daraus verderbte Namen (Müller-Fr. I 60, Söhns 193). Frisch I 642 hat „Marienrosen", Finder I 289 „Magünning". „Paeonie, meckl. Buhrrose ist bei uns eine allgemeine Zierpflanze in Blumengärten, selbst in denen der Bauern" (Bartsch II 193).

55) Buchsbaum (Buxus sempervirens) als Beeteinfassung: EH Meyer DV 206, Hörmann 296, Fehrle VV I 152, Sartori WV 27. In den Vierlanden „Bisbusch" (Finder I 289).

56) Soht verzeichnet Frischbier II 343, Sibeth 84, Gielow 581, Schumann 22, Richey 276, Strodtmann 221, Fulda 492, Kluge 425. Saftrow I 88 hat „Sod", I 231 „Sothgreber". Vgl. Finder I 283, Kück 212.

57) Molbech I 72.

58) Heyne I 233.

59) Nach Graba 86 besteht beim Färöischen Haus „die Bekleidung aus aneinander gefügten Brettern, so daß gewöhnlich bei der äußern Bekleidung die Bretter horizontal, bei der innern aber vertikal stehen. Die äußeren sind angeteert, die inneren nur glatt gehobelt". Die Wände der Blockhäuser an den bairischen Donauufern sind „inwendig mit Tannen-

brettern beschlagen" (Gercken II 152). Hörmann 285, Hagelstange 113. Ein primitiver Wandschmuck findet sich in Hütten des schottischen Hochlands. „Where the inside of the walls are not plaistered with mortar, the peat or turf is so piled up round the room, in douple, triple and quadruple rows, as to serve, till its consumption, as fewel, reaches the wall, for the wainscot of the house" (Lettice 282).

60) Vgl. Anm. 14.

61) An schottischen Hütten sah Boswell 168 „die Seitenwände getäfelt, und zwar mit sehr nett geflochtenen Weiden". In Westgothland beobachtete Linné II 47 „Häuser mit hölzernen Tapeten (Sticke-Tapeter) bekleidet, die von Kieferspänen sehr dicht und artig geflochten waren". Auf Gothland hatten nach Linné I 240 „die Leute eine artige Manier, ihre Wände mit Taxzweigen von dem Fußboden an bis in die Höhe zu bedecken, welche mit diesen weichen Nadeln aufs schönste grün tapeziert waren".

62) In Norwegen ist nach Wintereise 120 die „große Stube" mit „allerhand Schildereien" verziert. Im nördlichen Schonen „sieht man häufig eine oder mehrere Stangen von einer Wand zur andern befestigt, worauf die Kleider gehangen werden" (Molbech I 303). Vgl. Volkssitten Anm. 87 u. 88.

63) Vgl. Volkssitten Anm. 85.

64) Die Sitte, den Fußboden mit Sand zu bestreuen, findet sich in Braunschweig (Andree BV 191), in den Wesermarschen (ZVfV IX 160), ferner im fränkischen Niederhessen (Heßler 40), in Garde und den Klucken (Tetzner SL 47). Zur Hochzeit wird in Jamund die Diele mit frischem Sand bestreut (ZVfV I 95), zu hohen Festtagen, wie Ostern, bei den sächsischen Wenden (Seyffert, Aus Dorf und Stadt, Dresden 1920, S. 28). Dort streut man auch aus gleichem Anlaß weißen oder gelben Kies vor den Gehöften auf die Wege (ebda S. 27). In Småland sah Linné I 325 „die Gänge in dem Garten in Orrarÿd statt des Sandes mit Sägspänen bestreut". In Schonen hatte man nach Fabricius 11 „die Gewohnheit, daß man erst Sand streute und auf diesem Wachholder, da man im Gegentheil in den obern schwedischen Provinzen bloß Tannenreiser zu gebrauchen pflegt". Die Sitte reicht ins Mittelalter hinauf, wo man nach Heyne I 252 Blumen und Gras auf den Fußboden streute. Auf Oeland sah Linné I 118 „den Boden der Stube mit Geisbart (Ulmaria) und doppelten Narzissen bestreut". „Die Fußböden waren mit Spiraca Ulmaria bestreuet, welches so stark roch, daß man den Geruch kaum vertragen konnte" (I 150). Auch wird „Gallium verum (Unserer l. Frauen Bettstroh) dem Bericht nach, von einigen Leuten in die Stuben gestreuet, wenn sie tractiren; soll aber allezeit Uneinigkeit und Schlägereyen unter den Gästen verursachen" (I 175). „Enris, klein gehackte Zweige von Wachholder" (Dähnert Sw 27), werden in die Zimmer gestreut, so in Angermanland (Schubert II 86), bei Gothenburg (Wollstonecraft 71) und in Karlskrona (Schubert I 145). „Die Gewohnheit, den Boden der Zimmer statt des Sandes mit kleinen Tannen- oder Wachholderzweigen zu bestreuen, die uns schon in Schweden und Christiania-Stift aufgefallen war, fand sich durchgängig auch hier", in der Gegend von Drontheim bis Nummedalen (Boie 62). So berichtet auch Radcliffe 180, daß „im Sommer die Boden der Zim-

mer mit fein zerschnittenen Tannenzweigen bestreut werden, welche die Luft erfrischen und angenehm riechen". Auch „in Småland sind die Bauernhäuser häufig mit Tannenreisern geschmückt, ein Sonntagsschmuck, welcher öfter erneuert wird" (Schubert I 165). Nach Hupel 81 nennt man „Gränstrauch die klein gehackten Zweige des Gränbaums (Tanne, Pinus abies), mit welchen man zuweilen die Stuben bestreuet". Frischbier I 196 hat „die Stube mit Tannen ausfleihen: gehackte Tannen längs den Wänden legen". Aus Stralsund berichtet Zöllner 174: „Auch hier findet man in den Zimmern kleine gepflückte Wachholderästchen, womit in einigen Häusern der ganze Fußboden so bestreut ist, wie er ehedem bei uns mit Sand bestreuet ward. Gewöhnlicher scheint es, nur rings an den Wänden eine Art von Einfassung damit zu machen; und in ganz eleganten Zimmern sieht man garnichts davon". Aus Wostewitz bei Bergen erzählt er 220: „In dem Zimmer, wo ich dies schreibe, stehn ringsum an der Wand die Stühle in abgemessener Entfernung, und von einem Fuße derselben zum andern sind zerpflückte Wachholderästchen in gerader Linie, zwischen den Füßen des Sopha aber in zierlichen Schlangenlinien, wie eine grüne Schnur gelegt". Dieser Zimmerschmuck fand besonders an hohen Festtagen Verwendung (Haas RV 43, VPV IV 70, 103). Nach Sundine 1837, S. 359 wurde in Ummanz bei der Leichenfeier des Geistlichen die Kirche ebenso geschmückt. In Köln streut man vereinzelt noch „kurz bevor der Sarg aus dem Hause gebracht wird, . . . bei Knaben und Unverheirateten Palen (Buchsbaum) vor die Haustür" (Wrede 190, Marzell 46). In Norwegen werden „die Decke, der Ofen und die Fenster mit Birkenästen behangen" (Radcliffe 180), im Finnischen Westerbotten „stellt man, die Luft abzukühlen, Birkensträuche ins Zimmer" (Schubert II 170), bei den Lappen „the inside of the tent was carpetted with birchen-leaves strewed over the moss, which afforded a delicious parfume" (Acerbi II 39). Aus Gothenburg erwähnt Linné II 168 das „Amourgras, Holcus odoratus, welchen die Bauermädchen famleten und in Gothenburg in kleinen Bunden, das Stück zu 1 Oere Kupfermünze verkauften. Man pflegt dieses Gras in den Zimmern aufzuhängen, um ihnen angenehmen Geruch zu geben".

65) Ein „aufgetakeltes Schiff in einer enghalsigen Flasche" erscheint als Stubenschmuck in der Lüneburger Heide (Benecke II 704). Derartige Geduldarbeiten findet man auch in Hamburger Schifferkreisen.

66) „Der Winter mit seiner Langweile erzeugt in Norwegen manche Geschicklichkeiten und Kunststücke" (Bedemar I 170). Dort „bereitet sich der Bauer seinen Hausrath selbst, und er besitzt in der Verfertigung hölzerner Schüsseln, Löffel und Kisten nicht geringe Geschicklichkeit" (Winterreise 124). Die Kunstfertigkeit besonders in Schnitzarbeit ist bei den Polarvölkern sehr groß (Byhan 70). Auch bei den Inselschweden „verfertigt der Bauer alle Hausgeräthe und im gewöhnlichen Leben erforderlichen Kunstproducte selbst" (Rußwurm II 47). „Auf Wittow wird der Hofknecht, der in der sogenannten Haubusse (einem zur Zimmer- und Tischlerwerkstätte eingerichteten Stall) sich der Verfertigung des Nützzeuges und der Ausbesserung anderer landwirtschaftlichen Geräthe annimmt, der Bildhewer

(Bildhauer) genannt". (Grümbke II 60). In Braunschweig heißt der Holzschnitzer „Kliterer" (Andree BB 239).

67) Hibbert 507. In den ständigen Wohnhäusern „generally the beds, which consist of a few coarse blankets or straw, are placed in any convenient angle of the cottage" (Hibbert 115). Diesen Schlafwinkel trennt „a rude partition from the main room, a small privat apartment, including within the recesses of its walls two or three press beds. The state dormitory, however, reserved for the opgester, is reached by scaling a wooden ladder, on each side of which are stored barrels of meals or oats . . . the middle of the room being reserved for a curtainless bed" (Hibbert 538). Nach Buchanan 82 hat auf den Hebriden „jeder einzelne sein eigenes Bettuch, damit bettet er sich, wohin es ihm gefällt; am Morgen aber werden alle zusammen gefaltet und mit Kleidern, Mänteln, Röcken und Unterröcken, die sie nicht anhaben, auf einen Haufen gelegt". Auf St. Kilda sind „in den Seitenwänden, etwa 5 Fuß hoch von der Erde, Hölungen, worin sie schlafen" (Buchanan 119). In den Hütten auf South Uist „one end was occupied by the box-beds" (Goodrich 168). Die Bewohner des schottischen Hochlandes haben nach Lettice 283 „a bedstead, or two, with wretched flock, or straw mattrasses, and a few course rugs to cover them". Auf Island wird nach Anderſen 123 „an der einen Seitenwand die Länge her ein Gerüste von Brettern in solcher Höhe von dem Boden feste gemacht, daß das Rindvieh, zur Winterzeit, darunter gestellet werden kann. Dieses giebt die Bettstelle für sämtliche Hausgenossen, so viel ihrer sind". Nach Henderson I 126 sind „ihre Betten an beiden Seiten des Gemachs aufgeschlagen und bestehen aus Bettgestellen, die ungefähr drei Fuß über dem Boden erhaben sind. Diese sind mit Seegras, Federn oder Dunen angefüllt . . . Obgleich diese Betten sehr eng sind, so versuchen es doch die Isländer, paarweise in denselben zu schlafen, indem sie Kopf an Fuß liegen". Auf Hiddensee stehen nach Zöllner 338 „die Betten in Verschlägen, die durchaus das Ansehen von Schiffskoyen haben". Auf Ummanz liegen „über den Betten bunte Decken" (Zöllner 360). In Grieben auf Rügen besteht „die Sitte, die Gardinen von dem Ehebette abzunehmen, wenn Trauer in der Familie ist" (Zöllner 333).

68) In Norwegen sind nach Radcliffe 180 „die Betten, wie in Westfalen, eins über das andere angebracht". Oder man schläft auf dem oben flachen Ofen oder hinter ihm (ebda). Die Ober-Telemärkischen „Bettstellen bestehen nur aus Verschlägen, die im Wohnzimmer selbst angebracht sind; der untere Teil des Raumes wird mit trockenem Laube angefüllt, darauf legt man Federbetten und bedeckt sich mit sehr artig figurirten Teppichen" (Bedemar I 97). Im nördlichen Schonen steht „in einer Ecke das Bett des Bauern; und an den Seiten längs den Wänden findet man zugemachte Betten, welche des Tags zum Sitzen dienen, des Nachts aber zum Lager für die Dienstboten" (Molbech I 303). In Norrland sah Schmidt 224 „zu beiden Seiten des Gemaches breite hölzerne Bänke angebracht, mit Birkenruthen und Schafpelzen belegt, die zu Schlafstellen dienten". Auf Oeland stehen „Bänke eine Elle hoch rund herum in der Stube; sie sind von Holz gezimmert, inwendig hol, mit Stroh ausgefüllet, und mit

langen Küssen bedeckt, damit man bey Tage darauf sitzen und bey Nacht darauf liegen kann" (Linné I 167).

69) Die „bogenartigen Füße, worauf die Wiege geht", werden als Gangel (Frischbier I 215), Gängel (Sibeth 25), Weegengängel (Finder II 35), Waagstaapler (Müllenhoff SH 504, Sylt) bezeichnet Über die niedersächsische Wiege vgl. Peßler 31. Namen der Wiege im Volksmunde bei Wossidlo III 38. Die Wiege wird vom Bett aus vermittelst eines Zugstricks geschaukelt (Rochholz II 122, EH Meyer BB 44). Auf Mönchgut ist „zu Füßen des hochgepolsterten Ehebetts die Bettstelle der Kinder befestigt" (Grümbke II 74). Nach Vilmar 339 ist „Sause ein Korb, welcher an Stricken aufgehängt wird und für die Kinder zur Wiege dient". In der Gegend von Schreiberhau sah Zöllner Schl II 292, wie „ein kleines Kind, statt in der Wiege, in einer Art von Sessel saß, der vorn mit einem Schieber verschlossen war und wie ein Pendul am Balken hing". Eine solche Hängewiege ist nach Schulenburg WB 48 „in der Muskauer Gegend, z. B. in Schleife noch im Gebrauch. Diese besteht entweder aus drei unten zugespitzten, oben verbundenen Stäben, oder aus vier solchen, welche zu je zwei oben an einer Querstange verbunden sind. An dem Holzgestell hängt muldenartig das Tuch, in dem das Kind liegt. Diese Wiegen werden auf das Feld mitgenommen". Die Hängewiege (humpawa) wird im Vogtland als „Schwenk" bezeichnet (Wuttke SB 484). Oder das Kind wird, wenn die Mutter auf dem Felde arbeitet, in ein festes graues Leinwandtuch, die tročkawa gelegt und dieses „zwischen zwei Stäben aufgehängt, sodaß das Kleine wie in einer Hängematte drin liegt" (355). Bei den Philipponen ist „an den Deckbalken das Ende einer langen Stange befestigt, die von einer Strickschlinge in einiger Entfernung so gehalten wird, daß sie federn kann. Am dünnen Stangenende ist an einem viertheiligen Seile ein Wiegenkorb angehängt" (Tetzner 222). Die „an einer Schaukelstange befestigte Wiege" kennen auch die Kuren (137), Sorben und Letten (300). Am Glommen „hatte man die Wiege in den Bauernhäusern allenthalben an einem ledernen Strick unter dem Boden aufgehangen" (Winterreise 127). In Dalekarlien tragen „die Weiber oft ein Kind in einem ledernen Beutel, der auf den Schultern befestigt ist" (Tocnaye I 316), die Grönländerinnen „in einer besonders breit gearbeiteten Jacke" (Byhan 110). Die Lappenwiege ist „eine Art Lederfutteral, die man zwischen zwei Birkenstämmen aufhängt und schaukelt" (Buschan SB III 413). Oder „die lappische Wiege ist in Form eines Schuhes aus einem Stück Holz geschnitten und mit weichen Flechten ausgepolstert. Die Mütter tragen die Wiegen gewöhnlich an einem Riemen über der Schulter" (Byhan 111). Über Hängewiegen bei Polarvölkern vgl. Buschan VK 328.

70) Tac. Germ. 22, Müllenhoff DA IV 337, Heyne I 55, Falk in Hoops IV 327.

71) Im nördlichen Schonen stand „mitten vor dem Eingange an der entgegengesetzten Wand ein großer Tisch mit Bänken umher" (Molbech I 303). In den schottischen Hochlanden „two or three boards, as often unshaven, as otherwise, slightly tacked together, are a table" (Lettice 283).

72) Wie zur Wikingerzeit (Niedner 41), sind auch heute noch im Norden

wie auch in Norddeutschland die Bänke wandfest (Haberlandt 84). In Gothland sind „die Bänke mit langen oder auch mit vielen kleinen viereckigen Küssen belegt" (Linné I 185). Die shetländische Hütte hat „two long forms, on which the servants of each sex are seated" (Hibbert 538). Daneben erscheinen bewegliche Bänke. Auf Oeland steht „vor dem Tische eine lange Bank, ebenso lang als der Tisch, gleich einem Kanapee mit einer Lehne, welche man umdrehen kann, auf welche Seite man will, um sich anlehnen zu zu können, sowohl wenn man nach dem Tische zu, als davon absitzt" (Linné I 167).

73) Auf den Shetland Inseln „the mistress of the house is distinguished by a high and seperate chair" (Hibbert 538). Zum Hausrat gehören dort „one or two cumbrous wooden chairs, designed for the heads of the family" (Hibbert 115). In den schottischen Hochlanden „we find three or four wooden stools and a crazy old chair, for the elder part of the family, the rest are glad to seat themselves upon a heap of turf, if not upon the floor" (Lettice 283). Den Hebridischen Hütten „fehlt es an allem Hausgeräth, außer den Holzblöcken, welche die See ans Ufer treibt, die man in der Mitte des Hauses zusammen trägt und sich auf ihnen um das Feuer setzt, oder auf Strohsäcken, wie Fußdecken geflochten, mit Stroh und Stoppeln ausgestopft. Einige haben nichts als große Steine, die sie um das Feuer legen" (Buchanan 82). Vgl. Heyne I 53 ff., 106 ff., Falk in Hoops IV 296.

74) Auf Mönchgut schmückt die Kannbretter und die darunter hängenden Krüge „ein großes weißes Handtuch, welches von der Decke bis zum Fußboden sorgfältig aufgepumpt und gefaltet, herunterfließt (Nernst 86).

75) In den schottischen Hochlanden besteht Koch- und Eßgerät aus „a single kettle, and, perhaps a saucepan, a few course platters, wooden dishes and spoons" (Lettice 283). Bei den Lappen in Finnmarken herrscht noch die primitive Sitte, „Wasser mit hineingeworfenen glühenden Steinen zum Kochen" zu bringen (Bedemar II 117). Zum Aufhängen der Töpfe über dem Herdfeuer bedient man sich auf den Hebriden „statt eiserner Haken eines vier Fuß langen durchlöcherten Stockes, wodurch ein Nagel geht, welcher die Töpfe am Feuer in die Höhe hebt oder herabläßt. Die Töpfe hängen in der Mitte des Hauses, an strohernen Stricken vom Dache herab" (Buchanan 100). Auch Beutel aus Tierhäuten „dienen zugleich als Kessel, Macpherson bemerkt in einer Abhandlung, in den Hochlanden bediene man sich noch heutiges Tages, auf der Jagd, dieser wenig künstlichen Art zu kochen. Einer meiner Bekannten sah, daß ein Dieb sein Fleisch in einem Beutel über gelindem Feuer kochte und beständig mit einem Stock Fett unter den Beutel strich, damit er nicht in Brand geriethe" (Buchanan 96). Zur Beleuchtung dienen neben dem Herdfeuer in Norwegen „dünn geschliffene Fichtenspäne" (Radcliffe 180), wie auch nach Zöllner Schl II 320 „die gewöhnliche Gebirgserleuchtung ein brennender Fichtenspahn, auf einem hohen hölzernen Fuße in einen Haken geklemmt", war. In Bohuslän wurden nach Linné II 213 „Lampen anstatt des Lichts gebrannt; sie waren viereckig von Blech gemacht, und es ward darin statt des Oehls Tran von den verschiedenen Torscharten gebrannt, zum Tocht aber getrocknete und ge-

schälte Stengel der Juncus effusus genommen, welche in eine Ecke der Lampe gelegt, mit Tran begossen und angesteckt wurden; weil aber die Ecke, wo der Tran liegt, gemeiniglich zu tröpfen pflegt, so wurde eine Kuhklaue untergehängt. Diese Lampen wurden gemeiniglich an den Haacken am Schornsteine gehängt". Über niedersächsische „Krüsel" vgl. Peßler 35.

76) In Westmanland „zieren wohlhabende Bauern die Wände mit einer oft überflüssigen Menge blanker, zinnerner Teller und kupferner Geschirre" (Schmidt 26). Im nördlichen Schonen werden sie von „Fässern, Schaalen und dergleichen" geschmückt(Molbech I 303). In Norwegen „glänzen die Wände der Alltagsstube von blankem Küchengeräth", während sich „die große Stube durch ihre reiche Ausstattung mit kostbaren Meubeln, silbernen Geschirren . . . auszeichnet" (Winterreise 120). In der norrländischen Rauchstube stehen „die kleinern hölzernen Gefäße und Teller in der einen Ecke weiß gescheuert theils auf der Erde, theils auf Hüllen nebeneinander gereiht" (Schmidt 224). In den Mönchguter Fischerhäusern „erblickt man oben in den Zimmern eine Reihe irdener Geschirre auf einem rothen Simse, mehrentheils Geschenke, welche die Freunde ihnen am Hochzeitstage verehren. Unter diesem Gesimse hängen bunte Krüge" (Nernst 85). Diese „irdenen Bierkannen mit zinnernen Deckeln" werden „Krooß" genannt (Haas-Worm 35). Porzellan auf Wandbrettern findet sich auf Hiddensee (Haas ZH 25). Auch in Schlesien kennt man das „Kantenbrett, wo der Hausrath steht, als Schüsseln, Töpfe . . ." (Berndt 66). In der Oberlausitz bilden „der große Kachelofen und das Tellerbrett die beiden charakteristischen Utensilien einer wendischen Bauernstube" (Andree WW 51). Das „nie fehlende Wandbrett ist über der Eingangsthüre" angebracht. „Die Wahl des Ortes ist so stereotyp, daß man kaum fehlgeht, wenn man sie mit der symbolischen oder religiösen Bedeutung der Thüre in Verbindung bringt" (Gruner in Wuttke SV 428 f.).

77) Wie in der Oberlausitz „ganze Stöße von wendischen Gesangbüchern und Bibeln auf einem Wandbrett lagen" (Andree WW 51), so waren auch in der niedersächsischen Bauernstube „an den Wänden verschiedene Borte, worauf Bibel und Gesangbuch standen" (Andree BV 191). Nach Vilmar 192 ist „Kannbank im östlichen Hessen ein an der Stubenwand angebrachtes Brett für Bücher u. a." Ebenso findet sich in Tirol die Bibliothek auf einem Brett an der Wand (Hörmann 287). Nach Rochholz II 120 ist „der große Tielenbalken, der die Stubendecke trägt, der Unterzug, und zwischen ihn hinein schiebt man die ganze Hausbibliothek". Auch in Baden liegt „das Buch auf einem Stubenbalken" (EH Meyer BV 354).

78) Sibeth 41 hat „Klapperbred, Klapperbrett, womit die Leute auf dem Lande zum Essen gerufen werden". Danach Krbl XX 37. Nach Dähnert 231 ist „Klapper ein Instrument, das durch kurz auf einander wiederholte Schläge den Schall verlängert und vervielfältigt". Wachter 843 führt an „Klappe, cantharus ligneus, qui cerevisia vendibile est pro hedera. Possit esse a klebben vocare, quia plebs hoc signo ad cerevisiam convocatur". Nach Frischbier I 369 besteht die Gutsklapper „aus einem freihängenden eichenen Brette oder einer eisernen Platte, worauf mit zwei hölzernen Hammern geschlagen wird". In Crethnin (Kr. Köslin) besteht die Klapper

„aus einem etwa 8 Zoll langen, 4 Zoll breiten, 1 Zoll dicken eichenen Brettchen; in der Mitte desselben ist mit dem Stemmeisen ein viereckiges Loch gemacht. Durch dieses Loch wird ein Handgriff gesteckt, jedoch so, daß er auf der anderen Seite des Brettes ein wenig überragt. Als weitere Fortsetzung des Handgriffs, der in dem Loche festsitzt, ist hier ein kleiner hammerförmiger Klöppel beweglich angebracht, der bei dem Schütteln des Instruments bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Brettchens niederschlägt. Die Klapper hängt im Hausflur neben der Hausthür und ist unbestrittenes Eigenthum der Hausfrau" (BPB III 180). Im Kreis Stolp besteht die Klapper „aus einem hölzernen Pfahl, der in die Erde gelassen ist; oben an demselben hängt an einem Nagel eine eiserne Platte, die gewöhnlich aus einer alten Pflugschar hergestellt ist. Das Anschlagen an die frei hängende Platte geschieht mit zwei kleinen eisernen Hämmern" (BPB III 80). In Ostpreußen wurde noch 1895 eine Pflugschar „mit zwei Ketten an einem Holzgalgen aufgehängt" (Krbl XVIII 79). In Garzin (Kr. Stolp) waren „Klapperbrett und Hammer in früherer Zeit von Holz" (BPB III 80). Man benutzte das Gerät zum Zusammenrufen der Gutsarbeiter zu Arbeit und Essen, so im Kreis Köslin (BPB III 180), im Kr. Stolp (III 80), bei Bernstein in Hinterpommern (Krbl XX 61), in Preußen (Frischbier I 369), in Ostpreußen (Krbl XVIII 79), in Kurland (ZVfV V 328), in den deutschen Dörfern an der unteren Wolga (XIII 437), in der Lüneburger Heide (Benecke II 691, Krbl XX 28), bei den Köhlern des Sollings (Krbl XVIII 79), als „Klapperl" oder „Klebei" im Brixental (ZVfV XIII 436), als „Klebern" in Salzburg (XII 214), im Pinzgau (XX 259). Im Kreise Stolp benutzte man die Klapper auch bei Feuersbrünsten (BPB III 80). In den sächsischen Dörfern Siebenbürgens diente sie zum Signalgeben für den Schulanfang (Krbl XXI 31). Unter der Bezeichnung „Hillebille" fand sie Verwendung bei Köhlern und Förstern (Schambach 82, Nf XVIII 375, Andree VV 249 ff., Derf., Die Hillebille, in ZVfV V 103 ff., Koopmann, Über optische und akustische Signale und die Hillebille der Köhler im Harzlande. Vereinsblatt des Harzklubs X (1903), S. 121—128, 145—150; Kirchhoff in Mitt. d. Ver. f. Erdkunde zu Halle, 1895, S. 156). Im Erzgebirge wurde der „Klopf", eine Metallplatte, als Warnruf geschlagen, wenn Spreng- und Bohrlöcher geladen wurden (ZföV I 127), in siebenbürgischen Bergwerken dient die Toake „zum Signalblasen für Anfang und Ende der Arbeit" (Krbl XXI 31). In Ungarn (ZföV I 127) wie in Böhmen (I 381) mußte jeder Soldat an das vor seinem Quartier errichtete Klapperbrett schlagen, wenn er sich zu melden hatte. Als Treiberklapper findet das Gerät bei Jagden Verwendung (ZVfV XX 263, Schmeller I 1337). „Gogol läßt beim Einfall der Kosacken in Polen die Klapper ertönen" (BPB III 126). Ebenso dient sie zum Zusammenrufen der Gemeindevertreter. „Von älteren polnischen Schriftstellern wird die Klapper als Zeichen für stattfindende Beratungen erwähnt" (BPB III 126). Früher fand sie bei den Polaben Verwendung (Tetzner 355), in Braunschweig findet sie sich noch (Krbl XIX 95) oder bis vor kurzem (EH Meyer DV 13). Früher geschah auch das Zusammenrufen der Gemeinde in den Städten durch ein Klapperbrett

(Krbl XX 10). In der katholischen Kirche verwendet man die Klapper in der Karwoche zum Gottesdienst. „Die Klapper heißt in Böhmen und Mähren ein Brettlein mit einem darunter eingezapften Stiele zum halten. Oben befindet sich in der Mitte ein beweglicher hölzerner Hammer, welcher beym Hin- und Herführen der Klapper auf das Brettlein auf beiden Enden anschlägt und klappert. Zu Wien heißt es das Hämmerl. Dies Geräth brauchen die, welche die letzten Tage der Karwoche dem Priester in der Messe dienen, statt der Klingel" (Nicolai V Beil. S. 104). Schmeller I 1337 bezeichnet sie als „Kläpflein". Vgl. Jecht 51. „In Rhode (Kreis Gifhorn) hat man, nachdem 1627 die Kaiserlichen die Glocken geraubt, ein Brett vor der Kirchentür hängen gehabt, und daran hat der Küster mit zwei Hämmern zum Gottesdienst klopfen müssen" (Krbl XXIII 88). Birlinger Wb 106 führt an: „In der Gegend von Tübingen, Neckaraufwärts, lebt in den kathol. Ortschaften noch die Däfel, ein Brett mit beweglichen Holzklappern, in der Karwoche statt des Läutens benutzt". Sonst werden diese kirchlichen Signalgeräte als Rätschen bezeichnet (Schmeller II 190, Höfer III 17, Buschan SV IV 86, Nicolai V Beil. S. 121, Loritza 105, Castelli 214, Lexer 205, Schöpf 537, Unger 488). Am Rhein werden die „Raatels", Rasseln zu diesem Zweck verwandt (Wrede 256). — Vgl. Sartori SV II 43 (Klapperbrett) und III 139 (Ratschen). — In Norwegen hat man „nicht selten auf den Wirtschaftsgebäuden kleine Glocken, um die Leute zum Essen u. s. w. zusammenzurufen" (Schubert III 183).

79) Nach Radcliffe 59 ist in Arboga (Westmanld.) „die Kleidung schwarz; nur die Ermel sind bunt eingefaßt".

80) Nach Schubert III 11 hat „in den meisten Pastoraten Helsinglands das weibliche Geschlecht eine eigenthümliche Kleidung, durch welche es sich von den Frauen des benachbarten Pastorats unterscheidet".

81) Auf Mönchgut haben nach Nernst 80 „verehelichte Frauen ihre Mützen (welche sich überdies noch durch ein schmales, über die Nähte gezogenes Band auszeichnen) mit seidenen Schleifen zugeschnürt; da Mädchen nur wollene Schleifen tragen dürfen". Wenn nach Brüggemann I Einl. 71 bei den Wenden am Lebasee „eine ihren Jungfernstand ehelich oder unehelich verändert hat: so nehmen die Weiber ihr die schwarze Binde ab, und streifen über das Papier eine weiße". Vgl. Anm. 131, 136.

82) Die Trauerfarbe hat den Zweck, die Träger den Dämonen unkenntlich zu machen (Fehrle DF 100. Birger Mörner, Tinara, Deutsch von Hambruch, Jena 1924 S. 163 hält die Trauertracht für eine Büßertracht). Neben die schwarze Farbe treten auch andere (EH Meyer DV 273, Fehrle DF 100). So tragen in der Schwalm die Frauen einen „blauen Trauerschleier" (Heßler 235), und in den ehemals slavischen Landen hat sich Weiß als Trauerfarbe erhalten (Spieß 33, Wuttke SV 349, Andree WW 66). In Böhmen wurde der Sarg mit einem weißen Tuch bedeckt (Grüner 61), im Regierungsbezirk Stade steht der Sarg auf einem weißen Leintuch, dem „Notlaken" (Plettke 310). Im hannoverschen Wendland (Benecke II 492), in Stade (Plettke 310), der Lüneburger Heide und Winsener Marsch (Kück 256), im Spreewald (Spieß 116, Kück 258) hüllen sich die Frauen in weiße Totenlaken. Auf Mönchgut wurde ein „weißes ge-

streiftes Tuch über die Mütze gezogen" (Grümbke II 72, Haas-Worm 51), das auch beim Abendmahl getragen wurde (Indigena 230). Auch in Nerike ist „Umhüllung des Hauptes mit weißen Tüchern bei den Weibern Trauertracht" (Schubert III 296). Weiß als Trauerfarbe in nichtwendischen Gebieten: Julien 162. Vgl. Sartori SB I 156; über die Verwendung von Leinen bei Todesfällen Schoneweg, Das Leinengewerbe, Bielefeld 1923, S. 186.

83) Kantzow II 406.

84) Bei Gothenburg gehen nach Büsch 47 „die Weibsleute bis spät in den Herbst barfuß"; auf St. Kilda „the Women wear no Shoes nor Stocking in Summer-time" (Martin 110), was auch von den Männern gilt (ebda 109). Ebenso gingen die Männer auf Hiddensee „im Sommer meistens barfuß" (Indigena 86), wie die Mädchen „alle ihre Strümpfe und Schuhe in den Händen trugen und baarfuß gingen" (Zöllner 336)

85) Hibbert 119, als Fischertracht 96. Ebenso tragen auf Island die Seeleute Schuhe von „undressed seal skin" (Mackenzie 79). Auf den Hebriden waren „die Schuhe von Rinds- oder Pferde-Leder, und oft von Seehundsfellen gemacht" (Buchanan 77). Von den Bewohnern der Insel Sanday berichtet Ben in Barry 435: „Homines hic Laici habent Calceos ex belluorum pellibus ligulo contractos vernacule Rifflings vocatos". Von der Fußbekleidung der Bewohner St. Kildas sagt Martin 110: „The only and ordinary Shoes they wear are made of the Necks of Solan Geese, which they cut above the Eyes, the Crown of the Head serves for the Heel, the whole Skin being cut close at the Breast, which end being sowed, the Foot enters into it, as into a piece of narrow Stockin; this Shoe doth not wear above five Days". Auf den Färöern sind nach Graba 30 „die Schuhe aus gelben gegerbten Schaaf- oder Lammhäuten verfertigt und so dünne, daß man die Zehen sehr gut gebrauchen kann, wenn man die Klippen zu ersteigen hat. Die Schuhe bestehen aus einem einzigen Stück Leder, welches über die Zehen und die Hacken durch einige Stiche fest zusammengenäht ist. Dicht an der Hackennaht befinden sich zwei Löcher, in welche flach geknüpfte Schnüre befestigt sind, die kreuzweise über die Knöchel gebunden werden".

86) Bastschuhe trägt man auch in Litauen (Naumann PG 150, Hottenroth III 123). Nach Frischbier II 122 wird die „Pareske, Bastschuh, Sandale aus Lindenbast, auch heute noch von den polnischen Flößknechten vielfach in Litauen und Masuren getragen". Die Sitte, „die Füße mit Gras, Bast und dergl. zu umwickeln", findet sich auch bei Polarvölkern (Byhan 35, Buschan VK 300).

87) Nach Linné I 136 hatten auf Oeland „die Knechte Schuh mit niedrigen Absätzen und dicken Sohlen, mit Birkenrinde durchschossen". In Dalekarlien sind nach Schubert III 40 die Sohlen der Weiberschuhe, „wenigstens in Rättwik, von Birkenrinde".

88) Nach Kohl II 28 findet sich der Holzschuh „vom dänischen Sunde her durch Deutschland über Holland bis tief ins Innere von Frankreich hinein". Ebenso ist er allgemein in Schonen und einem Teil von Småland (Hårleman 76, Molbech I 364, Schubert III 381). Nach Linné I 336 hatten im

südlichen Småland „die Schuh dicke hölzerne Sohlen". In Schonen tragen „Männer wie Weiber hölzerne Pantoffel" (Schubert I 27), auf Hiddensee gehören zur Männertracht „plumpe Pantoffeln mit hölzernen Sohlen" (Indigena 86). Storm 254 nennt sie „Klobben", Strodtmann 89 „Holsken", am Rhein heißen sie „Klomp", im Bergischen „Blottsche" (Wrede 76), auf den Almen „Knospen" (EH Meyer DV 151). Ebenso ist nach Kaindl 111 „das Tragen von Holzschuhen in den deutsch-böhmischen Kolonien allgemein üblich und im Osten sonst unbekannt; man hat daher für die Böhmerwälder geradezu den Spitznamen der „Holzpantoffeln" geprägt". Vgl. Hottenroth II 136.

89) Den Bundschuh trägt man in Steiermark (Duller 50 f., Spieß 103), in Kärnten (Duller 65 f.), wie bei Straubingen (Nicolai II Beil. S. 22). Auf Mönchgut sieht man „an den Schuhen nur selten Schnallen; gewöhnlich werden sie mit Senkeln, einer Art lederner Riemen, zugebunden, vornehmlich bei den Weibern" (Indigena 229, Grümbke II 69).

90) Im südlichen Småland waren die Schuhe „mit eisernen Schnallen zugeschnallet" (Linné I 336), in Tellemarken bedeckten „silberne Schnallen von ungeheurer Breite das ganze Vorderteil ihrer Schuhe" (Bedemar I 115). „Schuhe mit großen runden Schnallen" sah Schubert II 20 in Gestrikeland.

91) M. v. Boehn, Die Mode im 18. Jahrhundert, 2. Aufl., München [1919], S. 178. Schulze-Ssymank II 167.

92) Wollene Strümpfe trägt man in Gestrikeland (Schubert II 20), in Dalarne (III 40), in Nerike (III 296), auf Mönchgut (Indigena 229), in Steiermark (Duller 50 f.), „coarse woollen stockings" auf Island (Mackenzie 79), wie auf den Färöern (Graba 128).

93) Auf St. Kilda „they wear Cloth Stockins" (Martin 109).

94) Auf den Färöern sind nach Graba 30 die Strümpfe „sehr lang und dick, mit einem ledernen Riemen über dem Knie befestigt".

95) In Steiermark sind die Strümpfe der Männer blau oder grün (Duller 50), der Weiber blau oder weiß (Duller 51), in Kärnten weiß (Duller 65), in Krain bei Weibern rot, bei Männern blau (Duller 66), in Tyrol blau oder rot (Duller 57), in Alten-Oettingen am Inn blau (Nicolai VI 491); in Dalekarlien tragen die Männer blaue, die Weiber rote Strümpfe (Schubert III 40), ebso in Nerike (Schubert III 296), im nördlichen Helsingland sind sie rot oder schwarz (Schmidt 173), in Gestrikeland bunt (Schubert II 20), auf den Färöern bei Frauen schwarz (Grabe 32), bei der Hochzeitstracht weiß (Graba 128), auf Mönchgut braun oder schwarz (Indigena 229, Grümbke II 69).

96) Kurze Hosen trägt man in Blekingen (Schubert I 82), in Gestrikeland (Schubert II 20), Tellemarken (v. Buch I 64) und auf den Hebriden (Buchanan 76), kurze und an den Knien offene Beinkleider in Arboga (Westmanland, Radcliffe 59), Råne (Gothland, Linné I 263), auf St. Kilda (Martin 109) und Oeland (Linné I 105, 136). Ebenso auf Mönchgut (Indigena 229, Grümbke II 69, Nernst 78, Haas-Worm 46, Nf VIII 370, XII 149), wie auf Hiddensee (Grümbke II 64, Indigena 86, Zöllner 336, Nernst 210, Haas JH 22, BPV I 22). Auf den Färöern reichen die Bein-

kleider bis etwas unter das Knie und sind selten durch Knöpfe befestigt (Graba 30).

97) Lange Beinkleider sieht man in Westmanland (Schubert III 123).

98) Lederne Hosen finden sich in Tellemarken (v. Buch I 64); aus Walmar sind sie auf Oeland (Linné I 136), aus Tuch auf den Färöern (Graba 31), in Arboga (Radcliffe 59), wie auf Island (Mackenzie 79), aus Leinen auf Mönchgut und Hiddensee (Belege Anm. 96).

99) Grau sind die Beinkleider auf Oeland (Linné I 136), schwarz auf den Färöern (Graba 128), von gewürfeltem Zeug auf den Hebriden (Buchanan 77).

100) Die Hosen der Färöer Sonntagstracht sind „an Knien und Taschen mit rothen und blanken Knöpfen verziert" (Graba 31).

101) Wrede 75, Hottenroth I 16, 26.

102) Kurze Jacken trägt man in Tellemarken (v. Buch I 64, Bedemar I 115), in Arboga (Westmanland, Radcliffe 59), Dalekarlien (Schubert III 40), auf den Hebriden (Buchanan 76), in Schottland (Lettice 17); einen langen Rock in Guldbrandsdalen (v. Buch I 63), in Herjeådalen (Schubert II 573), auf den Färöern, wo er „bis ans Knie reicht und oben und unten gleich weit ist" (Graba 31), ebenso die Näsekonger um Christiania (Bedemar I 234), auf den Hebriden als Arbeitstracht (Buchanan 77). Als Mantel trägt man nach Winterreise 129 in Norwegen „eine Art von Toga, welche bis auf die Knöchel herabfällt". In Schonen trugen die Männer „Jacken mit hervorstehenden Kragen" (Schubert I 27). Auf den Hebriden gehören zur Festtagstracht „geschürzte Mäntel, Feilabegs" (Buchanan 76), „weite Ueberröcke, die wohlhabende Leute über ihrem übrigen Anzug vorzüglich Sonntags, oder bei öffentlichen Zusammenkünften, Hochzeiten, Begräbnissen oder Jahrmärkten tragen" (Buchanan 78). Auf St. Kilda „the Men at this Day wear a Short Doublet reaching to their Waste, about that a double Plait of Plad, both ends join'd together with the Bone of a Fulmar; this Plad reaches no further than their Knees, and is above the Hannches girt about with a Belt of Leather" (Martin 109). Nach Lettice 18 ist in Schottland „the mens outward dress, or surtout, a thick stuff of small-chequed plaid . . . It is, unless in bad weather, either drawn up round the middle of the body, or hung negligently over the left shoulder, with no ungraceful air". Auf den Shetland Inseln „the boatmen are also invested, as with a coat of mail, by a surtout of tanned sheep-skin, which covers their armes, and descends from below their chin to their knees" (Hibbert 96).

103) Das örtliche Vorkommen von Ledertracht, zumal in Skandinavien erhalten, ist ein Rest mittelalterlichen Brauches (Haberlandt 71). Nach Hibbert 97 „there can be no doubt, that the leathern dress of Shetland is of Scandinavian origin; a similiar one is still worn in the Isles of Feioe, and Bishop Pantoppidan describes the same as being common in his time among the peasantry of Norway".

104) „Vallmar, eigengemachtes grobes Tuch" (Dähnert Sw 152), dient als Kleiderstoff in Herjeådalen (Schubert II 573), Westmanland (III 123) und auf Oeland (Linné I 136). Nach Winterreise 125 ist in Norwegen

„das landesübliche Zeug Wadmel, welches zur Hälfte aus Leinwand, zur Hälfte aus Wolle besteht". Man trägt es ebenso in Island (Mackenzie 274, Thienemann 127, Andersen 121, Olaffen II 194). Bei den Lappen dient er als Zeltstoff (Capell Brooke 39). Bergmann 76 und Hupel 256 verzeichnen es als „grobes selbstgewebtes Tuch". Aus Tuch ist die Tracht in Blekingen (Schubert I 82), in Westmanland (Radcliffe 59), bei Norrberg (Schmidt 64), im nördlichen Helsingland (Schmidt 173), in Tellemarken (Bedemar I 115). Ebenso bei München (Nicolai VI 771), Bei Straubingen (Nicolai II Beil S. 22), bei Regensburg (Gercken II 81). In der Probstei nennt man „das feine schwarze Tuch" der Brauttracht „Wandt" (Taillefas 196). Auf den Shetland-Inseln „the ordinary garb of the country consisted of woollen stuffs" (Hibbert 245).

105) Nach Afzelius III 172 waren „blau und gelb schon in der heidnischen Zeit die schwedischen Farben und sind es bis auf den heutigen Tag". Bei Norrberg tragen die Männer braunes, die Burschen hellblaues Tuch (Schmidt 64), weiße und blaue Überröcke in Dalekarlien (Schubert III 40). Die Jösse-Tracht in Westmanland hat dunkelblaue Überröcke (Schubert III 123). In Herjeädalen sind sie grau oder dunkel (Schubert II 573), im nördlichen Helsingland schwarz (Schmidt 173); weiß in Norwegen (Winterreise 129, Bedemar I 115), „blue, gray or black" auf Island (Mackenzie 79), „weiß schwarz roth oder anderweitig gewürfelt" auf den Hebriden (Buchanan 76). In der Sagazeit waren die Farben bunt und Weiß den Sklaven vorbehalten (Riedner 41).

106) Der färöische Bräutigamsrock ist „mit roth ausgenäht" (Graba 128). In Tellemarken ist die Jacke „vorn herunter mit farbigen Blumen und Arabesken gestickt" (Bedemar I 115). Die herjeädalischen Röcke sind „zum Theil mit grünen Scherfen" geschmückt (Schubert II 573); v. Buch I 64 sah in Tellemarken die Jacken „mit einer Art Epauletten darauf". Der Rock der Näsekonger um Christiania hat „breite Taschen mit hinten zusammenschlagenden Spitzen" (Bedemar I 234). Blanke Knöpfe trägt man in Blekingen (Schubert I 82), der lange Färöer Sonntagsrock ist vorn der ganzen Länge nach mit einer Reihe Knöpfen besetzt (Graba 31). Die Jössejacke wird „vorn mit einer Reihe Knöpfen oder mit Häkchen zugemacht" und ist „oben mit kurzem stehendem Kragen versehen" (Schubert III 123). Blaugeränderte Knopflöcher finden sich in Norwegen (Winterreise 130), „mit rother Wolle ausgenähte" auf den Färöern (Graba 31).

107) Ein „langes Wams" trägt man in Räne (Gothld., Linné I 263), „lange schwarze Camisöler" in Süd-Småland (Linné I 336), „kurze Kamisöler ohne Aufschlag" auf Oeland (Linné I 136). Auf den Färöern besteht die Weste aus schwarzem Tuch, „mit roth ausgenähten Knopflöchern" (Graba 31), gestreift findet sie sich in Norwegen (Winterreise 129). In Räne (Gothland) zeigt die alte Tracht „ein schwarzes, zugeschnürtes Brusttuch" (Linné I 263). Der Straubinger trägt „einen mit Seide gestickten Brustlappen" (Nicolai II Beil. S. 22). Bei Kehl tragen „die Mannspersonen einen rothen Brustlaz" (Strasburg I 32).

108) Im Inntal haben „die Männer alle über der Weste breite, grüne Hosenträger" (Nicolai VI 492). In Bayern ist „der Hauptschmuck der

Männer ein langer breiter, oft sehr seltsam gestickter Hosenträger" (Franzose I 125). Bei München trägt der Bauer „einen Hosenträger über der Weste" (Nicolai VI 771). Um Regensburg tragen „die Bauern und gemeinen Leute männlichen Geschlechts, wie die Salzburger, die Beinkleider an einem Bande oder Hosenträger, der zuweilen auf der Brust ein rothes Herz oder Brustfleck hat" (Nicolai II 406). Nach Gercken I 300 trägt man „durch ganz Schwaben breite grüne Tragbänder über dem Brusttuch". Es wird auch als „Krackse" bezeichnet (Höfer II 160, Unger 406, Obersteierm., Schöpf 342, Schmeller I 1361).

109) In Südsmåland ist „am Hemd ein breiter Kragen, der auf dem Camisol liegt, am Rande mit Kanten und gestickten Ermeln" (Linné I 336).

110) Hüte trägt man in Norwegen (Winterreise 130) wie in Gestrikeland (Schubert II 20), „große Hüte" in Arboga (Radcliffe 59), „Hüte mit Rändern von mittelmäßiger Breite" in Blekingen (Schubert I 82). In Oeland trugen sie „die Hüte unaufgeschlagen, die Krämpen waren vom Kopfe horizontal" (Linné I 136). Der Dalkarl trägt „einen niedrigen runden Hut, mit etwa zwei Hände breitem Rande" (Schubert III 40). Das Hauptattribut der färöischen Bräutigamstracht ist ein hoher Hut, der hinten und vorn in eine Spitze ausläuft (Graba 128). „Runde Hüte" finden sich in Straubingen (Nicolai II Beil. S. 22), wie in ganz Schwaben (Gercken I 300). „Unaufgeschlagene Hüte" trägt man im Inntal (Nicolai VI 492), bei München „mehrentheils einen großen hochaufgestutzten zuweilen auch einen runden Hut" (Nicolai VI 771).

111) „Rothe Mützen" tragen die Norweger (Winterreise 130), die Bewohner von Guldbrandsdalen (v. Buch I 63), „eine kleine Mütze" die Tellemarker (v. Buch I 64), runde und etwa 9 Zoll hohe Mützen die Färöer (Graba 30). Auf den Shetland-Inseln „the red cap, which is a distinctive badge of the master of a family, merits particular attention. It is made of worsted, somewhat resembling in form a common double night cape, but much larger, and gradually tapering to a point, whilst it hangs down the back, after the fashion of the head-dress of a German hussar" (Hibbert 119). Die Kopftracht der Bootsleute ist „similar in form to the common English or Scotch night cap" (Hibbert 96). Auf St. Kilda „they wear short Caps of the same Colour and Shape with the Capuchins, but shorter" (Martin 109). In Schottland „the bonnet is commonly worn" (Heron I 227, Lettice 17).

112) Ebso im östlichen Gothland (Schubert I 166).

113) Die Sonntagstracht der Salzburger hat „ganz gelbe Hüte" (Gercken II 39). Im Inntal „haben alle schwarze Hüte, da man hingegen im Salzburgischen die grünen Hüte findet" (Nicolai VI 492).

114) In Dalekarlien schmückt die Hüte eine „hübsche ausgenähte Litze" (Schubert III 40), in Gestrikeland finden sich „Hüte mit bunten Schnüren" (Schubert II 20). Auf Island trägt man „woollen caps, with a tassel" (Mackenzie 79). Auf den Hebriden sind die Mützen „um den Rand mit schwarzen Bändern besetzt und hinten aufgeschlitzt, wo das nämliche Band eine Schleife schürzt" (Buchanan 76). Die Shetländische Mütze „is dyed with numerous colours" (Hibbert 119). Die der Bootsleute „is dyed

with so many colours, that its bold tints are recognised at a considerable distance, like the stripes of a signal flag" (Hibbert 96).

115) Schulze-Sſymank II 238.

116) Auch ſonſt werden in Rußland „als Kopfputz gewöhnlich Blumen getragen" (Buſchan SV III 371).

117) Tac. Germ. 38, Müllenhoff DA IV 452 ff., Sudhoff in Hoops II 345.

118) Tac. Germ. 31, Müllenhoff DA IV 414.

119) In Bergenſtift ſah Bedemar I 152 „die blonden, im größten Ueberfluſſe frey herunter hängenden Haare, welche ehedem zu den auszeichnendſten Kennzeichen der Normänner gerechnet wurden". Die Geſtrikeländer „tragen die Haare verſchnitten, mit herabrollenden Locken" (Schubert II 26). In Dalekarlien „wallen blonde und ſchwarze Haare bei Männern und Weibern bis über die Schultern, oft in Locken, herab" (III 41). Auf den Färöern „werden die Haare ſehr verſchieden getragen; einige haben kurz abgeſchnittene, andere lang herunter hängende, andere, namentlich die Suderoer, lang geflochtene Zöpfe" (Graba 32).

120) Tac. Germ. 17, Müllenhoff DA IV 291 ff., Brunner in Hoops IV 343 ff.

121) Faltenröcke tragen die Frauen in Blekingen (Schubert I 82), „faltige Röcke von ſchwarzer Farbe" im nördlichen Helſingland (Schmidt 173), „viele Falten" zeigt das färöiſche Brautgewand (Graba 128), einen „kurzen ſchwarzen faltigten Rock, der nur bis an die Knie geht", trägt die Inntalerin (Nicolai VI 491). „Kurze ſchwarze Röcke" trägt man um Regensburg, nach Paſſau zu „rothe Röcke, die ziemlich kurz ſind" (Gercken II 163), in Salzburg „grüne und blaue kurze Röcke" (Gercken II 39). Auf den Hebriden tragen „die Weiber lange oder kurze Röcke und zwei Unterröcke, mehrentheils von wollenem gewürfeltem Zeuge; nur der unterſte Unterrock iſt weiß" (Buchanan 79). In Weſtmanland ſieht man geſtreifte Röcke (Schubert III 123).

122) Zu den italieniſchen Volkstrachten gehört die „unentbehrliche Staatsſchürze" (Haberlandt 47), bei Kehl tragen die Frauen weiße Schürzen (Strasburg I 32), in Blekingen „eine weißgeſtreifte Schürze" (Schubert I 82), in Dalarne „farbige wollene Schürzen" (Schubert III 40), auf Oeland ſind „die Schürzen blau, gelb oder grün und ganz ſchmal" (Linné I 135), in Herjeädalen finden ſich „ſchwarzſeidene oder kattunene Schürzen" (Schubert II 573), in Nerike „weiße Schürzen" (Schubert III 296). Auf den Färöern trägt man „zuweilen aber ſelten carirte Schürzen" (Graba 32), in Herjeädalen „bei der Arbeit lederne Schürzen" (Schubert II 573).

123) Im nördlichen Helſingland ſieht man „weite Hemdärmel von feiner Leinwand" (Schmidt 173), in Herjeädalen gehen „Frauen und Mädchen in weißen Hemdsärmeln" (Schubert II 573), in Blekingen „vertreten bei einigen weiße Hemdärmel die Stelle des unteren Mieders" (Schubert I 82), in Dalarne tragen „Frauen und Mädchen weiße ſtehende Halskragen" (Schubert III 40), auf den Färöern „braune oder ſchwarze oder weiß gefärbte Hemden" (Graba 32); auf Island beſteht das Skirta oder Hemd aus grober Leinwand und iſt um den Hals mit einem ſilbernen oder

kupfernen Knopf befestigt (Henderson I 170). In Oeland (Linné I 86) und bei Gothenburg (Büsch 47) besteht die einzige Bedeckung des Oberleibes im Sommer aus dem Hemd, in Norwegen tragen sie an Werktagen zwei Hemden (Wintereise 131). In Småland „sieht man sie größtenteils in bloßen Hemdärmeln mit kurzen Leibchen" (Molbech I 311).

124) Im nördl. Helsingland tragen die Frauen „ein buntes seidenes Halstuch" (Schmidt 173), in Nerike „seidene Halstücher" (Schubert III 296), auf den Färöern „ein weißes oder buntes Halstuch" (Graba 32), als Brautschmuck „um den Hals ein Tuch mit Spitzen" (128); auf Oeland „hatten die Weiber ein Laken von Westgothischem Zeuge über die Achseln herabhängen" (Linné I 135). Auf den Hebriden „tragen die meisten grobe oder feine Halstücher" (Buchanan 80).

125) In Westergothland tragen die Frauen „lange Leibstücke, welche bis auf die Hüften gehen" (Molbech I 390), in Småland „kurze Leibchen" (Molbech I 311), auf Oeland „ein mit dem Rock zusammen genähtes Kamisol, ohne Ermel" (Linné I 135), „dunkelblaue Mieder" im nördl. Helsingland (Schmidt 173), rote und schwarze Leibchen, die auf der Brust Borten mit silbernen Haken haben, auf Island (Henderson I 170); in Schonen sind „Brust und Leib dicke ausgepanzert" (Schubert I 27). In Norwegen liegt auf dem Hemd ein „Leibstück, das bisweilen von Kalemank ist" (Winterreise 131), in Tellemarken „hängen auf der Mitte des Busens 2 oder 3 große silberne Platten" (Bedemar I 112). Auf den Färöern tragen die Frauen „dunkelviolette gestrickte Camisole, welche vorn aufgeschnitten und durch Haken und Oesen oder durch gegossene Zinnringe wieder zugeschnürt werden, daß sie einen Latz bilden" (Graba 32).

126) In Blekingen tragen die Weiber „zwei Mieder, das untere ist mit Linnen oder seidenen nach oben hervorstehenden Bändern besetzt, das obere ist gleichfalls mit Bändern geschmückt und wird durch kleine Häkchen zusammengehalten" (Schubert I 82). In Småland ist „das Leibstück vorn zusammengenähet und mit Silber verziert; über dasselbe wird ein weitärmeliges Carmisol angezogen" (Linné I 336).

127) In Bayern „verunstalten sich die Weibsleute mit ihren Schnürbrüsten, welche grade die Form eines Trichters haben, hoch über die Brust und Schultern heraufsteigen, und oben ganz schnureben abgeschnitten sind, so daß man gar keine Wölbung der Achseln und des Halses sieht. Diese steife Schnürbrust ist vorne mit großen Silberstücken verblecht und mit dicken Silberketten überladen" (Franzose I 126). In München tragen „die Bürgerfrauen, sowie auch die Kellerinnen auf den Gasthöfen . . . die Brust in ein sehr breites und steifes Mieder geschnürt, welches vorne offen und mit reichem Stoffe belegt ist, über welche Oeffnung dann von oben bis unten silberne Ketten gezogen werden" (Nicolai VI 770); ebso in Augsburg (VIII 162) und in Ulm (IX 141). „Scharf geschnürt" gehen auch die Nürnbergerinnen (Gercken II 322), und die Inntalerinnen tragen „ein breites steifes Mieder, welches ihnen die Schultern in die Höhe treibt" (Nicolai VI 491).

128) In Schonen tragen die Frauen „kurze Jäckchen" (Schubert I 27), in Westmanland „kurze Jacken aus Wollenzeug" (III 123), in Delsbo (Hel-

singld.) „einen Ueberrock von schwarzem feinem Tuch, vorne weggeschnitten, über Brust und Leib mit Häkchen zusammengemacht" (III 11), in Dalarne „weißleinene Jacken" (III 40), in Norwegen „blaue Jäckgen" (Winterreise 131). Auf Oeland trugen „die Wöchnerinnen und Kinderträgerinnen Mäntel von dickem schwarzem ungeschorenen Tuch (Walmar) ohne Ermel; anstatt der Ermel war ein Fleck von der Gestalt eines Hufeisens; die Kragen sind steif und horizontal um den Hals" (Linné I 135). Ähnlich trägt man in Schwedisch-Pommern „lange dicke Mäntel, die mit einem starken Kragen von Grauwerk verbrämt sind" (Rellstab 52). In Schottland „the short jacket and petticoat of two different colours and the square checqued wrapper or cloak, the covering of the more ordinary woman, prevailed in the dress of the elderly people" (Lettice 17). In den schottischen Hochlanden „over all, they wear a plaid, which reaches to their feet and is wrapped over their head, so that nothing is left to be seen but their noses. The poorest sort of all, who cannot afford a plaid, rather than not be ornamented, walk forth arrayed in their blankets" (Lady 133). Ebenso müssen sich auf den Hebriden „die ärmeren einen gewürfelten oder schlichten Unterrock um ihre Schultern hängen. Ohne diesen Schmuck aber gehen sie selten aus dem Hause. Sie tragen ihn sogar im Hause, wenn ihre Arbeit es nur erlaubt" (Buchanan 80). Vormals trugen hier die Frauen „ein großes Stück Flannel, welches bis auf die Schuhe herabhing, und dort mit Schnallen, sowie über der Brust mit der silbernen Nadel befestigt ward, dabei blieben die Arme völlig nackend" (Buchanan 79). Auf St. Kilda „their Plaid, which is the upper Garment, is fastened upon their Breasts with a large round Buckle of Brass in form of a Circle. The Buckle antiently worn by the Stewards Wives were of Silver" (Martin 110). So schlagen nach Buchanan 79 die Weiber „einen kleinen Mantel, einer Elle breit, Guilechan genannt, um ihre Schultern, mit einer großen Brustnadel fest gemacht . . . ein Erbstück von undenklichen Zeiten her". In Gothenburg trug „das Weibervolk durchgängig schwarze Regenkappen, wenn es ausging, wie solches in Niedersachsen gebräuchlich ist" (Linné II 182).

129) In Nerike sind „Strohhüte nicht selten" (Molbech I 415), die Westergothländerinnen tragen „häßliche Hüte von Filz oder Stroh, gleich denen der Männer mit hohem Kopf und breitem Rande" (I 390). Nach Linné II 82 trug dort „das Weibsvolk im Sommer durchgängig Hüte, um nicht von der Sonne verbrannt zu werden; daher kommt es, daß die Bauermägdchen feinere Haut behalten als anderwärts im Reiche". In der Passauer Gegend tragen „die Mädgens schwarze runde Hüthe" (Gercken II 163), im Inntal „einen breiten unaufgeschlagenen schwarzen Filzhut, und die meisten darunter eine ganz runde Pelzmütze" (Nicolai VI 491). Im Traunviertel ist „der weibliche Kopfputz gewöhnlich eine schwarze Haube mit Spitzen, unter einem breiten, entweder schwarzen oder weißen Hut, dessen Rand mit einem Bande eingefasset ist" (Höfer II 34).

130) „Die schwäbischen auf den Seiten zugespitzten schwarzen Hauben" trägt man in Ulm (Nicolai IX 141; vgl. Julien 176 ff.). „Zu Ulm und Memmingen tragen die Weibsleute im Gesicht sogenannte Ohrlappen, so

aus drei schwarzen zugespitzten Schnäbeln bestehen, davon eine oben vom Kopf bis auf die Nase geht, die zwei andern aber gehen über die Schläfe tief ins Gesicht" (Gercken I 298). „Die Augsburgischen Weibermützen sind theils schwarz, theils golden. Eine solche Mütze hat eine ganz sonderbare Form. Sie hat drey Spitzen, die an der Stirn und an den Wangen tief ins Gesicht gehen" (Nicolay VIII 162). Nach Gercken I 288 sehen in Augsburg „sonderbar und übel besonders die goldenen Hauben aus, die wie ein Beutel hinten über das Genick herunterhangen, sonsten aber sehr reichhaltig von Gold sind". Nach Birlinger Wb 68 gehörten die „Bockelhauben zur alten Tracht der schönen Augsburgerinnen, sind aber seit den dreißiger Jahren verschwunden. Bei Reichen von Gold, bei Geringern und Dienstboten von Silber, zur Trauer von Stahldraht". In München ist „die Mütze klein, rund und breit mit Gold besetzt" (Nicolai VI 770). Nach Castelli 234 wurden „Schdessl (raichs) die Goldhauben genannt, welche früher in Wien von Bürgerstöchtern getragen wurden". Auf dem Lande tragen nach Höfer II 33 „die Frauen und Mädchen eine Schopfhaube, von Dümtuch, Brüsseler Spitzen und zierlichen Bändern. Die vom bürgerlichen Stande haben eine Goldhaube, welche auch Linzerhaube genannt wird und unter den Goldborten einen schwarzen Sammet hat. In Unterösterreich hingegen herrscht die Wienerhaube, welche gewöhnlich aus reichem Stoff besteht. Nach der Goldhaube folgt die Blindborten-Haube, welche nichts von Gold hat. Sie ist durchaus schwarz". Um Regensburg trägt man „elende abstehende Hauben von den allergröbsten weissen Spitzen . . . Kommt man näher nach Passau, . . . so hören die fatalen schlappigen weissen Spitzen auf, . . . in der Stadt Passau werden schwarze Spitzen getragen" (Gercken II 163). Die Nürnbergerinnen „tragen einen ziemlich hohen Kopfputz von feinem schwarzen Flor und Spitzen" (Gercken II 322).

131) „Weißlinnene Mützen" trägt man in Dalarne (Schubert III 40), „seidene Mützen" (Schubert III 296), „schwarze oder bunte Hauben" in Nerike (Molbech I 415), „eine weiße Mütze" tragen die Mädchen auf Oeland (Linné I 110), „seidene Mützen, bei den Frauen schwarz, bei den Mädchen farbig", findet man in Jemtland (Schubert II 525), „eine schwarze sammtne mit breiten Spitzen besetzte Mütze, die beinahe wie ein Zuckerhut sich auf dem Wirbel in eine Spitze hinauszieht", tragen die Frauen im nördlichen Helsingland (Schmidt 173), bei Delsbo in Helsingland „deckt das Haupt eine schwarze Sammetmütze, bei den Mädchen mit schwarzen, bei den Frauen mit weißen Spitzen, und unten mit einem roten Bande" (Schubert III 11). In Herjeådalen tragen „die Frauen schwarzseidene Mützen mit schmalen Spitzen und einer vorn auf die Stirn herabfallenden zungenförmigen Spitze", die Mädchen „tragen im Winter auch Mützen" (Schubert II 573). Bei den Lappen „hatten die Weiber ihre Kopfbedeckungen von Tuch, Mützen mit nach den Backen zulaufenden Spitzen, die Unverheirateten von grüner, die Verheirateten von schwarzer Farbe" (Bedemar I 262). Die Bewohnerinnen der Finnmarken tragen „die vorgebeugte Sturmhaube zum Kopfputz" (Bedemar II 88). „Hauben von Cattun, die mit Bändern unter dem Kinn befestigt sind," trägt man

auf den Färöern (Graba 32). Auf den Hebriden tragen „die Verheirateten leinene Mützen oder Kappen, mit Bändern verschiedener Farbe festgebunden" (Buchanan 79). Ebenso tragen Unverheiratete „vorzüglich Sonntags, häufig leinene Kappen" (Buchanan 80). In den schottischen Hochlanden gehen die Mädchen barhaupt, „but if a young woman lost her virtue and character, then she was obliged to wear a cap" (Stewart I 89). Auf Island „ziert den Kopf eine hohe Binde . . . Dieser Aufsatz wird bey Unverheyratheten zum Unterschied vermittelst einer Binde von Seidenzeuge untenher um den Kopf befestigt" (Andersen 122). Auf der Insel Nordmarsch besteht „der Kopfzierrath bey den Mägdgen aus einer seidenen Mütze . . . die verheiratheten Frauensleute haben eine weiße Haube unter solcher Mütze" (Camerer II 109, ebso Eggers II 148). „Gewaltig große Hauben" trug man nach Rellstab 52 in Schwedisch-Vorpommern. Auf Mönchgut deckt den Kopf der Weiber „eine Mütze von feiner weißer Leinwand, darüber aber sitzt eine schwarze, oben kegelförmig zugespitzte Mütze", worüber im Sommer „ein Strohhut getragen wird . . . Eine Frauenmütze unterscheidet sich von der einer Jungfrau dadurch, daß erstere mit einem schwarzen Bande über die Nähte besetzt und mit einem schwarzen Seidenbande zugebunden wird, dahingegen das Kinnband der letzteren nur von Wolle sein darf" (Indigena 229 f.). Auf Hiddensee sah Nernst 210 „nur als ein kärgliches Ueberbleibsel ein Par steinalte Mütterchen, welche ihrer angestammten Gewohnheit getreu annoch ihre schwarzen oben hoch und spitz zusammenlaufenden Mützen, mit einer schmalen weißen Verbrämung geziert, trugen. Diese glichen ganz noch den Mönchgutern". Für die Kopftracht Rügischer Frauen findet sich die Bezeichnung „Peel" (Normann 95, Dähnert 295, Grümbke II 95, Schiller-Lübben III 314).

132) In Tellemarken „schlägt man um den Staatskopfputz der Frauenzimmer, welcher die hübschen sehr wohl kleidet, und einem Heiligenscheine gleicht, ein doppeltes Tuch" (Bedemar I 112).

133) „Die Schwedischen Weiber tragen immer Schleyer, und diejenigen, welche auf dem Felde arbeiten, tragen Schleyer von schwarzem Kreppflor" (Radcliffe 171). In Blekingen ist „um den Kopf ein Tuch von weißgestreifter Leinwand, oder, bei festlichen Gelegenheiten, von Seide gewunden" (Schubert I 82). Das weiße Kopftuch findet sich ferner in Schonen (Schubert I 27), bei Lund (Kerner 67), in Småland (Molbech I 311), auf Oeland als Kirchentracht (Linné I 135), in Norwegen (Winterreise 131); auf Aland trugen die Weiber „several silk handkerchiefs over their necks" (Acerbi I 199). In Südsmåland (Linné I 336) und auf Oeland (I 110) wird das Tuch von Verheirateten getragen, in Herjeådalen (Schubert II 573) und Wingåker in Nerike von Mädchen (III 298). Auf den Hebriden „bedienten sich sonst die verheiratheten Frauen des Brecids oder Curtahs, eines feinen leinenen Tuchs, das ihnen um den Kopf ging und wovon eine Schleppe, nach hinten zu, unter den Guilechan [Mäntelchen] herabhing" (Buchanan 80). Auf St. Kilda „the Women wear upon their Heads a Linnen Dress, strait before, and drawing to a smal point behind below the Shoulders, a Foot and an half in length" (Martin 110). Auf Barra „the younger women wore little kerchiefs falling back

from their hair" (Goodrich 123). In den schottischen Hochlanden „the married ones wear a hand kerchief crossed over their heads, with two ends pinned under their chin, and the third flying behind" (Lady 133). Auf der Insel Nordmarsch haben die Frauen „den Kopf und das Gesicht, wenn sie in der freyen Luft gehen, Winter und Sommer fast ganz mit Tüchern vermummt" (Eggers II 149).

134) „Die gemeinen Weibspersonen durch das ganze Bambergische machen sich noch häßlicher, indem sie ein weißes Tuch ganz ums Gesicht schlagen" (Nicolai I 133). Nach Höfer II 34 trägt „auf dem Lande das Weibervolk, vorzüglich im Hausruck-Viertel und an der bairischen Grenze, ein buntes Kopftuch". Nicolai VI Beil. S. 98 führt an: „Haubentüchel, ein Leinen-Tuch mit Spitzen, womit die baierischen Bauernmädchen statt einer Mütze sich die Haare zusammenbinden".

135) In Italien ist „allen Frauentrachten gemeinschaftlich das Kopftuch, das in unerschöpflich abgewandelter Art getragen wird" (Haberlandt 47).

136) Wie in der Sagazeit „Männer und Frauen, vor allem Mädchen, gern ein golddurchwirktes Band ins Haar schlangen" (Niedner 42), so gehen in Småland „die Mädchens an Festtagen mit unbedecktem Haupte, die Haare mit einem Bande zusammengebunden" (Linné I 336); in Helsingland (Schubert III 11), Westmanland (III 124), Herjeådalen (II 573), auf Oeland (Linné I 135), auf den Hebriden (Buchanan 80), in Schottland (Lady 133, Stewart I 98) gilt unter den Mädchen dieselbe Sitte. Auf Oeland werden „die Haare mit einem dünnen Bande zusammengeflochten, welches sie Tippat nennen" (Linné I 86). In Dalarne tragen „die Frauen ein weißes Band auf dem Kopfe, und die Mädchen ein rothes" (Tocnaye I 319). In Flechten trägt man das Haar auf Oeland (Linné I 110) und in Herjeådalen (Schubert II 573). Auf den Färöern tragen „Unverheiratete entweder lange Flechten oder sie stecken das Haar auf" (Graba 32). Auf der schonischen Ebene „umgeben die Haarflechten der Mädchen tellerförmig mehrere Zoll hoch den Kopf und werden durch eine silberne Spange hinten zusammengehalten" (Schubert III 408). In Norwegen tragen „die jungen Bräute geflochtenes und auf dem Scheitel zusammengebundenes Haar" (Winterreise 131). Auf den Hebriden winden „verheirathete Frauen ihr Haar in eine Flechte, die sie auf der Mitte des Kopfes, unter der Mütze, mit einer großen Nadel zusammenstecken" (Buchanan 80). In Bergenstift müssen „die Mädchen, welche sich Schwachheiten haben zu Schulden kommen lassen, deren Folgen dieselben unläugbar machen, ihre Haare auf eine besondere Art geflochten und aufgesteckt tragen" (Bedemar I 172). Auf St. Kilda trugen die Frauen „a Lock of about Sixty Hairs hanging down each Cheek, reaching to their Breasts, the lower end tied with a Knot" (Martin 110).

137) Stalder I 113 verzeichnet „Aser, Sack worin man etwas, vorzüglich Eßwaren, aufbewahrt, oder auch mitnimmt, wenn man aufs Mittagessen nicht nach Hause kommt". Ebenso Schmeller I 155, Schöpf 20. Aus Dalarne berichtet Tocnaye I 316: „Unterwegs begegneten mir viele Bauern; alle trugen sie einen kleinen ledernen Beutel mit Lebensmitteln. Ohne die-

sen gehen sie keine 2 Schritte". In Tellemarken bildet nach Bedemar I 115 „den eigensten Gegenstand ihres Luxus ihre Skreppe, das heißt, die Tasche, worin sie ihre Lebensmittel tragen. Diese letztern bestehen aus Haferbrot, so dünn wie Papier gebacken (Fladbröd), und gerade in die Form gebogen, daß es in die Tasche bequem eingeht, nebst einer hölzernen Büchse mit zwey Abtheilungen, die eine mit Butter, die andre mit weichem Käse gefüllt".

138) In der Wikingerzeit umschloß „ein Gürtel mit dem hängenden Messer beim Mann, Wirtschaftszeug bei der Frau den Rock oder das Kleid" (Niedner 41). So trägt noch heute „in Norwegen der Bauer sein Messer immer an der Seite" (Mogk 26). Er „führt gewöhnlich ein starkes Taschenmesser bei sich" (Winterreise 130). In Finnmarken erscheinen „die Weiber mit einem Gürtel mit Schlüsseln, einem Messer u.s.w." (Bedemar II 80). Nach Acerbi I 296 ist es in Finnland „the custom for young woman to wear, suspended at their girdle, the case or sheath of a knife, as a sign that they are unmarried, and would have no objection to a husband". Wie v. Buch I 64 sagt, tragen nur die Tellemärker „noch den breiten nordischen Gurt um den Leib, den sie auf gar verschiedene Art sticken und verzieren; und in diesem Gurt stecken sie wie die Italiener ein großes Messer, das sie ehemals ebenso häufig zu Angriff und Krieg als zur Bequemlichkeit brauchten". Bei den Lappen trug nach Boie 246 „jeder sein Messer und einen hölzernen Löffel an der Seite". Nach Buschan SV III 413 trägt der Lappe sein Messer „ständig im Gürtel bei sich". Birlinger Wb 57 bemerkt unter „Besteck: Messer, Gabel und Löffel. Wohlhabende Bürgersfrauen trugen sie einst, in ein silbernes Futteral gesteckt, am Gürtel — den bairischen und teilweise auch den schwäbischen Bauern und Burschen stecken sie noch jetzt in der äußeren Hosentasche am Oberschenkel". Vgl. Hottenroth I 50.

139) In Delsbö (Helsingland) sind „die blauen Handschuhe ohne Finger mit hübschen Stickereien versehen" (Schubert III 11). Bei den Lappen gehören rote Handschuhe zur Hochzeitstracht (Buschan SV III 413). In Lund hatten nach Kerner 67 die Weiber „auf ihrem Gesangbuch ein paar Handschue". Vgl. Spieß 17, Hottenroth I 50.

140) „Die Bauernweiber in der Mark tragen ihre Müffchen auch im Sommer und den Hundstagen" (Rellstab 52).

141) Vgl. Ed. Hahn, Von der Hacke zum Pflug, Leipzig 1914, S. 11 ff.

142) Tac. Germ. 16, Müllenhoff DA IV 280 ff., Schlüter in Hoops I 402 ff.

143) Im Westen herrschen Einzelhöfe, in der Mitte und im Osten von Deutschland geschlossene Dörfer vor; die Grenzen gibt Meitzen, Siedelung und Agrarwesen I 34 und 46.

144) Tac. Germ. 16, Müllenhoff DA IV 284.

145) Schambach 305, Woeste 328, Strodtmann 291, Richey 345, Danneil 250, Sibeth 109, Fulda 590, Heyne I 12.

146) Vgl. Naumann PG 148, Gz 41, 52, Tetzner 352, Schrader I 203, Schlüter in Hoops I 436, IV 5, Meitzen II 401 ff.

147) Tac. Germ. 26, Müllenhoff DA IV 363 ff., Schrader I 11, Hoops I 45 ff.

148) Hoops I 46. Scherz 161 hat „Bivang, Bifang, terra conceptionis".

149) Eine derartige Verteilung gemeinsamen Wiesenlandes findet sich in Norddeutschland noch heute (Mogk 46). Kabelwiesen kennt man in Braunschweig, Hannover, Mecklenburg, auf Rügen und Föhr (EH Meyer DV 15). „Periodische Verlosung von Ackerland aus dem Gemeindebesitz" besteht noch im Hunsrück, „und auch in Sesenheim (wie sonst im Elsaß hier und da) besteht ein abwechselnd von den einzelnen Gemeindemitgliedern bewirtschaftetes Ackerland, geteilt in 206 Lose, verlost alle 12 Jahre unter den haushäblichen und verheirateten Ortsangehörigen" (Naumann Gz 47). Feldgemeinschaft und Verlosung findet sich auch noch in England (Haberlandt 74). Die Verlosung geschah durch Kaweln, kleine Holzstückchen mit eingeschnittener Hausmarke oder mit Zahlen versehen. Müllenhoff DA IV 368; Dähnert 222: „Kawel. Das Loos über Sachen und Güter, die getheilet werden sollen". Schumann 26, Stürenberg 104, Sibeth 40, Frischbier I 350, Vollbeding 35, Danneil 98, Kuhn 390, Jecht 48, Andree VV 102, ZVfV XXII 337 ff. (Brunner, Kerbhölzer und Kaweln. S. 348 aus Mönchgut und Hiddensee).

150) Barry 352.

151) Der Flurzwang hat sich erhalten in süddeutschen Weinländern, wo die Weinberge bis zum Beginn der gemeinschaftlichen Ernte selbst für die Besitzer geschlossen werden (Naumann Gz 49, Buschan SV IV 108, EH Meyer DV 11, Wrede 206). Ferner finden sich Reste bei den Inselfriesen, in den Heidedörfern, im Böhmerwald und bei den fränkischen Kolonisten Siebenbürgens (Haberlandt 82, EH Meyer DV 11).

152) Das Zweifeldersystem, die uralte Feldgraswirtschaft, besteht noch heute in Rußland und Litauen (Naumann Gz 48). Nach Molbech I 181 ist in Schonen „die gewöhnliche Einteilung der Felder eines Dorfes zur Saat in drei Schlägen; zwei werden mit Roggen und anderm Korn besäet, der dritte liegt braach". Dasselbe System herrscht auf Gothland (Linné I 149), wie in Westgothland (II 36). Auf Oeland werden die guten Äcker nicht brach liegen gelassen; wo der Boden sandig ist, tritt die Brache nach 5 bis 6jähriger Bewirtschaftung ein, bei ganz sandigem Boden folgt nach 3jähriger Bearbeitung 2 Jahre Brache (I 76). In Liv- und Esthland, wo die Schläge als „Lotten" bezeichnet werden, hat man Winter-, Sommer- und Brachfeld (Hupel 145). Nach Büsching 69 sind in Brandenburg „durchgehends drey Felder eingeführet". Dasselbe System herrscht nach Brüggemann I in den Kreisen Anklam (21, 31, 44), Demmin (84), Usedom (254), nach II in Kreis Greiffenhagen (57) und Pyritz (92). In Mecklenburg ist nach Nugent II 31 „das ganze Bauerfeld in die gewöhnlichen drey oder vier Schläge vertheilt, wovon zwey oder drey jährlich bestellt werden, und der letzte brach liegt". Nach Reichenbach 30 liegen „in der Wolgastschen, Lassahnschen und Loitzer Gegend die Aecker mehrentheils in drey Schlägen, wovon einer zur Brache dient, und zwey besäet werden. An anderen, wie wohl wenig, Orten sind sie in vier, im Barthschen Distrikt

und auf Rügen in fünf Felder, ja letzteren Ortes hin und wieder sogar in sechs getheilt, die vier und fünf Saaten nach einander tragen, bevor man sie brach legt und bedüngt". Nach Kosegarten 174 wird „in Westpommern das Feld jetzt gewöhnlich in sechs Schläge getheilt. Der Schlag trägt meistens drei Jahre hintereinander Korn; im dritten Jahre wird Klee unter das Korn gesäet. Im vierten Jahr steht nur dieser Klee auf dem Felde, und es heißt dann vrische drèsch; im Herbst wird er ümhâkt, umgeackert. Im sechsten Jahre ist der Klee fast ganz vergangen, und es wächst nur etwas Gras auf dem Felde; es wird im Frühjahr brâkt, umgeackert, und heißt dann brâkacker, brâk". Auf Rügen wird das Feld nach Zöllner 295 Anm. „gewöhnlich in sechs Schläge getheilt. Im ersten Jahre wird Waizen oder Roggen gesäet, im zweiten Gerste, im dritten Erbsen, im vierten wieder Gerste, im fünften Hafer oder „Mangkorn" (d. i. halb Gerste halb Hafer), welches man abmähet, ehe es reif wird, um die Pferde damit zu füttern. Endlich im sechsten Jahre liegt das Land brach, aber wird doch wohl auch dann mit Wicken besäet, welche das Vieh abweidet". Um Gingst gilt bei dem Sechsschlagsystem die Fruchtwechselfolge: 1. und 2. Gerste, 3. Hafer, 4. Erbsen, 5. Roggen, 6. Brache (Zöllner 356), auf Wittow: 1. Winterkorn (Weizen oder Roggen), 2. Gerste, 3. Erbsen, 4. Gerste, 5. Hafer, 6. Brache (Indigena 108). Nach Grümbke II 104 ff. auf Rügen allgemein: 1. u. 2. Gerste, 3. Erbsen, 4. Roggen, 5. Hafer, 6. Brache; bei Siebenfeldersystem („die meisten Güter auf Rügen sind in sieben (wenige in neun, etliche nur in fünf bis sechs) Schläge getheilt, wovon fünf Getreide tragen und zwei immer brach liegen oder mit Klee besät werden" Indigena 256): 1. Roggen, 2. Gerste, 3. Erbsen und Gerste, 4. Hafer und Gerste, 5.—7. Brache, oder 5. Hafer mit Klee, 6.—7. Brache; bei Achtfeldersystem: 1. Weizen und Roggen, 2. Gerste, 3. Erbsen, 4. Gerste, 5. Hafer, Klei, 6.—8. Brache. Auf Gut Dölitz in Mecklenburg sah Buchwald 51 „das Feld in 12 Binnen- und sechs Buten-Schläge getheilt". Die „Eintheilung des tragbaren Ackers" wird als „Slag" bezeichnet (Dähnert 426, Sibeth 80).

153) Nach Fabricius Einl. 37 pflegen die Norweger ihren Zaun herzustellen, indem sie „einige Tannenbäume an der Wurzel umhauen, paarweise aufrecht in die Erde befestigen, und zwischen diesen zerspaltenes Holz von Tannenbäumen legen". In den Waldgegenden des nördlichen Schonen beobachtet Molbech I 305 Zäune „von lauter Eichenästen und dicken krummen Eichenzweigen, welche in der Höhe von einem Paar Ellen aufgestapelt und an den Seiten durch Strebehölzer gestützt werden. Andere bestehen aus schlanken Pfählen oder zugehauenen Stäben von Buchen, Eichen oder Tannen, drei bis vier Ellen lang, welche kreuzweise gegen einander in die Erde gesetzt werden, oder in einer schrägen Richtung mit zwischen liegenden horizontalen Holzstücken (Sked-Gärder)". Aus „eingeschlagenen Stangen und dazwischen schief gelegten Scheiten" gefertigte Zäune sah Linné I 195 auf Gothland, I 50 auf Oeland. Nach Hupel 196 ist „Rückerzaun ein schräg liegender aus dünnen Pfählen und gespaltetem Holz gemachter Zaun", wobei man die Holzscheite als „Schleete" bezeichnet (207). Ein derartiger Scheitzaun, Skidgardr, umgab schon den Hof der Nord-

germanen zur Wikingerzeit (Weinhold 215, Falk in Hoops IV 583). Hölzerne Zäune hat man ferner in Westergothland (Molbech I 393). Auf Oeland erscheinen „Wachholderbüsche, horizontal gelegt, mit senkrechten Pfählen befestigt" (Linné I 50). In Liv- und Esthland findet man „unter der ungeheuren Menge von Zäunen sehr verschiedene Arten derselben, nemlich Stakett-, Planken-, Ricker-, Latten-, Schleeten- und noch andere Zäune . . . Unter einem lettischen verstehen einige die dünnen Stäbe, welche senkrecht über drei Querlatten gebogen sind" (Hupel 269). In Masuren sind „in Entfernung von etwa 8 m 1½ m hohe Pfähle eingesetzt, die mit zwei Latten oder Schwarten untereinander verbunden sind" (Tetzner 197). In Süddeutschld. stellte man im Ma. „durch Bohnenstangen und schmale Latten, die kreuzweise übereinander gelegt wurden, eine gitterartige Einzäunung her" (Hagelstange 110). „Mit Zäunen von jungen Fichtenbäumen und Zweigen eingefriedigte" Getreidefelder sah Nicolai VI 494 bei Alten-Oetting am Inn. Nach Frischbier II 378 ist „Strauchzaun ein Zaun aus dem Abfall von Aesten und Zweigen gefällter Bäume hergestellt, oft auch von jungen Bäumen". Zäune, die aus dreibeinigen Böcken zusammengesetzt sind, finden sich in Sachsen (Wuttke SV 451). Solche, bei denen „wie ein spanischer Bock die starken gespaltenen Eichen überkreuz 1,5 m tief in der Erde gerammt sind", haben sich noch in der Lüneburger Heide erhalten (Benecke II 74, Kück 12). Nach Dähnert 168 ist „Hakelwerk eine Art Zäune, die oben zwischen den schräge gesetzten Pfählen mit Sträuchen und Dornen belegt werden, damit man sie so leicht nicht übersteigen könne". Normann 37, 81, Sibeth 30, Stürenberg 80, Finder I 278, Benecke II 74. — Vgl. Peßler 18.

154) Im nördlichen Schonen sah Molbech I 305 „von einzelnen Zweigen zwischen lotrechten Stäben geflochtene Zäune". Auf Oeland trifft Linné I 50 Zäune aus Wachholderästen, zwischen dergleichen perpendikularen Pfählen horizontal gelegt und geflochten". Ferner sah Hårleman 77 „sechs Ellen weit von einander in die Erde geschlagene Pfähle, drei Querhölzer, mit senkrecht stehenden Zweigen durchflochten". „Zäune von Zweigen" finden sich auch auf der Schonischen Ebene (Molbech I 305). „Gut geflochtene Zäune" sah Zöllner 130 um Greifswald, als Schutz gegen Schneewehen dienen sie in Sachsen (Wuttke SV 451), nach Schambach 204 werden sie „spiltün", Speltenzäune genannt. „Etter" für Flechtzaun haben Schmeller I 174, Höfer I 190, Stalder I 115 („das Geflecht der Gerten oben an einem Zaun"), Unger 187; fehlt in Tirol: Schöpf 111. Vgl. Falk in Hoops IV 583, Heyne I 100, Hagelstange 110.

155) „Dem Geestbewohner wird es im Jeverlande auffallen, wenn er besonders in den Groden als Befriedigung der Gärten . . . vielfältig ein Strohgeflechte antrifft" (Röbbelen 112).

156) Steinmauern mit Wall, gegen den Acker ablaufend, die mit Gras besät werden können, sah Hårleman 78 in Håland wie in Schonen. Linné II 104 sah in Westgothland Zäune aus geschichteten, mit Rasen bedeckten Steinen. Auf Oeland beobachtete er I 50 Mauern von Kalksteinen, die bloß übereinander gelegt waren, und oben eine Verwahrung von dünnem

Schlehenreis trugen. In Westgothld. fand er II 104 Mauern mit Wachholderbüschen belegt.

157) Steinwälle bezeugt Molbech I 393 für Westergothland. Linné II 104 sah sie dort aus über einander gelegten Steinen, an den Seiten mit paarweise oben zusammen gebundenen Stützen befestigt. In Håland bestanden die Mauern entweder aus ebenen und aufeinander gefügten Steinen, wie in Schonen, oder aus losen Steinen (Hårleman 78), die auch Fabricius 37 getroffen hat. Nach Winterreise 133 sind in Norwegen „die Umzäunungen der Felder meist von Steinen, in welcher Arbeit die Schweden eine besondere Geschicklichkeit haben, die man zu diesem Zwecke oft ins Reich holt". Auf den Färöern ist „alles bebaute Land durch hohe Steinwälle, sogen. Geren, eingefriedigt, damit das Vieh, welches auf dem Udmarket frei weidet, nicht dazu gelangen kann" (Graba 85). Um Greifswald sind nach Zöllner 130 „fast alle Gärten und Felder mit Mauern von Feldsteinen eingefaßt. Die dazu gebrauchten Steine sind zum Theil von so ansehnlicher Größe und so gerade gesprengt, daß sie für den Reisenden unverdächtige Denkmähler des Fleißes und der Ordnungsliebe sind". In der Gegend von Spiker auf Rügen sah Zöllner 244 „tüchtige Mauern von Feldsteinen", die Höfe von Puttgarten bei Arkona hatten „meistentheils eine Einfassung umher von Feldsteinen, mit Lehm verbunden" (298). Von Wittow berichtet Nernst 160: „Noch fielen mir die vielen und großen Steinmauern auf, welche man hier allenthalben zur Befriedigung der Weideplätze, der Gärten und Höfe aufgeführt hatte. Nirgends findet man so dauerhafte Werke dieser Art in so großer Menge, und nirgends hat man auch wohl so viele Ursache dazu, als eben hier, wo der Mangel des Holzes durch den Ueberfluß der brauchbarsten Steinarten auf das reichste ersetzt wird". Nach Nicolai I 177 sieht man um Erlangen „anstatt der Zäune Mauern von Bruchsteinen um die meisten Bauergärten und Höfe". Steinerne Hofmauern sind „Sinnbild und Wahrzeichen" der Lüneburger Heide (Benecke II 74, Kück 212). Vgl. Peßler 18.

158) Hibbert 415; Barry 350. Im Island der Sagazeit, wo die Äcker nach der Saat umhegt werden mußten (Weinhold 79), bestanden die Zäune aus „Torf und Stein" (215, Falk in Hoops IV 583). Im westlichen Schottland „walls neatly reared of living sods of earth with alternate layers of stone or pebbles, broad at the bottom and narrowing to a sharp ridge at the top, form the only inclosure of corn or pasture lands". „Wälle von Grastorf" finden sich in der Schonischen Ebene (Molbech I 305), bei Lund bestehen „die Einfriedigungen fast überall aus schlechten Erdwällen, welche jedes Jahr niederfallen, und jedes Jahr vor dem 1. Mai wieder aufgerichtet werden müssen" (I 106), ebenso sind bei Landskrona „Zäune, wo dergleichen sich finden, nur aufgeworfene Erdwälle ohne lebendige Hecken" (I 24). Fabricius 11 sah in Schonen „am Strande liegende Gärten mit Tang eingehegt", ebenso Molbech I 305 und I 24 bei Landskrona.

159) Nach Schubert II 6 ist „Upland wie Angermanland das rechte Land der Schlagbäume," was von Upland auch Molbech II 368 bezeugt. Schmidt 27 berichtet aus Westmanland von „Thüren, die durch einen einfachen Mechanismus selbst wieder zufallen". Auf dem Wege von Nenn-

dorf nach Bremen fährt man nach Knigge 170 oft „durch Befriedigungen, die gemacht sind, damit das Vieh nicht auf die Felder komme. Da sind denn . . . Schlagbäume gesetzt, und zwar in so großer Anzahl, daß man jeden Augenblick anhalten muß, um einen derselben öffnen zu lassen". Man nennt diesen Zaundurchgang Heck (Richey 91, ebenso in Dithm. 412, Schumann 21, Storm 252, Fulda 158, Frischbier I 278). Nach Sibeth 32 ist „Heck eine zweitheilige Querthüre, auch bloß eine Absperrthür von einer Koppel", nach Danneil 79 außer Lattentür im Zaun und Schlagbaum „eine halbe Hausthür, um Kindern und Thieren den Ein- und Ausgang zu verschließen, oft nur aus hölzernem Gitterwerk bestehend". Die letzte Bedeutung allein hat Schambach 77. Nach Woeste 96 ist „heck zaunähnliches einfahrtstor an einem gehöfte". Schütze II 128 verzeichnet unter Hek: „In Holstein unterscheidet man Door: Hecke, von Leek: auch eine Art Hecke von dürrem Holze was auf und zugemacht wird, und Schütt: ein Heck, das aus zwei Pfählen mit Löchern besteht, wohinein die Querstreben passen". „Schütt" für Holstein hat auch Richey 412. Nach EH Meyer DV 15 nennen die Bayern und die niederrheinischen Franken das Falltor des Dorfzauns „Fallter oder Valder". Schmeller I 705: Falter. Sonst wird die Zauntür süddeutsch als Gatter bezeichnet (Schmeller I 957, Unger 262, Schöpf 178, Stalder I 426, Höfer I 275); oft zeigen sie selbsttätigen Verschluß (Lexer 110; Eysen, Hag und Zaun im Herzogtum Salzburg in ZföV IV 279). Nicolai VI 494 sah bei Alten-Oetting am Inn „die Hecken oder Thüren der Zäune so eingerichtet, daß sie von selbst zufallen". Ebso Hagelstange 104, Falk in Hoops IV 583 (Island).

160) Auf den Färöern wird nach Graba 73 „das Land nur mit der Hacke bearbeitet, weil kein Pflug auf dem felsigen Lande angewandt werden kann". In den Karpathenländern wurde noch im 18. Jh. „oft nur mit der Hacke das Feld etwas aufgelockert" (Kaindl 127). Noch heute ist auch in Deutschland „in manchen Gebirgsgegenden weder Egge noch Pflug, sondern nur die Hacke bekannt" (EH Meyer DV 218). Auf St. Kilda „they use no Plough but a kind of crooked Spade" (Martin 28). „The cas-chrom is much used in Sky and in the Long Isle, and is an instrument of considerable efficacy and power; it is rather a plough than a spade" (Macculloch I 35). „The oldest implement of the Islands . . . is the cas-chrom, the crooked spade. It is still in use in certain districts and it is said to be far more effective than the plough" (Goodrich 423). Besonders altertümlich sind die beim Torfbau verwandten Geräte. Zur Entfernung des Torfmooses „an ancient description of spade is used, the shaft of which is long and light, while the iron plate at the bottom of it is of a different shape and much narrower than that which distinguishes the common spade of England and Scotland. When the moor is thus flayed, and ancient Scandinavian implement of husbandry is used for casting the peats, named a tuskar: its shaft is rather longer than that of a common spade, whilst to the bottom of it is affixed a sharp iron-plate, styled a feather, which projects from one place seven inches, and from another a little more than an inch" (Hibbert 429 f.). Nach Goodrich 424 „the trèisgar and the plèitheag are used in cutting peats". Auf Island bedient man sich der Torfsense oder

Torf-Liaar und zum Graben des Mauertorfs (Hnaus) der Paall (Olaffen I 18). Über die Hacke vgl. Forrer 321, Schrader I 426, Hoops II 347.

161) Den ſhetländiſchen Pflug beſchreibt Hibbert 459: „This implement of husbandry is of a very ancient construction, being single-stilted. A crooked piece of wood, bent to a right angle, forms the beam of the plough, which has a length of six feet and a height of two feet and a half; the single-stilt at the top of it consists of an oak stave seven feet long. Through the lower end of the beam a square hole is cut, for the introduction of a piece of oak about twenty two inches in length, named the Mercal, to which is affixed the sock and sky. The coulter stands nearly perpendicular to the sock; while a wedge driven below or above the mercal, regulates the depth of the furrow. [The plough is] driven by four oxen abreast . . . The draught or chain with which their necks are connected to the plough is from eighteen to twenty-four feet long". Auf den Orkneys „the plough has only one stilt, with neither wrest nor mould-board . . . This awkward tool is commonly drawn by three or four horses abrest, with the driver moving backward before them" (Barry 348). „The caller goes before the beasts backward with a whip". (Nachtr. zu Ben in Barry 447). „The oxen be yoaked with cheats and haims and breachams, which they call weassis, albeit they have horns" (ebda). „The culter and she sock be not two pound in weight" (ebda). In Italien hat der Pflug „ſeinen vorrömiſchen Typus noch vielfach bewahrt" (Haberlandt 44). Den Weſtmanländer Pflug beſchreibt Schmidt 20: „Ein ſpitziges und konveres Eiſen ſtak an einem langen ſchmalen Holze, auf welchem ſowohl hinten als vorn ein anderes aufrecht ſtehendes Holz vermittelſt durchgeſteckter Pflöcke die Deichſel feſthielten, die durch dieſe Einrichtung am andern Holze geſenkt oder erhöht werden, und alſo die Pflugſchar den Acker tiefer oder flacher durchwühlen konnte". Nach Buchwald 8 hat der mecklenburgiſche Haken „kein Rad und nur ein Eiſen, welches wie ein Herz geformt iſt und in der Quer ſitzt: ſo daß . . . die Erde aufgeriſſen und zu beiden Seiten geworfen wird". Vgl. Jb IIL 36. Bei den Inſelſchweden „iſt überall noch der alte Hakenpflug mit einfacher Schar, der das Erdreich nur aufwühlt, aber nicht umwühlt" (Rußwurm II 18). Auf Rügen iſt nach Grümbke II 100 „der in Pommern und Mecklenburg gebräuchliche Haken nicht üblich". In Oſtpreußen geſchieht das Querpflügen nach Friſchbier I 267 mit einem Haken. Den altpreußiſchen räderloſen Pflug, die Zoche, beſchreibt Friſchbier II 496. In der Nordheide bediente man ſich bis nach 1850 „ausſchließlich der Pflüge in uralter Form, mit langem geradem Streichbrette und einem Vorder- oder Rädergeſtell" (Benecke II 395). Nach Kück 68 war der Heidepflug bis auf die Höft-ſahl (Hauptſohle) ganz aus Holz. Ebenſo war nach Eggers I 43 am holſteiniſchen Pfluge „die Pflugſchar von Holz und nur mit Eiſen belegt, die oſtfrieſiſche ganz aus Eiſen". Auch im Rheinland iſt der Holzpflug noch nicht ganz ausgeſtorben (Wrede 201). Auf dem Balkan herrſcht er noch heute (Hahn in Ebert I 12). Forrer 620, Löhr in Ebert I 13, Schrader II 184, Hoops I 18, 25, 34, Hagelſtange 156, Lauffer A 30.

162) Martin 28 berichtet von St. Kilda: „Their Harrows are of Wood,

as are the Teeth in the front also, and all the rest supplied only with long tangles of Seaware tied to the Harrow by the small ends; the Roots hanging loose behind, scatter the clods brooken by the Wooden Teeth; this they are forced to use for want of Wood". Ähnlich beschreibt Barry 348 die Egge der Orkneys, „which consists of only two ore three bulls, in which are inserted only short wooden teeth". Hupel 55 verzeichnet unter „Egge. Man hat hier zwey Arten, beide ohne Eisen, nemlich 1.) Die Pflock- oder Blockegge mit hölzernen Pflöcken, welche von einigen die Klapperegge genannt wird. 2.) Die Strauch- oder Zweigegge, welche aus abgestumpften Zweigen, sonderlich von Nadelholz besteht". Aus Holz war auch die Egge der Lüneburger Heide, die „Schottäg" (nach ihrer dem Wagenschott ähnelnden Form, Kück 68). In den Karpathen bestanden noch im 18. Jahrhundert die Eggen nach Kaindl 127 „oft nur aus einem schmalen mit eisernen Nägeln beschlagenen Brett". Schrader I 212, Hoops I 25, 34, 498, Heyne II 38, Lauffer A 30.

163) Auf den Shetland-Inseln „the grass is mown with a small scythe of a construction peculiar to the country" (Hibbert 465). „The corn is cut down with a very small sickle" (ebda). Auf den Orkneys gebraucht man „a sort of broad, blunt hooks" (Barry 351). Auf Tyree „the sickle is unvariably used in reaping all grain" (Macculloch I 32). Nach Buchanan 140 mäht man die Gerste nie, sondern „reißt sie mit der Wurzel aus, stellt sie in Bündel zum Trocknen und schneidet sodann die Wurzel ab, deren man sich zu Stoppeln bedient. Den Hafer aber schneidet man mit Sicheln". Auf Island „every thing that grows is cut down by means of a short narrow scythe" (Mackenzie 275). Nach Anderſen 26 gebraucht man „keine Grasſenſen, nur kleine krumme Sicheln". In Ostisland wird nach Olaffen II 144 das wilde Korn mit der Sichel (Sigd) geschnitten; ebenso Henderson I 331; für Südisland belegt Olaffen I 17 den Gebrauch der Sense, die „eine Isländische Elle lang ist und zwei Zoll breit" ist, zum Grasmähen. In Jemtland schneidet man „Roggen und Gerste mit der Handsichel; mit der Sense mähet man Erbsen, zuweilen auch Hafer" (Schubert II 501). Nach Hårleman 68 wird „die ganze Länge des Baumes an der Heusense von dem Fuße des Arbeiters bis unter dessen Arm genommen. . Die Getreidesense hat einen geraden Baum ohne Schweif und Krücke". Gercken sah (II 129) in Bayern und (II 454) in Franken Kornschneiden mit Sicheln; im Schwarzwald sah Nicolai XII 19 „fast allenthalben in den Gründen Getreide mit Sicheln geschnitten". In der Gegend von Wien beobachtete er (VI 453), „daß das Getraide theils mit der Sense, theils mit der Sichel geschnitten ward". Nach EH Meyer DV 229 hatte vor der Mitte des 19. Jh. die Sense die Sichel noch nicht verdrängt, und in den Rheingegenden wurde nach Wrede 204 „bis in die neueste Zeit hinein Roggen, Weizen und Spelz mit der Sichel geschnitten". Prähistorische nordische Sensen waren zum Teil gezähnt (Gundmundsson in Hoops I 35), wie sie sich in Italien noch heute finden (Haberlandt 44). Auf Kilda mäht man „Gras zum Heu gemeiniglich von der Linken zur Rechten" (Buchanan 140). — Vgl. Forrer 733, Hoops I 19, 26, Hagelstange 157, Heyne II 50.

164) Schambach 131 führt an unter „mathâke: ein etwa 3 Fuß langer

hölzerner Stiel mit einem eisernen Haken, wie ihn in der Einbecker Gegend die Schnitter in der linken Hand führen und damit die abgehauenen Halme zusammenziehen, während sie in der rechten das sid haben und damit die Halme abhauen". Auch in den Vierlanden mähte man mit dem „Seegen", der Sense, und legte es „mit dem Mathâken" den Bindern handgerecht (Finder II 207, Förster, Die malerischen Vierlande. Hamburg 1920. S. 51, Abb. S 70).

165) Hibbert 465.

166) Sastrow I 390 erzählt aus Italien: „Als wir aber ins Felt kamen, lag ein runder Hauffen Strohe, daraus Pferde und Ochsen das Korne getretten". Die Methode findet sich noch heute in Italien (Haberlandt 44) wie Spanien (61). In den Karpaten war sie im 18. Jh. noch üblich (Kaindl 128). In Ungarn ist nach Franzose I 425 „die gewöhnlichste Art das Getraide auszudreschen, daß man Ochsen darauf herumtreibt, wobey ein gutes Theil davon im Stroh zurückgelassen wird". Vgl. Löhr in Ebert I 14, Meißner ebda 16, Schrader I 204.

167) Den trusk wagnar bezeugt Tocnaye II 36, für Ängermanland Schubert II 99. Bedemar II 187 sah „lange Gebäude, worin man das Korn mit Pferden ausdrischt". Vgl. Meißner in Ebert I 16, Forrer 193, Schrader I 204, Meyer-Lübke in Hoops I 488.

168) Reichenbach 126 hat „in Schweden und anderwerts bemerkt, daß man die Erndtewagen unten und an den Leitern mit grober Leinewand belegte, welches beym Aufladen und Fahren die ausfallenden Körner auffing". Nach Dähnert 251 heißt „Kortwagen bey den Landleuten der Mistwagen" und 267 „Lankwagen ein zum landwirtschaftlichen Behuf verlängerter Wagen, an dem mittelst einer Holzstange die Vorder- und Hinterachsen weiter voneinander gebracht und dann längere Leitern darauf geleget werden, wie beym Korn und Heu-Einfahren". — Nach Schmeller II 1156 ist „Zeiselwagen, Eilwagen der wohlfeilsten Art, meist ein ganz gewöhnlicher Leiterwagen mit Querbrettern zum Sitzen". Nach Höfer II 319, Castelli 269, Jd Austr 128 ist er offen, nach Schöpf 827 und Loritza 146 „mit einem Flechten- oder Leinwanddach" versehen, nach Unger 647 „mit Plachen überspannt". Strasburg II 103 reiste in Holstein „auf einem sogenannten Kirwagen, einem schon in der Gegend von Hamburg gewöhnlichen Fuhrwerke, welches ein gemeiner, mit einer Benne (einem geflochtenen Korb) versehener Bauernwagen ist und gleich einer Chaise hinten oder in der Mitte eine lederne Decke hat." Auf Rügen können der schmalen Wege wegen „nur Wägen mit ganz schmalem Geleise fahren, auf welchen inklusive des Fuhrmanns und des Wegweisers nur vier Personen hinter einander sitzen können" (Rellstab 66). Ebso Zöllner 244. Primitive Wagenformen haben sich in den Karpathen bis ins 18. Jh. erhalten, wo „an einem ganzen Wagen sich öfters kein Lot Eisen befindet" (Kaindl 128). Nach Hupel 18 ist „Bauerwagen ein kleines vierräderiges Fuhrwerk, an welchem man keinen eisernen Nagel sieht". Die ganz primitiven Scheibenräder trifft man noch in Irland (Haberlandt 76). Vgl. Forrer 884, Lübker Realler d. klass. Alt. 8. Aufl. Anast. Nachdr. 1922, S. 1125, Blümner, Röm. Privataltert. 1911 S. 458 ff., Heyne II 27 Lauffer A. 30

169) Die einkufigen oder Bootsschlitten der Lappen zerfallen „in drei Abarten: einen ganz offenen zur Personalbeförderung (Kerre), einen halb offenen für Waren (Pulka), und einen geschlossenen zur Aufnahme von Kleidern und Hausrat (Lakkek)“ (Byhan 89). Vgl. Buschan Vk II 308. Nach Mohnikes Anm. Saxtrow II 51 wird „das ganze einspännige Schlittenfuhrwerk, auf welchem der Rügianer im Winter zu uns kommt, hier in Stralsund Keuthahn genannt, wahrscheinlich wegen seiner Raschheit“. Der Schellenschlitten wird als „Rüschensleegen“ (Schütze III 317, Richey 219, Danneil 177), „Riinsch Sleden“ (Dähnert 380, Frommann V 290, Fallersleben), „Rüüskschläh“ (Stürenberg 205) bezeichnet. In Schwaben ist „Wurst ein Schlitten mit einem Sitze in die Länge, (auch obersächsisch Wurstschlitten)“ (Nicolai IX Beil. S. 244). So auch Frisch II 461, Müller-Fr. II 443.

170) Vit. Ott. Anon. II 23.

171) Über Reise- und Wegeverhältnisse im 18. Jh. vgl. Max von Boehn, Deutschld. i. 18. Jh., Berlin 1921 S. 129 ff., Derf., England im 18. Jh., Berlin 1920 S. 82 ff., Derf., Die Mode im 18. Jh., 2. Aufl., München [1919], S. 228 ff. Indigena 179 findet in Sagart „unregelmäßige, schlecht oder gar nicht gepflasterte Gassen“, in Gingst „deckt nur einige Straßen ein schlechter Damm“ (57), in Bergen waren „holprige abschüssige Wege, schiefe, schlecht gedämmte, zum Theil ungepflasterte Straßen und Durchgänge, für Menschen und Vieh gleich unbequem zu passiren“ (272). Im Lande Hadeln sah Röbbeln 133 auf dem Weg, welchen er „größtentheils bis an die Knie durchwaden mußte ... Schulknaben, welche mit untergeschnallten Stelzen und einem angemessenen Stab zur Stütze in der Hand, die Tiefe des Weges nicht achteten, ja sogar noch Kriegen spielten, später sahe ich auch mehrfältig erwachsene Menschen auf diese Weise das Hinderniß der morastigen Wege überwinden“. Auf den Elbinseln bei Hamburg können nach Kohl II 58 die Menschen „oft nur auf Stelzen zueinander kommen und im Anfang dieses [des 19.] Jahrhunderts war das Gehen auf untergeschnallten Stelzen auf einigen Werdern noch sehr gewöhnlich, selbst bei öffentlichen Leichenbegängnissen“. „Grundlose Wege, für die sie früher Stelzen gehabt,“ erwähnt auch Gorch Fock, Seefahrt ist not! Hamburg 1922, S. 51. Nach Bodemann, Denkwürdigkeiten der Elbinsel Finkenwerder, Hamburg 1860, S. 106 folgten dem Sarge „zu Pferde der Prediger nebst dem Küster, den Zügel in der Linken, das Gesangbuch in der Rechten haltend“. Auf der Riesenkoppe binden sich die Leute, „um nicht in dem Schnee zu versinken, einen hölzernen Reifen unter die Füße, der etwa einen Fuß im Durchmesser hat und innerhalb mit Schnüren netzförmig durchzogen ist“ (Zöllner Schl II 193). In Holstein sind, „um die Reisenden im Winter, bei tiefem Schnee zu warnen, in einer kleinen Entfernung große Pfähle aufgesteckt, welche zu Wegweisern dienen“ (Taillefas 124). Nach Zöllner Schl II 194 ist „der Weg von Schlesien nach Böhmen über den Rücken des Gebirges beständig mit hohen in die Erde gesteckten Stangen bezeichnet, um das Verirren des Wanderers zu verhüthen“. Auf Island bestehen „die Wegzeiger, auf Isländisch Vardar, in Steinhaufen, die sich pyramidenförmig erheben“ (Henderson I 177). Nach Lexer 340

heißen „stoanene mand'ln im Möllthal viereckige vier bis zehn Fuß hohe Mäuerchen, die im Winter besonders für die „Heuzieher" als Wegweiser dienen". „Daubn" sind nach Castelli 106 „Signale von quer übereinandergelegten Steinen, an welchen man bei Besteigung der Alpen den Weg erkennt". Stalder II 396 hat „Steinmannli".

172) Schütze II 281 verzeichnet: „Kloot, Klootstock (Eiderstedt, Husum), Klüverstock (Holst. Marsch, Ditm. auch Kluben, Tellingstedt): ein Springstock, um mit Hilfe desselben über die Marschgräben zu springen. Die untere Kolbe hindert, daß er nicht zu tief in den Schlamm sinke, andere sind blos mit einem hölzernen Teller am Fuß dieses dritten Hülfsfußes versehen, welcher Teller eben die Dienste thut". Ebso Jb XXIX 37 (Eiderstedt und Stapelholm). Nach Stürenberg 112 ist „Klootstock die Schiebstange der Schiffer, die unten mit einem Klotz oder einer Klaue versehen ist". Richey 127 hat „Kluve-Staken", ebso 416 (Dithm.), Brem Wb II 816 und IV 982 hat „Kluven-Staken", Stürenberg 170 „Paddstokk", 186 „Pulsstokk". Es wird schon von Saxo erwähnt (Camerer I 151), ebenso erzählt Niebuhr davon (Duller 183). In den Vierlanden führten „alle Männer zum Übersetzen über die Gräben den im 16., 17. und 18. Jh. häufig erwähnten, gelegentlich auch als Waffe verwendeten Kluverstock" (Finder II 130). Aus Verhältnissen der Lüneburger Heide erzählt Hermann Löns, Das zweite Gesicht, Jena 1923, S. 2, wie der Jäger „mit dem Springstocke über Gräben und Abstiche hinwegsetzte", und 262, daß es ihm schwer wurde, die Moorgräben zu nehmen, „dieweil er den Springstock nicht bei sich hatte". Von den Färingern berichtet Graba 31: „Gehen sie auf das Fjeld, so haben sie stets ihren Fjeldstab in der Hand, einen Stock, der 1½ Zoll dick und höher ist als der Mann der ihn trägt, unten mit einer eisernen Spitze versehen, welchen sie gebrauchen, um über die Elve (Bäche) zu springen und auf abschüssigen und steilen Felsen sich zu stützen".

173) Über die Beförderung der Reisenden zu Schiff vgl. Boehn, Deutschld. im 18. Jh. S. 136 ff. Von seiner Italienreise erzählt Sastrow I 397, der Schiffer „nam das Seill über die Achssell unnd zug uns hinauf bis genn Mantua". Nach Franzose I 228 wird bei den Donauschiffen „das Seil an dem Vordertheil des Schiffes bevestigt und von 15 bis 18 der stärksten Pferde auf dem Rand des Ufers fortgeschleppt". Nach Nicolai II 417 müssen die Schiffe, „nachdem sie groß und das Wasser hoch oder tief ist, von 10, 20 und mehr Pferden den Strom hinauf an einem großen Seile gezogen werden", wobei man die Fahrt gegen den Strom als „Gegentrieb", die Abfahrt als „Naufahrt" bezeichnet. Bei Trollhätta wird nach Schubert I 200 „die Jacht auf- wie abwärts durch ein Pferd mittelst eines Zugseils gezogen", oder „das Ziehen der Schiffe wird durch Menschen verrichtet" (236). Das Fortziehen des Schiffes an einem Strick wird als „treueln" (Schütze IV 280, Stürenberg 288, Brem Wb V 108, Richey 313) oder als „treieln" (Frischbier II 410, Gielow 659, Schumann 35, Fulda 553) bezeichnet.

174) Die Art, wie Lasten getragen werden, ist wichtig zur Erkenntnis ethnographischer Unterschiede (Naumann Gz 19). In der Pfalz tragen „die Weibsleute vom Lande alles in Körben auf dem Kopf in die Stadt,

wie denn überhaupt der Gebrauch überall in den rheinischen Provinzen nicht allein auf dem Lande, sondern auch in den Städten herrscht, alles in Körben oder sonst auf dem Kopf zu tragen, die größten Lasten" (Gercken III 216). Bei Lindköping in Ostergothld. fand Schubert I 165 „bei den Weibern die Sitte, Lasten ohne untergelegtes Kissen auf bloßem Kopfe zu tragen; aber Ruhehölzer am Wege, auf welchen man in Süddeutschland die Lasten, um auszuruhen, absetzt, sah ich nicht". Nach Graba 126 tragen „die Färinger mit der Stirn. Um das Tragende wird ein Tau geschlungen, welches seinen Stützpunkt auf der Stirn des Trägers findet, die Last liegt auf dem Rücken". Der als Unterlage dienende Tragring wird als Bauschen (Schöpf 33), Bauscht (Autenrieth 18), Bund („eine Wulst von Stroh oder Tuch, den die gemeinen Leute auf den Kopf legen, um etwas schweres zu tragen". Österr., Nicolai V Beil. S. 80), Kringel, Kringen (Crecelius 524), Riegel (Schmeller II 74, Schöpf 555, Unger 503), Riedel (Schöpf 553, Unger 503) bezeichnet. Schmidt Wb 95 hat „Kützel, Kitzel. Man bezeichnet damit ein kleines, rundes, mit Kühhaaren oder Stroh hart ausgestopftes Kissen, welches in der Mitte ein Loch hat, und zur Schonung der Kappen und Minderung des Druckes auf den Kopf gelegt wird, wenn man etwas auf demselben tragen soll. Im Österr. Daillämbl." (Schmeller I 477: „Daillambl küzel"). Nach Richey 334 ist Waseke „ein ausgestopfter Krantz von allerhand Tuch, den die Mägde, zum bequemeren tragen, auf den Kopff legen". Karl Weule, Die Urgesellschaft und ihre Lebensfürsorge, Stuttgart [1912] S. 100 bemerkt mit nicht zutreffender Einschränkung: „Das Tragkissen für die Kopflast finden wir in Norddeutschland nur noch auf den immer weniger werdenden Ziegeleien mit Handbetrieb, wo halbwüchsige Buben und Mädchen die frisch geformten Ziegel auf ihm in die Trockenschuppen hinübertragen".

175) Das Svedjebrennen (svedja schwenden, Dähnert Sw 136) belegen Tocnaye II 30, Acerbi I 29, Büsch 6, Schmidt 180, Hårleman 13, Fabricius Einl. 39 u. 119. Nach Schubert I 141 findet es sich „am häufigsten in Småland und im obern Schweden". Für Småland bezeugen es Linné I 23 („Swedjor, bey den Småländern Fällor oder Lyckor genannt"), Büsch 29, Molbech I 315. Nach Hupel 132 ist „Küttis eine Fruchtbarmachung des Ackers durch Feuer, indem man trockenes Holz oder Strauchwerk mit der aufgepflügten Erde bedeckt, dasselbe anzündet und dann die Asche ausbreitet, und bald darauf die Saat verrichtet". Bergmann 24 hat „küttisbrennen". Ferner ist nach Hupel 194 „röden eine Waldung durch das Abbrennen zu Ackerland machen. Daher heißt Röding, wenn man ein Stück Waldung oder dickes Gebüsche herunter hauet, dasselbe trocknen läßt, anzündet, und dann das auf die Asche gelegte Saatkorn einpflüget". Brandwirtschaft fand sich noch in den Karpathen im 18. Jh. (Kaindl 127). Ebenso hat Stalder II 295 „Rüten ein Stück Land von Bäumen, Gesträuchen u. s. w. vermittelst einer Ausstockung und Verbrennung derselben reinigen". Vgl. Schmeller II 60, Unger 502. Nach Höfer III 128 ist „Schwenten in vielen Gegenden noch jetzt einen Wald . . . anzünden, um tragbare Äcker daraus zu machen". Schmeller II 636, Frommann VI 206, Unger 565, Schöpf 661, Stalder II 359, Birlinger Wb 406.

Schubert I 142 sah ein dem schwedischen „ähnliches Verfahren in Schwaben, im Schwarzwalde". Dort legen sie nach Gercken I 291 „auf den Acker, der gedünget werden soll, in einer gewissen Distanz Haufen von gespaltenem Tannenholze und dürrem Strauchwerk durcheinander, bedecken ihn mit Rasen von Heide, stecken ihn an und lassen es zusammen zur Asche brennen. Diese Aschhaufen verbreiten sie über den ganzen Acker, und düngen ihn damit so gut, daß nach ihrer Angabe derselbe dreimal reichlich Futter tragen soll." Noch heute wird im Schwarzwald „Waldboden durch Schwenden, Reuten und Branden urbar gemacht" (EH Meyer DV 218). Gercken I 292 hat „auch in der Schweiz diese Art zu düngen gesehen". In Steiermark „nimmt der Bauer einen gewissen Platz, so mit Laubholz bewachsen, rodet selbiges aus und läßt solches so lange liegen, bis es ganz dürre geworden. Im Herbst werden diese Reiser angezündet und zu Asche verbrannt, die er alsdann gleichmäßig über den Acker verbreitet" (ebda). Im Siegerland wird nach Schubert II 453 Anm. „auf den sog. Haubergen, oder Niederwald, meist aus Birken und Eichen bestehend, das Holz . . . auf der Wurzel abgetrieben, der Boden gehackt und gebrannt, mit Roggen oder mit Heidekorn besäet, dann vier bis fünf Jahre gehegt und demnächst als Viehweide benutzt, bis das Holz wieder abgetrieben werden kann". Die Brandkultur hat sich außer in diesen Haubergsgenossenschaften „als Hackwaldwirtschaft im Odenwald, als Schiffeln auf den Gehöferschaftsgebieten des Hunsrücks und der Eifel" erhalten (EH Meyer DV 17). Aus Meckl. hat sich Nugent II 78 „erzählen lassen, daß man vor Zeiten das Abbrennen der Sümpfe für die beste Methode gehalten hat", eine Kultivierungsform, die sich als „Moorbrennen" in der Lüneburger Heide noch heute findet (EH Meyer DV 17). Vgl. Schrader I 207.

176) In altgermanischer Zeit wurden die Halme „etwa in halber Höhe abgeschnitten, so daß lange Stoppeln stehen blieben" (Hoops I 26). Auf Island wurde nach Olaffen II 114 das wilde Korn „ziemlich hoch über der Wurzel geschnitten". Vgl. Roeder in Ebert I 12 (Ägypten) und Meißner ebda 16 (Vorderasien).

177) Schrader I 208, Hoops I 493.

178) Hibbert 462.

179) „Das Wort Tun bezeichnet den mit den Meierhöfen unmittelbar zusammenhängenden Boden, welcher, da er der einzige Ort ist, der einigen Dünger erhält, sich immer sehr vorteilhaft von dem übrigen Boden durch eine reichere Vegetation auszeichnet" (Henderson I 168, ebso Olaffen I 5). Das Heu der Tunen und des fetteren Landes wird Tada genannt, das von den Wiesen und Sümpfen aber Uthey od. Feldheu" (Olaffen I 17; ebso Fulda 535). In der Schweiz ist nach Stalder I 95 „Bochfäl der Bezirk der Almweide nächst um die Sennhütte, und zwar der gedüngte, fetteste Theil derselben, wo man das Vieh gewöhnlich lagern läßt. Auch G'fäl, Läger, Stafel". Schmeller I 201: Bocht Unrat, Kot. Ebso Unger 97. Schmidt Wb 33 hat „Böt̃z ein Grasgarten oder Wiesenplatz, der nahe bey des Eigenthümers Wohnung liegt".

180) Nach Buchwald 51 versteht man in Mecklenburg „unter den Binnen-Schlägen die nahe gelegenen Felder, welche in einer gewissen Ord-

nung gedüngt werden; und unter den Buten-Schlägen diejenigen, welche wegen ihrer Entlegenheit keinen andern Dünger als durch die Schafhürden bekommen". Schmidt Wb 286 hat „Urles das sog. auswendige Feld, zum Unterschiede von dem inwendigen (guten Felde) das gedüngt wird".

181) Hibbert 415: „When intended for use, the heath is strewed along the floor of the byre for the purpose of being well mingled with the dung that accumulates from the cows. The wet stratum is then covered over with a layer of duff mould, or dry decomposed moss, which substance, in like manner, remains until it is well moistened with the dung that falls, when the whole is again covered with a layer of heath"; die Reihenfolge bleibt, bis der Dung auf den Acker geschafft wird. „Dieser schmutzige Stall wird nur einmal im Jahre ausgemistet, wenn die Einwohner Dünger auf ihren Gerstenfeldern nöthig haben... Dadurch wird endlich der Misthaufen so hoch wie das halbe Haus, die Menschen sitzen unten um das Feuer, und das Vieh sieht von oben auf die Gesellschaft herab" (Buchanan 83). Auf St. Kilda „behalten sie den Dünger ihres Viehs in ihren Häusern" (119). Noch Goodrich 193 berichtet dasselbe. „The manure, which accumulated in the house from the presence of the cattle, was removed only once a year". Auf den Orkneys „instead of laying ware and dung separately on the land, they mix them in certain proportions, together with earth, soil or vegetable mould, dug from the gras-ground for that purpose . . . A stratum of earth is laid in the bottom, on which is placed dung, and then earth on which is thrown ware or sea-weed, and so on till the dunghill be completed" (Barry 352). Ebso in den Nachtr. zu Ben in Barry 447: „They good their land with sea-ware and lightly midden muck". Erde als Düngervermehrung findet sich auch bei uns. Nach Brem Wb I 336 ist „Plaggen-faal ein Haufe aufeinander gelegter, und schichtenweise mit Mist vermengter Plaggen, oder Erdschollen, zur Düngung des Ackers", nach III 325 sind „Plaggen platte Rasen, Erdschollen, die unter den Mist gemenget werden". Nach Schütze III 213 werden die Plaggen auch „in den Mieten zur Vermehrung des Mistes gebraucht". So auch Richey 186. Ebenso bedient sich nach Danneil 156 der Landmann der Plaggen „als Düngervermehrung". In dem Märchen „Der ungehobelte Bauer" klopft der Alte „Torf für den Misthaufen" (Stroebe I 150).

182 „In some places, it is carried up from the strand immediately, and laid, while it is yet fresh, on the land, and in other places it is laid up in a heap, to ferment and putrefy till the spring" (Barry 350). „Man düngt mit Seetang" auch auf Seeland (Runge, Fußreise in Seeland, in Paul Ferd. Schmidt, Phil. Otto Runge, Leipzig 1923, S. 110).

183) Die Ackerbeete „im bayr. Flachland bestehen gewöhnlich aus 4 Erdstreifen (Strängen) . . . Vor dem Gebirg hingegen werden 6, 8, 14, 20 und mehr Stränge aneinander geworfen" (Schmeller I 728). Man pflügt nach Gercken II 454 „fast durch ganz Franken in sehr schmalen Beeten, so eigentlich nur aus vier zusammengeflügten Furchen bestehen, alsdann ist eine kleine Vertiefung, und dann folgen wieder so vier Furchen, die ganze Breite (bei Hof pflügt man schon 8—10 Furchen zusammen, weiter nimmt

man noch mehr zu, und bei Zeitz hört diese Art zu pflügen auf)". In Bayern ist nach II 128 „die Art zu pflügen wie in Franken und vielen andern Gegenden, daß man 4 Furchen zusammenpflügt und läßt alsdann eine tiefe Furche liegen". In Schlesien macht man, „nach alter Schlesischer, oder vielmehr Polnischer Landessitte, ganz schmale Ackerbeete von 6 bis 8 Furchen" (Zöllner Schl I 54). Ein ähnliches Verfahren ist das schweizerische „Gräthen", bei dem das ganze Ackerstück in mehrere Beete mit erhöhtem Mittelrücken (Grat) zerpflügt wird (Stalder I 473). Das von zwei Furchen eingeschlossene Ackerbeet heißt Bifang (Schmeller I 728, Castelli 84), Pifang (Schöpf 504), Biſing (Frommann VI 27, Heanzen), Piſing (Unger 83), büffing (Lexer 89), piſſing (Lexer 28), Alden (bei Kohl- und Kartoffeläckern, Höfer I 19), Sattel (Thür. und Heſſ., Vilmar 338, Crecelius 709).

184) „The soil is raised very considerably in the middle, while both sides are more and more deprived of it, so that the edges are almost bare rock" (Acerbi I 29). Ebſo Molbech I 421 (Nerike) und Linné II 8 u. 22 (Weſtmanland).

185) „Die Pflügezeit fängt gewöhnlich um Mariä Verkündigung an, welchen Tag man daher auch Pflug-Marien nennt" (Indigena 257); ebſo Grümbke II 99, BPB III 166 (Rüg.), Bartſch II 256, Danneil 158, Friſchbier II 140. Oder man beginnt auf Rügen mit dem Gertrudentag, dem 17. März. „To Gertrud kümmt Egg und Plog rut" (Haas RB 23). So auch im Rheinland (Wrede 201). Auf den Orkneys „they usually began to plough about Candlemas, O.S." (Barry 349).

186) Ihres Froſtes wegen beſonders gefürchtet ſind in Norwegen „drei berüchtigte Septembernächte, darum auch Eiſennächte (Jernnättar) genannt, welche gemeiniglich die letzte Hoffnung vernichten" (Bedemar I 256). Nach Schubert II 80 treten in Angermanland „am 11. 12. u. 13. Auguſt (im Schwediſchen Kalender Suſanna, Klara, Hippolytus) Nachtfröſte ein; man nennt dieſe Nächte Eiſennächte". Sie entſprechen unſern „geſtrengen Herren" Pankratius, Servatius, Bonifazius (12.—14. Mai, Hörmann 83, Wrede 123) oder Mamertus, Pankratius und Servatius (11.—13. Mai, Finder II 201).

187) Saſtrow I 308 ſagt: „Lombardeien iſt ein ſchon, fruchtbar, eben, woll excoliert Landt; der eine Baum von dem andern etwa 30 Schuhe, unnd die eine Riege von der andern etwan bei 60 Schuhen voneinander gepflanzett; bei die Baume die Weinſtocke geleget, ſo neben den Baumen auffwachſen, unnd die Ranken von dem einen Baum zum andern reichen alſo das Apffel unnd Bieren u.ſ.w. auf den Baumen ſitzen unnd die Weintrauben zwuſchen den Beumen hengen, unnd zwuſchen den Riegen wachſt das Korn".

188) Barry 351.

189) „Das abgemähte Getreide liegt gewöhnlich eine kurze Zeit auf dem Schwad oder Schwaden, ehe es gegarbt wird" (Grümbke II 111). Dähnert 476 hat: „Svad. Die Reihen des abgemäheten Graſes oder Getraides, ſo wie es zur linken Seite des Mähers fällt". Haas RB 46, Sibeth 90, Friſchbier II 326, Fiſcher 82, Danneil 217, Stürenberg 241, Schumann 26,

Schütze IV 87, Brem Wb IV 1107, Schambach 220, Bauer 102, Jecht 101, Jb XXVI 76 (Kreis Jerichow, Prov. Sachs.), XXXIV 96 (Halberstadt), XXXXIV 55 (bei Joh. H. Voß), Fulda 475, Kluge 413; engl. swath, holl. zwadde. Vilmar 376: wenig üblich. Andre nd. Bezeichnungen Wirse (Brem Wb V 271, Ostfriesld.), Geen (Strodtmann 70), Bresche (Schambach 33); In Obdeutschld. vorherrschend ist Made: Schmeller I 1567, Stalder II 191, Lexer 183, Schöpf 409, Höfer II 87 (in Österr.), Frommann III 464 (Lesachtal), Zingerle 42, Fulda 282 (Schweiz), Vilmar 257, Crecelius 573, Schmidt Wb 106, Autenrieth 51 (gemâde); Stürenberg 147, Frisch I 633, Neubauer 84, Grimm Wb VI 1449; auch Jån: Schmeller I 1207, Höfer II 87, Stalder II 72, Schöpf 291, Unger 362, Birlinger Wb 253, Vilmar 181, Frommann III 337, VI 159. Ferner Zatte (Stalder II 465), Roade (Schöpf 528, Heusträngе), Lorreier (Birlinger Wb 318, dass.), Schlau (ebda, dass.), Zeil (Crecelius 573), Leusel (ebda).

190) Die ungebundenen Garben heißen im Rheinld. Schobben (Wrede 204), die gebundenen heißen Schof, zumeist in der Bedeutung Dachstroh (Frischbier II 314, BPB I 183, Danneil 187, Richey 235, Frommann VI 18 (Eifel), Fulda 464), Bausch (Crecelius 103, Vilmar 29, nur Obhess.), Schütte (Berndt 126, Vilmar 29, nur Ndhess.), Siechling (Vilmar 383, Crecelius 403), buše (Leihener 18), Blitter (Vilmar 43, Obhess.).

191) Als Bezeichnung des winddurchlässig aufgestellten Getreidehaufens dient in Nddtschld. Hocke: Dähnert 190, Sibeth 33, Schumann 25, Stürenberg 90, Strodtmann 66; in Obdtschld. Mandel: Wachter 1039, Lexer 185, Castelli 197, Loritza 86, Birlinger Wb 328. Ferner Gast (Strodtmann 66), Hausten (Crecelius 453), Dogken (Schöpf 35). Die niedd. Hocke besteht aus 20 Garben (Frischbier I 292), die Tiroler Hock aus 10 (Schöpf 270), die Mandel aus 10—15 (Schmeller I 160), aus 10—22 (Unger 449), aus 10 (Höfer II 231), aus 15 (Drechsler II 61, Jecht 66, Fulda 287, Kluge 297), die Docke aus 8—10 (Schmeller I 488), 10—12 (Unger 157), die Heuchel aus 10 (Crecelius 462), die Styge aus 20 (Strodtmann 230). Im Rheinland heißt eine Hocke aus 10 Garben Fem, aus 4 Garben Gaas, aus 12 Garben Kup (Wrede 204). Auf Rügen ist „die Garbenzahl in jeder Hocke willkürlich" (Indigena 262, Grümbke II 99).

192) Hibbert 465. Auf den Orkneys „the corn is piled up in what are called screws, on the land, first, and then carried home" (Barry 351). Wenn in South Uist „the miserable little crops are gathered, . . . they often have to stand in the „stocks" (small shocks) for weeks" (Goodrich 167). In Schottland binden die Männer das Korn „and set up the shocks. Their name for them is stocks" (Lettice 163).

193) Als Einzelgarbe erscheint die Hocke in den Orkneys. „The sheaf is tied near the top and set on the bottom spread out, to dry . . . the same that is called gating in the south of Scotland" (Barry 351). Eine liegende Gruppenstellung ist der „krüzhâp, ein Haufe von 10 Garben, von denen 9 unten liegen, die 10. darüber gedeckt ist" (Schambach 115). Nach Schmeller I 488 ist die Docke ein „Haufe von übereinander gelegten Feldfrüchten". Reihenförmig stehende Hocken finden sich in Småland, wo „die Garben in 4 Reihen, in jeder Reihe 6, aufrecht auf die Stoppen gesetzt" werden (Linné

I 344), in Ostgothland, wo „die Garben auf dem Acker paarweise, 10 Paar gegeneinander, aufgestellt" werden (I 357). Kreuzförmig stehende Hocken hat man in den Vierlanden, wo „das Korn in Hocken zu je vier Garben aufgestellt" wird (Finder II 208), kreisförmig stehende und mit einem Schutzhut versehene in Schweden, wo die Garben „in a circular form and covered with one hooding-sheaf expanded at the end, for warding off the rain" aufgestellt sind (Acerbi I 30), in Westmanland, wo sie „in Haufen, mit einer Decke auf dem Gipfel, gesetzt" sind (Linné II 312). In Österreich stehen von den zehn Garben der Mandel „neun im Kreise herum, so daß die Aehren in der Höhe zusammenstossen: die zehende wird auseinandergebreitet und als ein Deckel darüber gesetzt" (Höfer II 231). Ebso Schmeller I 1601, Schmidt Wb 72, Drechsler II 61, Frischbier I 402, („Kokoschke"). Nach Brem Wb II 645 sind eine „Hokke vier im Felde aufgerichtete und oben zusammen gebundene Garben". Ebenso Schütze I 147. — Vgl. Mielke, Verschwindende Erntegebräuche in ZVfV X 272 ff., ferner Nf XXVI 546 ff.

194) Pfähle mit Quersprossen, an die man das frisch geschnittene Heu, Korn u. a. hängt, nennt man Hainzen (Rochholz II 299, Schmeller I 1138, Stalder II 35, Schöpf 236, Höfer II 21, Unger 339, Birlinger Wb 217, Nicolai IX Beil. 185 (Schwaben)); Hüfel (Schmeller I 1057, Höfer II 73, Lexer 145, Schöpf 263, Unger 347, Loritza 66), Rakl (Lexer 203). Ein um eine im Boden befestigte Stange errichteter Haufen Heu, der festgetreten und mit Rasen bedeckt ist, wird Tristen genannt (Schmeller I 676, Stalder I 305, Lexer 71, Schöpf 91, Frommann IV 346 (Tyrol), Frisch II 388, Fulda 560, Hörmann 268). Der Fruchthaufe, der um eine mit Seitensprossen versehene, die Garben überzwerg tragende Stange errichtet ist, wird als Schober bezeichnet (Höfer II 232, Schmeller II 361). Derartige Vorrichtungen beobachtete Nicolai VI 479 bei Linz: „Wir sahen einen mit Klee besäeten Acker. Auf demselben waren Lagen von doppeltem Kreuzholze gemacht. An diese ward der Klee, nachdem er mit der Sichel geschnitten war, in Büschel aufgehangen, und so zu Heu getrocknet". An der Sieg werden die Garben auf „Husten" gestellt (Wrede 204). Die zuckerhutförmigen Heuschober im Spreewald werden nach dem in ihrer Mitte angebrachten „Stock" genannt (Andree WW 94). In Norddeutschland verwendet man zum Kleetrocknen den Klêwerrüter, Kleereiter (Schambach 103, auch in Holstein). Diese dreifußartigen Gestelle benutzt man von Halle bis zum Harz und nach Thüringen (Mielke, Verschwindende Erntegebräuche in ZVfV X 280). Auch in Masuren besteht „das Gerüst der Heufeime aus drei pyramidenartig zusammengestellten Stangen" (Tetzner 197).

195) Bei Arendal macht man die Gerstengarben klein „und steckt sie zu dreien an einen eingeschlagenen Pfahl" (Thienemann 36). In Norwegen steckt man „das Korn auf Stangen, wie es auch in Jemtland gebräuchlich ist" (Tocnaye II 121). Ebenso pflegt man bei Friedrichshall „die Garben auf Stöhre oder Stöcke zu setzen" (Fabricius 71). Bei Trollhätta „schlossen die Gärten hohe Stangengerüste ein, zum Trocknen des Heus und Getreides, oft über die Häuser weit hinausragend. Diese Methode ist in Schweden

ganz allgemein" (Bedemar I 20). Im Jemtland wird „das geschnittene Korn an einer aufrecht stehenden Stange festgebunden, so daß es fast cylinderförmig gestaltet wird" (Schubert II 502). Ebenso in Norwegen die Gerste (Boie 270). Dort geschieht „das Trocknen des Korns in manchen Gegenden noch auf eine besondere Weise. Man umgiebt eine Tonne mit den Gaben der hiesigen sparsamen Ceres bis zu ihrem obersten Rande. Sodann hebt man sie ein wenig in die Höhe und setzt dieses Verfahren so lange fort, bis man einen ziemlich hohen Haufen gebildet hat, welcher in der Mitte hohl ist und leicht von der Luft durchweht werden kann" (Winterreise 122).

196) In der Gothenburger Gegend sah Hårleman 88 „sehr viele runde Coni oder Pyramiden. Auf diesen Pyramiden, welche aus langen aufgerichteten und mit den Spitzen gegeneinander strebenden Stangen bestehen, werden die hier in Menge wachsenden Bohnen mit ihrem Strohe gehängt, um an der Luft zu trocknen". Ebenso beobachtete Fabricius 51 in Håland „hohe Stangen in Gestalt einer Pyramide zum Trocknen von Erbsen und Bohnen". Hupel 188 verzeichnet: „Einige nennen auch das Balkengerüste auf welchem die Erbsen vor dem Ausdreschen in der Luft trocknen, eine Rauke", und 199: „Saden, aufgerichtete Bäume, auf welchen man die Erbsen in der Luft trocknen läßt, ehe sie ausgedroschen werden". Bergmann 61 ebso.

197) In Gestrikeland findet man „neben den Scheunen oder noch häufiger auf den Feldern sog. Hässjor (Trockengerüste), einfache oder doppelte; die einfachen bildet eine dicke, 14 bis 15 Ellen lange, aufrechtstehende Stange mit viereckigen Löchern, in welche man 8 bis 10 Ellen lange Querstangen einsteckt; die Hauptstange wird unten durch vier stützende Seitenstangen, oben durch ein bretternes Wetterdach gehalten . . . Die doppelten Hässjor bilden zwei einfache, die neben einander stehen und durch breite Querhölzer verbunden sind" (Schubert II 22). Diese Hässjor für Heu und Korn finden sich in allen Lappmarken (II 273). Linné II 269 belegt sie für Westergothland, Fabricius 228 und 342 für Norwegen.

198) Ein solches Schutzgebäude im Freien zum Aufhängen heißt Harpfe (Schmeller I 1161, Schöpf 246, Lexer 134, Unger 328, Frommann III 16, 118, VI 145; Grimm Wb IV 2 476), Köise (Schöpf 335: kärtn. Grenze, 246: Lesachtal, Lexer 134: Lesachtal), Stog (Schmeller I 1161: Kärnt.). Die „bühnenähnliche Erhöhung in den Scheuern und Tennen, wo die Garben vor dem letzten Dreschen zum völligen Trocknen aufhängen" heißt Karpent (Schöpf 303, Vinschgau), Bürl (Schöpf 68; Lexer 46 hat „pürl die auf der Bühne angebrachten Querstangen, auf welche die Getreidegarben zum völligen Austrocknen aufgeschichtet werden"); Bün' ist im Lesachtal „der Söller um die Scheune, worauf die Garben zum Trocknen gelegt werden" (Schöpf 67, Frommann IV 498). Eine ähnliche Trockenvorrichtung sah Lettice 244 in Schottld. auf einem Gutshofe. Die Trockenscheune hatte „several tiers of beams, running parallel, at convenient intervals across the breadth of the room; and from one end to the other of its length. From each of these are suspended a great number

of long poles, filled with pegs. Upon these ar ranged as soon as they are cut, the sheaves of wheat, barley, oats etc".

199) Nach Hörmann 279 hängt am Hause „im Herbst an dem zu diesem Zwecke angebrachten Gestränge Erbsen- und Bohnenstroh; auch Samen, Obstschnitze oder was sonst an der Luft trocknen soll, gibt man auf langen Brettern dahinauf. Im Spätherbst Maiskolben".

200) Hibbert 465. Auf den Orkneys „it is built in small stacks, from which it is carried by degrees into the barn" (Barry 351); auf South List „the stacks are made very small and of bee-hive shape" (Goodrich 167). Auf St. Kilda sind die Schober „mehrentheils keilförmig, von unten nach oben mit Stricken von Heide fest umwunden, und werden im Winter durch kein Stoppeldach gedeckt" (Buchanan 141). Auf Island wird das Heu in „long and narrow stacks" gesetzt (Mackenzie 275). Ebso Olassen I 8. Zur Sagazeit schichteten die Mägde von dem dürren Heu „die großen Haufen auf, welche bis vier Klaftern Dicke und Höhe aufgebaut und mit einem Zaun von Torf oder Holz geschützt wurden" (Weinhold 59).

201) Miete für Getreideschober hat Grümbke II 112, Indigena 255, Dähnert 308, Frischbier II 67, Danneil 138, Jb XIV 58 (Holst.), Schumann 25, Brem Wb III 168, Fulda 299, Wachter 1085 („strues mergitum turrita, Dialecto alterioris Pomeraniae"). Daneben bezeichnet es „den Düngerhaufen, besonders wenn Plaggen und Stalldünger schichtweise aufgehäuft werden" (Danneil 138, Schumann 25); Düngerhaufen aus Erdschollen und Mist allein: Richey 163, Schütze III 99. Erdaufwurf, der Kartoffel birgt: Jecht 69, Frischbier II 67, 541; Holzhaufen: Schambach 176. Vgl. Grimm Wb VI 2, 2177, Kluge 309. Diemen für Getreide- und Heuschober hat: Dähnert 78, Kosegarten 388, Fulda 65, Frischbier I 140, Danneil 35, Richey 35, Schumann 25, Jb XIV 57 (Holst.), Jecht 16, Schultze 32, Jb XXIX 148 (Quedlinburg), XXXIV 57 (Halberstadt), Woeste 52; für Heuhaufen: Schütze I 219, Jb XXVI 69 (Kr. Jerichow Prov. Sachs.). Feime: Frischbier I 184, Danneil 51 (nur von Holz), Frommann II 43 (Hildesheim), Schambach 270, Müller-Fr. I 319, Jecht 16 (Oberlausitz), Frisch I 256, Fulda 89, Grimm Wb III 1451, Kluge 134; nach Dähnert 118 ist „Fim eine Anzahl von 100 oder 120 Bünden Stroh", Sibeth 21 und Brem Wb I 387 hat „100 Bünde". Schober hat: Schöpf 642, Lexer 224, Zingerle 50, Loritza 118, Castelli 249, Birlinger Wb 401, Berndt 124, Frommann IV 184 (Schles.), Hupel 211 (selten). Nach Schmeller II 362 und Höfer III 110 Zahl von 60 Garben, nach Unger 553 von 60 oder 66 Garben. — In der Schweiz Schochen (Stalder II 346). Andere Bezeichnungen sind Wiske (Brem Wb III 168, Oldenburg), Schelf, Block (Stürenberg 215), Eder (Crecelius 357), Bärm (Wrede 66, 204), Nabber (Hupel 158), Kuje (Hupel 138, Bermann 41). Kleinere Heuhaufen, wie sie gebildet werden, um die Frucht auf dem Felde vor dem Regen zu schützen, werden bezeichnet als Bürling (Schmeller I 278, Unger 85, Stalder I 173, Birlinger Wb 83, Frommann IV 213, VI 290, Schöpf 68 (Schober aus 10 Korngarben)), Hock (Danneil 83, Jb XXVI 69: Kr. Jerichow; mittelgroße als hüp bezeichnet), Kocke (Schmidt Wb 83), Häufel oder Hiffel (Crecelius

452; mehrere H. bilden eine Wede, 897), Kegel (Schambach 247), Dutten (Schumann 25), Pätjen (Schütze III 197), Keps (Frischbier I 355), Sade (Hupel 199), Rucke (196), Gubbe (Hupel 83, Bergmann 30). Ferner für Heuhaufen: Duhf (Strodtmann 45), Röckel (188), Böcke (Schmidt Wb 29), Schloh (Schmidt Wb 191 „ein großer Haufe Heu oder Grummet, der zusammen getragen worden ist, weil er nach Hause gebracht werden soll"), Spint (Schöpf 689, Vinschgau: „langer Heuhaufen auf der Wiese zum Aufladen bereitet"). Das Heu aus Schwaden in Haufen setzen wird „stûken" (Schambach 216, Jb XXXIV 81, Halberstadt), „temen" genannt (Stürenberg 279). Torfhaufen werden bezeichnet als Ringel (Brem Wb III 496, IV 1075 (8 Sohden), Schütze III 297, Storm 252, Schumann 27, Dähnert 382 (im Rüg. Landrecht)), Stuke (Brem Wb IV 1075 (6 Sohden), Stürenberg 271), Kloot (Stürenberg 112, Richey 415, Dithm.), Klokken (Dähnert 382), Turbentrester (Stalder I 328).

202) Satteldachform haben die Strohhaufen auch im Rheinland (Wrede 204).

203) Bei den Inselschweden werden nach Rußwurm II 19 „auf dem Felde je 100 Garben in großen Haufen, ruka, zusammengestellt und mit einem Kornbüschel zugedeckt". Nach Schambach 270 werden die Getreideschober „mit einem kegelförmigen Strohdache gedeckt". In der Donaueschinger Gegend wird der Schober „mit Stroh und alten Decken überdacht" (Fehrle BV I 115). In Holstein spricht man von „Hauklooten, wenn das Heu auch Korn in freier Luft in Gestalt eines Thurmes aufeinander gesetzt und gegen den Regen mit Stroh überdeckt wird" (Schütze II 280). Der altgermanische Schober, dessen Schutzdach verschiebbar ist (Falk in Hoops IV 93), hat sich in unseren Heubergen erhalten. Sie finden sich bei den Ruthenen in Bojkenland, besonders in den Gebirgen Ost- und Westgaliziens, gehen nach Mähren und Böhmen, dann in die Alpenländer und finden ihre letzten Ausläufer in der Lombardischen Ebene und bei Hamburg (ZVfV XI 25). Nach Reichenbach 77 stellt man „in der Gegend von Hamburg Erbsen, Hafer, Heu u.s.w. unter Dächer, die auf und nieder gelassen werden können". Den Vierländer „Barg" beschreibt Buchwald 239: „Das Heu wird nur unter ein Wetterdach gebracht. Dieß besteht aus vier in ein Viereck gesetzten hohen Bäumen. In die Mitte wird ein starker Pfahl gesetzt, welcher ungefähr 2½ Ellen von der Erde mit Querhölzern an den vier Eckpfeilern befestigt wird, auf welche Bretter gelegt werden. Unter diesen Brettern hat der Marschbauer seine Wagen und Feldgerätschaft. Oben darüber wird das Heu gelegt und zur Bedeckung desselben ist ein Dach, wie ein Bienenkorb, gemacht, durch dessen vier Ecken die vier Eckpfeiler gehen, worinn Löcher gebohrt sind, in welchen eiserne Stücken sitzen, auf denen das Dach ruht. Wenn das Heu unter dieses Schauer gebracht wird, und das Dach aufgehoben werden muß, so nimmt der Bauer eine lange Stange, setzt sie mit ihrem untersten Ende gegen eine Schraube und mit dem obersten Ende gegen das Dach, und schiebt es so hoch, bis er das Dach ein Loch höher gebracht hat, in welches er alsdann den eisernen Sticken steckt. Dies thut er an allen vier Ecken". Die Zahl der dachtragenden Pfähle ist in den Hamburger Marschen gewöhnlich sechs (Richey

355), ganz selten fünf (Finder I 279), in Dithmarschen vier, wonach „dieß Gestelle bey ihnen den Namen Veer-Roden-Barg hat" (Richey 355). Sonst heißt es „Barg" (Schütze I 68, Brem Wb I 54). Unter dem Namen „Hooibergen" kennt man es auch in Holland (EH Meyer DV 72). „Bark" für wandlose Strohdachscheunen findet sich auch in Preußen (Frischbier I 51, Fischer Wb 81). Den neben der Tenne befindlichen Raum, in dem das Korn aufgespeichert wird, bezeichnet man als Banse: Wachter 115 (horreum, receptaculum frugum), Frisch I 60, Fulda 27, Danneil 11, Schambach 16, Jecht 76, Albrecht 84, Frommann IV 164 (Schles.), V 50 (Fallersleben), Keller 35; als Barn: Schmeller I 278, Höfer I 58, Schöpf 30, Lexer 16 (barm), Loritza 22, Zingerle 23, Fulda 28, (schwäbisch), Crecelius 94, Reinwald 7, Vilmar 477, Autenrieth 17; als Oese: Schmeller I 155, Höfer II 301, Castelli 213; Taß: Danneil 221; Kor: Crecelius 515. — Sonst hat Banse die Bedeutung: Haufen gleichartiger Dinge, besonders Getreide: Frischbier I 53, Schütze I 67, Brem Wb I 49, Schambach 16, Frommann II 44, (Hildesheim), VI 50 (Lippe), Vilmar 25, Schultze 29. — Vgl. Grimm Wb I 1119, Kluge 37.

204) Im Norden hat man die „Vorrathkammern auf Pfählen ruhend" (Winterreise 120). „The shocks of corn and what hay there is in Sweden are all placed on wooden frames, raised several feet above the ground" (Acerbi I 307, ebso II 20). Die Seelappen bauen nach Acerbi II 174 in der Nähe der Hütten „a receptacle for hay, to which purpose they fix three rows of posts in the ground, resembling the three walls of a house, with beams crossing them at a certain height from the ground. Upon these transverse beams they place their hay, which they press down as closely as possible, but principally work it round the upright posts, the tops of which remain visible". In Oesterdal sieht Bedemar I 249 „eine unzählbare Menge hölzerner Häuschen . . . es sind Heuladen". Ebenso in Schweden II 187. Diese mit Füßen auf der Erde stehenden Vorratshäuser sind die nordischen burs (Naumann Gz 36, PG 165). Man findet sie auch in Deutschland. „Irgendwo in unserer Gegend wird ein Getreidekasten, welcher außer dem Hause, auf vier Holzstämmen oder Pfählen erhöhet ist, der Schrot genannt" (Höfer III 116). Über dem Erdboden erhöhte Vorratshäuser findet man auch bei den eurasischen Polarvölkern (Byhan 48, Buschan Vk 298).

205) Hibbert 465. Auf St. Kilda sichtet man „das Korn auf offenem Felde: denn die kleinen Scheunen, wenn ja Scheunen da sind, haben keine Hinterthür, die man öffnen und die Luft durchziehn lassen könnte" (Buchanan 147). Das Worpen (Dähnert 557, Kück 79, Schambach 305, Strodtmann 295, Jb XXXIV 102 (Halberstadt)) od. Worfeln (Schmeller II 997, Fulda 590, Crecelius 922, Schmidt Wb 333) geschieht durch die Wurfschaufel (Wachter 1936, Fischer 99, Sibeth 109, Schumann 26, Brem Wb IV 703, Autenrieth 153).

206) Hibbert 465, Barry 351. Um auf St. Kilda „den Hafer zu dörren und genießbar zu machen, verbrennt man das Stroh seiner Garben" (Buchanan 93). Auch Macculloch I 32 sah dies Verfahren auf Tyree. „The grain is roasted, while in the sheaf, in the flame of the straw". Anders wird die

Gerste gedarrt. Man „schneidet ihre Ähren ab und verbreitet sie über den bloßen Rost. Sind sie trocken, so nimmt man sie herab, drischt und beutelt sie sogleich und legt sie heiß auf Gefäße, wo sie alsdann zum Mahlen vorgerichtet sind" (Buchanan 142). Auf Island wird „das Korn im Sofnhaus gedarrt" (Olaffen II 114). Darrhäuser (Rior) sah Schubert II 22 in Gestrikeland, III 450 in Finnland, Fabricius 82 in Norwegen. Im finnischen Westerbotten befindet sich nach Schubert II 125 „unter Einem Dache mit der Dreschtenne jedes Hofes ein steinerner Backofen, durch dessen Rauch das daneben auf Stangen ausgebreitete Korn völlig getrocknet wird, nachdem bereits auf den Norrländischen Hässjor das erste Trocknen geschehen ist". In Nerike nennt man nach Schubert III 296 „die Gebäude zum Trocknen des Getreides Pörten, wie sie denn auch wirklich mit den Pörten der Finnen einige Ähnlichkeit haben; ein Ofen aus Backsteinen und ausgebreitete Bretter füllen den inneren Raum". Bei den Inselschweden, wo „die Rie (rîa), das Gebäude zum Dörren des Getreides, außer der Darre auch die Dreschtenne, lôa, enthält" (Rußwurm II 8), hat die Darre „unten einen großen Ofen und in einer Höhe von 6—7 Fuß Latten, auf welchen man die Frucht der Einwirkung der Hitze und des Rauches aus dem Rienofen 2—3 Tage lang aussetzt, bis sie vollständig gedörrt ist" (II 19). Hupel 192 verzeichnet die Korndarre als „Riege", Bergmann 59 als „Rie", Frischbier II 227 als „Rige, Rije". — Vgl. Röder in Ebert I 13.

207) Die shetländische Quern beschreibt Hibbert 467: „A hand mill of this kind consists of two stones about 21 inches in diameter, that rest on a kind of table. Near the edge of the upper stone is a handle, which the grinder (generally a female of the house) seizes and turns round with a sort of centrifugal movement, whilst the left hand is employed in supplying with corn a hole in the centre. The meal then flies outward, and drops from between the stones on the table". Auf St. Kilda wird „der obere Stein von einer oder zwei Mägden gedreht, die Morgens und Abends so viel mahlen, als man täglich gebraucht" (Buchanan 93). Boswell 335 sah sie auf Sky. Auf Tyree ist sie nach Macculloch I 33 „now rarely to be seen". Nach Goodrich 199 „the quern — the double millstone — ist still in use in the island of Erisky and indeed has been in almost every island, within quite recent years". Man nennt sie dort „bràth" (424). Ebenso „for grinding corn the Icelanders use small hand mills" (Mackenzie 280), auf denen auch „das wilde Korn gemahlen" wird (Olaffen II 114). Dabei werden sie „durch einen hölzernen Handgriff getrieben, der an einen eisernen Angel befestigt ist, in der Nähe des oberen Mühlsteins" (Henderson I 331). Dieselbe jüngere Form mit der Führstange sah Acerbi I 361 in Finnland. „It consisted of two round stones, in the uppermost of which was inserted a stick, whose other extremity passed through a hole in a triangular board, which was fastened to the corner of the room". In Litauen ist sie in der uralten Gestalt noch heute in Gebrauch (Naumann PG 166) und wird für heilig gehalten (Gz 36). Nach „Nachricht von der Insel Helgoland 1699" in Camerer I 281 wird dort „alles Korn durch Handmühlen klein gemacht, von welchen Handmühlen wohl etliche und dreißig vorhanden. Dies ist auch keine geringe Arbeit vor das Frauen-

volk, und bereiten auf selbigen Mühlen aauch ihren Gersten". Ebso I 46. Auf Nordmarsch trifft man „fast in jedem Hause eine kleine Handmühle an" (II 60). Ebenso berichtet Nugent I 11 von Helgoland, daß die Weiber „das Getreide auf Handmühlen mahlen". Nach Knopp, De Grüttqueern in BPB III 75 findet sie in der Zwilipper Gegend noch als Grützmühle Verwendung. Ebso im Bublitzer Kreise und in der Polziner Gegend (IV 187). In Garzigar (Kr. Lauenburg) wird sie sowohl in der älteren Form mit bloßem Handgriff als auch der jüngeren mit Führstange zum Getreideschroten benutzt (IX 35). Vgl. Treichel in Verh. d. Berl. anthropol. Ges. (Sitzung 21. Juli 1894). Verzeichnet ist Quarn bei Ihre II 361, Dähnert Sw 109; Quern bei Wachter 1225, Fulda 371, Dähnert 368, Brem Wb III 405, Stürenberg 190 (für Hafer- und Buchweizengrütze), Frommann III 30 (Helgoland), Quirn bei Sastrow II 523, Hupel 185 (selten), Quere bei Hupel 89 (selten), Quîre bei Frischbier II 205. Vgl. Forrer 461, Falk in Hoops II 444, Heyne II 257 ff. Den Mahlzwang bezeugt für die Orkneys Barry 351.

208) Schmeller I 1273: „Kipf, (an der Donau) weißes Bäckerbrod in Form eines kleinen zweyspitzigen Weckens". Höfer II 134, Schöpf 316 (Hörnchenform), Frommann V 435, IV 295. Grimm Wb V 781.

209) „Das nordische Fladbröd, aus Hafermehl, ist altgermanisch und zugleich in Form und Zubereitungsart ureuropäisch" (Haberlandt 71). Schrader I 164, Fuhse und Schnittger in Hoops I 330. „Knäckebrod" (Dähnert Sw 73) ist ein „hartes Brot, welches in runden Kuchen von der Dicke eines kleinen Fingers gebacken wird; dieses Brot, welches in ganz Schweden allgemein ist" (Molbech I 312), findet man ebenso in Norwegen (Winterreise 212, 227). Man backt es „auf großen eisernen Platten . . . gemeiniglich für eine sehr lange Zeit auf einmal" (Fabricius 182,) „once a year" (Wollstonecraft 26), „auf halbe und ganze Jahre" (Schmidt 121), „jährlich nur ein-, höchstens zweimal" (Radcliffe 7), „auf mehrere Monate" (Schubert I 92). Es besteht „aus Hafer- oder Gerstenmehl" (Boie 81), aus „barley or rye" (Acerbi I 180), aus „rye" (Wollstonecraft 26), aus „Rocken mit Hafer vermischt" (Radcliffe 7) und hat mit „grobem Packpapier" in der Dicke „und auch in der Farbe eine täuschende Aehnlichkeit (Winterreise 127). Davon „konnte ein Arbeitsmann wohl 4 bis 5 Stück in einer Mahlzeit aufessen" (Linné II 213). Durch die Löcher „a string passes for slinging a number of them on their backs when they go abroad to the woods, or fields, or a-fishing" (Acerbi I 180). „Von den Tischen der Städte sind sie keineswegs ganz ausgeschlossen" (Winterreise 127). „Die Bauern reihen sie zu Hunderten aneinander und hängen sie an den Decken ihrer Zimmer und Kammern auf" (Radcliffe 7). Vgl. Kohl II 180 ff. Nach Hupel 117 nennt man „Knackerbre ein sehr dünnes ganz hart gebackenes Brod. (Weil man es vermittelst eines in der Mitte befindlichen Loches zur längeren Aufbewahrung an eine Stange stecken kann, so wird es von Einigen spottweise Stangenreiter genannt".) Auf Island wurden zur Sagazeit „die Leibe fest und hart gebacken und dann auf langen Vorrat aufgehoben, wie noch heute skandinavische Sitte ist" (Weinhold 149). Nach Olaffen I 12 ißt man „eine Art runder Mehlkuchen, die drey Linien in

der Dicke und eine Viertelelle im Durchschnitt hat und entweder übers Feuer oder auf flachen Steinen gebacken ist. Diese Kuchen können sehr lange aufbewahrt werden". Auch auf Tyree fand Goodrich 99 noch die altertümliche Sitte, „to bake their bread on a stone".

210) Man setzt nicht, wie Radcliffe 7 sagt „zu Zeiten des Mangels, besonders in dem nördlichen Theil von Dalekarlien, zu dem Rocken- und Hafermehl das Pulver von zerstoßenen Birkenrinden", zu welchem Irrtum er wie andere Reisende durch das Wort „Barkbröd", was „Borkenbrot" heißt, gekommen sein wird, sondern man mischt „die Rinde von der Kiefer (Fuhru) Pinus sylvestris unter das Getreide oder begnügt sich auch wohl mit bloßem Rindenbrot" (Schmidt 185, Herjeådalen), wobei man „die inneren weichen Teile" (Fabricius 206) benutzt, die „zum Trocknen aufgehängt, dann durchgeklopft und zu einem Brey gestampft werden, den man in Ofen backt" (Bedemar I 278). Oder auch von der Fichte wird „der Splint (Safwa) zusammengelegt oder gewickelt und zur Delikatesse roh, frisch und unzubereitet gegessen" (Linné I 32, Småland). Brotfladen aus Mehl und Baumrinde bereiten auch die Lappen (Byhan 61). Zur Wikingerzeit „verbuk man auch das nahrhafte isländische Moos" (Weinhold 150). Nach Schmidt 120 ist „die Erbse den Thalländern ein Hauptbestandteil ihres Brodes, die ganz dünne Kuchen von der Dicke einer Linie backen". Bedemar II 196 fand „in Gärde Brod von Erbsenmehl, aus dem Weihnachten halber kleine Kuchen gebacken wurden".

211) Hibbert 430. Auch auf St. Kilda wird „der Dünger gemeiniglich auf Pferden herbeigeführt" (Buchanan 133). Da Wagen zu Personen- und Lastenbeförderung nicht gebräuchlich sind, wird auf den Inseln auch die Ernte zu Pferd eingebracht. „The horses are only employed in carrying their Turf and Corn" (Martin 27). „Wo Pferde fort können, tragen sie die Erndte auf ihren Rücken" (Buchanan 141). Auf Sky beobachtete Boswell 308, „daß man das Getraide gemeiniglich auf Pferde lädet, und so nach Hause schafft". Auf St. Kilda besteht „das Pferdegeschirr aus Stricken von biegsamem Grase, unter des Pferdes Bauch um einen hölzernen Sattel geflochten, den man Karrensattel nennt. Daran hängen einige Körbe" (Buchanan 133). Auf den Shetlandinseln besteht dieser Sattel, der „Klibbar, of two flat pieces of wood, that meet on the ridge of the shelties back, being rounded of in their summit and connected together by means of two long attached pieces of wood, which transversely fit into each other and project upwards, the boards are then secured below the girths, that past under the animals breast and tail, while, from the two cross pieces of wood that rise from the top of the saddle, are suspended a couple of cassies or baskets made of straw . . . When hay or any light bulky substance is to be carried, maiseys are used, which are made of ropes prepared from floss or rushes, these being reticulated in meshes of some inches in width. A net of this kind is passed round the horse, so as to secure the hay or other light sustance that rests upon the boards of the klibbar" (Hibbert 430 f.). Wie auf Island schon zur Sagazeit „die Pferde das Heu in die Vorratshäuser heimtrugen" (Niedner 42), so sieht es auch Henderson

I 381, wobei jedes Pferd „zwey solche Bündel, eins auf jeder Seite, trägt. Ein solches Paar Bündel nennt man Kapall" (Olaffen I 17). Nach Mackenzie 96 „the packsaddles consist of square pieces of light spongy turf, cut from the bogs" „Große viereckige Stücke eines dünnen faserigen Rasens wurden auf den Rücken der Pferde gelegt, und darauf eine Art hölzerner Sattel befestigt, welcher auf Isländisch Klif-Bery heißt" (Henderson I 75). Zum Transport des Torfes wird „ein Paar Bahren, von sonderbarer Einrichtung, auf jede Seite des Pferdes gehängt" (Olaffen I 18). Ebenso werden auf den Färöern „die Pferde nur zum Tragen gebraucht" (Graba 74). In der Schweiz bezeichnet nach Stalder I 140 „Bast eine Art von hölzernem Sattel für Saumpferde, worauf Victualien u.s.w. geladen werden". Wo Pferde nicht fortkönnen, tragen den Dung (Buchanan 133), wie die Ernte (141) „Männer und Weiber auf ihren Rücken". Auf den Hebriden ist nach Anderſen (An Account of the present state of the Hebrides, Dublin 1786, S. 18) jeder gezwungen, „to carry home its [der Felder] produce on his own shoulders to the barn and to carry out the manures to his field in the same manner." Auf Tyree „the women have to dig and fetch peat, bearing it home in creels on their backs; they have to cut and carry home the harvest" (Goodrich 90). In unseren Gebirgsgegenden wird der Dung oft auf Kopf und Rücken getragen (EH Meyer DV 218). So sah Gercken II 37 in der Salzburger Gegend, wie „der Dünger in Körben heraufgetragen ward". Als Nachbarschaftsverpflichtung sah Zöllner Schl II 313 diese Arbeit bei Schreiberhau. „Um die kleinen Felder zu düngen, treten im Frühjahr die nächsten Nachbarn zusammen. Jeder bringt seine Karre mit. Einige beladen sie mit Dünger, die übrigen stellen sich in einiger Entfernung hintereinander von dem Hofe an bis zum Ackerstücke; der erste bringt dem zweiten, dieser dem dritten usw. die volle Karre zu und jeder nimmt die auf dem Berge ausgeleerte wieder zurück". Auf der Insel Nordmarsch wird „alles Heu, Feuerung u.s.w. auf dem Kopfe in Bettlaken getragen" (Eggers II 115, Camerer II 61). In Tirol ist „fergkl, ferkele ein Gestell, womit man auf dem Kopfe Heu, Garben und dgl. trägt" (Schöpf 131, vgl. Schmeller I 755).

212) Vgl. Volkssitten Anm. 50.

213) Der Braunschweiger Bauer „unterhält sich freundschaftlich mit den Pferden und behauptet, diese verständen genau, was er sage" (Andree BV 212). Bei den Inselschweden spricht man „mit Pferden und Ochsen wie mit verständigen Wesen, und sie achten auf die Worte" (Rußwurm II 105).

214) Auf den Orneys „the horses go all barefoot" (Barry 452).

215) Barry 323.

216) Die Behängung mit Schellen, die ursprünglich Lärmzauber darstellte, gestaltet sich oft zu einem kultischen Akt (EH Meyer DV 141 f.). Über Schellenringe und Schellenbögen, die ethnographisch von Wichtigkeit sind, vgl. Naumann Gz 21. Man nennt die Schellenbögen Kamp (Naumann a. a. O.: Harz, Thür., Schweiz, Südtirol; Schöpf 300). Stalder II 83 hat „Kämme, hölzernes Halsband für Ziegen, um sie anbinden zu können", Schmeller I 1251: „Kämp, Hölzer, die den Schweinen um den Hals

gelegt werden, damit sie nicht durch die Zäune kriechen", Unger 375 ebso. Ferner ist „kloube Holzreif, woran die Kuhglocke befestigt wird" (Schöpf 300, Fromman III 117).

217) Mit Glocken behangene frei weidende Kühe sah Schmidt 256 in Norrland, Bedemar I 115 in Tellemarken, Fabricius 226 bei Drontheim. In Finnland „they constantly hang a bell about the horses' necks and let them run about in the woods for four months, without giving themselves the least trouble concerning them" (Acerbi I 328).

218) In Nerike hatte nach Linné II 13 „jedes Pferd einen Maulkorb, von grobem Bast am Maule, damit es sich nicht unterwegens mit dem Fressen aufhalten konnte".

219) Nach Grümbke II 4 ist „Tüder ein an einem in den Erdboden geschlagenen hölzernen Pflock befestigtes, drei bis vier Klafter langes Seil, woran ein Thier auf der Weide so angebunden wird, daß es frei in der Runde umhergehen und, soweit der Strang reicht, alles umher abgrasen kann". Normann 77: „Tuedert einer dem anderen sine perde to na . .". Ebso Indigena 105, Zöllner 320, Kosegarten 311, Dähnert 496, Haas JH 28, Sibeth 95, Frischbier II 401, Fischer 92, Wossidlo III 212, Gielow 670. Jb XIV 58 (Holst.), EH Meyer DV 134 (Schlesw.-Holst.), Stürenberg 290, Brem Wb V 63, Fulda 558, Frisch II 394, Schiller-Lübben IV 627, Jb XXXXIV 56 (bei Voß, Ged. I 12), Storm 252. Engl. tether und tedder, Holl. und Fries. tudder, Isl. Tiudr. Nach Schütze IV 267 wird, „damit die Kühe nicht von einem Felde ins andere, oder von der Weide sich verlaufen, ihnen an jeder Seite des Mauls ein Holzscheit mit Tau festgebunden, wovon sich ein Strick um den Hals legt, dessen Ende um einen in die Erde geschlagenen dicken Plock Tödderpaal: Pfahl fest ist". So sind auf Sylt die Kühe „in Tüdern oder Stricken angebunden" (Camerer II 552), und auf Helgoland „tuddert" man „die Schaafe wie die Kühe" (I 199), was für die Schafe auch Zöllner 320 belegt. Im Mölltal versteht man unter „boie den Stock, woran das Pferd auf der Weide angebunden wird, daher anboien" (Lexer 35). Schöpf 48 hat „boi, Fußfessel", Unger 101 „Boije, Fußklotz für Gefangene". Ebso Schmeller I 226. Vgl. Grimm Wb II 229.

220) Auf Island wurden nach Henderson I 72, um „die Pferde am Fortlaufen zu hindern, ihre Vorderfüße mit einem Haarseil zusammengebunden, an dessen einem Ende ein Oehr befindlich war, während das andere Ende um einen Schafknochen gewunden, mit diesem in das Oehrloch gesteckt wurde". Ebso Thienemann 74. Für Norrland bezeugt von Schmidt 256. Auf den Hebriden ist nach Goodrich 248 „Buarach the horsehair tie, which goes about the cows feet at milking time". Nach Stürenberg 115 heißt „Kneebösseln dem Rindvieh das Knie und das Horn mittels eines Taues enge zusammenbinden, es knebeln, um das Ausbrechen aus dem Lande zu verhindern". In Hessen wird den Pferden „auf der Weide unten zwischen den Vorderfüßen ein Seilchen" befestigt, das „Spannseil" (Crecelius 792). Auf dem Westerwald ist nach Schmidt Wb 224 „Spannsel ein von Eisen oder Holz gemachtes Instrument, um die Pferde an den beyden vordersten Füßen auf die Weide zu spannen. Es

besteht gewöhnlich aus einem sog. Schloß und Währ und aus einer Kette oder aus einem von Holz geflochtenem Seil". Dabei ist „Währ das kreisförmige Band an einem Spannsel, das rund herum um den Fuß anliegt" (319). In den Tellemarken bindet man den freilaufenden Pferden „an einigen Orten einen schweren Klotz an die Füße" (Bedemar I 115). In Dithm. ist „Schrökel ein Klotz mit einem gebogenem Holtze, wie ein Fuß-Eisen, welches man den Pferden um einen Vorderfuß leget, um ihnen das lauffen und springen zu verwehren" (Richey 423, auch Brem Wb V 452). In Holst. nennt man diesen Hemmklotz „Klüster" (Schütze II 290) oder „Schakkel" (IV 19).

221) Hibbert 438. Ebenso auf den Orkneys (Barry 322). Dieselbe Sitte bestand auf Island zur Sagazeit (Niedner 43, Weinhold 60). Dort belegt die Merkzeichen an den Ohren der Schafe Olaffen I 108, Henderson II 16, Andersen 36; Buchanan 92 für St. Kilda, Linné I 291 für Gothland; für die schwedischen Inseln bezeugt das Ohrmarken Rußwurm II 398, für die friesischen Jensen 149. In Braunschweig gehörte „zu den Obliegenheiten der Schäfer auch das örmälen ihrer Tiere", das Marken (Andree BB 218). In der Schweiz wird „das Zeichen den Schafen in das Horn gebrannt oder, wenn das Tier hornlos ist, auf einem Lederstückchen mit Draht am Ohr befestigt. Außerdem werden oft noch Einschnitte ins Ohr gemacht" (SchAB XI 171). Nach Fulda 408 ist „Rommer ein an den Füßen gezeichnetes Schaf". Den Enten und Gänsen wird die Marke in die Schwimmhäute geschnitten (Weinhold 60, Olaffen I 108 (auch Schwäne), Rußwurm II 22, Jensen 149, Nf XVIII 324 (Bremen, auch Hühner), Haas-Worm 40). Auf St. Kilda wurden die Solangänse vor dem Trocknen in den gemeinschaftlichen Pyramiden gezeichnet, „every Goose carried a distinguishing Mark on the Foot, peculiar to the Owner" (Martin 45). Man ohrmarkt ferner die Rinder (Jensen 149) und Pferde (Olaffen I 108), auf Island früher auch die Schweine, als sie noch im Lande waren (ebda). In Rügen, wo sich das Ohrmarken der Schweine bis heute erhalten hat, „ist es mit dem Aberglauben verquickt worden, daß solche Schweine, welchen man einen Schlitz ins Ohr schneidet, leichter fett werden" (BPB VII 126). Dort durften die Schuhmacher, „Häute ohne Ohren nicht kaufen", weil an ihnen das Eigentumszeichen fehlte (ebda), wie schon das Rügensche Landrecht (Normann 85) vorschreibt: „alle vehe, uterhalven perde und hoener, merket men und kent se darbi". Das Ohrmarken findet sich in Island, England, Insel Poel, Jüterbog, Bayr. Alpen, Schweiz, Tirol, Föhr, Holst., Hannover (Nf XXI 79). Auch die Lappen erkennen ihr Vieh „an den mancherley Einschnitten, die den Thieren in die Ohren gemacht werden" (Schmidt 242). Auf Mönchgut werden den Tieren die Marken an den Ohren „entweder an der Spitze oder den Seiten, durch Einkerbung oder Durchlochung angebracht; für die verschiedenen Arten des Aus-, Ein- und Abschneidens gibt es besondere Namen, wie ausrüsten, lenschören, schneppeln, Vorlapp, Hinterlapp, überstiewt, Rüßling, Fart oder Farkt und ähnliche" (Haas-Worm 40). Im Blockland bei Bremen heißt ein einfacher Schnitt, „Schlit", ein Doppelschnitt „Tonge", ein lappenartiger Ausschnitt an den Schimmhäuten der Enten „Fledder" (Kohl I 140). In der Schweiz

heißen die Zeichen „Teßlen" (Stebler, Die Hauszeichen und Teßlen der Schweiz in SchAV XI 165 ff.).

222) Tac. Germ. 23, Müllenhoff DA IV 348, Hahn und Fuhse in Hoops III 223, Weinhold 143.

223) Nach Winterreise 128 bereitet man „aus saurer Milch auf dem Lande den köstlichen Mysekäse, der bräunlich aussieht, sehr hart und schwer ist und geschabt werden muß". Von aus saurer Milch bereitetem Käse berichtet auch Fabricius 250. Bei der Butterbereitung auf den Shetlandinseln „a little time before the butter is about to part from the serum, the dairy-maid throws red-hot stones into the churn, by which the separation is hastened and rendered more complete" (Hibbert 427). Dieselbe Methode besteht auf den Orkneys (Barry 449).

224) Nach Müllenhoff, Zur Gesch. der Bienenzucht in Dtschld. in ZVfV X 16 ff. trieb man Bienenzucht entweder in beweglichen Stöcken (21) oder in Waldbäumen (24), welch letztere Form, die Zeidelwirtschaft, noch jetzt im slavischen Osten verbreitet ist. Mikrälius VI 283 berichtet davon: „Also auch weil viele Bienen im Lande seyn, die sich in Bienenkörben nicht halten, sondern in den Wäldern ihren Honig in die hole Bäume vertragen, als sind die Zeidler oder Bienen-Männer fertig darauff, Buten, wie sie heißen, oder in die Bäume Löcher zu hauen, und die Bienen dahin zu leiten, und drinn zu behalten, und wenn sie nun eine Menge des Honigs finden, ihnen dasselbige abzunehmen". Wenn man in der Lausitz nach Schulenburg WW 21 derartige Bienenstöcke, „hule", anlegen wollte, „baute man ein Gerüst (Trittgestell) von Stangen (etwa 15 Fuß hoch) vor einer starken, „frischen" (grünen) Kiefer, und stieß im Stamm derselben mit einem eisernen Brecheisen, das Stahlschärfung hatte, eine längliche viereckige Höhlung aus, welche hernach auf der Vorderseite durch Brettchen (als Türklappen) geschlossen wurde. Dann wurde der Kasten mit den Bienen herangestellt, und die Bienen in den hul hineingebracht, das Gerüst aber beseitigt". So auch Haupt-Schmaler II 216, Haas in BPV VII 63 („vielleicht bis in die neuere Zeit hinein üblich"). „Klotzbeuten", Beuten, die in Baumabschnitten angebracht sind, und die als direkte Nachkommen der Zeidelwirtschaft anzusehen sind, finden sich in Litauen (Naumann PG 164), wie hin und wieder auch noch in Pommern (Haas in BPV VII 63). Von der Wichtigkeit der Bienenzucht im Ma. zeugt ihre Berücksichtigung von den territorialen Rechtssammlungen, wie auch das Rügensche Landrecht ein eigenes Kapitel „van den immen intgemeine edder insonderheit" (Normann 89) hat. Nach Grümbke I 130 werden auf Rügen „gewöhnlich die Schwärme in runden, aus Stroh geflochtenen Körben (Immenrumpf) gehalten". Die Bezeichnung findet sich schon bei Normann: „de neine bestendige rumpe edder körve hebben. . ." (88). Ebso Schiller-Lübben III 529, Sibeth 35, Wossidlo II 29, Gielow 258; Woeste V 96 hat „Biker Bienenkorb", ebso Wb 31. Nach Kück 216 nennt man „den Immentun in der Südheide auch Lie". Im Erzgebirge trifft man nach Wuttke SV 445 neben „den alten aus Strohseilen gewundenen Bienenkörben noch allerlei abenteuerliche Menschen- und Tiergestalten an, aus Holz, Lehm und Stroh gebildet, in deren Innern die Bienen nisten". Reichenbach 133 sah

„in der Wolgastschen und Lassahnschen Gegend bereits Ramdohrsche Bienenkörbe von drey bis vier Aufsätzen". — Schrader I 139, Hahn in Hoops I 277, Weinhold 89, Heyne II 213, Hagelstange 145.

225) Schrader I 519, Bjarnason in Hoops II 609, Heyne II 229 ff.

226) Scherz 793 hat „Klapperjagd, venatio clamoroso", Hupel 114: „Klapperjagd, wenn man durch Geschrey, vornehmlich durch Klappern und Klatschen, die Hasen auftreibt", Bergmann 37: „Klapperjagd, wenn man durch Schreien, Schlagen an die Bäume, und Klatschen mit der Peitsche Hasen auftreibt". Nach Rußwurm II 22 ist auf der Insel Worms, den Wolf zu jagen „die gewöhnlichste und wirksamste Art die Klapperjagd, skälljawt, Lärmjagd, Belljagd. Indem man von den beiden Enden der Insel anfängt zu lärmen, zu schießen, und auf den großen Kuhhörnern, lång-ljus, zu blasen, auch an den Ufern große Feuer anzündet, treibt man die Wölfe in die aufgestellten Netze". Ähnlich wurden auf Hiddensee „auf Hasen, Füchse und Marder früher auch Treibjagden veranstaltet, indem das Wild unter lärmendem Geräusch vom Gellen nach dem Bussin getrieben und dort von den Schützen erlegt wurde" (Haas JH 20). In Stapelholm und Eiderstedt ist „Klappjach: Treibjagd" (Jb XXIX 37), in Halberstadt „Klapperjagd: kleine Jagd, Nachjagd" (Jb XXXIV 72). Etwas anderes ist die holsteinische „Kloppjagd", eine Fuchsjagd, bei der nach Schütze II 183 „die Gutsbesitzer mit ihren Freunden und Leuten mit oben dicken Keulen an die Hügel und andere Orte, wo die Fuchslöcher vermuthet oder bekannt sind", klopfen. Storm 257.

227) Frisch II 308 erklärt „Sprenkel. Es ist ein zusammengebogenes Reiß, meistens von Hasel-Stauden, mit Zwirn oder Pferd-Haaren zusammen gezogen, woran vornen ein Hölzlein gesteckt wird, das ein Knoden des durch ein Loch herausgezogenen Fadens hält, welcher aussen als doppelt voneinander gebreitet wird, daß er des Vogels Fuß beschlinge, wann der Vogel auf das Hölzlein nach den angesteckten Beeren springt und es herabfallen macht". Ebso Crecelius 801, Brem Wb IV 973, Müller-Fraureuth II 544. Wachter 1570 hat „Sprenkel tendicula", Vilmar 394: Sprenkel im Fuldaischen, Sprenz in Oberhes., Stalder I 198: Vögli, Brem Wb IV 898: Snirre, Schmidt Wb 201: Schnaas, Reinwald 145: Schnäs; Dohne: Hupel 51, Bergmann 17, Dähnert 82, Gielow 112, Strodtmann 41, Schambach 44, Crecelius 278, Fulda 67, Kluge 93. Haas JH 21 führt aus Sundine 1833 S. 184 an: „Hiesige Bewohner fangen auch Strandvögel in Schlingen, deren sie viele von Pferdehaaren an hölzernen Bügeln befestigen, welche sie auf die Sandriffe des Meeres und Binnenwassers legen, wo diese Vögel gern sitzen und herumlaufen".

228) „Der Schwan erscheint an der Binnenküste von Ummanz, Wittow und Jasmund in großer Menge und wird dann häufig geschossen" (Grümbke I 126, Indigena 185); ebenso auf Hiddensee (Nernst 202, Indigena 73, Haas JH 20). Man macht aus den Schwanenfedern Puderquasten und brät das Fleisch (Wehrs 126). Die Jagd findet oft zur Nacht (128) und auf dem Eise (129) statt. Ebenso wird der Wildschwan bei den Inselschweden geschossen und gegessen (Rußwurm II 23).

229) Barry 299 ff. Eier der Seevögel waren ein Hauptzweig der Ernährung schon im Norden der Sagazeit (Niedner 43).

230) Hibbert 508. Nach Frischbier II 258 ist „Schar 8—12 m breite streifenartig sich hinziehende Bodenfläche in den Haffen nächst der Packrant [„Packrant, die Böschungslinie im Boden des kurischen Haffes, ehemaliges Haffufer", II 115] mit plötzlichem Abfall des Grundes. Wesentlich für die Schar ist der plötzliche Abfall des Grundes, wo ein solcher nicht vorhanden ist, giebt es keine Schar. Man unterscheidet harte und weiche Schar, je nach der Beschaffenheit des Grundes". Schar hat Dähnert 397, Grümbke I 8, Saftrow III 93, Kosegarten 143, Haas-Worm 28, Gielow 535, Schütze IV 17, Schumann 24; Schar gleich Ufer steckt in den Straßennamen mit dem Bestimmungswort Schar, wie Schaarmarkt usw. (C. Schnitger, Plattdeutsche Straßennamen in Hamburg, Hbg. 1915, S. 44). Normann 186 hat „anschar". Vgl. Schiller-Lübben I 101. Nach Stürenberg 132 ist „Leeger-Wall das Meer in der Nähe der Küste, im Gegensatz zu Upper-Wall das hohe Meer", nach Brem Wb III 37 „Leger-Wall, das Ufer, worauf der Wind stehet, Upper-Wall Ufer, wovon der Wind abstehet". Richey 148 hat „in leeger Wall kamen: an seichte Oerter gerathen".

231) „Netze, welche die Gestalt eines Sackes haben und hier Reusen genannt werden . . ." (Zöllner 344, Hiddensee). Die Reuse läuft spitz zu und besitzt Bogenreifen (Tetzner 416, Slovenen). Schumann 37: Rüs.

232) „Der Aal wird mit einem Eisen gestochen, vornehmlich zur Winterszeit unter dem Eise" (Indigena 23, Grümbe II 122). Dieses „Aalsteeken" (Kosegarten 179, Schütze I 2, Mensing I 2, Schumann 38) geschieht vermittels der Aalpricke (Frischbier I 2, Mensing I 5, Brem Wb III 362), einer eisernen, mit mindestens zwei widerhakigen Zinken versehenen Gabel; der „Aalharke", einem „dem Neptunischen Dreizack nicht unähnlichen d. h. mit 4 oder 5 Stachel (in Form eines Pfeils oder Widerhakens) versehenen Eisen, welches an einem langen Stiele befestigt ist" (Grümbke II 122, Mensing I 4), bei den Inselschweden einer „gegen zwei Faden langen Stange, an der unten drei, fünf, oder sieben eiserne, mit Widerhaken versehene Spitzen befestigt sind" (Rußwurm II 36); oder des „Aalhölgers" (Frischbier I 2), einer mit einem kammartigen Eisen versehenen Stange, mit der der Schlammgrund durchfurcht wird. Ebenso fängt man Aale in Reifen (Indigena 214, Mönchgut).

233) „In einigen Binnenwassern fischt man an Sommersabenden gegen die Nacht auf dem Schaar oder den flachen Stellen mit niedrig gehaltenen Feuerbränden, theils um die Wasserfläche zu beleuchten, theils um durch den Glanz der Flamme die Fische anzulocken, die man dann mit kleinen Netzen fängt; dies Verfahren wird das Blüsen genannt" (Grümbke II 122, Indigena 216). Nach Wehrs 73 ist „das Bliesen, Blüsen eine in Pommern sehr gewöhnliche Art, Fische zu fangen. In einer windstillen Nacht befährt man mit kleinen Kähnen (Polten genannt), worüber ein großer Rasen liegt, auf welchem man ein Kienfeuer anzündet, das Binnenwasser. Die Fische ziehen sich nach dem Feuer hin und schweben so ruhig in dem beleuchteten Wasser, daß man sie mit einer Art an einer Stange befestigten Gabel durchbohren und in die Polte ziehen kann". In Mecklen-

burg ist „in ganz stillen Sommernächten, wenn die See vollkommen klar und ruhig ist, das Wasser von vielen Kähnen bedeckt, die auf eisernen Rosten ein helles Kienfeuer unterhalten . . . die sog. „Blüsenfeuer", um die Aale damit anzulocken" (Bartsch I 410). In Holstein ist nach Meyer Darst. 160, der sie auf dem Plöner See sah, „eine besondere Art des nächtlichen Fischfangs auf den Strömen, sowie an den Ufern der Ostsee, das sog. Bleistern. Die Fischer fahren mit brennenden Strohgebünden, die sie über dem Wasser halten. Die von dem starken Schein aus ihren Tiefen heraufgelockten Fische gerathen dann in die den Kähnen nachschleppenden Netze; oder sie fahren mit brennenden Theertonnen hinaus auf das Meer". Bei den Inselschweden ist „das Boot zu diesem Zwecke an seinem vorderen Ende mit einem 2—3' hochstehenden Rost, der aus drei gekrümmten Eisenstangen besteht, versehen, auf welchem beständig einige Stücke recht trockenen kienigen Tannenholzes in lebhaftem Feuer brennen" (Rußwurm II 36). Auf Island geschieht nach Anderſen 54 der holländische Heringsfang „nicht anders, als zu Nachtzeiten", wobei „der Fisch durch das Laternenlicht angelockt wird (dergleichen Vorteils man sich auch auf den Dalmatischen Küsten zum Sardinenfang nützlich bedienet, Spon, Voyage d'Jtalie 84)". In Pommern ist „eine verbotene Art des Hechtfanges folgende: Am hinteren Theil des Bootes wird ein Licht oder Feuer angebracht. Gewahrt dies der Hecht, so folgt er dem Lichte und wird dann von den Leuten im Boot mit langen Stangen geschlagen und mit Haken aus dem Wasser gezogen" (BPV VIII 185). Unter den Polarvölkern kommt „Nachtfang bei den Tungusen vor. Sie bedienen sich dabei brennender Fackeln und stechen die davon angelockten Fische vom Kahn oder vom Ufer aus" (Byhan 58). Ihren sagenmäßigen Niederschlag hat diese Methode im „wilden Blüsner" (Haas-Worm 101) und der „ewigen Blüse" (Bartsch I 410), einem ruhelos auf der See treibenden feurigen Nachtgespenst, gefunden.

234) Wake hat Frischbier II 453, Gielow 712, Richey 332, Fulda 566; Wone oder Wune: Frischbier II 482, Bock 79, Hupel 268, Gielow 712, Fulda 593; Blänke: Frischbier I 86. Im Island der Sagazeit brauchte man „die vintarnôt [Winternetze] im Winter zum Fischen unter dem Eise, indem sie von einem Loche zum andern drunter weg gezogen wurden" (Weinhold 73).

235) Kesser verzeichnet Dähnert 224, Gielow 284, Fulda 197, Zöllner 100 („Kescher, der hier Kesser gesprochen wird"), Grümbke II 121 („in den Teichen fischt man auch wohl mit Bungen und Kessern"), ebso Indigena 23. Ketzer hat Danneil 99, Kettscher: Schütze II 247, Schumann 23, 36, Haas-Worm 28, Fulda 193, Kescher: Frischbier I 342, Bock 23, Schulenburg WB 8, 53, Tetzner SL 65, Frisch I 512.

236) „Seehund, plattdeutsch Sahlhund, zuweilen auch kurzweg Sahl genannt" (Grümbke I 125). So auch Haas RS 84, JH 31, Haas-Worm 65, Nf XII 149 (Rüg.), Schumann 2, Schütze IV 1, Müllenhoff SH 227 (Friesld.), Brem Wb IV 583. Saalhund: Frisch II 144 (Oldenburg); Seel: Mikrälius VI 279 („sonst findet man noch viele andere Fische am Meerstrande, als den Seehund, den die Pommern Seelhund nennen"), Dähnert 421, Gielow 489, Hupel 199. Jhre II 529 hat Sjal, phoca,

canis marinus, Dähnert Sw 121 Skäl. Dän. sael, engl. seal. Vilmar 336 verzeichnet „Sälfett Walfischthran".

237) Dösch hat Sibeth 16, Gielow 113, Schumann 4, Frischbier I 144.

238) Schmerle (Cobitis barbatula) hat: Hupel 209, Gielow 523, Jecht 96, Fulda 453. Wachter 1442 hat: „Schmerl, omne pumilum in genere animalium"; vgl. Kluge 401. Schrader I 319; Derf., Die Indogermanen, 2. Aufl. Leipzig 1916, S. 32: mhd. smerl gleich gr. σμαρίς. Smerl: Dähnert 433, Schmerling: Frisch II 207, Wachter 1442 (fundulus), Frischbier II 295, Bergmann 63. Andre ndd. Bezeichnungen sind: Schmargel, Schmardel (Frischbier II 295), Schmadel (Kr. Belgard, BPB IX 184), Schmirgel (Kr. Lauenburg, V 127), Sandwringer (Kr. Falkenburg, IX 184), Boartschmiedel (Kr. Neustettin, V 127), Ellritzke (bei Schlawe, ebda). Obd. Grundel: Schmeller I 1004, Höfer I 329, Schöpf 218, Unger 310, Castelli 153, Nicolai V Beil. 94 (Oesterr., Bay., Schwab., Frank., Schweiz); Gringel: Crecelius 437; — Wie der Kuckuck vor seiner Tierverwandlung ein Müllersknecht gewesen sein soll, so glaubt man, „die Schmerle hätte vor diesen eine Jungfer präsentirt" (Männling 313).

239) Tac. Germ. 45, Müllenhoff DA I 211 ff., 411 ff., 473 ff., II 30 f., IV 510, Schrader I 94, Schnittger in Hoops I 260, Bugge ebda II 377.

240) Den „Bern- oder Agtstein" (Mikrälius I 2) wirft „die See bei Stürmen ans Land, wo er denn in Beutenetzen aufgefischt (gekessert) oder aus dem Seegras herausgesucht wird" (Grümbke I 92). Ebenso auf Hiddensee (Haas JH 19), wie in Preußen (Frischbier II 365 f). Aus Misdroy erzählt Zöllner 107: „Hier im Kruge haben die Leute eine Menge kleiner Stücke Bernstein, die sie nach stürmischem Wetter am Ufer sammeln. Ein Jude aus Camin hat das Bernsteinsammeln gepachtet, und an ihn muß alles, was gefunden wird, gegen eine kleine Vergütung abgeliefert werden. Kleine Stücke zum Räuchern dürfen die Finder zum eigenen Gebrauche behalten, aber nicht verkaufen". Nach Rüß, Pommersche Denkwürdigkeiten 1803 S. 402 gebrauchte man den Bernstein „zum Mischen unter den Tabak — denn dies sollte für eine böse Luft gut seyn". Ferner tragen nach Haas, Der B. im pommerschen Volksglauben in BPB VII 56 „viele Bewohner der hinterpommerschen Küste Bernstein als Schutzmittel gegen Kopfschmerzen und Reißen der Zähne bei sich". Nach Andersen 21 wurde er ebenso „zu abergläubischen Dingen von den Isländern gebraucht".

241) Barry 386.

242) Barry 387.

243) Barry 386 („confined in chests"). „Hüde-Fatt. Ein Fischbehälter. Ein kleiner Kahn, der am Boden und an Seiten durchlöchert ist, oben aber ein Verdeck hat, daß die Fische darin bleiben müssen, aber auch immer im Wasser sind" (Dähnert 196). Schon von Normann 186 wird das „hüdefat" erwähnt. Frischbier I 307 hat „Hütkasten, durchlöcherter Kasten im Teiche, worin Fische gehütet, d. i. aufbewahrt werden", Schumann 36: „Hüdkorf, Korbgeflecht in dem die gefangenen Fische im Korfwarder oder Netbusch aufbewahrt werden". Richey 99: „Hüdefatt". Nach Dähnert 88 auch „Drewel, Drewer. Ein durchlöcherter Fisch-Behälter, den die Fischer mit auf ihre Züge nehmen".

244) Zum Trocknen der Fische dient das „skeo, a small square house formed of stones without any mortar, with holes through which the air may have a free passage, protected from the rain by a roof" (Hibbert 417). Ebenso werden auf Island „die Fische in Gebäuden, die den Namen hiallar führen, aufgehängt und getrocknet. Diese sind so eingerichtet, daß der Wind einen freien Durchzug hat, während sie hinlänglich verdeckt sind, um den Regen abzuhalten" (Henderson I 380; Anderſen 84, Olaſſen I 173). In der Drontheimer Gegend sind „in der Umgebung des Hauses Gerüste mit nebeneinander liegenden Stangen, auf die als Rundfisch bereitete Kabeljaue gereihet sind" (Boie 133). Ebenso sieht man auf den Lofoten „Stangengerüste (Gielde), an welchen die Fische aufgehängt sind" (v. Buch I 362). Auf St. Kilda „the provision made for wintering not only the peat but the corn and hay, is ingenious and peculiar to this island. It consists in numerous buildings, scattered over the eastern face of the hill above the village, in the form of hemispherical or semi-ellipsoidal domes . . . They are very geniously built, the sides admitting the free passage of air while the roofs are rendered water-tight by a covering of turf" (Macculloch II 27).

245) Nach Frischbier II 446 ist „Bitte ein ursprünglich am Seestrande abgegrenztes Fischerlager, das zur Zeit des Fanges der Fische (Heringe) die Gestalt einer Ansiedlung gewann, diese mit der Zeit behielt und sich hin und wieder mit der Zeit zum festen Wohnsitz ausbildete". Dähnert 530 führt an: „Bitte. Eine Fisch- und Herings-Lage, und kleine Häuser dazu am Strande". Nach Zöllner 318 Anm. ist „Bitte im Plattdeutschen ein allgemeiner Name für Fischer-, sonderlich Heringsfischerhütten. Es gibt mehrere Bitten auf Rügen". Vgl. Schiller-Lübben V 263.

Sachweiser

Aal 90, 299, 340, 532, -eisen 299, -harke 532, -hölger 532, -pricke 532, -stechen 299, 532
Aasbook 402
Abdecker 143
Abendmahl 68, 327 f.
Abendreihen 221
Aberglaube 35
Abfolge, historische, 195
Abkraft 205
Abnahmehaus 431
Absatz 260, 261
Abscheuerregung 93, 133, 134
Abschneiden des Geigerkopfes 107
Abstreifen 91, 341
Abstufungen 40
Achtfelderssystem 505
Ackerbau 274 ff., 503 ff., -beet 287, 516 f., -gerät 254, 280 ff., 508 ff., -stiefel 260, 261, -verteilung 276 f., 504
Actio in distans 114
Adebar 90, 239, 339, 469
Adelheit 83
Adelsgeschlechter 211
Aderlassen 408
Adler 389, -schneiden 187
Aduine 118
Advent 358, 359, 425
Afbrêken Mând 330
Affe 342
Affekt 196, 213
Afganeltied 432
Afwicken 386
Agerste 440
Aglaster 198, 440
Agtstein 534
Ahorn 63
Aisch 204, 449
Akazie 252
Aektenskagstycke 99
Alchemie 64
Alden 517
Alf 352
Älfdansar 79, 333, -quarnar 79, 334, -varedans 158; vgl. Elfen
Alfranke 80, 98
Alke 343
Allemanden 159
Allemannen 48, 323
Allerseelen 109, 110
Allerürken 337
Alliterierende Klangfigur 208
Allmende 277
Allrüsch 439
Almhaus 479
Almosen 139 f.
Alp 73, 87, 93 f., 341, 391, 393, 394
Altarumwandlung 68, 327; vgl. Umwandlung
Altenteil 180, 431
Altern 403
Altes Weib 100, 347 f.
Altgermanische Eigennamen 211, 464
Altjahrsnacht s. Neujahr
Altupsala 148, 400
Alrun 337
Alruna 143
Ambarvalien 430
Ameisenhaufen 130
Amnium 482
Amourgras 485
Amtsstab 183
Amulett 136
Anabaptisten 34
Analogiezauber 92, 114 ff., 330, 363 ff.

Anbiß 155, 402
Andreasnacht 359
Angang 100 f., 347 f., 367
Angapeln 206
Angermanländer Tanz 159
Angriffswaffen 120
Animalische Heilmittel 92 f.
Animistische Priester 142
Aniskugeln 110
Annexkirche 253
Anruf 343
Anschnarcher 343
Anthropogeographie 320
Anthropologie 320
Antike 20, 33
Antlitz 23
Antoniusferkel 140, -feuer 91, 140
Antürfeln 207
Apenärsch 199
Apfel 347, -baum 334
Apologetische Sprichwörter 219, 466
Arbeitssitten 68, -verbot 123, 368
Archaismen 197 f., 438 f.
Argenfels 211
Arkona 106, 356, 357
Arme Hinrichs 134, 391, -Ridders 392
Armengaben 169, 419
Arminius 225, 468
Armkette 270
Arndt, Ernst M. 15, -Hinrich 150, 256
Arnbeer 405, -kollatsch 405
Arten 153
Arvid 147, 227
Asche 298
Aschenbeutel 147, 426, -düngung 285 f., 514 f., -klas 426, -mutter 426
Aser 502
Astloch 341
Astrologie 64, 103, 352
Atlas 269
Atzel 440
Auen 199, 441, -wege 283
Auerhahn 101
Aufbinden 419
Auferl 350
Aufhocker 80, 334
Aufklärung 320, 323
Aufmutzen 208, 460
Aufpeppeln 205, 452
Augenkrankheit 83, -schießer 445
Auhenwege 283
Auken 250, 481
Aulämmer 201, 445
Aurfax 184
Auriena 143
Ausenthalt 431
Ausfleien 207, 458
Ausgeding 431
Ausgießen (Krankheit) 129, 130; -(Wasser) 170, 421
Auslautende Klangfigur 208
Ausmisten 516
Ausnagen 431
Ausrüsten 529
Aussatz 93, 134
Ausschlag 93
Außenschlag 286, 515
Ausspucken s. Speichel
Austköst 405
Austrieb 377, 380, 383, 394, 398
Auszehrung 92, 120, 341
Auszug 431
Averfall 340
Avunculat 180, 431
Avens 201
Axt 380, 381, 383

Baa 102
Bachstelze 200, 443
Backenbart 267
Backhaus 479, -perioden 292, 525, -trog 255, -werk 139, 396
Backsen 207, 458
Bad 82, 83, 84, 128, 214, 335, 379, 381, 382, 393, 394
Bäen 201
Bagpiper 467
Bahattar 88
Bahrrecht 106, 357
Bairns of Burgh 82, 335
Bakel 164, 413

Baken 185, 373, 434
Båla-bisar 337
Balladen 227 ff.
Ballonspiel 161
Balsaminen 253
Balzer Tiews 17
Bandverschluß 260, 493, -zauber 135, 364, 394
Bangigkeit 340
Bank 285, 487, -bett 486
Bannkorb 530, -mühle 292, 525
Banschlagen 453
Banse 523
Bär 118, 342, 365, 389
Bara 122
Barche 291
Barditus 225, 468
Barfußgehen 82, 259, 492
Barg 522 f.
Barhauptgehen 160, 258, 501, 502
Bark 523
Bärm 521
Barn 523
Barsch 299
Barsducken 331
Bartflechte 345, -tracht 267, 497
Basilisk 202
Baß 197, 439
Bastlösereim 469, -schuhe 259, 492
Batogen 187, 436
Battimuro 160
Batzen 475
Bauchwind 122
Bauernfeste 154, -garten 252, -haus 248, 479, -legen 181, -rose 252, 483, -schaften 41
Baum 87, 372, 398, -frevel 187, 436, -geister 80 ff., 334 ff., -opfer 139, 397, -rinde 295, -wolle 261, 264, 268
Bauopfer 391, -vorschriften 245
Bausch 514, 518
Bayern 48
Bebehose 203
Becher 256
Beck, Paul, 17
Becken 384
Beddewerpend 421
Bedeutung (Träume) 100, 347
Bedeutungswandel 210
Bedonirose 483
Bedragene Jumfer 232, 468
Beerbung 183, 432
Beeteinfassung 252, 483
Befeuerungsstoff 250, 481
Begebenheiten, historische 214
Begeuschen 206, 456
Begigeln 208, 459
Begleitinstrument 224
Begnadigung 149, 400
Begräbnis 68, 96, 125, 170, 327, 421, 494; vgl. Tod
Behandlung des Viehs 294, 527
Behausung, zeitliche, 301, 471, 535; vgl. Wohnung
Behüte es Gott! 367
Beinkleider 262, 493; vgl. Hose, lange Hose
Beleuchtungsgerät 488
Bellis perennis 199, 442
Belljagd 531
Beane 511
Benüsseln, sich, 205, 452
Benzin, Gärtner, 17
Beramen 197, 439
Bergbau 121, 348, 386, 399, -fahrt 285, -geister 33, 66, 109, 124, 148, 384, 393, -höfe 275, -land 23, 25
Bernstein 72, 299 f., 353, 534
Berufen 367
Berserkir 398
Bescheidenheit 38
Beschnauzen, sich, 205
Beschnellen 208
Beschreien 367
Besen 175, 185, 430, 481, -stielreiter 122, 368
Besessenheit 90
Besitz 95, 180, 343, -rechte 179 ff., 276, 429 ff., 504
Besprechen 120, 367
Best 527
Bestbauer 163, 412
Besteck 273, 383, 503

Beſuch 124, 370
Beſwoigen 367
Bete 164, 412
Betoppen 214, 465
Bett 134, 255, 393, 486; vgl. Sponde, -bank 486, -decke 486, -führung 170, -leite 125, 169, 170, 420, -ſprung 167, 170, -ſtroh, Unſerer lieben Frauen, 484, -tuch 486, 527
Betula nana 199
Beule 394
Beuten 530
Bewirtung 124, 182, 370; vgl. Gaſtfreundſchaft
Bibel 137, 382, 396, 489, -exegeſe 132, -orakel 107, 357
Bibliothek 256, 489
Biche 291
Biegelumpe 441
Bienen 90, 130, 201, 340, 365, 384, 390, 445, -bann 130, 384, -korbhütten 470, 471, -ſtock 297, 530, -zucht 297, 530 f.; vgl. Immentun, Lie
Bier 137, 395, -brauen 338, 383
Bieſterfreiheit 183, -nis 202, 447
Bifang 277, 504, 517
Bigloben 326
Biiken 375
Biker 530
Bilderſchmuck 253
Bildhewer 485
Binden (Nix) 382
Binnelgrütt 406, -klätſch 406
Binnenland 286, 505, 515
Binnenſeefangarten 299, 532
Binſen 423
Birkenſträucher 485, -rinde 241, 243, 244, 470, 472
Birnbaum 334
Bisa 337
Bisbuſch 483
Biſchofsbann 328
Bittgang 430
Bivang 504
Blachland 198, 441
Blagfoot 97
Blåkulle 109, 121, 144, 361, 365, 368, 372, 394, 400
Bland 296
Blänke 533
Blattlauskäfer 201, 244
Blaubartlied 411
Blauer Stein 185, 435, -Tod 205
Blaufuß 118
Bläumchen 437
Blei 92, 341, -dach 244, 473, -gießen 92, 108, 341, 358
Bleichert 199, 443
Bleinbiter 444
Bleiſtern 533
Blekinger Tanz 159
Bleſe 373
Blick ſ. Böſer Blick
Bliefen 299, 532
Blindbock 163
Blindbortenhaube 500
Blinde Dinger 205, 451, -Heſſen 215, 466, -Kuh 163, 412
Blinn-wîsa 412
Blitter 518
Blitz 124, 132, 147, 217, 334, 345, 370, 383, 386, 387, 389; vgl. Gewitter
Blockbau 244, 251, 474, 483, -egge 510
Blocksberg 109, 122, 143, 144, 361, 368, 400; vgl. Blåkulle
Bloodballen 392
Blott 197, 439
Blottſche 493
Blübbeln 207
Blumen 42, 43, 477, -ſchmuck 170, 177, 253, 254, 267, 421, 427, 484, 497, -ſymbolik 199 f.
Blut 70, 83, 84, 106, 133 f., 184, 247, 357, 361, 383, 391 f., 432 478, -kuchen 134, -rache 130, 180, 385, 431, -regen 102, 352, -ſtillen 386, -trinken 134, -unterſchrift 134, 393, -wurſt 392
Blüſen 299, 532 f.
Boartſchmiedel 534

Bochfäl 515
Bock 522
Bockelhaube 500
Bocken 202, 446
Bocksbeutel 153, 402, -fuß 77, -zaun 506
Bodenbildungsſagen 147, -gebilde 63, -könig 408, -läufer 365
Bögli 531
Böhmen 47
Bohurt 425
Boie 528
Bokater 426
Boklas 426
Bölken 209, 460
Bollemann 426
Bolus thermarum 478
Bonifazius 517
Boot 255, -ſchlitten 512
Böſe, de, 118, 366
Böſer Blick 117, 346, 365, 383, 384, 386, 395
Böſes Weſen 340
Boslek 407
Boſſeln 160, 406 f.
Botſchaftsſtab 183
Bötz 515
Boule 160
Boumack 182, 432
Bowling green 160
Brache 277, 278, 286, 288, 504, 505
Brachycephalie 22, 23
Braken 505
Brand 192, -wirtſchaft 278, 285 f., 514 f.
Brandenburger 45
Brankarden 282
Braska 415
Braſſeln 409
Bràth 524
Brauhaus 479
Braunbein 365
Braunchen 88, 338
Braune (Zwerge) 72 f., 331
Bräune 126, 140
Brautgabe 168, 419, -himmel 166, 416, -krone 420, -lauf 420, -mädchen 125, 165, -paarplatz 166, 416, -rocken 417, -ſchatz 154, 402, -ſchleier 420, -ſtehlen 420, -tanz 420, -vater 165, -werbung 346; vgl. Brût
Bräutigamsmantel 420
Brecid 501
Brei 293
Breiter Stein 162 f., 410 f.
Bremich 437
Brenſchen 106, 201, 446
Breſche 518
Brettegge 510
Bretterfenſter 246, 251, 482
Brindled one 367
Broomies 292
Brot 127, 137, 216, 292 f., 378, 379, 380, 394, 397, 525 f., -backen 394, -form 292
Brownie 88, 338, 339
Brown legs 365
Bruchkrankheit 91, 341, -ſteine 246
Brücke 284
Bruddeln 207, 457
Brudtömmar 165
Brunnen 129, 137, 382
Brûleiare 416
Brûpîkar 415
Bruſtkrankheit 143, 298, -tuch 495
Brûthaonſitten 418, -kamp 137, -knecht 416, -ſchattſammeln 419, -ſitter 415
Buarach 528
Bubbelke 443
Bublikom 210
Buchorakel 107, 357
Buchsbaum 252, 424, 483, 485
Bucklämmer 201
Budde 366
Buddekêrl 426
Buddeln 202, 446
Budkafle 184, 432
Buds 476
Budsticken 183 f.
Büffing 517
Bufo vulgaris 201, 444
Bught 300

Bugönje 483
Buhlſchaft 144, 400
Buko 175, 426
Bullemann 175, 426
Bullenklas 426
Bullerkêrl 426, -wedder 426
Bullkater 174, 175, 212, 426
Buman 175, 426
Bummack 175
Bün' 520
Bund 514
Bundeltag 432
Bur 523
Burdaler 433, -klock 433
Burg 222, -ſagen 149
Burjung up Reiſen 234, 468
Bürl 520
Bürling 521
Bûrn 434
Burren 200, 443
Burrhahn 200, 443
Buſche 518
Buſebeller 426
Buſeruns 263
Buskanen 411
Buſſard 389
Buſſemann 426
Buſſen 437
Büßertracht 491
Buten 530
Butenſchlag 286, 505, 516
Buten tîds afgân 432
Butter, Buttern 296, 328, 338, 379, 383, 386, 395, 503, 530.
Butzemann 175, 426
Buzzen 210, 463
Buxus sempervirens ſ. Buchsbaum
Byfogd 179, 180
Byskrå 179

Cairn 141, 399
Calzette a staffa 260
Canagium 182, 432
Candlemas 517; vgl. Lichtmeß
Cas-chrom 508
Ceder 334
Census 176
Cepié 419
Charaktereigenſchaften 203, 447, -tänze 157, 403
Charlotte 211
Chenopodium bonus Henricus 93, 341
Chim, Chimmeke 144, 337, 352, 366
Cholera 378, 389
Chorion 482
Chriſtentum 64, 77, 90, 135, 143, 148, 172, 408, 430; vgl. Katholizismus, Proteſtantismus
Chriſtian I. 114, 226
Chriſtinenquelle 335
Chriſtoph 135, 150, 401
Chriſtſtriezel 398, -wies 396
Clamp 300
Clefid bendigaid 91
Cobitis barbatula 299, 534
Colchicum 442
Complexus agrorum 277
Corte roede 183
Croish tarish 432
Crue 296, 529
Cunila 199
Curtah 501
Cyndelig 138, 396
Cynosurus caeruleus 333

Dach 108, 242 ff., 359 f., 470, 471 ff., -fenſter 250, 482, -mieten 291, -moos 473, -netz 471, 472, -pfähle 476, -ſeil 472, -ſteine 243, 472, -ſtroh 518
Dâfel 491
Dagmal 461
Dagmaurk 462
Dahlen 206, 454
Daillambl 514
Daltanz 405
Damenpudel 204
Dämiſch 204
Dämonenabwehr 156, 403, -bann 128, 380, 382
Dänen 56, 325

Danmarkskyrka 114, 148
Dannemanns, Dannequinnas Skål 167, 418
Darre 292, 523 f.
Daub'n 513
Daumenhalten 116, 364
Day Down 224
Deckebeschlagung 169
Deckenbalken 252, 483, 489
Degen 381
Deiker 366
Deputat 181
Dessauer 150
Dessil 327
Deuteroskopie 104 f., 355 f.
Deutschland 37 ff., 154 ff.
Deuwel 118
Dickbûkabend 422
Didden 482
Diebsbann 329, 383, -brüchte 209, -daumen 110 f., 133, 361 ff., -ermittelung 107, 130
Diebstahl 107, 358
Diemen 521; vgl. Feimen
Dienstantritt 353
Dienstbotenabzug 432
Diger död 205, 451
Diligence 282
Dingbezeichnungen 202 ff., -stellen 130, 385, -liche Metaphern 213
Dinger 365
Dinnies 211
Dissoziation 93, 342
Divinationes artificosae 106 ff., 357 ff., -naturales 99 ff., 345 ff.
Döbelen 412
Docke 198, 440
Docken 518
Dodel 366
Dôdläg'r 441, -läw'r 441
Dogge 212
Dohnenstieg 298, 531
Döhnten 476
Doister 366
Dolmen 364
Dompfaff 201, 444, -ring 138
Donnerbesen 345, -wetter 119
Donnerstag 104, 353, 361, 369
Donnerstagskind 104
Döns 420
Door 508
Doppeleiche 341, -gesicht 356, -stangen 177, 427, -wand 476 f.
Doppeln 164, 412
Doppeltes Futter 173, 423
Dorf 276, -innung 179
Dorfen 414
Dornzaun 279
Dörpknüppel 433
Dorsch 299, 534
Doun 340
Dövekater 366
Dowloch 82, 335
Drache 103, 148, 352, 367, 379, 382, 393
Dreifeldersystem 278, 504
Dreihhals 144
Dreikönigstag 338, -periodensystem 274, 503, -wegescheide 108, Weisen 407, -zahl 103, 129, 137, 359, 379, 393, 394, 395, 396, 410
Drell 262
Dresch 286, 505
Dreschen 291, 368, 398, 523, 529
Dreschgeräte 281 f., 511 f., -wagen 282, 511
Drewel 535
Drickes 211
Drickmännche 342
Drillen 207
Drittenjagen 161, 407
Dromsdorf 150
Drömt 288
Drôs 366
Drummel 366
Drûs 93, 342, 366
Druschba 415
Drutte 342
Druzki 415
Dryas 80
Ducks 366
Düdscher 366
Dûf 522
Duffmould 286, 516

Düker 366
Dulse 93
Dunen 202
Dung, Düngung 293, 285 ff., 295, 444, 514 ff., 521, 526, 527
Dungbindematerial 286, 516, -fahren 369, -schutzdecke 288
Dünnbrot 292, 293
Durchschlagen 465
Dursten 439
Dürsten -g'jäg 343
Dutten 522
Düwelsdreck 110; vgl. Teufelsdreck
Duzen 188
Dwerhaus 248, 479
Dwynwen 83, 139, 335
Dyterbjarnat 343

Ebene 23, 28
Eber 138
Echiniten 363
Edda 221, 467
Eder 521
Edwellig Land 441
Efeu 397
Egge 281, 509
Ehe (mit Naturgeistern) 66, 74, 86 f., 327, 332, 336
Ehebrecher 186, -züge 99
Ehre 182
Ehren 418, -jungfrauen 415, -seite 253, -strafen 186, 436
Ei 124, 298 f., 369 f., 532, -haut 99, 345
Eiche 80, 91, 334, 341, 376 f., 428, 429
Eichenzaun 278, 505
Eiergießen 108, -sammeln 298
Eifel 154, 211
Eigen, Jochen, 17
Eigennamen 211, 464
Eigenschaften, körperliche, 204 f.
Eikebuk 445
Eilamm 445
Einfeuerhaus 249
Eingeweide 361, -schau 106, 357
Einheit des Kulturlebens 220, -politische 192, -des Volksglaubens 62
Einheitshaus 248, 478
Einhöferei 275, 276, 503, -raum 249, -sterzpflug 509
Eintrieb 383, -wanderer 21
Einzelhofsystem s. Einhöferei
Eimer 256
Eisen 128, 377, 381, 383, -nächte 288, 517, -schuh 294
Eisschießen 407
Ekel s. Abscheuerregung
Elementargedanke 62, 142, 267, -zustand 142
Elend 340
Ebene 390
Elfen 32, 63, 66, 78, 85, 345, -loch 341, -mühle 79, 334, -tanz 79, 109, 158, 333, -weide 385
Elftausend Jungfrauen 114
Elgled 298
Ellerchen 331
Ellritzke 534
Elster 100, 102, 119, 121, 132, 349, 368, 389
Elternhaus Arndts 15 f., 65, 188, 196
Elvekvist 345
Empfindsamkeit 29
Empusa 333
Ende der Welt 214, 465
Endelichkeit 38
Engländer 57 f., 325
Englische Tänze 158
Enris 484
Ente 340, 529
Entfernung 122
Entlohnung 181
Entsagen 365
Entwöhnen des Kindes 70
Epauletten 495
Epiphanias 336
Epilepsie 91
Eppele von Gail 122
Erbärmlichkeit 210

Erdbibel 358, -häuser 94, -knopf 384, -laken 359, -metall 129, 130, 384, -sieb 358, -schlüssel 107, 130, 358, 383, 384, -schüssel 358, -silber 384, -stahl 384
Erbse 216, 288
Erbsenbrot 526, -stroh 360, 423
Erbsbär 426
Erdbeben 102, -blockhütten 243, -dach 243, -füllung 476, -geister 71 ff., 330 ff., -hütte 243, 470, 471, -klöße 142, 399, -schwamm 199, 219, 443, -streu 286, 516, -toffel 199, 443, -verehrung 70, 339, -zaun 279, 507
Erhängte 362, 392
Erich der Heilige 114, 148
Erinnerungsbäume 80
Erlebnis 16
Ermordete 96, 343, 361, 362
Ernte 159, 289 f., 430, 440, 517 f., 526, 527, -fest 404, 406, 443, -kollation 159, 405, -leiter 280, -wagen 282, 511
Erpel 219, 466
Erzgang 384
Erziehung 164, 412
Esche 63
Eskildquelle 82
Esse 250, 480
Essen 205, 452
Eßbesteck 273, 417, 503, -gerät 256, 488, -lust 322, -schüssel 255, 487, -sitte 418, -vorräte 256
Ethische Tendenz 217
Etter 506
Etymologische Sagen 150
Eule 97, 119, 132, 212, 343, 434, 464
Eulenfuß 333, -stein 363
Eunuchen 348
Euphemismen 118
Evil one, the, 367
Ewige Blüse 533
Exercitus feralis 343
Exkrementendüngung 286, 515
Fabel 146
Fäbostellen 80
Fachwerk 245, 246, 476
Fackel 125, 375, 376
Fahne Erichs des Heiligen 114
Fahreltid 432
Fahrendes Zechen 324
Fahrgilden 159
Fakraue 475
Fäl 366
Falken 202, 447
Falletsche 198, 441
Fällor 514
Fallsucht 83, 91, 134, 137, 340, 392, 396
Falltor 508
Faltrock 268, 497
Familiensinn 37
Fander 366
Fång 409
Farbe (Tracht) 257, 261, 262, 264, 266, 493, 494, 495, 496
Farnkraut 472, 477
Farr 201
Farstuga 250
Fart 529
Faschrei'n 367
Fastnacht 161, 242, 409, 425, 426, 471
Faude 434
Fäulnis 378
Faust 122, -hammer 183
Feddernedder 445
Federn 298 f., 486, 531
Federvieh 296
Fee 66, 79, 175
Feig 205, 452
Feigbohne 443
Feilabeg 494
Feime 290, 521
Feldfrüchte 287, -gemeinschaft 277, 504, -graswirtschaft 504
Fem 518
Femgericht 150
Fennebloom 442
Fenster 241, 250 ff., 470, 478,

482 ff., -vergitterung 251, 483, -loch 246, -luke 245
Fensterln 414
Ferkele 527
Ferntrieb 38
Festmachen 117, 365
Festsitten 188
Festtagsarbeit 123, 368, -tracht 494, 496, 501
Fetthenne 387
Feuer 108, 118, 124 ff., 132, 185, 241, 335, 372 ff., 383, 387, 388, 389, 430, 434, 470, -bake 434, 435, -bann 346, 355, 379, -brunst 490, -gefährlichkeit 245, 249, 474, -katzen 203, 447, -löschen 170, -reiben 376 f., -röhren 202, -schlangen 203, 447, -stahl 128, 380, 381, 382, 383, -stelle s. Herd, -streif 84, 86; vgl. Fackel, Herdfeuer, Licht, Reines Feuer
Fichte 334
Fichtenbeschlag 483, -zaun 506
Fickfacker 204, 449
Fieber 326, 335
Fiend 118
Fierk 366
Filzhut 266, 270, 499
Finger 134, 393
Finkenstein 362
Finn 76, 333
Finnen 59, 325
Finstern 413
First 242, 471, -schutz 244
Fischblase 482, -dörrhaus 301, 535, -fang 126, 135, 155, 295, 299 ff., 348, 353, 378, 395, 403, 532 ff., -gräten 295
Fischer 68, 368, 470, 492, -hütten 244, 247, 476, -lage 301, 535, -schulze 179
Fitzen 475
Fjeldstab 513
Flachseefangart 299, 532
Fladbröd 503, 525
Flage 340
Flaken 301, 477
Flämisch 203, 448
Flannel 499
Flaschenschmuck 254, 485
Flatsche 210, 463
Flechte 258, 267, 272 f., 420, 497, 502
Flechtbau 471, -wand 245, 477, -werk 256, -zaun 278, 506
Fledder 529
Fleddern 206
Fledermaus 389, -stein 363
Fleek 475
Flegel 281, 511
Fleihen 485
Fleischessen 296
Flett 250, 481
Fliege 77, 78, 333, 389
Flitzbogen 162
Floh 215, 263
Florentius 148
Flöstertid 432
Fluch 119, 141
Flügel 389
Flurbereinigung 278, -schütz 208, 460, -umwandlung 180, 430, -verfassung 277, 504, -zaun 278, -zwang 277, 504
Flutschen 206, 453
Flütttid 432
Fohrgang 429
Forke 368
Form (Trachtschnitt) 261, 262, 263, 265, 268, 493, 494, 496, -losigkeit 31, 39
Förningar 164, 166
Fortuna 67
Foy 415
Fragen 119
Frais 340
Frankreich 59, 325
Frau'nkäfarl 444
Freiheitsbaum 80, 334, -kokarde 267
Freikugel 112, -schütz 112, 363
Freißlich 197, 439
Freitag 104
Fremdvölker 59 ff., -wörter 210, 463 f.

Freya 334
Friedhof 178
Friedrich II. 189, 261
Friesen 29, 41, 210, 463
Fritzen 475
Frizech 419
Froden 197, 439
Fronfasten 355
Frosch 144
Frostnester 288
Fruchtbarkeitszauber 116, 177
Fruchtwechselfolge 277, 504
Frühklugheit 99, 346
Fuarfaamen 415, -mann 416
Fuchs 118, 212, 216, 349, 365, 390, 391, -jagd 531
Füchse machen 205, 451
Fucus palmatus 93
Füerdrake 352; vgl. Drache
Fuga daemonium 387
Fugeln 453
Fugen 413
Fugenlehm 474, 478
Führergewalt 186, 435
Fuhrmannskittel 263, 494
Fuhrleute 394
Führstange 524, 525
Fumfeien 203, 448
Fummeln 207, 458
Fünffelderfystem 505
Fuse 434
Fußbekleidung 259 ff., 380, 492 ff.; vgl. Schuh
Fußbodenstroh 173, 253, 423, 484, -besandung 254, 484, -blumenschmuck 254, 484
Fußfessel 295, 528 f., -klotz 529
Futter 295
Fylgja 345

Gå och profva 165, 413, -up på 413
Gaas 518
Gaben 418, -opfer 137
Gadege 461
Galldr 120
Gallus 431
Galster 440
Galstern 198, 440
Gamaschen 260
Gamme 470
Gangarten 201
Gangel 487
Ganhart 118, -kerl 118, 366
Gans 177, 201, 212, 225, 445, 467, 529
Gänseblümchen 199, 442, -nest 139, 397
Ganten 187, 436
Gapung 204, 449
Garbe 289, 518
Gardinen 253, 255, 486
Garlin Bodacher 88
Garten 252, 275, 483, -bürstli 442
Gasseln gehn 414
Gast 518
Gastfreundschaft 50 ff., 323 f.; vgl. Bewirtung
Gästgifvaregårdar 150
Gatter 508
Gaunen 143
Gauweabend 417
Gaw 418
Gebäckverteilung 166, 416
Gebehochzeit 159, 419, -korb 417
Gebet 68, 82, 83, 87, 111, 121, 130, 180
Gebetsrichtung 69, 70, 329
Gebildbrote 139, 396
Gebräuche 153
Geburt 24, 90, 113, 127, 128, 135, 136, 149, 164, 326, 339, 359, 364, 370, 372, 379, 386, 394, 395, 412; vgl. Taufe
Geburtsbäume 80, 334
Gedächtnis 28
Geelschnabel 204
Geese, Johann, 17
Gefrorner 113, 363
Gegentrieb 513
Gegraupel 202, 447
Gehöft 248, 479
Gehstock 273
Geier 101, 389, -nacht 138

Geigenſpieler 32; vgl. Strömkarl
Geisbart 484, -blümli 442
Geiſterbeſchwören 122
Geiſtlicher 118, 155, 366
Geklatſch 206
Gelbſucht 136
Geld, Geldſtück 92, 117, 128, 137, 349, 381, 383, 385, 395, 397, -opfer 83
Gelübde 65
Gemeindeholz 433, -prügel 433, -vertreter 490
Gemeinwirtſchaft 296
Gemenglage 277
Gementia plaustra 282
Gemeska 433
Gên 518
Genetivkonſtruktion 196
Genie 145
Genoveva 151, 401
Georg 156
Georgitag 431
Geren 507
Gericht 329
Gerichtsbarkeit, niedere, 182, -ring 138, -ſtein 411
Germanen 36, 63, 267, 322, 497
Gerrſaß 474
Gerſte 288
Gerſtenbrot 292, 525
Gertrud 140
Gertrudentag 517
Geſang 85, 336, -buch 128, 381, 402, 489, 503
Geſchälter Stab 184, 434
Geſchenk 489; vgl. Hochzeitſchenkſitten, Weihnachtsgeſchenk
Geſchichtsſage 148
Geſchmeide 73, 331
Geſchwiſterbett 99, 123
Geſchwulſt 91
Geſchwür 134, 398
Geſelligkeitsſitten 154 ff., 402 ff., -trieb 30, 38
Geſellſchaft 196, 210, 266, 267, 273
Geſellſchaftsfußtracht 261, 493
Geſetztage 179
Geſicht 23
Geſinde 214
Geſpiel 415
Geſtalt (Naturgeiſter) 72, 77, 83, 85, 331, 333, 336
Geſteinsgeiſter 75
Geſten 117
Geſtrenge Herren 517
Geſundheittrinken 167, 403, 418
Geſunkenes Kulturgut 257
Getratſch 206, 456
Getreidehaufen 289, 386, 394, 518, -ſchnitt 281, 510, -trockengerüſt 289, 519
Gevatter 154, 402, 410, -gabe 164
Geweih 389
Gewitter 124, 125, 147, 349, 370, 372, 383, 386, 430; vgl. Blitz
Gewitterwolke 426
Gewohnheit 152
Gewürm 366
Gezeiten 70
G'fäl 515
Giebel 246, -zier 391
Gielde 535
Gienung 204, 449
Giftenabend 417
Gilde 154, 402
Gimpel 201, 444
Girren 201
Giſchen 208, 460
Gjettegryder 333
Glânern 453
Glas 300, 534, -berg 71, -fenſter 251, 285, 480, 482, -ſchuh 72, -ſtube 480
Glatt 204, 450
Glau 204, 451
Gleiten 453
Gliimu-List 409
Glîma 409
Glitſchen 206, 453
Glocke, Glockenläuten 108, 109, 147, 203, 294, 361, 384, 400, 491, 527, 528
Glockenrock 268, -ſtapel 244, 253, 473, -ſeil 84, 116, 364

Klotzblume 442
Glückshaube 99, 345, -kind 99, 104, 345, 355
Glupen 204, 450
Glüswanz 352; vgl. Drache
Gnitterig 203, 448
Gnurren 206, 456
God dam 119
Gojenschießen 410
Goethe 15
Götha-rike 53
Gothen 434
Goldfuß 118, 365, -haube 270, 345, 500, -henne 444
Gonger 342, 343
Gosarndt 201, 444
Göske 443
Gössel 201, 391, 445
Gott 217
Gottesdienst 491, -name 119, -pferdchen 201, 444
Govätter 133
Grå, hin, 118, 365
Grabbeigaben 170, 421, -schmuck 170, 421
Graben 279
Grabstockbau 274
Grade der Sitte 153
Graföl 170
Grälen 206, 456
Gramanzen 210, 464
Gränstrauch 485
Gräten 517
Grätig 204, 450
Grauer (Zwerg) 331
Graufuß 118, 365
Great fellow 367
Greinen 204, 450
Greisart 209
Grenze 192
Grenzbegehung 179, 429, -bezeichnung 278, -furche 278, -striche 194, -verrücker 96, 343
Grey legs 365
Grieflachen 204, 450
Griese, de, 118
Grimassen 210, 464
Grind 134, 348
Gringel 534
Gripsgrabbelei 208, 458
Gripsholm 96, 97, 106, 252
Grobschmied 72
Gros de fours 269
Grubenwohnung 241, 471
Grundel 534
Grüne Jahre 288, -Zwerge 331
Gründonnerstag 372, 395
Grüttqueern 525
Gubbe 522
Gue 224, 257
Guid folk 118, 366, -neighboors 79
Guilechan 499, 501
Guisars 175
Gumsebröd 139
Günther 155
Gürtel 273, 503, -spannen 162
Gustav I. 150, 226, 252
Gustav Adolf IV. 66, 102, 150
Gustavs skål 224
Guter Heinrich 93, 341
Gutsklapper 489
Gygiarsslag 158

Haaf 299, 300
Haar 189, -abschneiden 420, -band 273, 502, -flechten 160, -netz 267, -spange 502, -stapel 280, -tracht 258, 267, 272 f., 497, 502 f.
Habicht 132, 389
Habsburg, Rudolf von, 103
Hack und Mack 209, 462
Hackbau 274, -waldwirtschaft 515
Hacke 255, 280, 508
Hackelberg 343
Hactei 461
Hafer 288, -brot 21, 292, 525
Hagedorn 80
Hägerung 105, 356
Hahn 137, 138, 177, 201, 215, 286, 296, 360, 396, 427, 429, 445, -ut de Tünn smieten 409

Hahnenfuß 77, 333, -schrei 79, 86, 96, 108, 109, 209, 343, 360, 387, 462
Haidereuter 208, 460
Hainzen 519
Hakelwerk 506
Hakemann 335
Haken (Tracht) 263, 495
Hakenjohr 353
Hakenpflug 280, 498, 499, 509
Halbrundling 276, 503
Halloren 162, 409
Halluzination 93, 342
Halmlaik 369
Halsband 294, 527, -kette 269, 270, 498, -kuppel 280, -tuch 265, 269, 498
Hammelschießen 162, 409
Hammer 329, 433
Hämmerl 491
Hamr 345
Hand, linke, 134, 393, -rechte 393
Handmühle 353, -schlag 465, -schuh 273, 503, -sieb 255, -tuch 256, 488, -werker 254, 485
Hanfhemd 156, 175
Hängewiege 487
Hangfisch 301
Hanövers 210
Hans Sachs 93, 192
Hänschen in Schottsteen 233, 468
Hårde, hin, 118
Harke 280
Harl 213, 464
Harlog 113
Harmlamm 445
Harpfe 290, 520
Harst 198, 440
Hartbrot 256, 292, 525
Hase 201, 348, 367, 393, 444
Hasel 81, 92, 111, 130 ff., 385 ff., 531
Haselung 130, 385
Hasenscharte 369
Hasla Woll 130, 385
Haspel 123
Hässjor 290, 520, 524
Häster 440
Haube 270 f., 384, 499
Haubenlied 420, -tüchel 502
Hauberg 515
Haubungstanz 169, 419
Haubusse 485
Häufel 521
Haugilden 159
Hauklooten 522
Hausbau 87, 104, 158, 159, 241 ff., 245, 338, 394, 470 ff., 475, -bemalung 247, 477, -flur 250, -geist 66, 87 ff., 94, 337 ff., -gerät 216, -götter 114, -inschrift 248, -marke 296, 504, 529, -mittel 93, -rat 254 f., 485 f., -schmuck 177, 389, 427, 429, -schnitzwerk 248
Hausten 518
Hautfenster 482, -krankheit 93
Hebamme 395
Hecht 299, 533
Heck 508
Hecke 279
Heerpfeil 183, 184, -schau 176
Heide 472, -korn 289, -krautstreu 286
Heidenlager 149
Heilige 65, 136, 150, 248, 478, -Erde 114, -Krankheit 91, -Nägel 114, -Orte 65
Heiligendreikönige 176, 426
Heilpflanzen 69, -zauber s. Krankheit
Heimat 192, -liebe 27, 321
Heimelnd 27, 321
Heimweh 27, 321
Heinrich IV. 31
Heitnigge 330
Heja 433
Hekataios 320
Heldenlied 224, 225, 468, -sage 65
Helga Water 82
Helgaan 335
Helgen 421
Heliaëtus albicilla 201, 444
Helljäger 343; vgl. Wilder Jäger
Hellseher 104, 346, 355

Helm 345
Helmendach 471
Helmold 50, 245, 323, 475
Hemd 265, 268, 345, 496, 497
Hemetbeutel 442
Henker 143
Henne 137, 177, 396
Hennike 366
Herad 185
Herd, Herdfeuer 216, 248, 249 f., 337, 377, 470, 471, 478, 479 f.
Herder 320
Hering 290, 386, 398, 533, 535
Herodot 142
Herör 184
Herrgottsblut 387, -wörmken 444
Hertha, Herthasee 70 f., 330
Herzblümle 442, -gießen 70, 92, 341, -spann 91, 341
Hessen 46, 323
Hester 132
Heu 293, 423, 526, 527, -gucken 442, -gütel 337, -laden 291, 523, -schrecken 102, -zieher 513
Heuchel 518
Heuler 202
Hexe 62, 68, 98, 108, 109, 110, 113, 115, 117, 118, 121, 125, 127, 132, 134, 136, 143, 147, 223, 328, 355, 361, 367, 368, 372, 373, 379, 382, 386, 387, 389, 391, 392, 394, 395, 400, 408
Hexenbesen 345, -butter 122, -meister 142, -nest 345, -netz 98, -pforte 98, -salbe 368, -schlinge 75, 98, -schlupf 98, -verfolgung 145, -zwang 98
Hiallar 301, 535
Hieroskopie 106, 357
Hiffel 521
Hildegard 211, 464
Hilfe der Zwerge 73, 332
Hilfskorb 417
Hill 209, 462
Hillebille 490
Himmelfahrtstag 395, 430, 431
Himmelskörper 67 ff., 327 ff., -richtung 101, 349
Hineinklepfen 465
Hinrichs 391
Hinrich Bierk 16, 17, 95, 116, 130 134, 254
Hinrichtung, Hingerichteter 69, 82, 134, 141, 186, 392
Hinter sich werfen 82
Hintere gehen 328
Hinterlapp 529
Hippokrates 320
Hippolytus 517
Hirdisrismol 209, 461
Hirse 289
Hisch 480
Historische Einflüsse (Volksart) 35 f., 322, -Lieder 224, -Volkslieder 225, -Studien 18
Historik, vorliterarische, 145
Hjelpkorg 417
Hjul 172, 422
Hnaus 476, 509
Hobsleute 183
Hochdeutsch 196
Hochseefischerei 300 f., 534 f.
Höchste 340
Hochtid, de, 234, 468
Hochzeit 101, 102, 104, 110, 117, 123, 124, 125, 136, 137, 154, 163, 164 ff., 223, 326, 328, 334, 347, 348, 350, 353 f., 358, 359, 364, 369, 370, 384, 387, 405, 410, 413 ff., 424, 425, 436, 466, 484, 489, 493, 503; vgl. Judenhochzeit
Hochzeitsämter 165, 415, -besteck 417, -bitter 370, 417, 419, 465, -dauer 170, -gericht 166, 418, -kosten 166, 417, -schenkfitten 167, 418, -schmaus 166, 416, -tanz 169, 419, -termin 165, 414, -tracht 165, 414, 494, 495, 496, 497, 498, -vorbereitungen 165, -zug 165
Hock 521
Hocke 289, 518
Hodenverkeilung 341

Hofform 249, 276, 479, -mauer 507, -wehr 255, -zaun 278
Hofridare 165
Höhlengeister 88
Höhnergloben 326
Hoiken 202, 447
Hökanatt 138
Holcus odoratus 485
Holden 79
Holl und boll 210, 463
Hölle 132, 388
Holland, Holländer 42, 208, 214, 460, 465
Hollezopf 345
Hollunder 63, 72, 80
Holsken 493
Holsteiner Wagen 282
Höltink 365
Homer 355
Honig 365
Hooibergen 523
Hopfen 252
Hoppesli 442
Hörige 181, 432
Hormtjungfrauen 415
Horn 255, 256, 295, 529, -löffel 255, 256, -scheibe 295, -späne 428, stoß 433
Hornung 111
Horve 87
Hose 261, 262; vgl. Beinkleid
Hoselen 409
Hosenlupfen 409, -recken 409, -träger 265, 495
Hostie 363, 430
Holzblock 488, -egge 510, -fällen 330, -haufen 521, -pantoffeln 493, -pfeil 184, -pflug 509, -sattel 526 f., -schuh 259, 492, -späneflechtwerk 253, 484, -teller 489, -wagen 511, -wand 244, 474
Hous 247
Howand 250
Hubengang 429
Hudegerechtsame 429
Hufeisen 294, 383, 527
Hüfel 519
Hüftpolster 268
Hühner 363, -knochen 138, 396, -nest 139, 397, -sonntag 417
Hule 530
Hummel 257
Hummer 300, 534
Humor 218
Humpawa 487
Hund 77, 93 97, 98, 102, 136, 144, 212, 215, 298, 333, 342, 347, 351, 365
Hundefett 361, -füttern 182, -geld 182, -heulen 351, -korn 183, -säger 437
Hundfogde 437
Hundsstern 103
Hünenwerk 76
Hunnenfelder 149
Hûp 521
Hupen heel! 210
Huphup 443
Hürdendüngung 286, 515, 516
Hure 347, 348
Hurepupe 442
Husten 138, 396, 519
Hut 266, 496
Hütchen 337
Hütefaß 300, 534
Hutfeder 266
Hutscheln 453
Hutten 470
Hydromantie 358
Hypericum 132

Identifizierendes Denken 257
Idiotypus 320
Ignis fricatus 377, -sacer 91
Ihrmdagstid 209
Ilamm 445
Illuminaten 16, 65
Imbstid 462
Immenrunp 297, 530, -tûn 530
Impotenz 364
Incantation 367
Incubus 94, 342
Infield 286, 515
Inreffen 214, 465

Instinkt 64, 152
Irdengeschirr 256, 489
Irrlicht 73, 81, 84, 335, 343
Irrtenhochzeit 419
Isländer 33

Jagd 104, 113, 129, 297 f., 348, 490, 531 f., -gerät 255, -ruf 298, -tanz 404, -wild 98
Jagen 414
Jäger 393, -lied 230, 468, -stolz 389
Jahr, nasses, 213
Jahresanfangszauber 107, 108, 173, 174, 176, 422, -festsitten 171 ff.; 421 ff.
Jahrsgang 108, 359
Jakob Nimmo 130
Jammer 340
Jân 518
Jättegryta 76, 332, -stol 76
Jernnätter 288, 517
Joch 294, 527
Johann, König, 149
Johannisblumen 132, 428, -blut 387, -feuer 125, 373 f., 376, -hand 387, -kinder 428, -kranz 99, 347, -kraut 132, 387, -krone 429, -lauben 178, 428, -mittagsstunde 361, 395, -nacht 75, 99, 108, 109, 122, 131, 132, 335, 336, 347, 355, 360, 361, 372, 385, 386, 395, 400, -quäste 132, 386, -rute 131, 385, -spiel 428, -stangen 427, -tag 83, 162, 177 f., 181, 335, 341, 395, 410, 423, 427 f., 430, -tänze 125, 373, -wurm 387
Jölle 115, 300, 534
Jüdel 337
Juden 61, -hochzeit 169
Juelke 331
Julbock 139, 174, 396, 424, 425, -brot 139, 173, 396, -eber 139, 396, -feuer 172, -fladen 396, -friede 172, 422, -grütze 88, 139, 173, 422, -hahn 163, -keule 163, 412, -klapp 174, 425, -licht 102, 139, 398, -lieder 163, -nacht 124, -spiele 163, -stroh 107, 123, 139, 163, 173, 358, 369, 397, 423, -tag 127, -zeit 161, 407; vgl. Weihnacht
Julafred 172, 422, -afton 139, -bosse 423, -galt 139, 173, 396, -gås 425, -gumse 139, -klubba 163, 412, -korsar 423, -krûnar 423, -lekar 163, -otta 125; vgl. Weihnacht
Julin 283
Jumffer 444
Juneus effusus 489
Junger-Frauentanz 420
Jungfer, nackte, 442
Jungfernknecht 204, 416
Jungfrau 347, 348, 365, -Maria 113
Jungfrauentracht 160, 258, 272, 491, 500 ff.
Jüngstes 367

Kabbeln 164, 206, 455
Kabeljau 299, 300, 301
Kabelwiesen 504
Käffe 251, 279
Kaffee 167, -bohne 443
Kahlden, Major von, 95
Kaiserstiz 282
Kak 163
Kakeln 201, 445
Kalb 379, 383, -fell 264, 265
Kalemank 498
Kalfatern 207, 458
Kalkanstrich 246, 247, 248, 476, 478
Kalkbrenner, Joh., 187
Kälke 283
Kalkuttischer Hahn 201, 445
Kalmäuser 204, 449
Kamäleon 102
Kamin 248, 249, 250
Kamisol 265, 269, 271, 495, 498
Kammertuch 270, -wagen 371
Kamp 527
Kämper 224
Kampfspiele 162, 176, -tänze 169
Kannbrett 256, 488, 489

Kanschfeuer 373
Kantzow 50, 154, 259, 323, 402, 492
Kapall 527
Käppchen 266
Kappisbauern 208
Kappunhahn 445
Kapuzenkind 346
Karfreitag 341, 361, 385, 395, -woche 491
Käringris 199
Karl d. Große 126, -XI. Gesicht 106, 357, -XII. 31, 122, 150, 401
Karmänsch 203, 448
Karpent 520
Karrensattel 526
Karste 280; vgl. Hacke
Kartenspiel 69, 163, 217, 255, 329, 412
Karthaune 202, 447
Kartoffel 199, 288, 443, 521, -krieg 226
Kaschein 453
Käse 137, 296, 395, 503, 530, -butter 296
Kasermandl 334
Kaspelgericht 179
Kasplum 442
Kassius 148
Kassuben 195
Kästchen 255, 485
Kastenschlitten 283, 512
Katechumenen 127
Katharina Stenbock 255
Katholizismus 35, 65, 140, 491
Kattlo s. Katzenluchs
Kattun 497, 500
Katze 75, 81, 100, 102, 118, 144, 216, 333, 334, 342, 348, 367, 383, 390, 393, 466
Katzenglaube 326, -luchs 77, 134, -schlagen 409, -sprung 212, 464
Kaufehe 168, -schlagen 465
Kauks 337
Käuzchen 101, 350
Kawel 504
Keck 392
Kegeln 160, 411, 522
Kehricht 386
Kehrreim 227
Kelpy 84
Kelten 330
Keps 522
Kerre 512
Kerze 83, 376, 378, 420
Kessel 255, 488, -haken 488
Kesser 299, 533, 534
Ketelböter 121, 201, 219, 444
Kettenklirren 372
Keuschheit 109, 112
Keuthahn 512
Kiefernrinde 293, 295, 526
Kienungen 365
Kiepe 256
Kilben 445
Kildinguie 83, 335
Kiltblume 442
Kilten 414
Kimlamm 445
Kindelbier 164
Kinder 96, 117, 365, -aussetzung 127, 380, -fackelzüge 375, -krone 345, -scheuche 336, 343, 426
Kindesfoot 398
Kindheit Arndts s. Elternhaus
Kindtaufe s. Geburt, Taufe
Kinki 425
Kipf 525
Kipfen 292, 525
Kirche 67, 118, 136, 140, 173, 177, 244, 252, 253, 366, 390, 395, 423, 428, 485
Kirchfahrt 165, 414, -gang 68, 154, 164, 328, 371, 402, -hof 163, 375, 411, -könig 437, -ritt 165, 414 f., -turm 244, 473, -wege 283
Kirchendusler 437, -kerl 436, -sage 148, -schlaf 137, 396, -tracht 272, 501, -wächter 189, 436
Kirchliche Sitte 189
Kirnmilk 296
Kirwagen 511
Kittel 262, 264
Kividd 350
Kivin 83, 335

Klaas 391, -bur 425, 426
Klabautermann 339, 355; vgl. Schiffsgeist
Klacks 199, 442
Klailand 198, 441
Klan 184, 432, -geist 88, -lied 223
Kläpflein 491
Klapper 491, -bock 425, -brett 257, 489 ff., -egge 510, -jagd 298, 531
Klapperl 490
Klara 517
Klautschen 207, 456
Klawit 350
Klebefeld 246
Klebei 490
Kled' di wit! 350
Kleemstaken 475, 476
Kleereiter 519
Kleid 254, 345; vgl. Volkstracht
Kleidung (Wandschmuck) 253, 484
Kleimen 245, 475
Kleiner Wuchs 164, 413
Kleiwköst 476
Klemme 203, 448
Klenegilde 160, 245, 406
Klenen 245, 475
Klewerrüter 519
Klibbar 526
Klicken 475
Kliemer 475
Klif-Bery 527
Klimakterische Jahre 103, 353
Klingpfennnigspiel 160
Klinker 248
Klobben 493
Klockestabel 244, 473
Klokken 522
Klomp 493
Kloot 522, -schießen 407, -stock 513
Klopf 490
Klöpfelkissen 257
Kloppe 433
Kloppjagd 531
Kloster 220, 222
Klotzabend 417, -beuten 530
Kloube 528
Kluben 513
Klucke 433
Kluckern 411
Klugscheißer 205
Klumpsack 89, 175
Klüngel 208, 458
Klüpeln 208
Klüster 529
Kluten 246, 476
Klüterer 486
Klüverstock 513
Knabenkraut 387
Knäckebröd s. Hartbrot
Knechtebeer 405
Kneeböffeln 528
Kneiphölzer 242, 244
Kniebeugen 82, -hosen 262, 493
Knoblauch 132, 379
Knopf 262, 263, 265, 269, 270, 494, 495, 498
Knospen 493
Knotenzauber 116, 135, 364, 394, 397
Knüppel 215, 466, -brücke 283, -damm 283
Knut 139, 176, 396, 426
Knüttstieken 417
Kobold 88, 89, 337, 360, 361, 394
Koben 293
Kober 202, 447
Kochgerät 256, 488
Köchin 169, 419
Kocke 521
Kohle 117
Köhlerglaube 65, 326
Köise 520
Kokarde 189, 266, 267, 497
Kokoschke 519
Kokula 433
Kolbuk 337
Kollatsch 405
Komet 103, 352
Komment 153, 189
Kommnächte 354, 413
Kommunikationswege 283
Kommunion 328
König Erichs Geist 97, -Johanns Geist 96

Königskinder 227, -töchter, drei, 228, 468
Kontertänze 405
Kontrafaktur 220, 467
Kontraktion 211
Konvalle 86
Kopf, Tragen mit dem, 258, 513
Kopfbedeckung 134, 265 f., 270, 380, 393, 496 f., 499, -binde 501, -schmerz 534, -schüttler 144, -tuch 270, 271, 501 f., -waschen 329
Kor 523
Korb 256, 291, 293, 471, 526, 527, 534, -wiege 487; vgl. Wagenkorb
Korbre 392
Kord 201, 444
Kordons 267
Korneelsname 464
Korntalk 406
Körper 22, 216, -funktionen 213, -größe 320, -teile 213
Korss 183, 432, -werk 246
Korteln 413
Kortwagen 511
Kosenamen 209, 461
Köstenbidder 417; vgl. Hochzeitsbitter
Kostgaw 418
Kostverschmader 205, 452
Kowen 202, 447
Krabaten 209, 461
Krackse 496
Krähe 77, 100, 101, 201, 333, 349, 389
Krähenfuß 333
Krake 87, 290
Kranichzug 382
Kraniologie 21 f., 321 f.
Kränk 340
Krankheit 69, 70, 82, 83, 87, 90 ff., 116, 126, 129, 130, 136, 137, 139, 140, 144, 205, 326, 329, 335, 340 ff., 346, 359, 370, 377, 378, 379, 386, 387, 389, 390, 397, 398, 408, 451, 534; vgl. die einzelnen Krankheiten
Krankt 366
Kranz 140, 359, 360, -abtanzen 169, -mädchen 415
Kraschen 207, 456
Krat 352
Kraut 213, 464
Kreidenfeuer 435
Kreis 69, 136, -lied 469
Krempestein 149
Kreuz 81, 82, 135 f., 183, 380, 381, 383, 386, 393 ff., 429, -balken 387, -baum 429, -dorn 80, 135, 380, 385, 395, -schlüssel 381, 393, -weg 110, 360, 361, 373, 393
Krewnacht 387
Kriddewißchen 350
Krieg 102
Kriegsbogen 184, 433, -pfeil 183, 184, 432, -tanz 404
Kriek 462
Kringel 514
Kriwule 433
Krollen 453
Kroneabtanzen 419
Kronenbaum 429
Krooß 489
Kropf 23, 213, 321
Kröpfen 288
Kross 183
Kröte 75, 332, 368
Krötenfett 110, -stein 363
Krubba 392
Krückenjähr 353
Krug 216, 256, 466, 489
Krumme Not 340
Krummholz 433
Krüsel 489
Krüzhäp 518
Kruzifix 112, 114, 270, 363
Kryddlimpa 292
Kubolčik 337
Küchengerät 256, 489
Kuchenstroh 397
Kugelspiel 160
Kuh 90, 139, 339, 390, 398, -mist 93, -mistanstrich 477, -schädel 390
Kührgericht 179
Kuje 521

Kukuk 100, 119, 215, 239, 347, 349, 469, 534
Kukuksköfter 200, 219, 443
Kül 433
Külkropp 332
Kultie 202
Kultftättenumwandlung 67 ff., 144; vgl. Kirche, Umwandlung
Kulturentwicklung 22, -kreis, germaniſcher, 19
Kumm mit! 350
Kündigungstermin 181, 431
Künſtliche Vorzeichen 106 ff., 357 ff.
Kunſtſitten 188
Kup 518
Kürbis 290, 375
Kurländer 45
Kurren 201
Kurzköpfigkeit ſ. Brachycephalie
Küſch 469
Kuſchen 206, 454
Küſelung 199, 442
Kush-krubb 412
Kuter 445
Kuttel 412
Kuttern 201, 446
Küttis 514
Kützel 514

Labêt 412
Lächeln (der Hexe) 117
Laden 291, 523
Lagdagar 179
Läger 515
Lagerſtatt 255, 486; vgl. Bett, Sponde
Laichen 386
λαινον χιτωνα 141
Laken 424
Lakkek 512
Lamhdearg 88
Lammſchaf 201
Lampe 488
Landet kildrer 356
Landgaſthaus 248, 250, 479, 482, -geiſter 129, -plage 140, -recht 41, -ſchaft 105, 275, 355; vgl. Umwelt, -weg 283
Landsgubbar 331
Landsmannſchaft 189
Landvätter 133
Lang-lju 531
Lange Hoſen 261, 262,, 494
Langſchwanz 365, 366; vgl. Drache, -tanz 158, 405, 420
Lanius 201, 444
Lankwegen 511
Länniken, ſötes, 27, 321
Lapides vituperii 186, 436
Lappen 60, 338
Lappenbaum 395
Lappſchuhe 259, 492
Lärmjagd 531, -ſtrange 434, -zauber 124, 130, 370, 384, 527
Laſe 198, 440
Laſtentragen ſ. Kopf
Latallitz 352
Laterne 375
Lattenſtieger 342, -zaun 506
Laubfutter 295
Laufſpiel 161
Laume guatta 470
Laurentius 76, 333
Lauska 433
Lautwandel 210
Lebender Leichnam 133, 142, 357, 399
Lebensdauer 23, 321, -feſte 110, 164 ff., 412 ff., -maie 125, 177, -mittel 166, 417
Leder (Tracht) 262, 264, 265, 266, 268, 273, 494, 497
Ledsveuner 165
Leek 508
Legbrett 280, 281
Lege Lü 365
Legende 150 f., 247, 401, 478
Lehm 245, 286
Lehmelbeer 475
Lehmſtâke 475
Lehmſteine 246, 476
Leibchen 498; vgl. Kamiſol, Mieder
Leibesſtrafen 187, 436

Leibeigenschaft 18, 181 f., 432 f., -zucht 431
Leichen 141, 369, -begängnis 326, -bitter 327, -fett 361, -huhn 350, -tuch 105, -vogel 350, -zeug 108, 359, -zug 68, 105, 327, 357
Leichwurm 387
Leihen 116
Leimrute 298
Leinen (Tracht) 262, 264, 268, 269, 270, 271, 492, 494, 497, 499, 500, 501
Lenconium verum 442
Lenschören 529
Lenterspiel 412
Lerche 132, 201, 215, 389, 444
Lettischer Zaun 506
Letzte Garbe 107
Leusel 518
Lewark 201, 444
Lewenskrut 387
Leye 199, 441
Libelle 201, 444
Licht 32, 63, 105, 124 ff., 185, 359, 372 ff., 434, -luke 250, 482, -meß 111, 125, 398, 431, 517, -scheinfischfang 299, 532, -span 488, -zufuhröffnung 250 ff., 482 ff.; vgl. Fenster
Lichten 414
Lidig 209
Lie 530
Liebesbedrängnisse 83, -orakel 107, 358, -prophetie 100, 349, -trank 110, -zauber 70, 116, 364
Lieving 483
Ligga på jällen 165, 413
Lik! lik! ewek! 350
Liknarbelgur 482
Likschüünen 346
Lilie 200
Limpa 292
Linde 334
Lindwurm 352
Links 70, 134, 139, 349, 393
Linzerhaube 500
Literarische Helden 211, 464
Livländer 45
Liwertsquelle 335
Lôa 524
Lob 120, 367, 393
Locken 502
Loddern 206, 456
Löffel 255, 256, 485, 488, 503
Lohntag 181
Lomberspiel 165
Lorettoglöckchen 372
Lorreier 518
Losorakel 106, 357
Lot 213, 464; s. Kraut
Lotten 504
Löwen gießen 205
Lübbeke 149
Lüchtemänneken 335
Ludwig XIV. 188
Luftsteine s. Kluten
Lügenlied 237, 469
Lukas 114
Lumm 481
Lurenträger 208, 459
Lurian 366
Lurk 201, 444
Lustratio 176
Lutbrand 211, 464
Lutfisk 173, 422
Luther, Martin, 66, 134, 148, 192, 198, 302, 342
Lutki 331
Luttern, sich, 357, 380
Lyckor 514

Maahiset 331
Määtensförche 375
Made 518
Magazinstock 297, 530
Magische Flucht 108, 166, 359, 416, -Waffen 120
Magnetismus 91
Mähen 286, 289, 515, 517
Mahlen 292, 338, 524 f.; vgl. Mühle
Mahlschatz 292
Mahr 341, 391

Maibaum 177, 427, 429, -fahrt 429, -feld 176, -feſt 176, 427, 429, -feſttermin 176, -grafenfeſt 410, -grün 177, 427, 429, -katt 444, -könig 410, -nacht ſ. Walpurgisnacht, -ſchmuck 169, -ſtange 177, 427, -tag 125, 135, 290, 372, 383, 431, 521
Maiden 107, 173
Mais 290, 521
Malka-Teppo 407
Mallufius 148
Malring 138
Mamertus 517
Mandel 289, 518
Mandragora 337
Mangeln 419
Mangkorn 505
Männliche Tracht 262 f., 493 ff.
Manſchetten 265, 496
Mantel 263, 494
Mantik 98 ff., 143, 345 ff.
Marblerum 210
Märchen 16, 121, 146, -lied 238, 469, -träger 146, 400
Marchgang 429, -leita 429
Mardelbloom 442
Marder 139, 342, 397
Mare 198, 441; vgl. Alp
Marequastar 345
Marenneſt 345
Margaretha 113
Mariä Verkündigung 181, 287, 517
Marienbild 114, -blümchen 199, 442, -roſe 483, -ſtift zu Aachen 148, -würmchen 201, 444
Marken 296, 529, -verfaſſung 180, 277, 431, 504
Markſtein 179
Marleevke 442
Marroſe 441
Mars 205
Marſchreihendorf 276
Marten 201, 444
Martin 140
Martinsgans 171, 421, -geſtämpfe 343, -feuer 125, 375, -mann 459, -quelle 335, -tag 171, 181, 414, 430, 431, -wurſt 422
Martlemasbeaf 422
Märzfeld 176, -iſel 442
Maßbezeichnung 209, -liebe 199, 442
Mat de cacagne 177
Materialkonſervierung 247, 477
Mathaken 281, 510
Mathiasabend 359
Matſchen 207, 458
Mâtsôls 328
Matz Pumpen 330
Mauertorf 476
Maulbeerbaum 252, 288
Maulkorb 294, 528
Maus 102, 140, 212, 215, 342, 351, 365, 464
Mauſen 208, 459
Maultier 294, -wurf 210
Mauwen 214, 465
May Moulach 88
Mechaniſche Heilmittel 91 f., 340 f.
Meer 24, -graszaun 279, -küſelung 115, -weib 383
Meilenzeiger 283
Meineid 119
Meith 299
Melken 295
Melmboden 441
Melonen 288
Menſchenopfer 138, 393, 396, -raub (der Dämonen) 74, 79, 85, 86, 332, 336
Mercal 509
Merkzeichen 179
Merlblümchen 199, 200, 442
Merry dancers 79
Mesost 296
Meſſer 118, 128, 130, 216, 273, 366, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 394, 466, 503
Metall 128 ff., 380, 381 ff., 385, -dach 244, -opfer 82; vgl. Axt, -feuerſtahl, Meſſer, Nadel, Schere
Mettke 336
Michael 110

Michaelis 431, -gans 422
Midmunde 461, -nat 461, -sommarsquastar 132, 374, 386, -vetursblot 138, 171
Midurapton 209, 461, -morgun 209, 461
Mieder 269, 497, 498
Miete 291, 521
Milch 88, 296, 338, 345, 379, 383, 394, 530, -gerät 256, -wirtschaft 480; vgl. Butter, Käse
Milieutheorie 320, 321
Millionen Teufel 119
Mimern 197, 438
Mimische Tänze 156
Mineralquellen 83
Miniato 151, 401
Minstrel 156
Mispel 199
Mißernte 136
Mist 481 f., -käfer 77
Mistel 397
Mittagsstunde 387
Mittelfinger 393, -franken 45, 323, -weg 98
Mitternacht 98, 110, 111, 112, 116, 131, 361, 379, 382, 395; vgl. Nacht
Mittsommerfest 155; vgl. Johannistag, -winterfest 171; vgl. Jul, Weihnacht
Moden 153
Mohrriden 341; vgl. Alp
Mola salsa 126
Molkentöwersche 373
Monatsbezeichnungen 198, 441, -blümli 442, -wählerei 104, 353
Mond 70, 104, 107, 112, 329, 330, 341, 354, 358
Mönk 331
Moos 245, 293, 526, -dach 473, -streu 286
Moor 445, -brennen 515
Mora 342
Mord 141
Mörder 96, 343
Morgengabe 417
Moscherosch 192
Moselfranken 46, 323
Motacilla alba 443
Möten 206, 453
Mücken 241, 261, 470, -stich 93
Muff 273, 503
Mühle 292, 524 f.; vgl. Handmühle, -bürstli 442
Mühlenlied 115, 223, 364, 467, -tanz 157, 403
Mulde 255
Mulgrund 441
Mullwurf 210
Mümmelken 199, 443
Mundarten 193
Munken 201
Murawa 342
Muscheln 137
Musik 219, 467, -instrument 257, 384
Musselin 269, 271
Mutter Erde 339
Mütze 258, 266, 270 f., 491, 496, 500
Myrtenkrone 171, 421
Mysekäse 530
Mythische Sagen 145
Mythus 145

Nabber 521
Nachbarschaft 179, 183, 245, 475, 476, 527
Nachgeburt 334
Nacht 108, 360, 383, 385; vgl. Mitternacht, -falter 368, -freien 413, -frost 288, 293, 517, -mahr 93, 341; vgl. Alp, -schaden 80, -schatten 80, 210, -viole 200, -vögel 97
Nachtigall 201, 202, 447
Nacktheit 91, 111, 112, 131, 360
Nackte Lehrsätze 216
Nadel 129, 130, 137, 381, 382, 499, 502, -öhr 341
Näfver 241, -schuhe 259
Nahrung 21, 216, 320
Nameless, the, 367

Napoleon 18, 66 f., 78, 302, 327
Narren 202, 447
Naſch 409
Näschen machen 213
Nätra 215
Nattmal 461, -waka 201
Naturalabgaben 182, -entlohnung 181
Natureinflüſſe 30, -geiſter 63, -liebe 40, -mythen 32, -ſage 145, 147, -ſinn 30, 63, -zuſammenhang 63
Natürliche Vorzeichen 99 ff., 345 ff.
Naufahrt 513
Nebel 367
Nebengebäude 248, 249
Neck 66, 84, 86, 116, 128, 129, 137, 336
Neckſtadt 217, 466
Neijumfer 445
Neocorus 137, 395
Nerthusdienſt 70 f., 330
Nervus 187
Neſſel 80, 144
Neſteln ſ. Knotenzauber
Neſtpuk 209, 461
Nestsidjariar 415
Netz 299, 345, 532 f.
Neugeborner ſ. Geburt
Neujahr 173, 340, 347, 348, 354, 358, 359, 361, 383, 385, 392, 395, 397, 398, 425, 426, 431
Neujahrsbock 425, -ſchießen 124, 371
Neunerlei Blumen 99, -Holz 123, 376, -Kraut 386, -Tee 387; vgl. Neunzahl
Neunir 336
Neuntöter 201, 444
Neunzahl 381
Neutaufe 355
Nev 416
Nibb 415
Nickel 425
Nidſtange 131, 133, 390
Niederfranken 42, -lande 33, -ſachſen 41, 322
Nikolaus 140
Nikur 336
Niß 337
Nixe 32, 128, 129, 333
Nodfyr 376; vgl. Notfeuer
None 461
Nonnenwörth 149
Noon 461
Norden 68, 69, 101, 329, 345, 361, 384
Norddeutſchland 154, -licht 352
Nornen 115, 364
Norſchütze 344
Notenbeer 476
Notfeuer 126, 373, 374, 376 ff., 395, -laken 491, -nachbar 416
Nötigen 124, 370
Nüchternheit 100, 108, 347, 359
Nücken 208, 459
Nucken 446
Nüll 415
Numen 134, 139, 343
Nurke 474
Nüſcherin 240, 469
Nußbaum 334
Nuſſeler 207, 457
Nütſche 469
Nymphea alba, lutea 199, 441, 443

Obergeſchoß 249, 250
Obſtbaum 334, -trocknen 290, 521
Ochſen 294, 509, -mut 212, -ſchädel ſ. Rinderſchädel, -wagen 282
Odaler 224
Odin 116, 121, 148, 400
Odinsjagd 344, -verlöbnis 116, 364
Ofen 486
Offertorium 327
Ohm 209, 461
Ohnmacht 93; vgl. Abkraft
Ohrenklingen 99, 346
Ohrlappen 499, -marken 296, 529
Ökelname 211, 464
Ökel 297
Oken 250, 481
Olaitag 368
Ölbaum 289
Ollendeel 181, 431

Olof Tryggveson 109, 150, 401
Oeltapperska 169
Omann 203
Onde, hin, 118
Onnerbalkissen 331
Opfer 83, 117, 126, 128, 130, 137 ff., 187, 395 ff., 408, 418, 436, -ablösung 139, 173, 396, -fest 67, -gang 68, 327 f., -richtung 69, 70, 329
Orakel 91, 106, 107, 139, 357, 358, 379, 387, -orte 108, 360, -spiele 163
Orchis maculata 387
Orgeln 203
Orient 258
Orkneyinsulaner 57
Orr 280
Orsgong 108
Ort 198, 439
Ortsgeister 129, 137, 148, -namen 195, 211 -neckerei 217
Örvar 184
Obscöne Worte (Zauberabwehr) 365
Öse 523
Ostelbien 43
Ostern 101, 135, 341, 349, 361, 385, 395, 400, 423, 430, 431, 484
Osterfeuer 329, 374, 395, -maenlüchten 374, -reiten 430
Österreicher 49
Ostfranken 47, -preußen 45
Otto 461
Outfield 286, 515
Ovätter 133

Paall 509
Paartanz 158
Packie 300
Paddstock 513
Padoggen 187, 436
Palen 485
Paltar 392
Pankratius 517
Pantoffel 214, 379
Päonie 252, 483
Papageienschießen 410
Papierfenster 251, -tapeten 253
Pappel 80
Papstspiel 163, 412
Paschen 164, 412
Passauer Kunst 113; vgl. Stichfestmachen
Paßgängerschritt 201, 446
Para 393
Parapetto 269
Paravariation 22, 320, 321
Pardel 201, 444
Pardick 327
Pareske 492
Parliesken 442
Parze 67
Pate 416
Patenbrief 381
Paternieselen 442
Pathos 196
Pätjen 522
Patsche 203, 448
Pech 379
Peel 501
Peerdesteffen 408
Pegeln 205, 452
Peitsche 214
Peitschenknallen 369, 370, 371, 372
Pell 417
Pelz 255, 264, 266, 268, 486, 497, -gewinnung 297, 531
πεντεσυριγγον ζυλον 187
Perchtl 338
περι ἐχον 320
Peristase, psychische, 24 ff., 321 ff., -somatische 20 ff., 320 ff.
Perrücke 267
Personenrecht 180, 431, -wagen 282
Pest 387
Petrifeuer 375, -Stuhlfeier 431
Pfaffenglaube 65
Pfahl 198, 441
Pfalz 149
Pfänderspiel 410
Pfarrritt 430
Pfeffer 420, -madli 420

Pfeifenkopf 190
Pfeil 427
Pfennighochzeit 418
Pferd 84, 102, 110, 132, 139, 280, 284, 293, 294, 351, 513, 526 f., 528, -dreck 93, -fuß 77, 78, 333, -geschirr 202, 446, 526, -harke 280, -kopf 124, 131, 133, 390, -kopfbrücken 133, 391, -orakel 106, 357, -tag 407
Pfingsten 162, 347, 361, 408, 410, 429, 430
Pfingstkönig 410, -rose 483
Pflanzen 130 ff., 199, 212, 216, 385 ff., 442 ff., -düngung 286, -wandschmuck 252, 483; vgl. Blumen, Neunerlei, die einzelnen Pflanzen
Pflockegge 510
Pflötz 481
Pflug 280, 294, 509
Pflügen 287, 516 f.
Pflugmarien 181, 287, 517, -schar 280, 490
Pfriemen 156
Phänotypus 320
Pharaospiel 164
Philister 189, 436
Phoca vitulina 299, 533
Piek 204, 449
Pietà 258
Pifang 517
Pilsenkraut 442
Pimplichkeit 205
Pissen 205
Pissetter 208, 460
Plaggen 199, 244, 277, 286, 442, 473, 516, 521
Plankenzaun 506
Plèitheag 508
Plempatsch 415
Pletschbohne 443
Pletzen 197, 439
Plôn 406
Pluderhosen 262
Plutzerl 202, 447
Poggenstohl 199, 219, 443
Pölk 293
Polnische Wirtschaft 323
Polnischer Tanz 158, 159
Polte 202, 447, 532
Pommerenk 204, 450
Pommern 44, 322
Port 223
Pörte 524
Portikus 250
Porzellan 256
Poschen 189, 268
Poseidonios 320
Postkutsche 282
Pottschen 407
Pottwurst 392
Pracher 406, -pitscher 437
Prager Studenten 159, 406
Prahm 284
Pranger 163, 436, -jungfern 415
Praten 206, 455
Predigt 366
Prellen (Riesen) 76
Preller 202
Premchen 437
Prenteln 414
Preußischer Wind 213
Pricken 238
Priester 142, 347, 348
Priesterin 143, 394
Prim 190, 437
Primitivhütten 241, 246, 470 f.
Primstaver 462
Primula veris 442
Privateigentum 180
Probenächte 164, 413
Prohn 198
Prokop 172, 422
Prömen 437
Protestantismus 34, 35, 65, 140, 322
Prövener 181
Provinzialismen 196, 198 ff., 441 ff.
Prozession 180, 259, 430
Prüden 197, 439
Prügelstrafe 187
Prüntjes 437
Przedanka 415

Pſychiſche Periſtaſe ſ. Periſtaſe
Pudel 77, 342
Puder 267, -quaſte 531
Puffbohne 443
Puk 66, 88, 89, 132, 337
Pulka 512
Pulsſtock 513
Pund 296, 529
Punſch 167
Pürl 520
Puſſeln 207, 457
Puter 201, 445
Putzenmummel 426
Puupoß 443
Puvagel 443
Pux 366
Pyrrhula vulgaris 201, 444
Pythia 143

Quackliquä 227, 232
Quad 204, 216, 217, 448
Quade Lü 365
Quäker 34
Quark 209, 462
Quarre 332
Quatſchen 206, 455
Quebbicht 198, 283, 441
Quellen Arndts 16
Quellenkult 82, 126, 128, 395; vgl. Waſſer
Quellſucher 131 ff., 386 f.
Quendel 199
Quern 292, 524 f.
Querſattel 293
Quickheit 205, 451, -ſtert 443
Quiele 441
Quienen 205, 451
Quirn ſ. Quern
Quitze 199, 443

Raatels 491
Rabe 77, 147, 333, 349
Rabenſtein 96, 111, 131, 362
Räderpflug 281
Raganos 394
Rah 214, 465
Rainfarre 387
Raith 299
Rakl 519
Rangeln 206, 454
Rankeln 409
Rapſamen 288
Rapſen 208, 459
Raſche 202, 447
Raſendach 243, 471, 472, 473, -ſattel 527, -wand 247, 470, 476, 477, -zaun 279, 507, -zelt 470
Raſſenbildung 21, 321
Ratſchen 491
Ratte 365
Rauch (-rauh) 197, 439
Rauch 284, 534, -abzugsvorrichtung 249, 479, 480, -fleiſch 256, 296, -haus 479, 480, -loch 241, 249, 470, 480, 482, -mantel 250
Rauke 520
Raumteilung 248
Raupen 390
Rautenfenſter 251, 297, 483
Recht 172, 178 ff., 209, 217, 422, 429 ff., 530
Rechtsform 277, -orakel 107, 358, -ſage 149, 187, 436, -ſitte 162, -ſymbole 183 ff., 432 ff., -träger 179
Rechts 393
Redensart 141, 212 ff., 464 ff.
Redner 125, 167, 168, 415
Reel 158, 224, 404, 467
Reff 214, 465
Reflir 424
Regen 101, 334, 347, -kappe 499, -lied 469, -ſchirm 263, 273
Reh 205
Reichtum 115, 364
Reideln 453
Reigen 78, 157, 169, 404, -lied 225
Reines Feuer 126, 374 f.
Reiſebeſchreibungen 19, 319, -verhältniſſe 250, 482, 512, -wagen 282
Reiſen Arndts 17
Reisholz 199, 442

Reiten 165, 260, 293, 414 f., 512; vgl. Wettreiten
Reitſpiele 161, 407
Reliquien 34, 65, 113 f., 363
Renntier 353, -fell 255, 470, 480
Renommiſten 261
Rernung 197, 438
Reſch 439
Reutlingen 217
Reuſe 299, 532
Reveller 210, 464
Reveniſch 197
Revüeſtück 156
Rhamnus cathartica 395
Ria 292, 524
Richtſtätte 69, 134, 392
Richtungsgilde 159
Rida skede 161
Riedel 514
Riege 524
Riegel 514
Rieſen 71, 76, 148, 332, 382, -ſtuhl 76, topf 76, 332, -werk 76
Riffling 492
Rind 294 f., 527 f.
Rindenbrot 293, 526, -dach 243, 472, -flechtwerk 256, -ſchuhe 492
Rinderſchädel 390, 481
Ring 433, -tauſch 371
Ringel 522, -tanz 157, 404
Ringen (kämpfen) 20, 206, 409
Ringen (läuten) 75, 207, 458
Rior 292, 524
Riſch 197, 439
Riſeln 453
Ritterdichtung 223, -orden 36, -peerd 444
Roade 518
Robeln 409
Rock 160, 263 f., 268, 494 f., 497
Röckel 522
Rocken 127
Rockerl 442
Roden 514
Roder 365
Roegstue 480
Rogateſonntag 430
Roggen 288, -brot 292, 525
Rogong 180
Rohr 471, -flechtwerk 470, -zaun 279
Rolandseck 149
Rollhafen 132
Romantik 302
Rommer 529
Ronceval 149
Rondar 157
Roode roede 183
Roſe 199, 383
Roſenmüllershöhle 150
Rosmarin 253
Roskolniken 117
Rote Farbe 177, 247, 394, 474, 478
Rotbart 150, -mützen 266, -wurſt 392
Rote Tracht (Zwerge) 331
Roter See 335
Rotebro 149
Roy d'église 437
Rübe 375
Rübezahls Bart 345
Rucke 522
Rückelreih 420
Rückerzaun 505
Rückgratsverkrümmung 341
Rückkunft 166, 416
Rückwärts 131, 360, 363, 379, 385
Rue 296, 529
Rügen 153, 323
Ruger Klaas 425
Ruheholz 514
Ruka 522
Rumprecker 425
Rundhütten 471, -ſchmauſen 51, 173, 323, -wandler 95
Rundling 276, 503
Runen 133, 390, -ſtab 255, -ſtein 225
Runrig 277, 504
Rupertus 136
Ruprecht 89, 175, 426
Rüſchenſleegen 512
Rüßling 529
Rute 72, 164, 363, 418

Rutenſtrafe 164, 182, 413
Rüten 514

Saalhund 299, 381, 533
Saat 159, 288, 330, 347
Sabarje, auf -ringen 409
Sabot 259
Sachgüter 15, 241 ff., 470 ff.
Sachs, Hans, 93, 192
Sachſen 29
Sack 214, 415, 465, -wiege 255, 487
Sade 522
Saden 520
Sadrach 366
Säerinnen 288
Safwa 293, 526
Sage 65, 145 ff., 400 f.
Sagenerzähler 28, -helden 150, -träger 146, 400
Sägeſpäne 243, 484
Saggina 286
Salz 126 ff., 296, 300, 301, 378 ff., 383, 467, -bläſer 379, -führen 403, -quellen 127, 378, -verſchütten 127, 378
Salvator 177
Samt 259, 492, 500
Sand 254, 484, -ſack 174, 175, -wringer 534
Sångledning 170
Sarchio 280
Sarg 347, 359, 386, 395
Saſparà 474
Satan 118
Säter 479
Sattel 293, 517, 526 f.
Saubohne 199, 443, -tag 138
Sauſe 487
Saxe 76
Scallag 476
Scarabaeus 200, 443
Scatholder 180
Schaats 447
Schackel 529
Schaf 349, -haut 492, -pelz 262, 263, 264, 494, -zucht 296
Schalen 256
Schalljagd 298, 531
Schampen 453
Schandſäule 187, -ſtein 186, 436
Schaplun 209, 462
Schar 299, 532, -baum 280, -dach 472
Scharfe Speiſen 164, 412
Scharfmetzen 202, 447
Schärpe 265
Scharrkatt 443
Schattenbäume 252
Schatz, vergrabener, 73, 76, 77, 95, 96, 97, 103, 109, 121, 127, 131, 135, 137, 142, 144, 148, 332, 333, 352, 355, 357, 360, 361, 362, 380, 385, 386, 395
Schaube 263
Schaweiten 453
Schdeſſl 500
Scheibenrad 511
Scheinbüblein 118
Scheitzaun 505
Schelf 521
Schellen 384, -behang 294, 527, 528, -ſchlitten 512
Schelpbiter 445
Schenken 418, 489; vgl. Hochzeitſchenkſitten, Weihnachtsgeſchenk
Schenkenamt 167
Schere 128, 130, 381, 382, 383, 385
Scherztag 432
Scheunendiele 159
Schichtkiken 356
Schickſal 99
Schieren 365
Schießen 124, 370
Schiff 284, 391, 513
Schiffsgeiſt 89, 339; vgl. Klabautermann
Schiffer 22, 24, 467, -tracht 496
Schildhebung 186, 435
Schilf 471, -dach 242, 472
Schillebold 444
Schimmelreiter 425, 466
Schindeldach 242, 243, 244, 246, 472
Schindern 453
Schinken 296

Schlaatje 437
Schlachten 70
Schlachtlied 225, -ſagen 149
Schlaf 423; vgl. Lagerſtatt, -bann 111, 361, 362, 382
Schlag 278, 504, -baum 279, 507
Schlagenteufel, Herr von, 75, 95, 97
Schlammſtreu 286, 516
Schlange 89, 389
Schlangenkönig 135, -ſtein 362
Schlarpen 205, 452
Schlau 518
Schleete 505, 506
Schleeverdach 476
Schleier 272, 501 f.
Schleife 280
Schleif'n 453
Schlenkertag 432
Schleſier 47
Schlieren 453
Schlingeljahre 164
Schlipfitzen 453
Schlit 529
Schlitten 255, 280, 282, 512
Schloh 522
Schloß 529
Schlüſſel ſ. Kreuzſchlüſſel, -loch 342, -ring 341
Schmargel 534
Schmaus 159, 371, 475
Schmerle 299, 534
Schmiedearbeit 72 f., 254
Schminken 273
Schmirkler 207
Schmollmädchen 415
Schmookfeuer 376
Schmuck 254, 261, 265, 266, 494, 495, 496
Schnaas 531
Schnaatgang 179, 429
Schnalle 262, 499
Schnappſack 256
Schnecke 102, 136
Schneeamme 202, -blümlein 200, -brett 284, 512, -pflug 283, -ſchuh 284
Schneidelade 280
Schneiderſchloß 149
Schneifel 211
Schneppeln 529
Schnupftabaksdoſe 255
Schnur 209, 461
Schnürſtiefel 260, 261
Schobben 518
Schober 249, 290, 519, 521, 522
Schodüwel 425
Schof 471, 518
Schöfel 447
Scholholz 475
Schomaker 445
Schony 137
Schoopiltie 188, 366
Schopfhaube 500
Schöppenſtedt 217, 466
Schornſtein 244, 250, 481, -fegerlied 227, 231, 468, -klappe 250, 480
Schornweberer 77, 200, 443
Schotenfrüchte 289, 520
Schottegge 510
Schöttel 340
Schottiſche Tänze 158, -Wagen 282
Schräg 203
Schrakkagerl 337
Schrättele 355
Schrejeken 206, 455
Schriftſprache 193
Schrittſchuh 202, 294, 447
Schrökel 529
Schrot 202, 523, -bau 244, 474
Schruthahn 201, 445
Schuftied 462
Schuh 120, 123, 134, 189, 214, 259 ff., 343, 369, 380, 382, 384, 393, 492 ff., -nägel 260, -werfen 108, 359
Schulanfang 490
Schulen gan 206, 454
Schulteknüppel 433
Schupilti 84
Schuppern 453
Schur 296
Schürze 265, 268, 497

Schußkelle 282, 511, -mal 298
Schuster 424, -tanz 157, 403, 404
Schütt 508
Schütte 518
Schützenfest 162, 410
Schutzheilige 82, -jagd 297, -waffe 120, -zauber 123 ff., 368 ff.
Schwaben 48, 153, -alter 215, 466
Schwalbe 132, 215, 388, -stein 362
Schwan 90, 101, 339
Schwanenjagd 298, 531
Schwangerschaft 99, 110, 123 f., 136, 348, 361, 369
Schwarten 506
Schwarzbrot 292
Schwarze Elfen 79, 334, -Tiere 77, -Zwerge 72, 331
Schwarzer Tod 83, 205
Schwate 289, 517
Schwatzkommissarien 436
Schweden 53 ff., 155, 324 f.
Schwedischer Tanz 159, 405
Schwefelgeruch 78, 333
Schweidbegang 429
Schweigen, kultisches, 82, 91, 92, 99, 108, 110, 111, 129, 131, 347, 359
Schwein 527
Schweineblase 372, -fleisch 422
Schwelle 130, 329, 346, 386
Schwenden 285 f., 514 f.
Schwenk 487
Schwere 39, -Not 119
Schwerlatten 472, -mut 223, 467
Schwertfechterspiel 156, 403, -tanz 156 f., 175, 224, 403, 467
Schwimmhaut 86, 337, 529, -kämpfe 162, 409
Schwindsucht 392
Schwingen 409
Schwul 197, 439
Screw 518
Scudler 175
Sech 280, 281, 509
Sechsfelderspstem 505
Seckelbier 405
Sedum telephium 387
See, in -stechen 68, 328
Seeäpfel 363, -fahrt 367, -geister 32, 33, -gras 471, 486, -hund 66, 86, 299, 335, 336, 533, -hundsdarm 482, -hundsfell 259, 492, -jungfrau 32, 85, -mannssprache 192, -sagen 147, -schlange 87, 337, -troll 87, -weg 283
Seegen 511
Seelbad 154, 402
Seelje 462
Sehrmann 203, 447
Seide 259, 266, 268, 269, 271, 492, 497, 498, 500, 501
Seideresle 442
Seidr 115, 120, 363
Selig 191
Senfbad 93
Senkelband 265, 493
Sennhüttengeister 80, 334
Sense 281, 381, 382, 384, 510
Servatius 517
Sêt 365
Setzling 289
Sexmän 179
Schaafen 481
Shakespeare 33
Shellycoat 84
Shelties 293, 526
Shetlandinsulaner 57, 325
Sichel 281, 381, 383, 510, 519, -lege 405
Sichten 292, 523
Sîd 511
Sieben Brüder 406
Siebenfelderspstem 505, -zahl 104, 353, 359
Siechling 518
Sieden 115, 363
Siedlung 275 ff., 503 f.
Siegesfeuer 126, -haube 99, 345, -trophäen 267
Siepen 441
Siele 202, 280, 446
Siezen 188
Sigd 510

Sigfriedsquelle 82
Signalgerät 257, 489 ff.
Sigurhuva 345
Silberzeug 256, 489
Similia similibus 132
Singerin 202, 447
Sinnigkeit 38
Sippendorf 276, -werk 476
Sirius 103, 352
Sittenentstehung 152
Skälljawt 531
Skandinavien 29
Skänkesven 167, 168
Skarbogar 284
Skea 161
Sked-gärder 505
Skene 482
Skeo 301, 535
Skid 284
Skirta 497
Sklaventracht 495
Skôbîtare 366
Skogsrå 86, 121, 129, 132
Skôhynn 366
Skorpion 144
Skrat 352
Skreppe 503
Slå ut 129
Slag 505
Slaven 43 f., 50, 125, 195, 258, 323; vgl. Wenden
Slaven (arbeiten) 207, 457
Slavismen 195, 341, 436, 438
Sleten 475
Slikendes Mânds 330
Slindern 453
Slup 202
Små fular 365
Snaatgang 179, 429
Snaatmanke 343
Snesa 289, 519 f.
Sniderspott 236, 468
Snirre 531
Söderelje 217
Söeorm 337
Sofnhaus 524
Soht 252, 483
Solangänse 298, 492, 529, 532
Somatische Einflüsse 36, 322, -Peristase 20 ff., 320 f.
Sommerspielen 403
Sondereigenarten 37, -entwicklung 258, 491
Sonne 67 ff., 327 ff.
Sonnenaufgang 69, 83, 92, 98, 108, 385, -gicht 198, 440, -lauf 171, -uhr 462
Sonntagskind 104, 354, -wendfeuer s. Johannisfeuer
Sortes vergilianae 357
Spacher 475
Spakrig 210, 463
Spalk 207, 457
Spange 268, 269
Spangenverschluß 260, 493
Spänna bälte 162
Spannseil 528
Sparteln 206, 454
Spaßhammel 212
Spaten 280
Spatium 275, 503
Specht 100, 101, 363
Speckbiter 445
Speichel 100, 134 f., 335, 348, 365, 367, 393
Speicher 248
Speiseopfer 88, 338
Speltenzaun 506
Sperber 202, -baum 295
Sperling 388
Spiegel 256
Spiel 160 ff., 340, 406 ff.; vgl. Kartenspiel
Spielen 417
Spieler 362
Spiell 480
Spielleute 27, 222, 412
Spielmannssohn 228, 468
Spille 209
Spilstecken 475
Spiltûn 506
Spinne 215
Spinnen 123, 353, 368, 369

Spinnrocken 123, 256, -ſtube 66, 79, 131, 425
Spint 522
Spleißer 300
Splint 293, 526
Spögubbe 190, 436
Spökenkiken 356
Sponde 198, 440
Sporen 261, 493
Sprechbezeichnungen 206, 454, -weiſe 195, 438
Sprenkel 298, 531
Sprichwort 141, 215 ff., 466
Sprichwörtliche Redensarten 212 ff., 464 ff.
Springſtock 284, 513, -wurzel 363
Stab 183, 434
Stäbenkönig 408
Stadt 34, 222, 490, -haus 242, 245, 247, 471, 472, 475, 479, -ſteine 186, 436, -ſtraßen 283, 512
Stafel 515
Staffansminne 407, -kannä 407, -skede 161
Stahl 129, 381, 382; vgl. Feuerſtahl
Stake 475
Stakenwerk 474
Stakerig 205, 451
Stallräp'n 475
Stammesneckerei 215, 217, 466, -ſonderung 267
Ständer 246
Standesperſon 18
Stangenreiter 525
Stangeln 206, 454
Starkoddur 150, 400
Staroſta 416
Stass 166
Stäupe 340
Stechpalme 424
Steiermärker Tanz 159
Steigbügelſtrümpfe 260
Stein 82, 137, 141, 142, 216, 384, 398, 399, 472, 478, 488, 526, 530, -bau 246, -damm 283, -gang 163, 410, -hütte 241, 298, 532, -mannli 513, -mauern 279, -regen 102, -ſagen 147, -ſtoßen 160, 406, -tragen 186, 436, -wall 279, 506, 507
Steine nachwerfen 214, 465
Steinerner Rock 141
Stelzen 512
Stempel 433
Sten Sture 149
Stentel 342
Stephan 407
Stephansbrot 408, -jagen 161, 407, -lied 407, -tag 391, 431
Steppken 118 f., 367
Sternſchnuppen 103, -ſingen 403
Sterze 281
Stichfeſtmachen 346, 384; vgl. Paſſauer Kunſt
Sticke-tapeter 484
Stickerei 265, 268, 271, 495, 496, 503
Stickſtacken 475
Stiefelmanſchetten 261
Stiege 518
Stift 437
Stippelawend 422
Stoanene mand'ln 513
Stöbken 367
Stock 518
Stock 519, -fiſch 173, 301, 422
Stog 520
Stöhr 519
Stöltenlucht 335
Stolzer Heinrich 93, 134, 341, 391
Stoppeln 286, 477, 515
Storch 89 f., 132, 339, 387 f.
Strandgut 477
Strang 516
Straßenmitte 98, -unfall 283
Straubig 204, 451
Strauchegge 510, -wilhelm 366, -zaun 506
Streichbrett 280
Streu 286, 516
Streuner 208, 460
Strikelbeer 406
Ströböhög 109

Strohbelag s. Fußboden, -dach 242, 471 f., -flechtzaun 506, -hut 266, 267, 270, 499, -kappe 175, -kreuz 424, -sack 488, -schutzdecke 288, -seil 139, 397, -spiel 369, -wisch 185, 434
Strömkarl 32, 78, 85, 158, 336
Strömkarlsslag 158
Strumpf 261 f., 492, 493 f.
Stube 250, 480
Stubet 414
Studenten 158, 189, 220, 267, 497
Stufenjahr 103, 353
Stuhl 255, 343, 488
Stuke 522
Stummel 202
Sturmweiden 95, 252, 483, -wind 343
Stutzbart 267
Succubus 342
Süden 101, 375
Südländer 154
Sülzmilch 296
Sunner Klaus 425
Sünnskind 444
Sup 155, 167, 168, 402
Suppe 296
Susanna 517
Symbolbäume 80
Sympathie 64
Syra 296
Swantevit 106, 357, -stein 343
Svea-rike 53
Svedjen 285 f., 514 f.
Svingubbe 279
Swaten 416
Swedenborger 34

Tabak 158, 190, 338, 437, 534
Tabaksscheune 241, 289
Tad 481
Tada 515
Täfelchen 433
Taffent 267, 269, 270
Tageszeit 209, 461
Tagewählerei 104, 353
Talemän 167, 415; vgl. Redner
Talhof 275, -schiff 285
Talkstein 256, 406
Tang 137, 472, 477, -düngung 286, 516, -zaun 278, 279, 505, 507
Tangie 84
Tannenbaum 125, 376, -drossel 201, -stäbe 424, -zaun 278
Tanz 73, 156 ff., 158, 159, 169, 178, 332, 347, 403 ff., 423, 428, 429, gelegenheit 159, -lied 223 ff., 404, 467 f.
Tarnkappe 74, 332, -mantel 88
Tasche 273, 495, 502
Taß 523
Tauben 110, 215, 297, -turm 297
Taufe 82, 154, 328, 348, 367, 378, 379, 384, 387, 416; vgl. Geburt, Gevatter
Tausendschön 199, 442
Tazzweige 484
Teek 204, 449
Teertonne 374, 375
Teg-glwyf 91
Telegga 282
Teller 256, 489
Temen 522
Tempel 63
Tenne 291, 524
Teppich 486, -behang 173, 253, 424
Termintag 431
Teßlen 530
Teufel 66, 69, 70, 77 f., 90, 112, 116, 118, 119, 121, 122, 123, 127, 130, 134, 135, 144 147, 217, 327, 328, 329, 330, 333, 352, 355, 360, 364, 366, 369, 382, 384, 393, 395
Teufelsbrücke 284, -dreck 110, 132, 297, 379, 387, -mauer 78, -speise 127, 380, -stein 410, -vertrag 134, 393, -werk 76, 78
Theklas Brunnen 83, 137, 335
Theoderich 225
Thor 148, -dagsbarn 104, -fängskirche 148, -stein 138
Thüringer 47
Thurst 197, 439

Thusnelda 211, 464
Tiefebene, nordweſtdeutſche, 33
Tier 200 ff., 212, 215, 443 ff., 464, -anruf 411, -bann 127, 380, -blut 133 f., 391 f., -geſtalt (Umwandler) 97, -opfer 137, -reim 239, 469, -ſteine 362 f.; vgl. die einzelnen Tiere
Tingweg 283
Tiöld 424
Tippat 502
Tiſch 255, 285, 487, -rückung 89, 339, -ſitten 155 f., 402 f.
Tjäder 86
Toake 490
Tod 75, 81, 115, 127, 128, 136, 141, 154, 170, 335, 347, 349, 351, 358, 359, 360, 364, 380, 382, 388, 485, 486, 491; vgl. Leiche, Tote
Todesprophetie 101, 349, -ſtrafe 187, 436
Tofall 340
Toggeli 342
Tollatſch 391 f.
Tolltraſt 201
Tollwurm 103, 352, -wut 102
Tomastag 431
Tömer 416
Tomtegubbe 87, 337
Tonge 529
Tonnenabſchlagen 161 f., 408 f.
Tönnies 211
Tonttu 337
Topp 214, 465
Torf 250, 293, 484, 488, 521, 526, 527, 535, -aſche 298, -bau 508, -dach 473, -haufen 522, -ſenſe 508, -ſtechen 330, -wand 477, -zaun 279, 507
Totenaufbahrung 170, 421, -dämon 94, 342, 399, 425, -gott 97, 343, -kleid 171, -laken 359, 491, -mahl 170, 421, -münze 382, -vogel 101 f., 349, 350 f.; vgl. Tod
Toter Mann 140 f., 398 f.
Tow 300
Towerſche 400
Traggeſtell 465, -kiſſen 285, 514, -ring 514
Trajan 150
Trankopfer 137
Trauerkleid 258, 491, -naht 258
Traufe 346
Traufführer 416
Traum 67, 73, 99 f., 347, 355, -geiſter 93, 341
Trauung 165, 328, 371; vgl. Hochzeit
Traßgruben 198, 441
Träſtock 280
Treckſchuiten 284, 513
Treiberklapper 490
Treibjagd 298, 531
Treieln 513
Trèisgar 508
Trente et quarante 164
Treör 184
Treppenſtrohdach 471
Treue 37, 52
Treueln 513
Trieb 152
Trietzblock 279, 507, 508
Triezen 208, 460
Triglaff 106, 357
Trinken 205, 329, 452; vgl. Trunkſucht
Trinkgerät 256, -horn 172, 422, -ſitten 167, 189, 418, -ſpruch 87, 155, 403
Triſten 519
Trockawa 487
Trockengerüſt 535, -ſcheune 290, 520
Troll 63, 66, 80, 118, 129, 135, 394
Tröllsmör 122
Trommelmuſik 332
Trommler 297
Troſa 217
Trunkſucht 154
Trusk wagnar 511
Trute 342, 400
Truthahn 201, 445
Trutzlied 225, 467
Trygor 284

Tuch (Trachtstoff) 262, 264, 266, 273, 494, 495, 499, 500; vgl. Kopftuch, Schleier
Tüder 91, 295, 528
Tuggbus 190
Tüll 415
Tun 286, 481, 515
Tünen 476
Tunnbröd 292, 293
Tür 52, 135, 241, 324, 360, 390, 394 f., 478, 489, -loch 241, 246, 470; vgl. Schwelle
Turbentrester 522
Tüschen 206, 455
Tuskar 508
Tussar 372
Tussilago farfara 442
Tustereldar 299
Tuteule 350
Twåskifte 278

Übergangszeit 110, 123
Überstiewt 529
Übertragung 90, 91, 94, 138, 357
Uchte 462
Udmarket 507
Uhuen 201
Ullermann 416
Ulmaria 484
Umdrehen (Stein) 96, 343
Umgangssprache 196, 210, 438
Umhåken 505
Umsehen (Verbot) 108, 129, 131
Umwandler 94
Umwandlung 82, 83, 92, 137, 359, 360, 396; vgl. Altar, Kultstättenumwandlung
Umwelt 20 ff., 146, 154, 192, 213, 216, 218, 320 ff.; vgl. Landschaft, Peristase
Umweltgötter 63
Unberopen 367
Undebygjare 331
Undeert 365
Undern 461
Unflat 366
Ungeborene Kinder 110, 361
Ungeheiet 208
Ungeloben 326
Ungeziefer 366
Ungrade Zahlen 103, 129
Unglück 340
Unholde 400
Unhür 342
Unmann 203
Unsichtbarmachen 387
Unstäde 335
Unterirdische s. Zwerge
Unterrock 499
Unverwesliche Leichen 97, 343
Upsittergelag 413
Upupa epops 200, 443
Urian 118
Urles 516
Ursula 114
Usnea 343
Uthey 515, -hus 249

Valand 366
Valder 508
Vampyr 346
Vandalen 434
Vangare 280
Vardar 512
Vårdkase 434
Variabilität 321
Vatefestur 336
Vebönd 130, 385
Veerrodenbarg 523
Vegetabilische Heilmittel 92 f.
Vegetationskult 70
Veilchen 199
Veitsfeuer 373
Velleda 143, 399
Veltin, Sankt, 340
Verbotzeichen 185, 434
Verbrecher 138
Verfitzen 207, 458
Vergadern 207, 458
Vergalstern 198, 440
Vergicht 340
Vergodendeel 405
Vergraben 91, 326, 340
Vergritzt sein 203, 448

Verheiratete s. Jungfrauentracht
Verinnerlichung 302
Verkehrsweg 24
Verklahmen 210, 462
Verklütterung 207
Verkowern 205, 451
Vermückern 199, 443
Verlehn 431
Verliden 209, 462
Verneigung 69
Verolmen 210, 463
Versehen 123 f., 369
Versunkene Städte 147, 356, 400; vgl. Vineta
Verwachsenheit 341
Verwandlung 72, 121 f., 134, 147, 367 f., 383, 393, 394
Verwelschung 302
Verzuffen 203, 448
Vestalin 127, 143
Vicia faba 199, 443
Vieh 117, 365, -krankheit 345, 377, -zucht 293 ff., 526 ff.
Vierfelderspstem 504
Vierk s. Hinrich Vierk
Vineta 108, 109, 147, 400
Vintarnôt 533
Virgil 291
Virginitätszeichen 171, 421
Viseck 157, 224, 467
Vitte 301, 535
Vogelbeerbaum 199, 443, -füttern 423, -prophetie 100, 349, -schießen 162, 410, -sup 100, 347, -wild 298, 531
Vogt von Sintzig 97
Volksart 15, 17, 20 ff., 319, 320 ff., -dichtung 15, 219 ff., 467 ff., -glaube 15, 62 ff., 326 ff., -kundliche Teilgebiete 15, -kunst 254, 256, 485, -lied 65, 220 ff., 467 ff., -reim 113, 161, 176, 407, 411, 413, 426, -seele 15, 20, 146, 191, 222, 241, 257, 318, 320, -sitte 15, 152 ff., 402 ff., -sprache 15, 191 ff., 438 ff., -tracht 257 ff., 491 ff., -tümliche Sachgüter 241 ff., 470 ff., -versammlung 176, 179
Volto santo 114
Völven 143
Vörbedrif 356
Vorbrand 356, 357
Vorlapp 529
Vörlât 356, 360
Vorratshaus 241, -kasten 291, 523, -tasche 273, 502
Vorreiter 166, 416
Vorspuken 356
Vortänzer 403
Vorzeichen 84, 91, 95, 97, 99 ff., 329, 336, 339, 345 ff., 388, -laken 108, 359, -schauer 104 ff., 354 ff.
Voß, Joh. Hinr., 16
Votivgaben 140
Vrajas 211, 464
Vullbuuksabend 422
Vulva 395

Waagstapler 487
Wachholder 295, 374, 470, 484, 485, -zaun 278, 279, 506, 507
Wachtfür 435, -turm 185, 434
Wadel 330
Waden 206, 453
Wadmel 338, 495
Wafeln 105, 356, 357
Waff 105
Wagen 282, 511, -korb 282, 511
Wählig 204, 449
Währ 529
Wake 299, 533
Wald 26, -geister 33, 98, -jungfrauen 32, 129, -mensch 144, -verehrung 63, 326, -weiber 143, 383, 393
Walfisch 395
Walken 186, 435
Wall 199, 441
Wallenstein 103
Wallsche Bön 443
Walmar 241, 258, 262, 264, 268, 494, 499

Walpurgisnacht 102, 109, 144, 335, 361, 372, 379, 384, 394, 400, -feuer 125, 372
Walrider 342, 345
Walter 475
Walze 281
Walzer 158
Wams 263, 265, 495
Wand 244 ff., 290, 470, 473 ff., -bank 486, 487, -bett 255, 486, -gemälde 247, 478, -schmuck 173, 247, 253, 424, 477, 484, -schnitzwerk 252, 483, -schutz 483, -täfelung 253, 483, 484
Wandertag 432
Wanderungen Arndts 17
Wanken 205, 453
Wanland 342
Wannen 330
Wärmôr 345
Warnagel 209
Warnungsfeuer 185, 434, -zeichen 185, 434, 490
Waschbalge 255
Waschen 117, 137, 384, 392, 396
Wäscher 300
Waseke 514
Wasenblümli 442
Wassender Mând 330
Wasser 82, 103, 118, 126, 134, -ausgießen 170, 421, -faß 475, -furche 287, -geist 128, 137, 142, 394, -hose 382, -kochen 488, -orakel 91, -pferd 84, 336, -schlange 89, -schöpfvorrichtung 252, -stier 84, -träger 25, -weg 284, 513; vgl. See
Waterkelpy 84
Watermöhm 336
Weassis 509
Webertanz 157, 403
Webstuhl 115, 364
Wechselbalg 66, 73, 127, 128, 332, 369, 372
Wede 522
Wederlag 52
Weg 283, 512, -weiser 512
Wegfahren 451, -schwemmen 91, -streichen 91
Wehmutterhäublein 345
Wehr 180, 276, 280, 430
Weiberknecht 204, -mütze 270 f.; vgl. Mütze, -wedel 204
Weichbrot 292
Weide 295, 385, 391
Weifeln 201, 446
Weifsteken 475
Weihe 382, 389
Weihgeschenk 140
Weihnacht 88, 90, 99, 104, 107, 108, 109, 111, 116, 123, 135, 137, 139, 156, 171 ff., 182, 212, 216, 223, 326, 329, 338, 339, 341, 354, 358, 359, 360, 361, 368, 372, 379, 383, 385, 395, 396, 400, 422 ff., 431, 526; vgl. Jul
Weihnachtsbaum 125, 376, -feuer 125, 375, -frühmesse 108, 125, 359, -gans 425, -garbe 397, -gebäck 173, 423, -gelübde 396, -geschenk 174, 425, -krone 173, 423 f., -kuchen 139, 396, -larven 174, 425, 426, -schmaus 172, 422, -speisen 173, 422, -tanz 423, -termin 171; vgl. Jul
Weihwasser 126, 180, 378, 380, 430
Wein 167, -bau 21, 288, 517, -berg 434, 504, -kauf 370
Weisel 201, 445
Weisen 153, 418
Weisheitshaube 345
Weiße Frau 94, 95, -Zwerge 72 f., 331
Weißer Sonntag 355
Weizen 288
Wellern 475
Welmerig Land 441
Welschhuhn 445
Welschling 332
Wenden 43 f., 61, 258, 325; vgl. Slaven
Werbung 164, 370, 413
Werwolf 75, 174, 383, 384

Weſen (der Naturgeiſter) 75, 83, 87, 337
Wesling 332
Weſte 265, 495
Weſten 101, 349
Weſterwald 154
Weſtfalen 153, -preußen 45
Wetten 185
Wetter 202, 217, -buſch 345, -fahne 248, -läuten 372, -leuchten 370, -machen 115, 363 f., -prophetie 101, 356, -ſchießen 372, -ſeite 477
Wettlaufen 161, -reiten 416
Wetzen 207
Whiſtſpiel 164
Wic 433
Wicker 356, -raue 386
Widderſchädel 390
Widder skins 68
Wiedehopf 200, 219, 443
Wiedertäufer 34
Wiege 128, 255, 359, 381, 394, 487
Wiegenkorb 487, -lied 411, 467, 469
Wienerhaube 500
Wieſel 118, 342, 349
Wiggele 350
Wiggeln 475
Wik 199, 441
Wikinger 434
Wilddieb 72, -falle 298, -grube 298, -katze 77, 134, -netz 72
Wilder Jäger 75, 97 f, 187, 343, 436
Wildes Korn 472, 510, 515, 524
Willkommentrunk 403
Will 201, 445
Willes Füer 376
Wimpel 248
Windeln 164, 412
Windneſt 345, -ſchutzhütte 241, -ſchutzlinden 483
Windsbraut 202, 447
Wintermaie 376, -ſpielen 403, -weg 283
Winktanz 403
Wip'n 434
Wippenzagel 443
Wippfür 435, -ſtert 200, 443
Wirbelwind 367, 382
Wirſe 518
Wirtſchaftsgebäude 248 f., 478 f., -ſyſtem 276
Wiske 521
Wiſſen, primitives, 64
Wochenſuppen 164, 412
Wöchnerin 370
Wöchnerinnentracht 499
Wocken 369, -brennen 373
Wodan 97, 138, 142, 343, 383, 399, 425
Wode 97, 343
Wódny muž 336
Wohngrube 241, 471
Wohnung (der Naturgeiſter) 71, 78, 79, 86, 87, 331, 336
Wohrte 275, 503
Wol 121, 298
Wolf 100, 102, 118, 212, 216, 349, 365
Wolle 261, 262, 264, 285, 493, 496, 497, 498, 501
Wöllerſpiele 475
Wollgarn 116, 364
Wolterken 337
Wölp 201, 445
Wone 533
Worfeln 291, 292, 523
Worfſchaufel 280, 523
Wort 198
Wörterbücher 19, 319
Wortgut 196, -zauber 115, 116, 117, 118 ff., 129, 135, 225, 365 ff., 468
Wraith 355
Wräuſchen 409
Wrede 211, 464
Wroiſchen 206
Wrökeln 409
Wröſſeln 409
Wuul 366
Wulſt (Tragring) 285, 514
Wunde 139, 386, 398
Wunderbücher 64, -horn 227
Wune 533
Wünſchelrute 130 f., 385 f., 395
Wunſchmühle 223, 467

Würfelorakel 139, -ſpiel 163, 412
Wurfſpiele 160
Wurſt 216, 256, -kochen 397, -ſchlitten 512
Wutte 443
Wuurt 275, 503
Wybrunnen 335
Wyk 199, 441

Zahlen 103, 129, 352
Zahlhochzeit 418
Zahnſchmerzen 136, 534
Zappa 280
Zatte 518
Zauberdegen 120, -kreis 68, -menſch 142 ff., 339 f., 342, -ort 110, -runen 342, -ſchutz 123 f., 368 f., -ſtab 183, -trank 110, 332, -trommel 255, -waffen 73, 120, 331, -zeit 102, 108 ff., 360 ff.
Zaun 133, 278 f., 505 f., -durchgang 279, -königlied 239, 469
Zäunen 476
Zeichendeuter 329
Zeidelbäume 297, 530
Zeigefinger 393
Zeiſelwagen 282, 511
Zeiſigſtein 362
Zeitrechnung 209, 297, 461, 482, -loſe 199, 442
Zelt 241, 446, 470
Zenobius 151
Zeugfetzen 137, 395, -tapeten 253
Ziefer 209, 462
Ziege 184, 432
Ziegenbock 342, 425, -käſe 296
Ziegel 242, 246, 471, 514, -ſcheune 241, 289
Ziehtermin 181, 431
Zigarren 190
Zimmer 198, 249, 290, 441, -berufe 34, -mann 160, -ſchmuck 174, 252, 424, 483, 525, -ſpiele 163, 412
Zindole 272
Zinnteller 256, 489
Zipfeltuch ſ. Kopftuch
Zmora 342
Zopf 258, 272 f., 502
Zugbank 255, -tierſchmuck 294
Zügel 294
Zuhäusl 431
Zuſammenkünfte, militäriſche, 227
Zweifelderſyſtem 278, 504
Zweigegge 510
Zweites Geſicht 104 f., 355 f.
Zwerg 71 ff., 109, 118, 130, 136, 329, 330 ff., 342, 355, 366, 372, 379, 381, 383, 394, -birke 199
Zwieſelbaum 341
Zwirn 261
Zwölften 124, 175, 212, 347, 354, 358, 359, 366, 368, 382, 389, 395, 397

Inhaltsübersicht

1. Teil.

Seite

Abkürzungen der benutzten Arndtschen Schriften. 11

1. Einleitung.

Die Volkskunde als Wissenschaft von der Volksseele 15 — Die Bedeutung ihrer Teilgebiete für die Erkenntnis der Volksseele 15 — Die Volkskunde als historische Wissenschaft 15 — E. M. Arndt als Spiegel der volkskundlichen Lebensformen seiner Zeit 15 — Seine Quellen: 1. Erlebnis 16 — 2. Wanderungen und Reisen 17 — 3. Historische Studien 18 — Die Begrenzung als germanischer Kulturkreis 19.

2. Die Volksart.

I. Die Volksart als relativ reinste Form der Volksseele 20

II. Faktoren zur Bildung der Volksart 20

A. Peristase 20

1. Allgemeiner Zusammenhang zwischen Mensch und Landschaft 20 — Die Bedeutung der Landschaft für die Rassenentstehung 21 — Die Einwirkung der Umwelt auf Einwanderer 21 — Die Einwirkung der Umwelt auf die Entwicklung der Kultur 22 — Somatische Einflüsse der Umwelt: 1. des Meeres 22 — 2. des Berglandes 23 — 3. der Ebene 23 — 4. Das Antlitz 23 — 5. Landschaft und Lebensdauer 23 — Psychische Einwirkung der Umwelt: 1. des Meeres 24 — 2. der Berge 25 — 3. Berg- und Seeland als Stätten der Heimatliebe 27 — 4. des starken Gedächtnisses für volkstümliche Überlieferungen 28 — 5. der Mannigfaltigkeit volkstümlicher Lebensformen 28 —6. Einwirkung der Ebene 28.

2. Der Mensch in seiner Abhängigkeit von der Landschaft in den germanischen Ländern 29 — in Skandinavien 1. Naturverbundenheit des Menschen 30 — 2. Empfindsamkeit Natureinflüssen gegenüber 30 — 3. Die Naturmythen als Erzeugnisse des Lichtes 32 — Glaube und Landschaft in Island 33 — bei Shakespeare 33 — in der nordwestdeutschen Tiefebene und den Niederlanden 30 — Die peristatische Bedingtheit des Protestantismus 34.

3. Einfluß der Lebenslage in den Städten und bei Zimmerberufen 35.

B. Historische Einflüsse 35

Seite

III. Die Volksart der germanischen Völker 36

Die Germanen 36 — Gesamtcharakter des deutschen Volkes 37 — Treue 37 — Familiensinn 37 — Bescheidenheit im Verkehr mit fremden Völkern 38 — Fernweh 38 — „Sinnigkeit und Endelichkeit" 38 — Seelische Schwere 39 — Mangel an plastischer Gestaltungskraft 39 — Mannigfaltigkeit der Abstufungen dieser Eigenschaften 40 — Die deutschen Einzelstämme 40 — Niedersachsen 41 — Friesen 41 — Niederfranken 42 — Holländer 42 — Ostelbier 43 — Pommern 44 — Brandenburger 45 — Ost- und Westpreußen 45 — Kurländer 45 — Livländer 45 — Mittelfranken 45 — Hessen 46 — Thüringer und Ostfranken 47 — Schlesier 47 — Böhmen 47 — Allemannen 48 — Schwaben 48 — Bayern 48 — Österreicher 49 — Volksartlicher Zusammenhang zwischen Norddeutschland und dem skandinavischen Norden 50 — Gastfreundschaft 50 — Treue 52 — Gesamtcharakter der Schweden 53 — Volksart der einzelnen Landschaften: 1. physisch 53 — 2. psychisch 55 — Volksart der Dänen 56 — der Orkneys- und Shetlandinsulaner 57 — Gesamtcharakter der Briten 57 — Volksart der einzelnen Landschaften 58 — Germanische Elemente in Frankreich 59 — Fremdvölker im germanischen Kulturkreis: 1. Finnen 59 — 2. Lappen 60 — 3. Wenden 61 — 4. Juden 61.

3. Der Volksglaube.

I. Einleitung 62

Die Einheit des germanischen Kulturkreises hinsichtlich des Volksglaubens 62 — Elementargedanken 62 — Umweltgötter der Germanen 63 — Die naturmythenerhaltende Wirkung der Landschaft 63 — Primitive Naturerkenntnisse 64 — Einwirkung des Christentums 64 — des Protestantismus auf den volkstümlichen Glauben 65 — Bekämpfung des Volksglaubens durch die Illuminaten 65 — Der Volksglaube im Norden 65 — Geschichtliche Persönlichkeiten in ihrer Abhängigkeit vom Volksglauben 66.

II. Die Geisterwelt 67

A. Naturgeister 67

1. Gestirnsgeister 67

a) Die Sonne 67 — Innehalten des Sonnenlaufs bei Kultstättenumwandlung 67 — Arbeitssitten 68 — Kartenspiel 69 — Norden als Reich des Bösen 69 — Links als die Seite des Teufels 70.

b) Der Mond 70 — bei den Germanen 70 — in der Jetztzeit 70.

c) Die Erde 70 — Nerthusdienst 70.

Seite

2. Erdgeister 71
a) Die Zwerge 71 — Herkunft 71 — Behausung 71 — Gestalt 72 — Farbe des Gewandes 72 — Schmiede 1. magischer Waffen 73 — 2. köstlichen Geschmeides 73 — Spiel und Tanz 73 — Verhältnis zu den Menschen 73 — Kinderraub 73 — Macht des Pfandes 74 — Wesen 75 — Tod 75 — Gesteinsgeister des Nordens 75.
b) Die Riesen 76 — Riesenwerke 76 — Überlistung durch den Menschen 76 — Der Riesenglaube im Norden 76.
c) Der Teufel 77 — als Schöpfung zumal des deutschen Volksglaubens 77 — Gestalt 77 — Teufelswerke: 1. auffallende Naturerscheinungen 78 — 2. unverstandene Menschenwerke 78 — Wohnsitz 78 — Schwefelgeruch 78.
3. Luftgeister 78
a) Die Elfen 78 — Der nächtliche Reigen 78 — Menschenraub 79 — Schwarzelfen 79.
b) Die Holden 79.
4. Baumgeister 79
Die Dryas 80 — Erinnerungs- und Geburtsbäume 80 — Zauberbäume 80 — Symbolbäume 80 — Waldgeister 80 — Aufhocker 81 — in Katzengestalt 81 — Irrlicht 81 — Tod durch Berühren von Bäumen 81.
5. Wassergeister 82
a) Quellenkult 82.
b) Personifizierte Wassergeister 83 — 1. männlich: Kelpy 84 — Shellycoat 84 — Schupilti 84 — Tangie 84 — Neck 84 — Strömkarl 85 — 2. weiblich: Seejungfrau 85 — Macht ihres Liedes und Leibes 85 — Menschenraub 86 — Wohnung 86 — Skogsrå 86 — eheliche Gemeinschaft der Wassergeister mit den Menschen 86 — Seeschlange 87.
6. Hausgeister 87
a) Skandinavien 87 — Tomtegubbe 87 — Wohnung 87 — Wesen 87.
b) Shetland 88 — Brownie 88 — Geister der Höhlen und Ruinen 88.
c) Schottland 88 — Klangeist 88.
d) Deutschland 88 — Schlangengestalt 89 — Tischrücken 89 — Schiffsgeister 89.
7. Tiergeister 89
Storch 89 — Kuh 90 — Biene 90 — Aal 90.

B. Menschengeister 90
1. Krankheitsdämonen 90
a) Wesen der Krankheit 90.
b) Mechanische Heilmittel 91 — Vergraben 91 — Weg-

Seite

schwemmen 91 — Abstreifen: 1. auf die Erde 91 — 2. auf Bäume 91 — Analogieheilzauber 92.

c) Vegetabilische und animalische Heilmittel 92 — Pflanzen 93 — Ekelerregende Stoffe 93.

d) Hausmittel 93.

2. Traumgeister 93

Bildung festgestalteter Halluzinationen bei Reizung derselben Organe 93 — Alp 93 — Gestalt 94 — Übertragung des Alps 94.

3. Totendämonen 94

Umwandler 94 — in Erbhäusern 94 — Hangen am irdischen Besitz 95 — Ermordete 96 — Mörder 96 — Vorzeichengebung 97 — Tiergestalt 97 — Unverwesliche Leichen von Heiligen 97 — Der wilde Jäger 97.

III. Mantik 98

A. Natürliche Vorzeichen 99

1. Am Menschen: Wünsche der Schwangeren 99 — Eihaut 99 — Kluge Kinder 99 — Ehezüge 99 — Ohrenklingen 99 — Traum 99.

2. Angang: Altes Weib 100 — Tiere 100.

3. Prophetie der Vögel: Germanen 100 — Kuckuck als Liebesprophet 100 — als Todesprophet 101 — als Prophet für andere Ereignisse 101 — Prophetie anderer Vögel 101 — Todesvogel 101

4. Prophetie der Vierfüßler: Hund 102 — Pferd 102 — Mäuse 102 — Auftreten widernatürlicher Erscheinungen im Tierreich 102 —zu Zauberzeiten 102.

5. Prophetie von Gegenständen: Jullicht 102.

6. Erdoberfläche: Erdbeben 102 — Brandung des Baa 102 — Blutregen 102 — Bergan fließendes Wasser 103.

6. Seltene Naturereignisse: Kometen 103.

7. Astrologie: Bedeutung im Mittelalter 103 — Medizin 103.

8. Sternschnuppen 103.

9. Zahlenmystik 103.

10. Lebensjahre: 1. glückliche 103 — 2. unglückliche (Stufenjahre) 104.

11. Tagewählerei: 1. für Lebensfeste 104 — 2. für tägliche Geschäfte 104.

12. Vorzeichenschau durch besonders beanlagte Personen: 1. Sonntagskind 104 — 2. Deuteroskopen 104 — Landschaftliche Bedingtheit 104 — Wafeln 105 — Das zweite Gesicht in Rügen 105 — auf den Häbuden 105 — in Wales 105 — in Schottland 105 — in Schweden 106 — Karls XI. Gesicht 106.

B. Künstliche Vorzeichen 106

1. Eingeweideschau 106.

Seite

2. Losorakel 106.
3. Orakel durch Pferde: 1. Germanen 106 — 2. Slaven 106 — 3. Jetztzeit 106.
4. Buchorakel 106.
5. Rechtsorakel: 1. Bahrrecht 107 — 2. Erbschlüssel 107.
6. Liebesorakel: Mond 107 — „Abschneiden des Geigerkopfs" 107 — Julstroh 107 — Letzte Garbe 107.
7. Andere Ereignisse: Bleigießen 108 — Pantoffelwerfen 108 — Rückkehr von der Weihnachtsfrühmesse 108 — Jahrsgang 108 — Johannisnacht 108.

IV. Magie 108

A. Vorbedingungen 108

1. Zauberzeiten: Nacht 108 — Jahresfeste: Julfest 109 — Walpurgisnacht 109 — Johannisnacht 109 — Allerseelen 109 — Lebensfeste 110.
2. Zauberorte 110.
3. Zauberdinge: Hexensalbe 110 — „Düwelsdreck" 110 — Liebeszaubertrank 110 — Diebsdaumen 110 — Rabenstein 111 — Freikugel 112 — Reliquien 113.

B. Der Zauber 114

1. Schadenzauber: Analogiezauber: Seidr 115 — Wettermachen 115 — Töten 115 — Erwerb von Reichtümern 115 — Knüpfen und Nesteln 116 — Zauberübertragung durch geliehene Gegenstände 116 — Festmachen 117 — Böser Blick 117 — Wortzauber: Euphemismen 118 — Fluch 119 — Besprechen 120 — Verbindung von Wort- und Handlungszauber 120 — Durch Wortzauber magisch gemachte Gegenstände 120 — Das Wort als Prohibitivzauber 121 — Verwandlungsfähigkeit 121 — Überwindung räumlicher Entfernungen 122 — Geisterbeschwören 122.
2. Abwehrzauber: Zauberschutz: Festtage 123 — Schwangerschaft 123 — andere Vorkommnisse 124 — Lärm: Hochzeit 124 — Neujahr 124 — Feuer: geweihte Kerzen 125 — Hochzeit 125 — Tod 125 — Jahresfeste 125 — Notfeuer 126 — Wasser 126 — Salz: Altertum 126 — Mittelalter und Neuzeit 127 — Metall: Geburt 128 — Opfer an die Wassergeister 128 — als Mittel zum Bannen der Landgeister 129 — Heilzauber 129 — Erbmetall 130 — Pflanzen: Hasel 130 — Umhaselung der Dingstatt 130 — Zauberrute 130 — Johannisblumen 132 — Tiere: Storch 132 — Schwalbe 132 — Lerche 132 — Elster 132 — Pferd 133 — Blut: Volksmedizin 133 — Hexenblut 134 — Blut als Mittel zur Entzauberung 134 — Unterschriften mit Blut 134 — Speichel: gegen Geister und deren Schädigung

Seite

134 — gegen Wortzauber 135 — Kreuz: gegen den Teufel 135 — die Hexen 135 — Kreis 136 — Geweihte Dinge 136.

3. Opfer: Kleine Gaben 137 — Trankopfer 137 — Tieropfer 137 — Menschenopfer 138 — Opferablösung 139 — Magische Kraft des Julstrohs 139 — des Julbrotes 139 — des Jullichtes 139 — Almosen 139 — Votivgaben 140 — Der Tote Mann 140.

C. Die zaubernden Personen 142

1. Männlich: Die Hexenmeister als Nachfahren der germanischen Priester 142 — Schinder 143.

2. Weiblich: Die germanischen Seherinnen 143 — Die Hexen als deren Nachfahren 143 — Blocksbergfahrt 143 — Teufelsbuhlschaft 144 — Zauberei der Hexen 144 — Hexenverfolgungen 145.

V. Die Sage 145

A. Allgemeines 145

Die Sage als vorliterarische Historik 145 — Die Empfindsamkeit der Sage 146 — Die Frau als Trägerin der Sage 146

B. Natursagen 147

1. Steine 147.
2. Bodengestaltungen 147.
3. Seen 147.
4. Versunkene Städte 147.

C. Schatzsagen 147

D. Geschichtssagen 147

1. Kirchen 148.
2. Burgen 149.
3. Schlachtfelder 149.
4. Rechtssitten 149.

E. Sagenhafte geschichtliche Gestalten 150

F. Legenden 150

4. Die Volkssitte.

I. Einleitung 152

Trieb, Gewohnheit und Sitte 152 — Die Sitte als Gemeinschaftsform 152 — Abstufungen 153 — Entlegene Gegenden und konservative Stämme als Erhalter der Sitte 153.

II. Geselligkeitssitten 154

A. Abhängigkeit von Klima und Landschaft 154.

B. Tischsitten: Eßsitten 154 — Trinksitten 155.

C. Tanz: Schwerttanz 156 — Charaktertänze 157 — Paartanz 158 — Der Tanz als Seelenverkörperung 158 — Volkliche Eigenart des Tanzes 159 — Tanzgelegenheiten 159.

D. Spiel: Wurfspiel 160 — Laufspiel 161 — Kampfspiel 162 — Pfänderspiel 162 — Der Kirchhof als Spielplatz 163 — Zimmerspiel 163.

Seite

III. Sitten der Lebensfeste 164
A. Geburt 164.
B. Hochzeit: Werbung 164 — Termin 165 — Vorbereitungen 165 — Hochzeitszug 165 — Trauung 165 — Heimfahrt 166 — Ankunft vor dem Brauthause 166 — Schmaus 166 — Platz des Brautpaars 166 — Kosten 166 — Gerichte 166 — Trinksitten 167 — Schenkenamt 167 — Redner 167 — Gebesitten: an das Brautpaar 167 — das Brautpaar unter sich 168 — an die Gäste 169 — Gaben für Hilfskräfte und Arme 169 — Tanz 169 — Haubung 169 — Bettleite 169 — Festdauer 170.
C. Tod: Begräbnis 170 — Grabschmuck 170.

IV. Sitten der Jahresfeste 171
A. Martinstag 171.
B. Weihnacht: Ursprung 171 — Einwirkung des Christentums 172 — Schmaus 172 — Weihnachtsspeisen 173 — Zimmerschmuck 173 — Julklapp 174 — Weihnachtslarven 174 — Festdauer 175.
C. Maifest 176.
D. Johannisfest: Maibaum 177 — Festfreuden 178.

V. Rechtssitten 178
A. Recht und Sitte 178 — Die Gemeinschaft als Träger der richterlichen Gewalt 179.
B. Besitzrecht: Grenzbegehung 179 — Wehrhaftigkeit des Besitzes 180 — Ausbildung des Privateigentums 180.
C. Personenrecht: Avunculat 180 — Blutrache 180 — Altenteil 181 — Kündigungs- und Ziehtermine 181 — Entlohnung der Dienstboten 181 — Leibeigenschaft 181.
D. Rechtssymbole: Stab 183 — Strohwisch 185 — Licht 185 — Blauer Stein 185 — Symbolische Übertragung der Führergewalt 186.
E. Strafen: Ehrenstrafen: Schandstein 186 — Schandsäule 187 — Leibesstrafen: Ganten 187 — Soldatengeißelung 187 — Padoggen 187 — Lebensstrafen: Germanen 187 — Baumfrevel 187 — im alten Norden 187 — bei den heidnischen Liven 187 — im Mittelalter 188.

VI. Kunstsitten 188
A. Sitten in Arndts Elternhaus 188.
B. Studentensitten 189.
C. Kirchliche Sitten 189.
D. Sinkende Gesellschaftssitten 190.

5. Volkssprache und Volksdichtung.

I. Einleitung 191
Die Sprache als Einkörperung der Volksseele 191 — Die Sprache als reproduzierte Neuschöpfung 191 — Neubildungen 191 — Die

Seite

Sprache als nationale Grenze 192 — Sprache und Umwelt 192 — Die Mundarten 193 — Die Sprache in Grenzgebieten 194 — Historische fremdsprachliche Einwirkungen 195 — Ihr Einfluß auf den Wortschatz 195 — Differenzierung der Sprache in kleinen Einheiten 195 — Affekt und Pathos 196 — Das Hochdeutsche in Arndts Vaterhaus 196.

II. Der Wortschatz 196

A. Archaismen 197.

B. Provinzialismen: Bodenbezeichnungen 198 — Pflanzen 199 — Blumensymbolik 199 — Tiere 200 — Witterungserscheinungen 202 — Dingbezeichnungen 202 — Charaktereigenschaften 203 — Körperliche Eigenschaften 204 — Krankheiten 205 — Natürliche Verrichtungen 205 — Essen und Trinken 205 — Körperliche Bewegung 205 — Sprechen 206 — Tätigkeiten 207 — Berufe 208 — Verwandtschaft 209 — Maß 209 — Tageszeit 209 — Recht 209 — Andere Vulgärausdrücke 209 — Volkstümliche Bedeutungsunterschiebung 210 — Lautwandel 210 — Fremdwörter 210 — Ortsnamen 211 — Eigennamen 211.

III. Die sprichwörtlichen Redensarten 212

Tierreich 212 — Pflanzenreich 212 — Umwelt 213 — Körperteile 213 — Funktionen des Körpers 213 — Dingliche Metaphern 213 — Tätigkeiten 214 — Historische Begebenheiten 214 — Stammesneckerei 215.

IV. Das Sprichwort 215

A. Metaphorisch: Tierreich 215 — Pflanzenreich 216 — Mensch 216 — Dinge 216.

B. Nackte Lehrsätze: Erfahrungsweisheit 216 — Ethische Tendenz 217 — Teufel 217 — Gott 217 — Stadt- und Stammesneckerei 217 — Sprachlicher Humor 218 — Apologetische Sprichwörter 219.

V. Die Volksdichtung 219

A. Die Deutschen als Volk der Musik 219 — Das Volkslied 220 — Beziehungen zwischen dem weltlichen und kirchlichen Lied des Mittelalters 220 — Spielleute 222 — Das Volkslied als Spiegel der Volksseele 222.

B. Tanzlied: Historische Lieder 224 — Trutzlieder 225 — Kinderreigenlied 225.

C. Heldenlied: Barditus 225 — Historische Volkslieder 225 — Balladen 227.

D. Des Knaben Wunderhorn 227.

E. Von Arndt gesammelte Volkslieder: Der Spielmannssohn 228 — Die drei Königstöchter 228 — Jägerlied 230 — Schornsteinfeger 231 — Quackliquä 232 — De bedragene Jumfer 232

Seite

— Hänschen in Schottsteen 233 — De Hochtid 234 — De Burjung up Reisen 234 — Plattdütscher Sniderspott 236 — Lügenlied 237 — Märchenliedchen 238 — Tierreime 239

6. Die volkstümlichen Sachgüter.

I. Einleitung: Sachgüter und Volksseele 241

II. Das Haus 241

A. Entwicklungsgeschichtliche Entstehung 241.

B. Das Dach: Strohdach 242 — Schindeldach 243 — Erddach 243.

C. Die Wand: Holzwand 244 — im Norden 244 — Steiermark 244 — Feuergefährlichkeit 245 — Flechtwand 245 — Steinwand 246 — Wandschmuck 247.

D. Die innere Raumteilung des Hauses: Einheitshaus 248 — Gehöft 248 — Feuerstelle 249 — Einraum 249 — Einzelzimmer 249 — Obergeschoß 250.

E. Fenster 250.

F. Pflanzenschmuck 252.

G. Zimmerschmuck: Holz 252 — Tapeten 253 — Fußbodenschmuck 253.

H. Hausrat: Der Bauer sein eigener Handwerker 254 — Lagerstatt 255 — Wiege 255 — Tisch 255 — Bank 255 — Stuhl 255 — Spiegel 256 — Küchengerät 256 — Kannbretter 256 — Eßvorräte 256 — Spinnrocken 256 — Klöpfelkissen 257 — Musikinstrumente 257 — Signalgerät 257.

III. Die Volkstracht 257

A. Die Volkstracht als Verkörperung der Volksseele: Farbenwahl 257 — Trachtdifferenzierungen 258.

B. Beiden Geschlechtern gemeinsame Trachtstücke:

1. Fußbekleidung: Barfußgehen 259 — Stoff: Fellschuhe 259 — Bastschuhe 259 — Näfverschuhe 259 — Holzschuhe 259 — Form 260 — Verschluß 260 — Schuh und Stiefel im Süden 260 — im Norden 261 —Gesellschaft 261.

2. Strumpf: Form 261 — Stoff 261 — Schmuck 261.

C. Die männliche Tracht:

1. Beinkleider: Schnitt 262 — Stoff 262 — Farbe 262.

2. Kittel 262.

3. Rock: Schnitt 263 — Stoff 264 — Schmuckgebung 264.

4. Wams 265.

5. Sonstige Trachtstücke: Schürze 265 — Schärpe 265 — Hosenträger 265 — Hemd 265 — Halstuch 265.

6. Kopfbedeckung: Hut 265 — Mütze 266 — Stoff 266 — Grundfarbe 266 — Verzierungen 266.

7. Haar- und Barttracht 267.

Seite

D. Für beide Geschlechter gemeinsame Tracht der Germanen 267.

E. Die weibliche Tracht:
1. Rock: Schnitt 268 — Stoff 268.
2. Schürze 268.
3. Hemdendigungen 268 — Halstuch 269.
4. Mieder 269 — Leibchen 269.
5. Kopfbedeckung: Hut 270 — Haube 270 — Kopftuch 271 — Schleier 272.
6. Haartracht 272.

F. Sonstige, beiden Geschlechtern gemeinsame Trachtstücke: Tasche 273 — Eßbesteck 273 — Handschuhe 273 — Muff 273 — Gehstock 273 — Regenschirm 273.

IV. Der Ackerbau 274

A. Entstehung der agrarischen Wirtschaft 274.

B. Siedlung: Geistesart 275 — Landschaft 275.

C. Wirtschaftssystem: Germanen 276 — Gemenglage 277 — Fruchtwechselfolge 278.

D. Zaun: Totes Holz: Legezaun 278 — Flechtzaun 278 — Lebendes Holz 279 — Steinmauern 279 — Erdwälle 279 — Schlagbäume 279.

E. Ackergerät: Hacke 280 — Pflug 280 — Egge 281 — Sichel und Sense 281 — Dreschgerät: Flegel 281 — Übertreiben von Vieh 281 — Dreschwagen 282.

F. Verkehrsmittel: Erntewagen 282 — Personenwagen 282 — Schlitten 282 — Wege 283 — Brücken 284 — Springstock 284 — Prahme 284 — Von Pferden gezogene Schiffe 284 — Beförderung von Lasten durch den Menschen 285.

G. Düngung: Brandwirtschaft 285 — Viehexkremente 268 — Erde und Schlamm 286 — Stickstoffhaltige Pflanzen 286.

H. Art zu pflügen: schmale Beete 287 — breite Beete 287.

J. Feldfrüchte 287.

K. Ernte: Mähen 289 — Schwate 289 — Hocke 289 — Trockengeräte 289 — Feimen 290 — Laden 291 — Dreschen 291 — Worfeln 292 — Darren 292 — Mahlen 292.

L. Brot: Material 292 — Form 292 — Rindenbrot 293.

V. Die Viehzucht 293

A. Pferd 293.

B. Weidevieh 294.

C. Federvieh 296.

D. Bienen 297.

VI. Die Jagd 297

A. Vierfüßler 297.

B. Vogelwild 298.

Seite

VII. Der Fischfang 299
A. Binnen- und Flachseefangarten 299.
B. Hochseefischerei 300.

7. Schluß.

Die Bedeutung der volkskundlichen Lebensformen der Zeit Arndts für unsere Tage 302

2. Teil.

Literaturverzeichnis 307
1. Einleitung 318
2. Volksart 320
3. Volksglauben 326
4. Volkssitte 402
5. Volkssprache und Volksdichtung 438
6. Volkstümliche Sachgüter 470

Sachweiser 537
Inhaltsübersicht 579